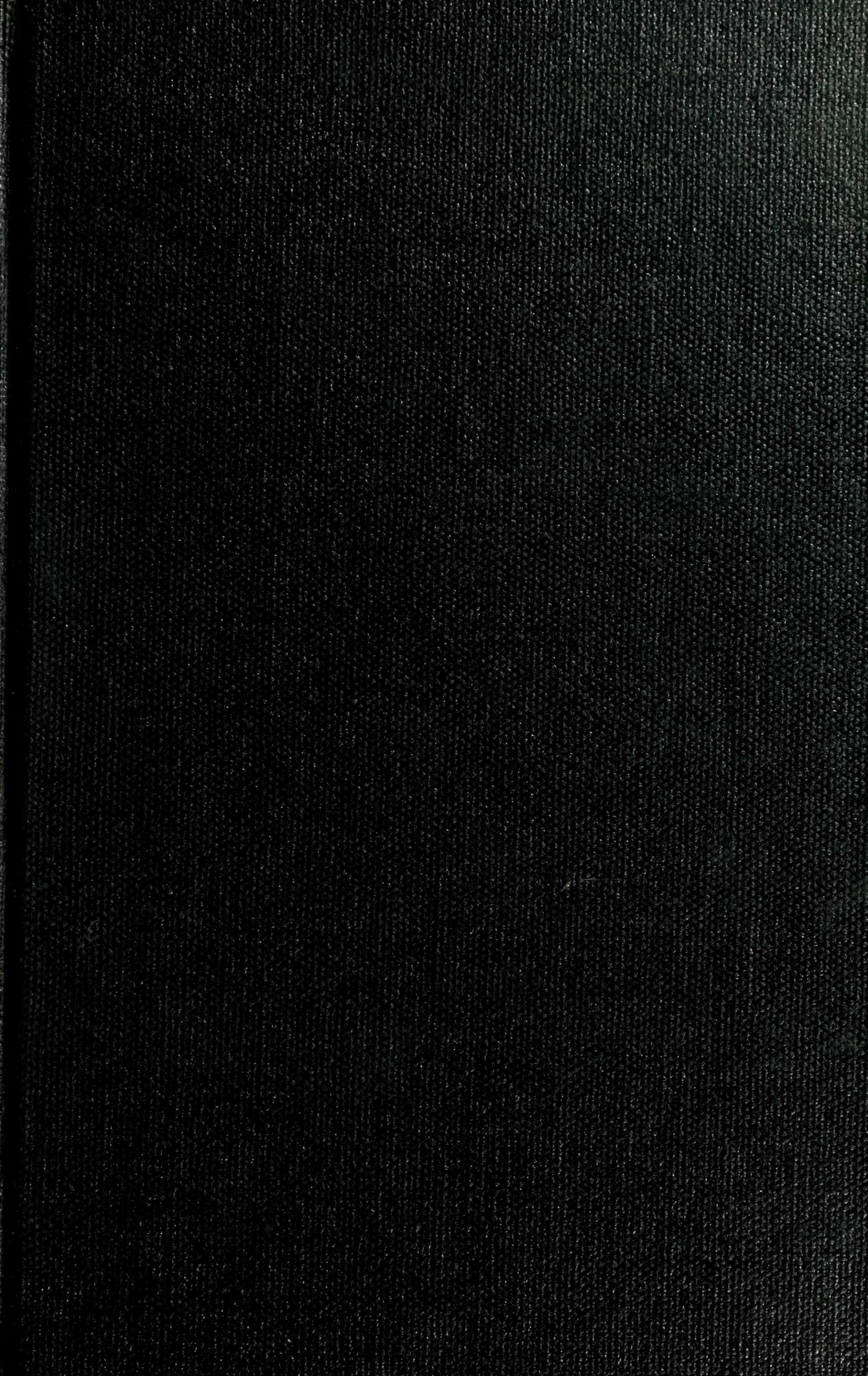
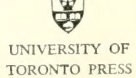












JAHRESBERICHT



über

die Fortschritte der classischen

Alterthumswissenschaft

herausgegeben

von

Conrad Bursian,

ord. öffentl. Prof. der claffifchen Philologie an der Univ. München.

Erster Jahrgang.

1873.

BERLIN 1875.

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

Inhalts-Verzeichniss.

II.

Vorwort.

Plan und Zweck des wissenschaftlichen Unternehmens, welches wir mit dem vorliegenden ersten Hefte eröffnen, sind in dem vom Redacteur und vom Verleger gemeinsam festgestellten Prospectus bereits in ihren Grundzügen bezeichnet worden. Der von Jahr zu Jahr sich erweiternde Umfang des Gebiets der classischen Alterthums-Wissenschaft macht es dem einzelnen Arbeiter auf demselben immer schwieriger, alles, was von seinen Mitarbeitern geleistet wird, zu überschauen und die Resultate der Arbeiten derselben für die Strecke, die er sich speciell zur Bearbeitung gewählt hat, zu verwerthen; und doch ist eine solche Verwerthung, eine fortwährende Umschau auf die mehr oder weniger rüstige Thätigkeit, welche auf allen Strecken des weiten Arbeitsfeldes herrscht, durchaus nothwendig, wenn die Bearbeitung auch der kleinsten Strecke zu wahrhaft erspriesslichen Resultaten, zu einem sicheren und bleibenden Gewinn für die Wissenschaft überhaupt führen soll. Diese Umschau allen unseren Mitforschern durch eine gedrängte, aber möglichst vollständige Uebersicht des Gewinns, welcher den verschiedenen Disciplinen unserer Wissenschaft aus den im Zeitraume je eines Jahres veröffentlichten schriftstellerischen Arbeiten erwachsen ist, zu erleichtern, ist die Aufgabe, welche unsere Zeitschrift sich stellt, eine Aufgabe, zu deren Lösung sich mit dem unterzeichneten Redacteur eine Anzahl Männer vereinigt haben, von denen jeder die Disciplin, beziehendlich die Abtheilung einer Disciplin, für welche er die Berichterstattung übernommen hat, in selbständiger Forschung bearbeitet und durch eigene Arbeiten gefördert hat. Dass eine solche Berichterstattung nicht möglich ist, ohne eine eingehende Kritik der dem Berichterstatter vorliegenden Arbeiten, welche die Spreu darin von dem Weizen zu sondern hat, ist selbstverständlich; aber diese Thätigkeit ist nicht der Endzweck, sondern nur die Vorbedingung unserer Arbeit. Dafür, dass diese Kritik eine rein sachliche, durch keine persönlichen Rücksichten irgend welcher Art beeinflusste sein wird, leistet der unterzeichnete Redacteur Bürgschaft.

Was den Umfang und die Eintheilung des Gebietes anbelangt, welches unser Jahresbericht umfassen wird, so ist es unser Plan, dass derselbe sich auf alle zur Wissenschaft vom classischen Alterthum gehörigen Disciplinen erstrecken soll. An die Spitze derselben stellen wir als einleitende Disciplin die Geschichte der classischen Alterthums-Wissenschaft nebst der Methodologie und Systematik derselben. Zu dem materiellen Theile unserer Wissenschaft, um diesen Ausdruck Böckh's zu gebrauchen, rechnen wir sodann die Ortskunde (Geographie und Topographie) der Länder der alten Cultur, die wissenschaftliche d. h. historische Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache, die Mythologie nebst der Darstellung der religiösen Anschauungen und des Cultus der Griechen und der Römer, die politische Geschichte, die Staats- und Rechts-Alterthümer und die Privat-Alterthümer, die Litteraturgeschichte und die Lehre von der Rhythmik, Metrik und Musik der beiden classischen Völker, endlich die sogenannte Kunst-Archäologie d. h. die Geschichte der griechisch-römischen Kunst und des Kunsthandwerkes, sowie die Denkmälerkunde. Zwar nicht als selbständige Disciplinen, aber als Zweige unserer Wissenschaft, die aus praktischen Gründen eine besondere Behandlung bedürfen, betrachten wir die griechische und römische Epigraphik und die antike Numismatik. Ausserdem wird der Jahresbericht über die Fortschritte in der Kritik und Exegese sämmtlicher griechischer und römischer Schriftsteller, mit Ausnahme der Kirchenväter und der Rechtsquellen, theils einzeln, theils gruppenweise referiren.

Es ist der Wunsch der Redaction, die einzelnen Beric möglichst in systematischer Reihenfolge zu veröffentlichen; d wird dies wenigstens für den ersten Jahrgang der Zeitschrift nic streng durchzuführen, vielmehr die Reihenfolge der Berichte ei mehr zufällige, durch die frühere oder spätere Einlieferung de selben von Seiten der Mitarbeiter bedingte sein — ein Uebelstand der hoffentlich vom zweiten Jahrgange an verschwinden wird.

Doch — der Worte sind genug gewechselt, höre ich d Leser ausrufen, lasst uns auch endlich Thaten sehen! *Ἀρχὴ ἥμι παντός*, sagen die Griechen, also frisch ans Werk! Quod fel faustum fortunatumque sit!

München, den 22. Mai 1874.

Die Redaction des Jahresbericht
Prof. Dr. C. Bursian.

Bericht über die im Jahre 1873 veröffentlichten auf die Geschichte der classischen Alterthums-Wissenschaft bezüglichen Arbeiten.

Von

Prof. Dr. C. **Bursian.**

Eine eingehende und vollständige Darstellung der Geschichte der classischen Philologie vom Alterthum bis zur Gegenwart ist eine Aufgabe, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Ehe sie in würdiger und befriedigender Weise gelöst werden kann, sind noch zahlreiche Vorarbeiten nöthig, die nicht wohl von einem Manne, sondern nur durch die gemeinsame Thätigkeit vieler Arbeiter ausgeführt werden können. Solcher Vorarbeiten hat das Jahr 1873 eine nicht geringe Anzahl, darunter manche sehr dankenswerthe gebracht. Ehe wir aber an die Berichterstattung über diese gehen, müssen wir des Versuches einer kurzen Uebersicht über das ganze Gebiet gedenken, der freilich, da er weder eine wirklich neue Arbeit ist, noch Resultate eigener Forschungen enthält, nur mit wenigen Worten zu berühren ist. Wir meinen das Schriftchen des am 13. April 1874 verstorbenen Gymnasialrectors und Universitätsprofessors zu Tübingen Dr. Carl Hirzel, Grundzüge zu einer Geschichte der classischen Philologie, 2. Auflage, Tübingen, Verlag der C. Fr. Fues'schen Sortiments-Buchhandlung (46 S., 8.), ein fast gar nicht veränderter, nur mit einigen kurzen Zusätzen (meist Citaten; nur S. 38 ist zu den in den in der früheren Ausgabe S. 34 genannten neueren holländischen Philologen Cobet hinzugefügt und S. 45 bei der Erwähnung der Frage über die Entstehung und Composition der homerischen Gedichte neben Wolf noch Lachmann genannt) versehener Wiederabdruck der Abhandlung, welche unter gleichem Titel im Jahre 1862 in einem Programm der Universität Tübingen (Verzeichniss der Doctoren,

welche die philosophische Facultät der königlich württembergischen Eberhard-Karls-Universität in Tübingen im Decanatsjahre 1861 bis 1862 ernannt hat) veröffentlicht worden ist.

Die Geschichte der philologischen Studien im Alterthum, für welche, abgesehen von kleineren Arbeiten, K. Lehrs' musterhafte Untersuchung über die Pindarscholien zu erwähnen sein würde [1]), schliessen wir von dieser unserer Berichterstattung aus, weil dieselbe in den Berichten über griechische und römische Litteraturgeschichte, beziehendlich über die Kritik und Exegese der einzelnen Schriftsteller, berücksichtigt werden wird.

Für die Geschichte der classischen Studien, speciell der Schicksale der Werke der antiken Schriftsteller, im Mittelalter sind die Cataloge der Handschriften grösserer Bibliotheken eine wichtige Fundgrube. Aus dem Jahre 1873 liegen uns zwei derartige Arbeiten vor [2]), nämlich:

»Tabulae codicum manuscriptorum praeter graecos et orientales in bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum edidit academia Caesarea Vindobonensis. Vol. VI. cod. 9001—11500. Vindobonae,« Preis 3 Thlr. 15 Sgr.,

und

»Catalogus codicum latinorum bibliothecae regiae Monacensis. Secundum Andreae Schmelleri indices composuerunt Carolus Halm, Georgius Thomas, Gulielmus Meyer. Tomi I. pars III. Codices num. 5251 — 8100 complectens. Monachi 1873. (251 S. gr. 8.)« Preis 1 Thlr. 10 Sgr.;

---

[1]) K. Lehrs, Die Pindarscholien. Eine kritische Untersuchung zur philologischen Quellenkunde. Leipzig 1873.

[2]) Die Arbeit von Joh. Kelle über die classischen Handschriften der Prager Bibliotheken (»Die klassischen Handschriften bis herauf zum 14. Jahrhundert in Prager Bibliotheken verzeichnet. I. 1) Universitätsbibliothek; 2) Bibliothek des Metropolitankapitels von St. Veit; 3) Fürstenbergische Bibliothek. Prag 1872, aus den Abhandlungen der k. Böhm. Ges. d. Wissensch. VI. Folge, V. Band; vgl. die Inhaltsübersicht im Litterarischen Centralblatt 1874, No. 10, S. 305 f.) liegt, da sie die Jahreszahl 1872 trägt, jenseits der Gränzen unseres Berichts; die neuesten Abtheilungen der Handschriftencataloge von Paris, Venedig und München werden, als im Jahre 1874 erschienen, im nächsten Jahresbericht zu behandeln sein.

auch unter dem Titel:

»Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae regiae Monacensis. Tomi III. pars III. Codices latinos continens«.[1])

Die Abtheilung des Handschriftencatalogs der kaiserlichen Bibliothek zu Wien enthält, abgesehen von einigen ganz jungen Abschriften einiger Werke der römischen Litteratur und von lateinischen Uebersetzungen griechischer Werke, keine Handschriften classischer Schriftsteller, dagegen verzeichnet sie eine grosse Anzahl von Schriften und Briefen gelehrter Männer besonders des 16. Jahrhunderts, welche für Forschungen über die Gelehrten-Geschichte ein sehr reichhaltiges Material darbieten, auf dessen Verwerthung wir freilich hier nicht eintreten können.

In der betreffenden Abtheilung der lateinischen Handschriften der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München finden wir, abgesehen von einigen kleineren Gruppen, die Handschriften aus folgenden Bibliotheken verzeichnet: aus Chiemsee (n. 5251—5479), aus dem Kloster Diessen (n. 5501—5697), aus Ebersberg (n. 5801 bis 6059), aus Freisingen (n. 6201—6832), aus dem Kloster Fürstenfeld (n. 6901—7147), aus dem Kloster Fürstenzell (n. 7201 bis 7256), aus dem regulirten Augustiner Chorherrenstift zu Gars (n. 7306—7338), aus dem Kloster Indersdorf (n. 7401—7847), aus dem Cisterzienserkloster Kaisheim (n. 7901—8073), endlich aus dem Franziskanerkloster zu Kelheim (n. 8078 – 8094). Aus dem mit jener Sorgfalt und Genauigkeit, wie sie bei einer unter Halms Leitung ausgeführten Arbeit selbstverständlich ist, angefertigten Verzeichnisse heben wir folgende ältere Handschriften [illegible]ischer Schriftsteller heraus:

Cod. 6292 (Frising. 92) saec. X | XI, der bekannte Miscellancodex, welcher unter anderem ein »Florilegium poeticum« (f. 91—143), Excerpte aus Persius, Juvenalis, Lucanus, Claudianus, Tibullus (vgl. E. Protzen, De excerptis Tibullianis, Greifswald 1869, p. 3 ss.), Martialis und Horatius, ferner die Sentenzen des Publilius Syrus (vgl. E. Wölfflin, Publilii Syri sententiae, p. 18; einige kleine Nachträge zu Wölfflins Collation giebt

---

[1]) Auch die nächste Abtheilung dieses Catalogs (Tomi II. pars I. Codices num. 8101—10930 complectens) ist bereits erschienen, bleibt aber, da sie die Jahreszahl 1874 trägt, unserem nächsten Jahresberichte vorbehalten.

A. Spengel, Publili Syri sententiae, Berlin 1874, p. 3) und die von E. Wölfflin unter dem Namen des Caecilius Balbus herausgegebene prosaische Sentenzensammlung (vgl. E. Wölfflin, Caecilii Balbi de nugis philosophorum quae supersunt p. 17 ss.), endlich fol. 162 ein alphabetisches Verzeichniss der lateinischen Ausdrücke für Laute und Töne, welche von Thieren, Menschen und unbelebten Dingen hervorgebracht werden enthält, das mit dem in Aldhelms Schrift, »de re grammatica et metrica«, von A. Mai, Auctor. class. V, p. 569 s., herausgegebenen, von A. Reifferscheid, C. Suetoni Tranquilli praeter Caesarum libros reliquiae, p. 248 s., wiederholten genau übereinstimmt.[1])

Cod. n. 6396 (Frising. 196) saec. X: Statius Thebais mit dem Commentar des Lactantius.

Cod. n. 6400 (Frising. 200) saec. X und n. 6405 (Frising. 205) saec. XI, beide Cicero's Bücher de inuentione enthaltend.

Cod. n. 6403 (Frising. 203) saec. X extr.: die Rhetorica ad Herennium.

Cod. n. 6369 (Frising. 169) saec. XI: auf Macrobius' »commentum in Scipionis somnium« folgt f. 60: »Ciceronis somnium Scipionis«; zu diesem Theile des Codex bemerkt der Catalog: »Liber bonae notae in editione Turicensi curanda propterea adhiberi non poterat, quod in indicibus Schmellerianis libelli qui in hoc codice inde a fol. 60 insunt non descripti sunt«. Es fällt also einem künftigen Herausgeber der Libri de republica die Aufgabe zu, diese Handschrift für die Kritik des Somnium Scipionis zu verwerthen.

---

[1]) Dasselbe Verzeichniss findet sich auch, etwas verkürzt, in dem im Jahre 1852 von mir verglichenen cod. Paris. lat. n. 8069 saec. XI. Ich benutze diese Gelegenheit die irgend wie bemerkenswerthen Abweichungen der codd. Monac. u. Paris. von dem Mai'schen Abdruck (bei Reifferscheid) anzuführen: uel bambizant — uel trinnuunt (trinniunt *P*) — uel pipiant — arietes crissitant — cygni dessitant *M* (om. *P*) — uel grotolant *M* (uel cocclant *P*) — corui crocciunt — capri mittiunt *M* (mictiunt *P*) — baubant — canis uenatica nictit — equi hinniunt uel gurgulant — gallinae cacinnant *M* (cracinnunt *P*) — graculi grintiunt — hirundines trissitant — milui iungiunt *M* — zinzilant — drindant *M* (drindrant *P*) — runcitant — paui papulant *M* — pulli perpitant *M* (perpipant *P*) — chaurriunt *M* (chausriunt *P*) — pardi peliunt — sibilant — clangunt.

Cod. n. 6392 (Frising. 192) saec. XI enthält »L. Annei Flori Epitoma de Tito Liuio« mit zwei grösseren Lücken (es fehlen lib. I. c. 27 p. 46, 3 ed. O. Iahn bis c. 33 und lib. II c. 6—11), sodann von fol. 50—55 unter dem Titel »Lucii Annei Flori epithoma de Tito Liuio« die Periochae des Livius, aber leider nur von lib. I bis VII. Der Catalog characterisirt diesen Theil der Handschrift als »codex a vulgaribus multum discrepans«.

Cod. n. 6437 (Frising. 237) saec. IX: zwei von Herrn Bauassistent Karl Ziegler in Regensburg in dem Einbande eines Werkes von A. Dürer entdeckte Blätter von der Handschrift, aus welcher I. Micyllus im Jahre 1535 die Fabeln des Hyginus herausgegeben hat: s. K. Halm in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und histor. Classe der k. bayer. Akademie der Wiss. 1870, S. 317 ff.; Hygini fabulae ed. M. Schmidt, Jena 1872, p. XLVII s.

Cod. n. 6368 (Frising. 168) saec. X: »Flauii Vegeti Renati uiri inl. comitis epithoma rei militaris libri numero IIII« (benutzt von C. Lang für die Teubnersche Ausgabe des Vegetius, Leipzig 1869).

Cod. n. 6281 (Frising. 81) saec. X verschiedene Schriften römischer Grammatiker enthaltend. Wir setzen die Beschreibung dieses Codex aus dem Catalog vollständig hierher:

F. 1 Regula Aureli Augustini de nomine. Cf. Grammat. lat. ed. Keil V, 496.

f. 27 Expositum Sergii de VIII partibus orationis; cf. ibid. IV, 486. — f. 52 De litera. f. 62 De interiectione.

f. 63 Prisciani grammatici institutio de nomine et pronomine et verbo: cf. Grammat. lat. ed. K. III, 443.

f. 72 Servii Honoratii de finalibus litteris, cf. Grammat. lat. IV, 449.

f. 79 Sergi commentarium de litteris; ibid. IV, 475.

f. 81 Commentarium Maximiani (al. Maximi) Victorini de ratione metrorum, cf. ibid. VI, 216. — f. 87 v Particula de figuris dicendi.

f. 88 Metrorii liber de finalibus litteris uel syllabis. Est idem libellus qui nomine Maximi Victorini inscriptus est in Analectis grammat. Vindobonensibus p. 455 s.

f. 91 Ars Foci (al. Phocae) grammatici de nomine et verbo; cf. Gr. lat. V, 529. — f. 108 Declinationes nominum. Inc. Iustia nomen appellatiuum etc.

f. 114 Ars Asperi de partibus orationis. Cf. quae monuit Keilius ad Gr. lat. V, 529 de hac arte inedita, sed admodum sterili.

Endlich erwähnen wir noch eine Anzahl ältere Codices, welche verschiedene Schriften des Anicius Manlius Severinus Boetius enthalten, um sie einem künftigen Herausgeber der Werke dieses Schriftstellers zur Beachtung zu empfehlen: es sind dies die Codd. n. 6366 (saec. XI et X), 6367 (saec. XI), 6370 (saec. X), 6371 (saec. X), 6372 (saec. X | XI), 6373 (saec. X et XI), 6374 (saec. IX) und 6403 (saec. X extr.).

»Beiträge zur Geschichte der classischen Studien im Mittelalter« hat der Verfasser dieses Jahresberichts veröffentlicht in den Sitzungsberichten der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften, philos.-philol. Classe, 1873, S. 457—518 (nebst Berichtigungen dazu S. 597). Der erste der unter diesem Titel vereinigten Aufsätze giebt eine Analyse der von A. Mai (Classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum t. VII, p. 475—548) herausgegebenen »Ars domni Bonifacii archiepiscopi et martyris«, d. i. eines von Winfried-Bonifacius wahrscheinlich noch während seiner Thätigkeit als Lehrer im Kloster Nhutscelle zu Schulzwecken verfassten Compendiums der lateinischen Grammatik: als Grundlage desselben ergiebt sich das zweite Buch der Ars Grammatica des Donatus (Grammatici latini ed. Keil IV, p. 372 ss.), dessen einzelne Abschnitte vom Verfasser des Compendiums theils verkürzt, theils durch aus anderen grammatischen Schriften, besonders aus Charisius Instit. grammat. II und Diomedes Art. grammat. I, entlehnte Zusätze erweitert worden sind. Der zweite Aufsatz behandelt das von J. Grimm und Andreas Schmeller in den »Lateinischen Gedichten des X u. XI. Jahrhunderts« (S. 243—285) unter dem Titel »Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam« herausgegebene Gedicht eines lothringischen Mönches (aus dem Kloster Toul: Grimms Vermuthung, dass der Klostername des Verfassers Malchus gewesen sei, wird S. 460, Anm. 2 zurückgewiesen) als einen interessanten Beleg für den Eifer, mit welchem im 10. Jahrhundert in den Klöstern, insbesondere Lothringens, die Gedichte des Horatius, und zwar die Sermones und Epistulae mit Einschluss der Ars poetica weit mehr als die Oden und Epoden, gelesen wurden. Ungefähr den achten Theil nämlich des ganzen Gedichts bilden horazische Verse oder Versbruchstücke, welche

theils ganz unverändert, theils mit leichten Veränderungen aufgenommen sind. Diese von J. Grimm nur zum Theil erkannten, von O. Keller und A. Holder im zweiten Bande ihrer Ausgabe des Horatius unter den »Testimonia« aufgeführten horazischen Reminiscenzen werden in unserem Aufsatze nach der Reihenfolge der Verse des mittelalterlichen Gedichts nachgewiesen. Den Gegenstand des dritten, umfangreichsten Aufsatzes bildet ein ganzer Cyclus von Dichtungen, welche ein Mönch des Klosters Tegernsee, Metellus mit Namen, zu Ehren des Märtyrers Quirinus, des Schutzheiligen dieses Klosters, verfasst hat. Dieser Cyclus zerfällt in zwei grössere Gruppen: die »Odae Quirinales«, welche in lyrischen Versmaassen die Schicksale des heiligen Quirinus von seiner Geburt bis zu seinem Märtyrertode, die Uebertragung seines Leichnams nach Bayern und zahlreiche von diesem Zeitpunkt an bis zu den Zeiten des Dichters selbst hinab bewirkte Wunder behandeln, und die »Bucolica Quirinalia«, welche in dem beliebten Versmaasse des Mittelalters, sogenannten leoninischen Hexametern, von einigen in den Zeiten des Dichters selbst durch den Leichnam des heiligen Quirinus am Rindvieh bewirkten Wundern berichten. Die erstere Gruppe schliesst sich zunächst in Hinsicht des Versmaasses und zum Theil auch der Worte und Phrasen aufs Engste an die Oden und Epoden des Horatius an; die zweite Gruppe zeigt ein ähnliches Anlehnen an die Eklogen des Vergilius. Ausserdem zeigen die Odae Quirinales noch eine grosse Anzahl anderer Versmaasse, deren Kenntniss der Dichter theils aus den Dichtungen des Prudentius und den in des Boetius Schrift »Philosophiae consolationis libri V« eingefügten Poesien, theils aus metrischen Handbüchern, wie dem Centrimetrum des Servius oder aus des Lupus de metris Boeti libellus (s. Boetii Philosophiae consolationis libri V rec. Peiper p. XXV ss.) geschöpft zu haben scheint. Dies wird in unserem Aufsatz im Einzelnen nachgewiesen, ausserdem die Frage nach der Abfassungszeit der Gedichte des Metellus, nach den Quellen, aus denen er schöpfte und nach dem Verhältnisse seiner Dichtungen zu anderen Behandlungen desselben Stoffes erörtert; endlich werden eine Reihe Stellen der Gedichte, welche in dem Drucke bei H. Canisius Antiquae lectionis tomus I. Appendix p. 35 ss. (wiederholt in I. Basnage's Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum t. III, p. II, p. 113 ss.) lückenhaft oder verderbt sind, aus dem cod. Monacensis lat.

19487 (Teg. 1487) saec. XV ergänzt und verbessert. Das Ergebniss dieser litterar-historischen Untersuchung, das wir nur kurz berühren können, geht dahin, dass Metellus seine Dichtungen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verfasst und den Stoff dazu nur zum kleineren Theile aus älteren schriftlichen Aufzeichnungen, zum grössern Theile aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft hat, endlich dass der Verfasser einer von Theodor Mayer im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Bd. III herausgegebenen »Passio S. martyris Quirini«, welchen der Herausgeber Wernher von Tegernsee nennt, die Dichtungen des Metellus benutzt hat, nicht umgekehrt.

Von nicht geringem Interesse für die Kenntniss der gelehrten Studien im neunten Jahrhundert ist der in den Jahren 850 bis 855 verfasste Brief des Mönches Ermenrich von Ellwangen (später, von 864—875, Bischofs von Passau) an Grimold, Abt der Klöster Weissenburg und St. Gallen und Erzkanzler Ludwig des Deutschen, welchen Ernst Dümmler, nachdem er ihn schon in seiner Schrift »St. Gallische Denkmale aus der karolingischen Zeit«, Zürich 1859 (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. XII, Heft 6) im Auszuge mitgetheilt hatte, in einem Programm der Universität Halle[1]) vollständig aus dem St. Galler Codex 265 saec. X veröffentlicht hat. Der Brief, den man fast als eine Art Encyclopädie der Wissenschaften und Künste jener Zeit bezeichnen könnte, enthält besonders ausführliche Erörterungen über Grammatik (Formenlehre) und Prosodie (p. 8 ss.), die zum grössten Theile aus Priscian, zum kleineren Theile aus anderen spätrömischen Grammatikern geschöpft sind. Aus Priscian stammt auch der grösste Theil der classischen Citate, mit welchen dieser Abschnitt geschmückt ist; doch bleiben auch abgesehen von diesen aus zweiter Hand stammenden Citaten noch ziemlich viele übrig, welche der Verfasser des Briefes aus eigener Lectüre der

---

[1]) Der vollständige Titel dieses Programms lautet so: »Academiae Fridericianae Halensis cum Vitebergensi consociatae rector Augustus Anschütz cum senatu nomina civium suorum qui in certamine litterario in diem XXII Martis a. MDCCCLXXIII solennium regis augustissimi nataliciorum causa indicto praemia reportaverunt renuntiat novasque simul quaestiones in annum sequentem propositas promulgat. Praemissa est Ermenrici Elwangensis epistola ad Grimoldum abbatem ex codice S. Galli edita ab Ernesto Duemmler. Halis 1873. 46 S. gr. 4.

römischen Classiker geschöpft hat und die es uns ermöglichen, den Umfang seiner Belesenheit zu constatiren. Da finden wir, abgesehen von der lateinischen Bibel und den christlichen Dichtern Prudentius, Juvencus und Arator, natürlich Vergilius[1]) mit seinem Erklärer Servius, und Ovidius, aber auch Lucretius (de rer. nat. I, 150—156 citirt p. 20 mit der auch in unseren codd. sich findenden falschen Stellung des Verses »et quo quaeque modo fiunt [statt fiant] opera sine diuum« nach v. 154), »Homerus in Iliade« (p. 10) d. i. der Homerus latinus des sogenannten Pindarus Thebanus (V. 7 der hier theilweise übereinstimmend mit der Erfurter Handschrift lautet: »Pertulerunt ex quo discordia pectora turmas«) und das »epitaphium filii Catonis Censorini« (p. 10), d. i. das Gedicht Anthol. lat. n. 683 ed. Riese, welches in den Handschriften bald als »epitaphium filii Catonis«, bald als »epitaphium Vitalis mimi« betitelt ist (V. 1 s. die hier lauten: »Quid tibi, mors, faciam, quae nulli parcere nosti. Nescis laetitiam, nescis amare iocum«) citirt. In dem den Schluss des ganzen Opusculum bildenden Gedichte zu Ehren des heiligen Gallus (»Epigramma unde supra« p. 44 s.) sind eine Anzahl Verse mit ganz geringen Veränderungen aus der Mosella des Ausonius entnommen[2]); eine weit grössere Zahl in demselben Gedichte sind aus der metrischen Uebersetzung der Periegesis des Dionysios durch Priscianus entlehnt[3]) — eine naive Verwerthung fremden Eigenthums, die im

---

[1]) Auf diesen ist auch, was Dümmler, der sonst die Beziehungen auf ältere Schriftwerke sorgfältig angiebt, übersehen hat, der p. 8 vorkommende Ausdruck »l y c i s c a« für »Hund« zurückzuführen; vgl. Vergil. ecl. III, 18.

[2]) Die schon von Dümmler notirten Entlehnungen aus der Mosella sind folgende: V. 61 = Auson. Mos. 418; v. 63 = Mos. 420; v. 64 s. = Mos. 434 s.; v. 66 und 67 = Mos. 437 und 436; v. 75—77 = Mos. 201—203; v. 78—84 = Mos. 223—229. Ausserdem enthält auch ein früheres Gedicht (p. 37, v. 51 s.) eine Reminiscenz an die Mosella v. 396 s.

[3]) Aus Priscian's Periegesis stammen — was Dümmler auffälliger Weise ganz übersehen hat — folgende Verse: V. 7—9 — Prisc. v. 339—341; V. 10 bis 31 (mit Ausnahme des V. 17) = Prisc. 279—281 und 285—302; V. 32 bis 35 = Prisc. 312—315. Aus Priscian sind folgende Corruptelen im St. Galler Codex zu emendiren: V. 12 liest c a r a e für c l a r e; V. 19 l. P e u c e n statt S e u c e n; v. 26 l. D r o m o n T a u r i statt D r o m o n t a u r i; v. 30 l. H i p p e m o l g i statt H i p p o m e l a g i. Ein Gewinn für den Text des Priscian ergiebt sich dagegen aus dem St. Galler Codex nicht, da die Abweichungen desselben ausser offenbaren Fehlern und der Einschiebung eines Verses, der auch im

ganzen Mittelalter sehr häufig, ohne das Jemand daran Anstoss nahm, geübt wurde. Von Prosaikern werden Plinius (p. 31: »Inde et Plinius Secundus dicit leonem cum parda et pardam cum leone misceri«: dieses von Dümmler übersehene Citat bezieht sich auf nat. hist. VIII, 16, 42 s.), verschiedene Grammatiker, Boetius und Fulgentius theils citirt, theils ausgeschrieben.

Für die Geschichte der lateinischen Aussprache und Orthographie sind folgende Stellen des Briefes von Interesse:

p. 13 unten: »Qua propter sciendum, quod inde mos excreuit, dum commutatio di litterae tantum in grecis nominibus fuit, ut »baptizo, prophetizo«, multi Latinorum similiter cetera nomina di ante penultimam habentia cum sono zetae litterae protulere, ut »hozie, merizies«. Item postquam ex auctoribus artium hauserunt quod q littera quandam cognationem cum c habeat, usi sunt tam scripto quam etiam pronuntiatione eiusdem sono, dicentes qui zui, quae zue, quod zuod, alioquin aliozuin. Quae pronuntiatio quam absurda sit, ne dicas doctos homines, uerum et mures intellegunt«.

p. 14: »Nunc uero alia questio mihi oboritur in uerbo (leg. uerbis) de »icio« et prepositione compositis, ut »proicio, inicio, reicio, conicio«[1], unde quidam in his uerbis uelint, quidam uero nolint geminare i litteram et dicere »iniicio, obiicio, proiicio, reiicio, coniicio, adiicio, subiicio«, ueluti antiquorum quidam in nomine uel pronomine faciebant »maiia peiius eiius« unum i pro uocali alterum pro consonante ponentes«.

Für die Auffassung des Werthes und der Bedeutung der classischen Studien im Mittelalter überhaupt ist characteristisch die Aeusserung p. 31: »Et quia, prout nosti, sicut stercus parat agrum ad proferendum satius frumentum, ita dicta paganorum poetarum licet feda sint, quia non sunt uera, multum tamen adiuuant ad percipiendum diuinum eloquium«.

Endlich wirft der Brief auch einige interessante Streiflichter auf die griechischen Kenntnisse seines Verfassers und damit über-

---

griechischen Original nicht vorhanden ist (V. 17 vom Ister: »Gentes per uarias fluitans trinomius [l. Danubius] idem«, was nicht einmal grammatisch zu dem vorausgehenden fons Histri passt) sich auf Aenderungen der Wortstellung, die jedenfalls auf Ermenrichs Conto zu setzen sind, beschränken.

[1]) Ermenrich leitet also alle diese Composita von icio her statt von iacio.

haupt auf die Art, wie das Studium der griechischen Sprache in den deutschen Klosterschulen des 9. Jahrhunderts, besonders in St. Gallen, betrieben wurde[1]). Wir sehen daraus, dass man sich im Wesentlichen auf die Kenntniss einer Anzahl griechischer Worte und Phrasen beschränkte (vgl. p. 9 »ut quod Greci« krison »hoc Latini aurum nominant«, und p. 15: »uel, ut alii uolunt, »cleo« grece latine dicitur fleo, ut puta in eo loco ubi apostolus dicit »flere cum flentibus« apud Grecos legitur *κλαίειν μετὰ κλαιόντων*), aber selbst von der griechischen Formenlehre nur eine ziemlich unklare Vorstellung, von griechischer Prosodie keine Ahnung hatte. Man vergleiche als Beleg dafür, ausser der Aeusserung p. 9 unten: »sic »podagra« a »poda« greco« besonders die drei griechischen Hexameter, welche Ermenrich zum Scherz dem seinem Briefe angehängten in Distichen abgefassten Gedichte (p. 35 s.) eingefügt hat. Wir lesen hier Vers 29 ss. Folgendes:

Quod si non cesset lacerans mea dicta susurro,
30 Hoc ipse exponat posco problema tibi:
Oenon paleon pi melin gallan eleon,[2])
Et non[3]) miraris dulcia nosse tua.
Neon ide lalo rema sison ripho ariston[4])
Vescere quis poteris tuque poeta tuis.[5])
35 Phrontistes phronimos phisa philoponia nechros[6]):
Hoc fecit Christus primus in orbe deus.

Schreiben wir die mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Worte griechisch um, so erhalten wir für Vers 31 folgende Fassung:

οἶνον παλαιὸν, πιμελὴν, γάλαν (sic), *ἔλαιον.*

Zu Vers 33 können die Worte sison und ripho Bedenken erregen; doch zweifle ich nicht, dass der Vers folgendermassen lauten sollte:

---

[1]) Vgl. dazu auch Cramer De graecis medii aevi studiis p. II (Programm des Gymnasiums zu Stralsund 1853) p. 16 s. und E. Duemmler St. Gallische Denkmale aus der karolingischen Zeit S. 258 f.

[2]) Ad marginem: »uinum butyrum bibe lac oleum«.

[3]) Sollte dafür nicht nos zu schreiben sein?

[4]) Ad marg.: »Nouum uide loquor uerbum moue sorbeo prandium«.

[5]) tuus?

[6]) Ad marg.: »curator sapiens sufflat studium mortuus«.

νέον ἰδὲ λαλῶ ῥῆμα· ζῦθον ῥοφῶ[1]) ἄριστον.

Vers 35 endlich enthält folgende Worte, deren Zusammenhang unter einander uns allerdings unklar ist:

φροντιστὴς φρόνιμος φυσᾷ φιλοπονία (φιλοπονίαν?) νεκρός.

Die ganze Art, wie der Verfasser des Briefes mit griechischen Brocken um sich wirft und die griechischen Worte behandelt, beziehendlich misshandelt, erinnert lebhaft an den Mythologen Fulgentius und seine griechischen Citate.

Ein reiches Material für die Erweiterung unserer Kenntniss der griechischen Litteratur im Mittelalter enthält folgendes Werk:

Bibliotheca graeca medii aevi nunc primum edidit Constant. Sathas. *Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη ἐπιστασίᾳ Κ. Ν. Σάθα,*
von welchem bis jetzt 4 stattliche Bände vorliegen (Paris Maisonneuve et Cie., 1872—1874: Vol. I. *ρλη* [CXXXVIII], 314 S.; Vol. II. *ρξδ* [CLXIV], 637 S. und 9 lithogr. Taf.; Vol. III. *ριγ* [CXIII], 642 S.; Vol. IV. CXIX, 462 S. gr. 8.). Preis 3 Thlr.

Das auf 10 Bände berechnete Werk soll, wie der um die mittelgriechische Litteratur schon vielfach verdiente Herausgeber Konstantinos Sathas an der Spitze des Vorworts zum ersten Bande bemerkt, »eine Sammlung unedirter Denkmäler« geben, »welche die Staats-, Kirchen- und Litteraturgeschichte des griechischen Volkes im Mittelalter aufhellen«. Sämmtliche hier zum ersten Male veröffentlichte Schriftwerke sind von dem Herausgeber aus Handschriften der Bibliotheken zu Konstantinopel, Venedig, Wien und Paris abgeschrieben worden; jedem Bande ist ein umfängliches Vorwort vorausgeschickt, worin der Herausgeber in eingehender Weise über das Leben und die Schriften der Verfasser der von ihm veröffentlichten Werke handelt. Die Bedeutung der Sammlung erstreckt sich weit über die diesem Jahresbericht gesteckten Gränzen hinaus, namentlich kommt der Hauptgewinn daraus der politischen und Kirchengeschichte von Byzanz zu Gute; wir begnügen uns also hier eine kurze Uebersicht des Inhaltes der bisher erschienenen Bände zu geben und gehen nur

---

[1]) Wegen der Ueberlieferung ripho könnte man geneigt sein *ῥυφῶ* zu schreiben; doch ist es sehr unwahrscheinlich, dass Ermenrich diese ionische Nebenform zu *ῥοφέω* gekannt habe.

auf die in speciell philologischer Hinsicht interessanten Stücke etwas näher ein.

Der erste Band enthält folgende Schriftstücke:

1) Letztwillige Verfügung des Michael Attaleiates in Betreff eines im März des Jahres 1077 von ihm begründeten Armenhauses und Klosters (S. 1—69);

2) verschiedene Reden und sonstige Schriftstücke von Niketas Choniatas (S. 71—136);

3) des Theodoros Metochites Rede zum Preise seiner Vaterstadt Nikäa in Bithynien (S. 137—153), desselben Bericht über eine im Jahre 1298 von ihm ausgeführte Gesandtschaftsreise an den serbischen Hof (S. 154—195) und des Theodoros Potakios Trauerrede auf Johannes Paläologos (S. 196 bis 200);

4) Stiftungsurkunde des Klosters Johannes des Täufers zu Serrä in Makedonien und Goldbullen für dasselbe von Andronikos II. und Andronikos III. den Paläologen und von Stephanos Fürsten von Serbien (S. 201—242);

5) des Hierax (*μεγάλου λογοθέτου τῆς ἐν Κωνσταντινουπόλει μεγάλης ἐκκλησίας*) *Χρονικὸν περὶ τῆς τῶν Τούρκων βασιλείας* in 734 politischen Versen (S. 243—268);

6) Verzeichniss der Handschriften in den Bibliotheken der Klöster auf dem Berge Athos (S. 269—284);

7) Verzeichniss der Handschriften der Bibliothek des Filialklosters des heiligen Grabes in Konstantinopel (S. 285—312).

Aus dem unter No. 6 aufgeführten Verzeichnisse heben wir hervor: eine Handschrift, welche Werke verschiedener Verfasser über Kriegsmaschinen enthält (*Ἀθηναίου περὶ μηχανήματος· Βίτωνος κατασκευὴ πολεμικῶν ὀργάνων· Ἀπολλοδώρου πολιορκητικά· Ἥρωνος Κτησιβίου βελοποιητικά*) im Kloster Batopedion (S. 278 f.); Handschriften mit Briefen des Libanios im Kloster des h. Athanasios und im Kloster der Iberer (S. 273) und eine Handschrift verschiedener Reden des Libanios im Kloster des h. Athanasios (ebendaselbst).

Aus dem letzten nach den Anfangsbuchstaben der Namen der Schriftsteller geordneten Verzeichnisse scheint uns besonders beachtenswerth die mit der Bibliotheknummer 29 bezeichnete Handschrift, ein Miscellancodex (Alter und Material der Codices ist leider nicht angegeben), welcher folgende Stücke enthält: *Ἀφθο-*

νίου ῥητορικὰ προγυμνάσματα, Ἑρμογένους στάσεις καὶ ἰδέαι μετὰ σχολίων, Διονυσίου Ἁλικαρνασσέως συγγραμμάτων ἐπιτομή und *Θεοφράστου Χαρακτῆρες.* Die Progymnasmata des Aphthonios finden sich auch in dem Codex No. 298. Der Codex No. 189 enthält Kleomedes *περὶ μετεώρων*; jedenfalls dieselbe Schrift enthält der Codex No. 316, welcher in dem Verzeichniss unter dem Titel »*Ἀρχύτα κυκλικῆς θεωρίας μετέωρα*« aufgeführt ist. Des Astrampsychos *Ὀνειροκριτικὸν διὰ στίχων* steht im Codex No. 106, eine schlechtweg als *Ὀνειροκριτικόν* bezeichnete Schrift im Codex No. 112, das Etymologikon des Suidas im Codex No. 43, die Odyssee mit Ausnahme der drei ersten Bücher im Codex No. 22. Im Vorwort dieses Bandes handelt der Herausgeber über Michael Attaleiates und in besonders eingehender Weise über Theodoros Metochites: von letzterem werden auch hier noch verschiedene Inedita mitgetheilt.

Der zweite Band der *Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη* trägt den Spezialtitel *Χρονογράφοι βασιλείου Κύπρου* und enthält eine Reihe unediter auf die Geschichte der Insel Kypros unter der Herrschaft der Fürsten aus dem Hause Lusignan bezüglicher Schriften, unter denen die Chroniken des Leontios Machäras (S. 51—409) und des Georgios Bustronios (S. 411—543) die umfänglichsten sind; dankenswerthe Beigaben sind eine Abhandlung des bekannten Numismatikers P. Lampros über die Münzen des mittelalterlichen Königreichs Kypros (S. 545 - 596, dazu 9 Tafeln mit Abbildungen) und ein vom Herausgeber gearbeitetes Glossar der in jenen Chroniken vorkommenden seltenen Wörter (S. 597—637). Im Vorwort dieses Bandes giebt der Herausgeber eine Uebersicht der Geschichte der Insel vom ersten Jahrhundert bis zur Herrschaft der Venezianer, mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse, sowie eine Zusammenstellung der in griechischer Sprache verfassten auf die Geschichte der Insel bezüglichen Schriften.

Im dritten Bande sind eine Anzahl auf die Geschichte der Griechen unter der türkischen Herrschaft, insbesondere die der griechischen Patriarchen in Konstantinopel, bezügliche Schriften zusammengestellt: über die Verfasser dieser und ähnlicher Schriften giebt der Herausgeber im Vorwort nähere Auskunft.

Der vierte Band endlich, welcher den Spezialtitel führt: *Μιχαὴλ Ψελλοῦ Ἑκατονταετηρὶς Βυζαντινῆς ἱστορίας* (976—1077) veröffentlicht nach einer ausführlichen Abhandlung über das Leben

und die Schriften des Michael Psellos, welcher eine Uebersicht über die Leistungen der Abendländer für die byzantinische Litteratur vorausgeschickt ist, das bisher ungedruckte Geschichtswerk dieses vielschreibenden Byzantiners, welches im Anschluss an das Werk des Leo Diakonos die Geschichte des byzantinischen Reiches vom Tode des Johannes Tzimiskes bis zum Tode Michael's VII. behandelt, ausserdem (von S. 301 an) desselben Verfassers Grabreden auf die Patriarchen Michael Kerullarios, Konstantinos Leichudes und Johannes Xiphilinos (1043—1075).

Eine kurze Erwähnung verdient hier auch das von dem Bibliothekar an der griechischen Nationalbibliothek zu Athen, Georgios Kremos, herausgegebene posthume Werk eines Griechen, des Georgios Zaviras (geboren am 28. Mai [alten Stiles] 1744 zu Siatista in Makedonien, lebte als Kaufmann in Ungarn, gestorben 28. August [a. St.] 1804):

Γεωργίου Ἰωάννου Ζαβίρα Ἀνέκδοτα συγγράμματα. — Νέα Ἑλλὰς ἢ Ἑλληνικὸν θέατρον ἐκδοθὲν ὑπὸ Γεωργίου Π. Κρέμου. Athen 1872. *ό* [LXX] 561 S. gr. 8.

Es ist dies ein chronologisch geordnetes neugriechisches Gelehrtenlexicon: biographische und bibliographische Notizen über die gelehrten Griechen, welche in der Zeit von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gelebt haben, sowie über die schriftstellerische Thätigkeit derselben. Diese Notizen sind zum grössten Theile aus bekannten gedruckten Werken (Fabricius, Jöcher, Heinsius u. a.) geschöpft; doch hat der Verfasser auch hie und da ungedruckte handschriftliche Quellen und mündliche Mittheilungen für seine Arbeit benutzt. Der Gebrauch des Buches, das, soweit ich bei einer allerdings nicht vollständigen Durchmusterung ersehen habe, für die Geschichte der Philologie keine bemerkenswerthe Ausbeute ergiebt, wird dadurch nicht wenig erschwert, dass der Herausgeber das jetzt der Universitätsbibliothek zu Athen gehörige Manuscript, das der Verfasser in dieser Form offenbar gar nicht zum Druck bestimmt hatte, mit Haut und Haaren, d. h. ohne jede Abänderung nicht nur der sehr mangelhaften Anordnung, sondern auch mit allen orthographischen und Interpunctions-Fehlern hat abdrucken lassen, ein Verfahren, das er in seinem eine Menge Documente über höchst unerquickliche Zänkereien, welche sich an

die Herausgabe dieses Manuscript angeknüpft haben, enthaltenden Vorwort vergeblich durch den Hinweis auf das für die Publication von Urkunden allgemein angenommene Verfahren zu rechtfertigen sucht. Die Verbesserung aller dieser Fehler des Manuscripts, sowie eine Anzahl sachlicher Berichtigungen zu Zavira's Werk soll ein vom Herausgeber in Aussicht gestellter zweiter Band bringen.

Unter den auf die Geschichte der Philologie und ihrer Vertreter im Zeitalter des Humanismus bezüglichen Schriften ist die umfänglichste und stattlichste die folgende:

Erasmus his life and character as shown in his correspondence and works by Robert Blackley Drummond, B. A. With portrait. In two volumes. London, Smith, Elder, Co., 1873. XI, 413 und VII, 380 S. 8. [1])

Dieses mit ächt englischer solider Eleganz ausgestattete, mit einem Porträt des Erasmus (Heliotyp nach einem Gemälde Holbeins) geschmückte Werk giebt eine sorgfältige und anziehende Darstellung des äusseren Lebens, des Characters und der schriftstellerischen Thätigkeit des grossen Niederländers, der in noch höherem Grade als sein älterer Zeitgenosse, der Schwabe Reuchlin, maassgebenden Einfluss auf die Richtung der humanistischen Studien in Deutschland, der Schweiz, Holland und England ausgeübt hat. In 18 Capiteln begleitet der Verfasser den Desiderius Erasmus von seiner Geburt (27. October 1466 oder 1467) und Kindheit an in die Schulen von Deventer und Bolduc, in das Kloster Steyn, auf die Universität Paris, auf seinen wiederholten Reisen nach England, seiner Reise nach Italien, seiner Rückkehr von da nach England, wo er in Cambridge eine Zeitlang eine

[1]) Das grosse Werk von H. Durand de Laur (Érasme précurseur et initiateur de l'esprit moderne. 2 Vols. Paris. Librairie académique 1872. XII, 694 und 596 S. gr. 8.), das auch uns erst nach Abschluss unseres Berichtes zugekommen ist, hat Drummond, wie er am Schluss seiner Vorrede bemerkt, nicht mehr benutzen können. Der erste Band »Vie d'Érasme«, behandelt die Lebensgeschichte des Erasmus von der Wiege bis zum Grabe, der zweite Band »Oeuvre d'Érasme«, seine Thätigkeit und den Einfluss, welchen er nach verschiedenen Richtungen auf seine Zeit ausgeübt hat. Von den 14 Capiteln dieses Bandes stehen nur das erste (»Érasme réformateur de l'éducation«) und das zweite (»Érasme propagateur et vulgarisateur de la Renaissance«) in Beziehung zur Geschichte der Philologie.

theologische Professur bekleidete, sodann auf seinem weiteren Lebensgange, als dessen Hauptstationen die Städte Basel, Löwen und Freiburg zu betrachten sind, bis zu seinem am 12. Juli 1536 zu Basel erfolgten Tode; an seinem Sterbebett entwirft er uns noch ein Bild des grossen Mannes nach seiner äusseren Erscheinung, seinem Character und seinen Anschauungen und Bestrebungen. Allerdings ist das Hauptaugenmerk des Verfassers nicht auf die philologische, sondern auf die theologische Thätigkeit seines Helden gerichtet und werden daher von seinen schriftstellerischen Arbeiten die theologisch-philologischen (Ausgaben des neuen Testamentes und der Kirchenväter) und die dogmatischen Streitschriften, besonders aber die humoristisch-satirischen, wie das *Μωρίας Ἐγκώμιον* und die Familiaria colloquia, mit Vorliebe analysirt und gewürdigt, doch sind auch die philologischen Arbeiten nicht vernachlässigt — ganz übergangen sind, soviel wir bemerkt haben, nur die Ausgabe der Disticha des sogenannten Cato und der Sentenzen des Publilius Syrus (London 1514 und öfter: vgl. Publilii Syri sententiae recensuit Ed. Wölfflin p. 23 ss.) und die Uebersetzungen der Rede des Isokrates an Nikokles, sowie des Xenophontischen Hieron —: am eingehendsten sind die Adagia behandelt (Vol. I, p. 271 ss.), ausführlich auch der »Ciceronianus sive de optimo dicendi genere dialogus« (Vol. II p. 285 ss.), während die unmittelbar vorhergehenden Notizen über den »Dialogus de recta latini graecique sermonis pronunciatione« (ebds p. 284 s.) allzu kurz und dürftig ausgefallen sind, obgleich Drummond die hohe Bedeutung dieser Schrift vollständig anerkennt, indem er sein Referat darüber mit den Worten schliesst: »diese Abhandlung allein würde ihrem Verfasser Anspruch geben auf einen hohen Rang unter den Pionieren der philologischen Wissenschaft«.

Für die Darstellung des äusseren Lebensganges des Erasmus und seiner theils freundlichen theils feindlichen Beziehungen zu einer grossen Anzahl seiner Zeitgenossen hat Drummond mit Recht die Briefe des Erasmus als Hauptquelle benutzt — »Erasmus wird immer seiner eigener Biograph bleiben«, bemerkt er am Schlusse der Vorrede des ersten Bandes p. VII nach einer kurzen Musterung der früheren Arbeiten über das Leben seines Helden — und zahlreiche grössere Stücke aus denselben an den betreffenden Stellen seiner Darstellung eingeflochten. Da er sein Werk nicht nur für gelehrte Leser bestimmt hat, so hat er diese Stücke

durchaus in englischer Uebersetzung gegeben, wodurch, so geschickt und geschmackvoll auch diese Uebersetzungen gemacht sind, doch der Hauptreiz, welchen die Lectüre dieser Briefe für den Kenner des Latein hat, verloren geht.

Eine nicht geringe Schwierigkeit bietet die Sammlung der Briefe des Erasmus, wie sie im 3. Bande der Ausgabe der Werke desselben von Clericus vorliegt, dem Biographen durch die häufig entschieden unrichtigen Daten, welche denselben vorgesetzt sind. Drummond hat manche derartige Irrthümer gelegentlich beim Citiren der Briefe berichtigt; einige weitere Berichtigungen sowohl dieser Art als auch zu anderen Einzelnheiten hat L. Geiger gegeben in seiner eingehenden Anzeige des Drummondschen Buches in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1873, Stück 48, S. 1908ff. Derselbe bemerkt sehr richtig a. a. O. S. 1910f.: »Eine wirkliche Bereicherung unseres Wissens wird erst dann erfolgen, wenn sich ein künftiger Biograph der mühevollen, aber zur Erlangung wissenschaftlicher Klarheit nothwendigen Aufgabe unterzieht, die erasmischen Briefe kritisch zu behandeln, nach äusseren und inneren Gründen die Daten zu bestimmen und einem jeden den gebührenden Platz anzuweisen«. Wir fügen, indem wir diese Bemerkung wiederholen, den Wunsch hinzu, dass Geiger selbst, der sich schon durch zahlreiche Arbeiten als einen gründlichen Kenner der Geschichte des Zeitalters des Humanismus und der Reformation bewährt hat, dieser ebenso mühevollen als nützlichen Arbeit sich unterziehen und uns eine Biographie des Erasmus als Gegenstück zu seiner trefflichen Biographie Reuchlins (Dr. L. Geiger, Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Lpz. 1871) liefern möge.

Mit einem nur vier bis fünf Jahre jüngeren Zeitgenossen des Erasmus, Jacob Locher genannt Philomusus aus Ehingen in Schwaben, beschäftigt sich folgende sorgfältige und gründliche Abhandlung:

Der schwäbische Humanist Jacob Locher Philomusus (1471—1528), eine kultur- und litterarhistorische Skizze. Erster Theil. Von Professor Dr. Hehle. Ehingen 1873. (Aus dem Programm des königlichen Gymnasiums in Ehingen zu dem Schlusse des Schuljahrs 1872—1873.) 40 S. 1 Bl. 4.

Die Abhandlung, welche in durchaus quellenmässiger Weise das Leben, die Studien, die akademische und die litterarische

Thätigkeit Jacob Locher's bis zum Jahre 1502, also bis unmittelbar vor dem Ausbruche seines bekannten Streites mit dem Professor der Theologie Georg Zingl, der seine Entfernung von Ingolstadt zur Folge hatte, schildert, zerfällt nach einer kurzen litterarhistorischen Einleitung in 10 Abschnitte. Der erste derselben giebt eine Uebersicht der humanistischen Bewegung beim Auftreten Jacob Locher's und seiner Stellung zu derselben; im zweiten weist der Verfasser nach, dass Locher zwischen dem 23. und 31. Juli 1471 geboren worden ist und von seinem 12. Jahre an auf der lateinischen Schule zu Ulm, wohin Lochers Vater aus Ehingen übergesiedelt war, den Unterricht des Magisters Hans Vetter von Wildberg genossen hat. Im dritten Abschnitt begleitet der Verfasser seinen Helden auf die Universitäten Basel, Freiburg und Ingolstadt, sowie nach Italien, von wo er im Laufe des Jahres 1494 in seine schwäbische Heimath zurückkehrte. Der vierte Abschnitt behandelt den Beginn seiner akademischen Thätigkeit (im Frühjahr 1495 als Lehrer der Rede- und Dichtkunst in der Artistenfacultät der Universität Freiburg) und giebt eine allgemeine Uebersicht und Charakteristik seiner litterarischen Thätigkeit, welche der Verfasser in den vier folgenden Abschnitten im Einzelnen in chronologischer Reihenfolge bis zu seiner Berufung nach Ingolstadt verfolgt: insbesondere wird die Ausgabe des Horatius, die bedeutendste unter den im engern Sinne philologischen Arbeiten Locher's, die erste mit einem fortlaufenden Commentar versehene Gesammtausgabe der Werke dieses Dichters, welche in Deutschland gedruckt worden ist, im achten Abschnitt eingehender behandelt. Die beiden letzten Abschnitte handeln von Locher's Berufung an die Universität Ingolstadt (die am Ende des Jahres 1497 oder am Anfang des Jahres 1498 erfolgt ist) und seiner dortigen litterarischen Thätigkeit (besonders der Uebersetzung des Pseudophokylideischen ποίημα νουθετικὸν in lateinische Distichen und der Aufführung zweier von Locher verfasster lateinischer Dramen durch einige seiner Schüler), von der von Locher ins Leben gerufenen »sodalitas Philomusea«, die freilich nur ein sehr kurzes Dasein geführt zu haben scheint, und von den ersten Spuren von Missgunst und Anfeindungen, die Locher in Ingolstadt zu erfahren hatte: »die zusammenhängende Darstellung der eigentlichen Sturm- und Drangperiode des Philomusus — so schliesst der Verfasser sein sehr dankenswerthes Schriftchen, dem als »An-

hang« ein Abdruck von 5 kürzeren Gedichten Locher's in elegischem und sapphischem Metrum und in Hendecasyllaben beigegeben ist — sowie des darauffolgenden Sonnenscheins seiner erneuten, wahrhaft glänzenden Wirksamkeit in Ingolstadt muss der zweiten Abtheilung vorbehalten bleiben, die womöglich im nächsten Jahre folgen soll«.

In Betreff des »Ludicrum drama Plautino more fictum a Jacobo Locher Philomuso de sene amatore, filio corrupto et dotata muliere«, welches Hehle, da die Abfassungszeit desselben nicht festzustellen ist (der Druck, vier ungezählte Blätter mit gothischen Lettern in 4., zeigt weder Ortsangabe noch Jahreszahl), bei der allgemeinen Uebersicht der litterarischen Thätigkeit Locher's (S. 17) behandelt, hätte er beifügen können, dass dasselbe durch seinen Inhalt, insbesondere durch den Zug, dass der alte Gerontius in Gesellschaft seines Sohnes ein Bordell besucht hat, wofür er dann von seiner Gattin Eriphila tüchtig gescholten wird, speciell an die Asinaria des Plautus erinnert. Neben dem von Hehle mitgetheilten versificirten »argumentum« des Stückes hätten auch die auf dem Titelblatte unterhalb des Holzschnittes stehenden Verse, die für den Ton des Stückes charakteristisch sind, angeführt werden können; sie lauten folgendermassen:

Curue senex naso fluido rugoseque uultu
Qui nocuo pueros laedis[1]) amore bonos,
Vilia scorta colis lustrans geniale lupanar:
Hinc merito pateris tu muliebre iugum.

Das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit eines der treuesten unter den jüngeren Freunden des Erasmus, des trefflichen Schlettstädter Philologen und Historikers Beatus Rhenanus (Bild von Rheinau) bilden den Gegenstand einer fleissigen Arbeit von Adalbert Horawitz, welche in drei Abtheilungen in den Sitzungsberichten der philologisch-historischen Classe der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien (Bd. LXX, S. 189 ff.; Bd. LXXI, S. 643 ff.; Bd. LXXII, S. 323 ff.) veröffentlicht worden ist; dieselben, die auch in Separatabdrücken ausgegeben worden sind, führen folgende Titel:

---

[1]) Die Schreibung des Druckes ledis habe ich, ebenso wie die Interpunction, mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Lesens geändert.

Beatus Rhenanus. Eine Biographie von A. Horawitz. Wien 1872. 60 S. gr. 8.

Des Beatus Rhenanus litterarische Thätigkeit in den Jahren 1508—1531. Von A. Horawitz. Wien 1872. 50 S. gr. 8.

Des Beatus Rhenanus litterarische Thätigkeit in den Jahren 1530 bis 1547. Von A. Horawitz. Wien 1873. 56 S. gr 8.

In der ersten der drei genannten Abhandlungen handelt der Verfasser, nach einigen Vorbemerkungen über die von ihm benutzten Quellen, über die Eltern, Vaterstadt und Kindheit des Beatus Rhenanus, über dessen Studien in Paris (wobei beiläufig S. 16 f. einige Notizen über des Rhenanus Landsmann und Studiengenossen, Michael Hummelberger, beigebracht werden), über seinen Aufenthalt in Strassburg und Basel, seine Rückkehr nach Schlettstadt und sein dortiges Leben, über seine Beziehungen zu den Gelehrten seiner Zeit, über seinen auf der Rückkehr von einem Besuche der Heilquellen zu Baden in Strassburg am 18. Mai 1547 erfolgten Tod, über seinen Charakter, seine Stellung zum Clerus und zur Reformation, endlich über seine warme Begeisterung für sein deutsches Vaterland, die in zahlreichen Stellen seiner »deutschen Geschichte« und Aeusserungen in seinen Briefen zu Tage tritt. Die ganze Abhandlung ist eine Frucht sorgfältiger Quellenstudien, über welche die reichhaltigen unter dem Texte stehenden Anmerkungen Rechenschaft geben.

Eine jedenfalls wichtige Quelle für die Biographie des Rhenanus hat Horawitz leider für diese seine Abhandlung nicht benutzen können: zahlreiche unedirte Briefe desselben, welche sich im Archiv zu Schlettstadt und in der Bibliothek des Antistitiums zu Basel befinden; doch ist wohl mit Sicherheit zu hoffen, dass Horawitz diesen Schatz noch heben und den Gewinn daraus uns nicht vorenthalten wird.[1])

Die beiden anderen Abhandlungen beschäftigen sich mit den Leistungen des Beatus Rhenanus als Kritiker und Herausgeber

[1]) Aus den »Mittheilungen der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig«, 1874, No. 1, S. 7 f. ersehen wir, dass diese Correspondenz des B. Rhenanus demnächst von Horawitz in einem stattlichen Bande unter dem Titel »Beiträge zur Geschichte des Humanismus und der Reformation« veröffentlicht werden wird. Wir hoffen, im nächsten Jahrgange unserer Zeitschrift dieses Werk anzeigen zu können.

von Werken classischer Schriftsteller und christlicher Autoren, sowie als Biograph und Geschichtsschreiber: die einzelnen Werke werden in chronologischer Reihenfolge nicht nur mit bibliographischer Genauigkeit beschrieben, sondern auch ihr Inhalt und die von Rhenanus dafür benutzten Quellen und Hülfsmittel eingehend erörtert. Vermisst haben wir die Erwähnung der von C. Halm in seiner Ausgabe der »Rhetores latini minores« (Leipzig 1863) Praefatio p. VI s. beschriebenen Sammlung verschiedener Schriften römischer Rhetoren nach einem Speierer Codex (»Veterum aliquot de arte Rhetorica traditiones, de tropis in primis et schematis verborum et sententiarum non aspernanda me hercle opuscula, nunc primum in lucem edita. In inclyta Basilea an. M. D. XXI.«), auf deren Titel zwar der Name des Rhenanus nicht genannt ist, an welcher dieser aber nach dem ausdrücklichen Zeugniss des J. Froben in der Vorrede (»Quod si quid hinc capies commodi lector, totum uelim illud Dn. Beato Rhenano acceptum feras. Qui hunc codicem ex Spirensi bibliotheca obliteratum alioqui, uelut ab inferis in uitam reduxit.«) einen wesentlichen Antheil hatte.

Zwei Jugendarbeiten des Rhenanus aus dem Jahre 1509, welche Horawitz unbekannt geblieben waren, hat L. Geiger nachgewiesen in seiner Anzeige der beiden letzten Horawitz'schen Abhandlungen in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1873, Stück 22, S. 868: die Ausgabe eines Gedichts seines Lehrers Faustus Andrelinus »De virtutibus cum moralibus tum intellectualibus« und die Ausgabe der »Epigrammata et hymni Michaelis Tarchaniotae Marulli Constantinopolitani«.

Einer der begabtesten unter den lateinischen Dichtern Deutschlands, der Mittelpunkt des Erfurter Humanistenkreises, der »Rex« des »Regnum Eobanicum« oder des »Chorus Eobani«, Helius Eobanus Hessus, ist der Gegenstand zweier Schriften, von denen die umfänglichere, obgleich sie die Jahreszahl 1874 trägt, um des Zusammenhanges willen gleich hier mit erwähnt werden mag:

Die Schul- u. Universitätsjahre des Dichters Eobanus Hessus, geb. 6. Jan. 1488, gest. 5. Oct. 1540. 1. Teil. Vom Oberl. Dr. K. Krause. (Aus der Einladungsschrift des herzogl. Francisceums in Zerbst zu den öffentl. Schulprüfungen am 2. u. 3. April 1873.) Zerbst 1873. 2 Bl. 27 S. 4.

Helius Eobanus Hessus, ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Von Dr. Gotthold Schwertzell. Halle a. S. Lippertsche Buchhandlung. 1874. 2 Bl. 128 S. gr. 8.

Die Krause'sche Abhandlung, die sich selbst nur als den ersten Theil einer umfänglicheren Arbeit bezeichnet, umfasst nur zwei Capitel, deren erstes, betitelt »Eobans Geburt, Eltern, Schuljahre (1488—1504)«, mit einer Revision der Streitfragen über das Jahr und den Ort der Geburt und über den Familiennamen des Dichters beginnt. Als Geburtstag wird mit Sicherheit der 6. Januar 1488 (nicht 1487), als Geburtsort mit Wahrscheinlichkeit (nach Wiegand Lauze's Zeugniss) das Dorf Halgehausen (nicht Bockendorf, wie Camerarius nach einer Aeusserung des Hessus selbst, der sich einmal im Scherze »Tragocomensis« nennt, vermuthet) festgestellt; die Frage nach dem Familiennamen dagegen müssen wir auch nach Krause's Ausführungen (der sich wegen des Eintrags in die Erfurter Universitätsmatrikel »Eobanus coci Francobergius« für den Namen Koch entscheidet) als eine offene bezeichnen. Nachdem Krause am Schlusse des ersten Capitels (S. 12 Anm. 3) noch die Zeit der Immatriculation Eoban's in Erfurt genauer bestimmt hat (Herbst 1504 unter dem Rectorate des Johannes Werner) handelt er im zweiten über Eobans Studienjahre zu Erfurt (1504—1509), wobei besonders dessen Stellung zu dem bekannten Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus (Conrad Muth aus Homberg bei Fritzlar), in welchem die Erfurter Humanisten ihren Führer und Meister verehrten, und zu dessen übrigen Freunden erörtert wird; auch Eoban's Jugendgedichte werden hier besprochen.

Schwertzell's Buch ist eine vollständige, mit Sachkenntniss und Wärme geschriebene Biographie Eobans, welche sowohl dessen äusseren Lebensgang und seine Beziehungen zu seinen zahlreichen Freunden — Feinde hat der milde liebenswürdige Mann kaum gehabt — als auch seine litterarische Thätigkeit darstellt: von letzterer, welche in Verbindung mit der eigentlichen Biographie nach der Abfassungszeit der einzelnen Werke behandelt wird, hätten wir am Schlusse des Buches ein etwas ausgeführteres Gesammtbild gewünscht, als es der Verfasser in seiner kurzen Charakteristik Eoban's als Gelehrten und Künstler (S. 115) gegeben hat. Ein dankenswerther »Anhang« (S. 119 ff.) bringt eine chronologische Uebersicht der häufig gar nicht, nicht selten auch falsch

datirten Briefe von und an Hessus, welche in der von Joh. Draconites (Drach) herausgegebenen Briefsammlung (H. Eobani Hessi et amicorum ipsius epistolarum familiarium libri XII, Marburg 1543), der wichtigsten Quelle für Hesse's Lebensgeschichte, enthalten sind. Einige wichtige Notizen über seine letzten Lebensjahre, seinen Aufenthalt in Marburg, wo er mit Weib und Kindern am 1. September 1536 eintraf und von dem Rector des zweiten Semesters 1536, dem Juristen Johann Ferrarius (Eisermann aus Amoeneburg) als »poeta et orator facile princeps« begrüsst wurde, hat Schwertzell aus dem Album der Universität Marburg entnommen; daraus hat er auch den 4. October (IIII Nonas Octob.) als seinen Todestag festgestellt. Ein Versehen dagegen ist es, wenn er (S. 24) das Jahr 1516 als dasjenige bezeichnet, in welchem Hessus die Professur der Rhetorik und Poesie an der Universität Erfurt erhalten habe: die als Beleg dafür angezogene Stelle aus seiner »oratio de studiorum instauratione«: »iam tertius annus est, postquam nostra erga me liberalitate stipendium facio«, beweist, da die Rede, wie Schwertzell selbst bemerkt, im September 1519 gehalten worden ist, dass Hessus' Anstellung frühestens gegen Ende des Jahres 1516 oder erst im Jahre 1517 erfolgt sein kann. — Die von Schwertzell S. 22 Anm. 13 nur nach Kampschulte citirte, als »ihm unbekannt« bezeichnete Schrift »de generibus ebriosorum et ebrietate uitanda« hätte Schwertzell leicht aus Zarncke's Schrift »Die deutschen Universitäten im Mittelalter« (Lpz. 1857), wo sie S. 116—154 abgedruckt ist, kennen lernen können.

Eine panegyrische Biographie oder ein biographischer Panegyricus auf den an Kunst der lateinischen Versification dem Hessus ebenbürtigen Arzt Peter Lotich aus Schlüchtern (geboren 2. Nov. 1528, gestorben als Professor der Medicin in Heidelberg am 7. Nov. 1560) ist die folgende Abhandlung:

Petrus Lotichius Secundus Solitariensis, academiae Heidelbergensis olim decus. Scripsit Guilelmus Henkel. Hersfeld 1873. Rothenburg Verlag von Ed. Hoehl. 24 S. 4.

Nach einer Einleitung, welche die Bedeutung der deutschen Dichter, welche in lateinischer Sprache gedichtet haben, überhaupt und des Lotichius insbesondere betont, schildert Henkel in drei Abschnitten das kurze aber ziemlich wechselvolle Leben seines Helden in etwas rhetorisch gefärbter Darstellung, mit Einflechtung

zahlreicher Partien aus seinen Gedichten: zunächst seine Schulzeit in Frankfurt unter Leitung des Jacob Micyllus und seine durch kurzen Kriegsdienst während des Schmalkaldischen Krieges unterbrochenen Universitätsstudien in Marburg, Leipzig und Wittenberg; sodann seine Reisen nach Frankreich und Italien, endlich seine kurze Lehrthätigkeit in Heidelberg. Wenn er hier (p. 14s.) berichtet, dem Lotichius sei »eodem fere tempore«, wo er nach Heidelberg berufen worden, ein medicinischer Lehrstuhl vom Rector und Senat der Universität Marburg angetragen worden, so ist dies nur durch einen sehr laxen Gebrauch der Worte »eodem fere tempore« zu erklären; denn das von Henkel selbst (p. 15, not. 1) mitgetheilte Marburger Berufungsschreiben trägt das Datum XXVIII Septemb. a. MDLX, während die Berufung nach Heidelberg schon im Jahre 1557 erfolgt ist. In der Angabe des Todestages p. 16 befindet sich ein Druckfehler: »a. d. VII Non. (statt Idus) Nov. 1560«. Der vierte Abschnitt giebt eine Zusammenstellung der lobenden Urtheile verschiedener Gelehrten über Lotich's dichterische Leistungen, eine Uebersicht seiner litterarischen Arbeiten und ein »stemma Lotichianum«; ein Anhang enthält »selecta quaedam P. Lotichii Secundi carmina« nebst der griechischen Elegie des Joachim Camerarius »in obitum Petri Lotichii Secundi«.

Ueber eine ausserordentlich reichhaltige und wichtige Sammlung von Materialien zur Gelehrten-Geschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts hat C. Halm Auskunft gegeben in seinem Aufsatz

»Ueber die handschriftliche Sammlung der Camerarii und ihre Schicksale«

in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und histor. Classe der k. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München 1873, Heft II, S. 241—272.

Da seitdem das ebenfalls von Halm verfasste vollständige Verzeichniss dieser »collectio Camerariana« erschienen ist (München 1874), so werden wir im nächsten Jahresbericht auf diese Sammlung zurückkommen und bemerken hier vorläufig nur, dass dieselbe aus drei wesentlich verschiedenen Bestandtheilen besteht, nämlich 1) einem Theile der litterarischen Correspondenz des berühmten Humanisten Joachim (I) Camerarius (geboren 12. April 1500 zu Bamberg, gestorben 17. April 1574 zu Leipzig), seines Sohnes Joachim II (geboren zu Nürnberg 5. November 1534, ge-

storben 1?. October 1598), seines Enkels Ludwig (geboren zu Nürnberg 22. Januar 1573, gestorben zu Heidelberg 4. October 1651) und seines Urenkels Joachim IV (geboren zu Heidelberg 1. Juni 1603, gestorben 28. November 1687): allein die an Joachim I und II gerichteten Briefe dieser Sammlung zählen nach Tausenden; 2) der politischen Correspondenz von Ludwig Camerarius und seinem Sohne Joachim; 3) einer systematisch angelegten Autographensammlung, die vom Anfang des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reicht.

Dankenswerthe Beiträge zur Geschichte der philologischen Studien in Frankreich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts giebt folgende Abhandlung:

Der Jurist und Philolog Peter Daniel aus Orleans. Eine litterarhistorische Skizze von Dr Hermann Hagen, ao. Prof. der klass. Philologie an der Universität Bern. Mit einer Beilage: Achtzehn ungedruckte Briefe von Gelehrten des 16. Jahrhunderts enthaltend. (Programm zur Feier des Stiftungstages der Universität und der Inauguration des neuen Rectors der Hochschule Bern). Bern 1873. 35 S. 4.

Die Bibliothek zu Bern besitzt ausser einer beträchtlichen Anzahl von Handschriften aus der Bibliothek P. Daniel's, welche sie aus dem Nachlasse von J. Bongars[1]) erhalten hat, auch einen Theil des Briefwechsels und der Papiere Daniel's, welche Hagen zur Berichtigung und Vervollständigung der bisher über denselben vorliegenden Notizen benutzt hat. Als sein Geburtsjahr giebt der von einem gewissen Pataud verfasste Artikel »P. Daniel« in Michaud's Biographie universelle (Bd. X, Paris 1833) das Jahr 1530 an[2]): Hagen bemerkt (S. 9), dass eine sichere Notiz darüber fehle und dass in Daniel's Briefwechsel sich nur eine Stelle finde, welche eine ziemlich allgemein gehaltene Andeutung über sein

---

[1]) Eine Abhandlung über diesen von H. Hagen (Jacobus Bongarsius. Ein Beitrag zur Geschichte der gelehrten Studien des 16. und 17. Jahrhunderts. Bern 1874) werden wir im nächsten Jahrgange dieser Zeitschrift besprechen.

[2]) Dieselbe Angabe findet sich in der »Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés publiée par MM. Firmin Didot Frères sous la direction de Mr. le Dr. Hoefer«, t. XII p. 946. In Jöchers Allgemeinem Gelehrtenlexicon u. P. Daniel und in Ch. Saxii Onomasticon litterarium Vol. III, p. 408 ist das Geburtsjahr nicht angegeben.

Alter gebe, indem sein Freund Fornerius im Jahre 1566 ihn zu der ihm übertragenen Anwaltschaft der Kaufleute von Orleans beglückwünscht mit der Bemerkung, es sei nicht gering anzuschlagen, dass er in seinem Alter mit einem so wichtigen Posten betraut worden sei (»Mihi crede, non postremum est, ista qua aetate es negotiis eiusmodi praefici«). Gewiss ist es darnach wahrscheinlicher, dass P. Daniel damals erst am Ende der zwanziger oder am Anfang der dreissiger Jahre stand, als dass er bereits 36 Jahre alt war. Dies wird durch zwei an einer andern Stelle (S. 6) von Hagen beigebrachte Notizen bestätigt, wonach P. Daniel im Jahre 1560 in Bourges bei Cujacius studirte und gegen Ende des Jahres 1564 in Orleans sich die Würde eines Baccalaureus iuris erwarb (»Gaudeo gratulorque Aureliae ad adipiscendum iuris nostri laureum candidatum te nunc agere« schreibt ihm sein Freund Joannes Danisius in einem Briefe vom 16. November 1564): darnach glaube ich, dass P. Daniel's Geburtsjahr näher an 1540 als an 1530 hinan zurücken ist. Später verwaltete P. Daniel neben seiner Thätigkeit als Advocat zu Orleans und am Parlamentsgerichtshofe zu Paris das Amt eines bailli des Benedictinerklosters zu Fleury, desselben Klosters, aus dessen Bibliothek die werthvollsten Handschriften seiner eigenen Bibliothek stammen: die etwas dunkle Geschichte der Erwerbung dieser Handschriften ist auch durch Hagen's Untersuchung (S. 6 ff.), welche ihn zu der Vermuthung führt, dass P. Daniel von dem weltlichen Abte des Klosters, dem Cardinal Odo Coligny von Chastillon, wiederholt Handschriften aus der Bibliothek des Klosters zum Geschenk erhalten habe, nicht völlig aufgeklärt. Aus Daniel's späteren Lebensjahren bis zu seinem im Jahre 1603 erfolgten Tode hat Hagen (S. 9) nur sehr spärliche Notizen aufzufinden vermocht. Eingehend handelt er von S. 10 an über seine antiquarischen Studien. Als Beleg für den weiten Umfang derselben giebt er ein Verzeichniss der in der Berner Bibliothek befindlichen gedruckten Autoren, zu denen von Daniel's Hand Randbemerkungen beigeschrieben sind, die theils in fortlaufenden Collationen, theils in kritischen und exegetischen Commentaren zu einzelnen Stellen, vielfach auch in Conjecturen bestehen. Es sind dies folgende: Ammianus Marcellinus, Aristoteles, Asconius Pedianus, Censorinus, Charisius, Cicero, Cornutus comment. in Persium, Diomedes, Donati comment. in Terentium, Frontonis differentiae, Fulgentius, Gellius, Isidorus,

Lactantii comm. in Statium, Lupus Ferrariensis, Martialis, Oracula Sibyllina, Panegyrici latini, Petronius, Phocas, Porphyrionis comm. in Horatium, Probi catholica, (Plauti) Querolus, Quintilianus, Serenus Sammonicus, Servius, Statius, Suetonius, Sulpicius Severus, Symmachus, Theophrastus, Varro. Wahrlich eine stattliche Reihe, die der Beachtung künftiger Herausgeber der betreffenden Schriftsteller empfohlen sein möge! Dann spricht Hagen von den im Druck erschienenen Arbeiten Daniels: der Ausgabe des Querolus (Paris 1564: für eine zweite Ausgabe, welche bei Plantin in Antwerpen im Jahre 1566 erscheinen sollte, aber nie erschienen ist, liegt das zum Druck vollständig durchcorrigirte Exemplar auf der Berner Bibliothek)[1], den erst nach Daniels Tode gedruckten Anmerkungen zu Petronius (in der von Melchior Haiminsfeld Goldast unter dem Namen Georg Erhard »Helenopoli« d. i. Francofurti 1610 veröffentlichten Ausgabe des Petronius p. 75—98) und der Ausgabe des Virgilius mit dem Commentar des Servius, Excerpten aus Iunius Philargyrius zu den Bucolica und Georgica und Fulgentius de allegoria librorum Virgilii (Paris 1600, fol.)[2].

Es folgen (S. 16f.) einige nachträgliche Bemerkungen über Daniels sonstige philologische Thätigkeit, wobei Hagen ein seltsames Missverständniss passirt ist. Nachdem er (p. 17) eine Notiz des Florens Christianus über eine von P. Daniel gedichtete »cantiuncula« in Hendecasyllabi beigebracht hat, fährt er fort: »vielleicht ist diese identisch mit dem von Pataud in Michaud's Biogr. univers. t. X 1, 833 angeführten angeblichen Werke Daniel's: Claudii cantiunculae epistol. ad Andream Alciatum, Orleans 1561.« Allein diese Notiz bezieht sich ja ganz offenbar nicht auf eine »cantiuncula« P. Daniel's, sondern auf einen von diesem herausgegebenen Brief des Juristen Claudius Cantiuncula (Claude Chansonette [?] aus Metz, Professor der Rechte an der Universität Basel von 1519 an, später Kanzler der österreichischen Besitzungen im Elsass, gestorben zu Ensisheim 1560) an den hoch-

---

[1]) Ein unveränderter Abdruck der Pariser Ausgabe ist als besonders paginirter Anhang dem 2. Bande der Ausgabe des Plautus »Patavii 1764 excudebat Iosephus Cominus« beigegeben.

[2]) Ein Nachdruck dieser Ausgabe erschien (in Genf) »Apud Petrum et Iacobum Chouët MDCXXXVI« in 4.

berühmten Rechtslehrer Andreas Alciatus! -- Hagens Abhandlung schliesst mit einer Zusammenstellung ehrender Zeugnisse von Zeitgenossen über P. Daniel. Der Anhang (S. 21 ff.) enthält ausser einem Briefe von P. Daniel an Elias Vinet (N. IV) Briefe verschiedener Gelehrten an ersteren, meist in lateinischer, einige in französischer Sprache, die sich wesentlich auf philologische Dinge beziehen: von Ios. Scaliger (N. I), von El. Vinet (N. II, III, V, VI, VII), von Ob. Gifanius (N. VIII, IX, X), von Ioh. Brodaeus (N. XI und XII), von L. Carrio (N. XIII und XIV), von Theod. Canter (N. XV), von L. Danaeus (N. XVI), von I. Gulielmius (N. XVII) und von Franz, dem jüngern Bruder P. Daniel's (N. XVIII).

Wir schliessen diese Uebersicht mit der Betrachtung des Werkes einer Dame: der Biographie des durch seine »Geschichte von Griechenland« von allen Freunden des griechischen Alterthums gekannten und hochgeschätzten Engländers Georg Grote, verfasst von seiner Gattin, Mrs. Harriet Grote. Das mit viel Verständniss für die geistige Bedeutung des Mannes geschriebene Buch, welches auch auf manche Partien der neueren englischen und französischen Geschichte interessante Streiflichter wirft, liegt uns in deutscher Uebersetzung vor unter folgendem Titel:

George Grote. Sein Leben und Wirken aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen zusammengestellt von Harriet Grote. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Leopold Seligmann. Mit Porträt in Stahlstich und Facsimile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1874. XXV, 412 S. gr. 8. (Das englische Original ist bereits im Jahre 1873 erschienen, daher wir das Buch schon jetzt hier besprechen.)

Wir müssen uns begnügen, nach diesem mit grosser Sorgfalt in allen Details ausgeführten Lebensbilde hier eine flüchtige Skizze zu entwerfen, in welcher wir nur die Grote's philologische Studien und Arbeiten betreffenden Züge etwas stärker hervortreten lassen.

George Grote, der Enkel eines um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus Bremen nach London eingewanderten deutschen Kaufmanns, war geboren am 17. November 1794 und trat, nachdem er die von Dr. Mathew Raine geleitete Schule von Charterhouse durchgemacht hatte, in seinem 16. Jahre in das Bankhaus Grote und Prescott in London, dessen Theilhaber sein Vater war, ein. Die kurzen Mussestunden, die ihm diese seine Stellung ge-

währte, benutzte er im Verein mit wenigen Altersgenossen zum Studium der deutschen Sprache, der Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie; von classischen Schriftstellern, an denen er schon in Charterhouse Geschmack gefunden hatte, las er mit Vorliebe Lucretius und Aristoteles. Welche Reife und Selbständigkeit des Urtheils auch in philologischen Dingen er sich schon als junger Mann erworben hatte, beweisst folgende Aeusserung über Lucretius aus einem Briefe an seinen Freund G. W. Norman aus dem Jahre 1817 (S. 22): »Zwar sind die Raisonnements meistens unklar und an einigen Stellen unverständlich; wo er jedoch seine dichterische Ader ohne Rückhalt gewähren lässt, da ist die Erhabenheit seiner Ideen, der Reiz und die Zierlichkeit seiner Sprache so gross, wie ich sie kaum je wieder erreicht gesehen. Er ist dem Virgil weit überlegen in jeder Hinsicht mit Ausnahme der Keuschheit und Zartheit des Geschmacks, worin der letztere den äussersten Gipfel der Vollendung erreicht hat.« — Anfang März 1820 verheirathete sich Grote, nach langen und harten Kämpfen mit seinem Vater, mit Harriet Lewin, die ihm nicht nur eine treue Lebensgefährtin wurde, sondern auch an seinen Studien, denen er noch immer alle seine Mussezeit widmete, lebhaften Antheil nahm: sie war es, welche ihm im Herbst 1823 den Vorschlag machte, ein Werk über die Geschichte Griechenlands zu schreiben. Er ging auf diesen Vorschlag ein und veröffentlichte als erste Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete im Aprilheft 1826 der Westminster-Review eine Recension von Mitford's Geschichte Griechenlands, welche, wie der S. 59 f. abgedruckte Brief B. G. Niebuhr's zeigt, auch dieses Historikers Aufmerksamkeit erregte. Während der Arbeit an seinem Werke betheiligte sich Grote an der von der liberalen Partei ins Werk gesetzten Gründung der Universität London und nahm, als er nach dem Tode seines Vaters (1830) die Leitung des Bankhauses übernommen hatte und in den Besitz eines wenigstens für continentale Begriffe ansehnlichen Vermögens getreten war, an der Agitation für die Parlamentsreform lebhaften Antheil, wie er auch für die französische Julirevolution werkthätige Theilnahme bewies. Nach dem Durchgehen der Reformbill trat er als Parlamentscandidat für die City von London auf und trug bei der Wahl (Anfang December 1832) mit einer Mehrheit von 924 Stimmen den Sieg davon und wurde auch nach den Auflösungen des Parlaments Anfang Januar 1835 und im Juli 1837, wenn auch mit immer

kleinerer Majorität, wiedergewählt. Die parlamentarische Thätigkeit, der er sich mit grossem Eifer widmete — er nahm sogar zur Vervollkommnung seines Vortrags Unterricht bei einem Lehrer der Beredtsamkeit — nahm von da an ihn so in Anspruch, dass ihm kaum Zeit zur Arbeit an seinem Geschichtswerke übrig blieb; Erholungspausen wurden durch Ausflüge nach dem Continent ausgefüllt. Erst nach seinem Austritt aus dem Parlament und seiner Rückkehr von einer italiänischen Reise, welche er vom October 1841 bis März 1842 in Gesellschaft seiner Gattin ausführte, arbeitete er wieder emsig an der Geschichte Griechenlands und veröffentlichte als Resultat seiner Studien über die älteste vorgeschichtliche Periode derselben einen Essay über griechische Sagen und Urgeschichte in der Westminster Review Mai 1843, No. 77; um sich dieser Arbeit ganz ungestört widmen zu können, trat er im Sommer 1843 aus dem bis dahin von ihm geleiteten Bankgeschäft aus. Im März 1846 wurden endlich die beiden ersten Bände der »Geschichte Griechenlands« veröffentlicht; der dritte und vierte Band folgten im April 1847, der fünfte und sechste im December 1848: inzwischen hatte Grote eine Schrift über die schweizerische Politik, die Frucht einer im Jahre 1847 aus politischen Interessen unternommenen Reise nach der Schweiz, erscheinen lassen. Die Fortsetzung der Geschichte wurde zunächst durch die Veranstaltung einer neuen Auflage der Ende 1848 bereits vollständig vergriffenen beiden ersten Bände des Werkes unterbrochen, aber im März 1850 wurde bereits der siebente und achte Band ausgegeben, gegen Ende desselben Jahres die dritte Auflage von Band III und IV, im Februar 1852 der neunte und zehnte Band. Während der Arbeit an diesen Bänden empfand es Grote wie einen schmerzlichen Verlust, dass er nun nicht mehr den Thukydides als Quelle benutzen konnte. (»Es ist ein schrecklicher Verlust, vom Thukydides getrennt zu sein, mit dem ich so lange in vertrautem Verkehr gestanden hatte« schreibt er an G. C. Lewis in einem Briefe vom 16. September 1850.) Mit welcher philologischen Genauigkeit er diesen Schriftsteller behandelte, das würde, wenn es dafür neben den betreffenden Bänden seines Geschichtswerkes noch eines Beweises bedürfte, die eingehende Erörterung beweisen, welche er in einem Briefe an G. C. Lewis (S. 246 ff.) über die Bedeutung der Worte *φιλοκαλοῦμεν μετ'*

εὐτελείας (Thukyd. II, 40) anstellt.[1] April 1853 kam der eilfte Band heraus: bald darauf wurde dem Verfasser von der Universität Oxford die Würde eines Doctor iuris civilis (D. C. L.) verliehen. Zu Weihnacht des Jahres 1855 feierte Grote mit seiner Gattin in einem Landhause, welches sie von dem Ertrage der Geschichte Griechenlands erbaut und deshalb »History Hut« getauft hatten, bei einer Punschbowle die Vollendung des »opus magnum«, dessen letzter (12.) Band, damals eben in der Correctur beendet, Anfang März 1856 ausgegeben wurde. Unter den zahlreichen Ehrenbezeugungen, welche ihm von wissenschaftlichen Corporationen als Anerkennung dieser seiner grossartigen Leistung gespendet wurden, war es besonders seine im Jahre 1864 erfolgte Ernennung zum auswärtigen Mitgliede des Institut de France (der Academie des sciences morales et politiques), welche ihm hohe Befriedigung gewährte. In seinem Vaterlande wurden ihm wichtige Stellungen in der Verwaltung wissenschaftlicher Anstalten übertragen, die er mit der grössten Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode ausfüllte: 1859 wurde er unter die Zahl der Curatoren des britischen Museums aufgenommen, 1862 zum Vicekanzler der Universität London und zum Schatzmeister von University college ernannt. Im Jahre 1869 wurde ihm vom Premierminister W. E. Gladstone die Peerswürde des vereinigten Königreichs angeboten, er lehnte sie aber mit Rücksicht auf die Verpflichtungen, welche ihm diese Aemter auferlegten, sowie auf seine wissenschaftlichen Arbeiten ab. Diese letzteren waren nach Vollendung seines Geschichtswerkes der Geschichte der griechischen Philosophie gewidmet; die Frucht derselben war das dreibändige Werk über Platon und die anderen Genossen des Sokrates (Plato and the other companions of Socrates, London 1864), nach dessen Vollendung er sich ganz in das Studium des Aristoteles versenkte, über welchen er ein ähnliches Werk wie das über den Platon abfassen wollte, vor dessen Vollendung ihn aber am 18. Juni 1871 der Tod abrief; doch ist, abgesehen von einigen kleineren Aufsätzen, eine Abhandlung von ihm über des Aristoteles Schrift *περὶ ψυχῆς* in einem

---

[1] Ein ähnliches Beispiel philologischer Akribie ist die ebenfalls einem Briefe an G. C. Lewis entnommene Erörterung über die Bedeutung des Wortes *πηλός* S. 271 f. Fernere Erörterungen philologischer Fragen in Briefen an denselben finden sich S. 285 ff. und S. 315 f.

Werke seines Freundes A. Bain veröffentlicht worden, welche er selbst nach der Ueberzeugung seiner Biographin »als das reinste Erzeugniss aus dem Schmelztiegel des eigenen Geistes« betrachtet hat (S. 360).

Wir können zum Schluss nur allen Verehrern Grote's — und welcher Kenner des griechischen Alterthums gehörte nicht zu der Zahl derselben? — die Lectüre dieser Biographie aufs Wärmste empfohlen.

Nachtrag zu dem Bericht über die die Geschichte der Philologie betreffenden Schriften von C. Bursian.

Erst nach dem Abschluss meines Berichtes ist mir nachstehende Abhandlung zugekommen:

Victorin Straubinger, Kurze Characteristik der Bildungsgeschichte des classischen Alterthums, sowie der christlichen Zeit bis zur Renaissance. (Aus dem Programm des Königlichen Gymnasiums zu Trier von dem Schuljahre 1872—1873). Trier 1873. 1 Bl., 28 S. 4.

Als Zweck und Aufgabe seiner Abhandlung bezeichnet der Verfasser (S. 1) »einen kurzen geschichtlichen Umriss der Bildung, der Unterrichtsanstalten und der Geisteswerke der beiden classischen Völker zu geben, deren Sprache und Wissenschaft der Born war, aus dem die Völker des Mittelalters schöpften, wesshalb sich eine Darstellung der classischen Studien im Mittelalter daran anschliessen soll«. Er hat demnach seine Arbeit in zwei Abtheilungen gegliedert, deren erste, »das classische Alterthum« betitelt, von der Methode des Unterrichts bei den Griechen, mit besonderer Rücksicht auf die philosophischen Studien, und von den wichtigsten griechischen Bildungsanstalten, sodann von der Erziehung und dem Unterricht bei den Römern handelt und einige Notizen über Bibliotheken bei Griechen und Römern bringt (S. 2—15), während die 2. Abtheilung, »das christliche Zeitalter«, sich mit den grammatischen, rhetorischen und philosophischen Studien der Christen in den letzten Jahrhunderten des weströmischen Reiches

sowie mit den mittelalterlichen Klosterschulen und dem in denselben gebräuchlichen Studiengange beschäftigt (S. 15—27) und mit einigen Bemerkungen über die Wiederherstellung der antiken Wissenschaften durch Petrarca und Boccaccio, Barlaam, Leontius Pilatus und Manuel Chrysoloras abschliesst.

Es war zu erwarten, dass bei Behandlung eines so umfänglichen Thema's innerhalb des engen Rahmens einer Programmabhandlung keine neuen, durch selbständige Forschungen gewonnenen Resultate zu Tage kommen würden; aber andrerseits hätte man erwarten können, dass der Verfasser sich sorgfältig hüten werde, bei seiner Umrisszeichnung unsichere oder falsche Striche in Anwendung zu bringen. In dieser Erwartung haben wir uns bei genauerer Prüfung der Abhandlung getäuscht gefunden, denn es sind uns darin eine nicht geringe Anzahl durchaus unsicherer oder geradezu falscher Angaben aufgestossen, die alle zu berichtigen hier zu weit führen würde; einige Proben werden genügen um unser Urtheil zu begründen. S. 7 wird die Existenz öffentlicher Lehranstalten, sogenannter Kaiserschulen, in Ratisbona (Regensburg) und Iuvavia (Salzburg) in der spätern römischen Kaiserzeit als eine ausgemachte Sache dargestellt, desgleichen S. 12, dass schon der Freigelassene Spurius Carvilius (von dem wir nur aus Plutarch. quaest. Rom. 59 wissen, dass er zuerst in Rom ein *γραμματοδιδασκαλεῖον* errichtet hat) die Uebersetzung der Odyssee von Livius Andronicus (als dessen Todesjahr der Verfasser des Programms mit beneidenswerther Sicherheit 220 angiebt) als Lesebuch in seiner Schule eingeführt habe. Auf derselben Seite weiter unten lesen wir: »Der Lehrcursus ward beim rhetor graecus begonnen und beim rhetor latinus fortgesetzt, daher sagt Sueton von Cicero: Cicero ad praeturam usque graece declamitavit, latine vero senior quoque«. Herr Straubinger hat hier die Stelle des Sueton (de grammat. et rhetor. 25 p. 120 ed. Reifferscheid) ungenau citirt; sie lautet: »Cicero ad praeturam usque e t i a m graece declamitavit« etc., beweist also durchaus nicht was er damit beweisen will. S. 21 wird angegeben, Walafried Strabo habe über seine Studien in Reichenau ein Tagebuch geführt, »das in neuerer Zeit aufgefunden und im Jahresberichte über die Erziehungsanstalt des Benedictinerstiftes Maria Einsiedeln von 1856—1857 veröffentlicht worden ist«; in einer Note dazu (der einzigen in der ganzen Abhandlung) verweist der Verfasser auf eine dem

Referenten unbekannte Schrift: »cf. Kellners Skizzen pag. 140 ff.« Hätte Herr Straubinger das von ihm erwähnte Einsiedelner Programm (dessen Titel lautet: »Wie man vor tausend Jahren lehrte und lernte«, dargestellt an einem Zeitgenossen des heiligen Meinrad: Walafried Strabo. Einsiedeln 1857) selbst angesehen, so hätte er das, was er hier geschrieben hat, nicht schreiben können, sondern erkannt, dass die Einkleidung der Darstellung in die Form eines Jahrbuches von dem Verfasser des Programms selbst herrührt. Derselbe schreibt ausdrücklich S. 5: »Versuchen wir ihn selbst (den Walafried Strabo) hier redend einzuführen. Seine Geschichte ist zwar nirgends im Zusammenhange aufgezeichnet, sondern musste erst mühsam aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften Zug für Zug zusammengesucht werden; allein die Mühe belohnte sich mit jedem Schritte reichlich. Denselben Genuss nun auch vielen Andern, und zunächst unsern theuren Zöglingen mitzutheilen, ist der Zweck der nachfolgenden Darstellung. Der Kundige sieht bald, dass alles Erzählte auch im Einzelnen nicht willkürliche Dichtung ist, sondern auf urkundlichen Berichten beruht; den in solchen Studien weniger Bewanderten aber dürfen wir mit der Versicherung beruhigen, dass, bei aller Freiheit in der Form, der Inhalt doch durchaus auf geschichtliche Wahrheit Anspruch macht«. Der Verfasser des Einsiedelner Programms ist also an jener angeblichen Entdeckung des Tagebuchs Walafried's völlig unschuldig; ob das Missverständniss auf das Conto des Herrn Straubinger oder seines Gewährsmanns Kellner zu setzen ist, können wir nicht entscheiden, jedenfalls aber können wir jenem den Vorwurf leichtfertigen Arbeitens (er hat 2½ Seiten mit Excerpten aus jenem angeblichen Tagebuch gefüllt) nicht ersparen. Denselben Vorwurf verdient er endlich auch dafür, dass er S. 25 unter den von Karl d. Gr. gestifteten Schulanstalten »die Stiftsschule zu Osnabrück, die erste, welche Karl gründete und an der hauptsächlich griechisch gelehrt werden sollte«, aufführt, während die Unächtheit des auf die Gründung dieser Anstalt bezüglichen Diploms Karls längst in unzweifelhafter Weise dargethan ist: vgl. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II, S. 435 f.

Jahresbericht über die Geographie und Topographie von Unter-Italien und Sicilien

von

Dr. Ad. Holm

in Lübeck.

Für beide Länder zusammen haben wir zu nennen:

Fouilles et découvertes résumées et discutées en vue de l'histoire de l'art, par M. Beulé. II voll. Par. Didier 1873. 432 et 430 pp. in 8. 2 Thlr. 10 Sgr.

In dieser Schrift des bekanntlich inzwischen verstorbenen Verfassers, welche Ninive wie Karthago, den Bosporus wie Kyrene umfasst und manches Interessante bietet, sind auch Unter-Italien und Sicilien behandelt. Im ersten Bande sind die Seiten 195—311 dem Abschnitte: L'Italie de 1846—1866 gewidmet, und zwar unter Zugrundelegung der Schrift von Fiorelli, Scoverte archeologiche fatte in Italia dal 1846 al 1866. Nap. 1867. 8., welche ein Bericht Fiorelli's an den Unterrichts-Minister ist. Es ist das hierin Unter-Italien und Sicilien Betreffende einfach von Beulé, ohne eigene Zusätze, kurz wiedergegeben worden, sodass wir diesem Auszuge hier keine weitere Beachtung widmen können. Unter-Italien ist von S. 293 an behandelt; Sicilien nur S. 305 und 306. Fiorelli hat so wenig über Sicilien gesagt, dass Beulé p. 305 das Urtheil fällt, Sicilien sei devenu presque stérile. »Le mouvement scientifique s'est, pour ainsi dire, arrêté.« Das war schon im Jahre 1866 allzu hart; wieviel seitdem geschehen ist, darüber giebt unter Andern unser folgender Bericht Aufklärung.

Unter-Italien,

Hier muss mit ein paar Worten aufmerksam gemacht werden auf folgendes Werk:

A catalogue of the greek coins of the British Museum. Italy. Lond. 1873. 432 Seiten. 8. 16 Thlr. 24 Sgr.

Es ist eine genaue Beschreibung der griechischen Münzen Italiens im Britischen Museum, mit vielen Abbildungen in Holzschnitt, nämlich derjenigen Münzen, die nicht schon im Aes grave del museo Kircheriano oder in Carelli's Numorum Italiae veteris tabulae abgebildet sind. Folgende Indices erhöhen den Werth des Buches für den Historiker und Geographen: 1. Geographical. 2. Types. 3. Remarkable symbols. 4. Magistrates' names. 5. Roman Magistrates' names. 6. Engravers' names. 7. Remarkable inscriptions and legends. Ferner sind vergleichende Tabellen der Gewichte und Masse beigegeben. Bei den Gold- und Silbermünzen ist stets das Gewicht bemerkt; auch bei den Kupfermünzen müsste das in Zukunft geschehen. Aufgefallen ist mir, dass p. 250 die Beschreibung der Münze 94 von Metapont mit der dazu gehörigen Abbildung nicht übereinstimmt; jene hat ΣΠΑΥ auf dem Avers, diese vielmehr *ΠΑΡ*. Ich bemerke noch, dass die Abbildung der Kauloniatischen Triquetramünze auf p. 336 der vorliegenden Schrift die von mir in der Abhandlung La Triquetra nei monumenti dell' antichità Rivista Sicula, vom December 1871 S. 494 aufgestellte Ansicht über die Epoche der Münze durchaus bestätigt.

Campanien ist der Gegenstand der Schrift:

K. Fricke, Die Hellenen in Campanien. Hildesheim 1873. 28 Seiten. 4. (Progr. des Andreanums.) 10 Sgr.

Der Verfasser behandelt zunächst die Gründung von Cumae und unterwirft die über die Herkunft der Cumaeer im Alterthum und in der neueren Zeit aufgestellten Ansichten einer eingehenden Betrachtung. Eine Herleitung der Cumaeer aus Klein-Asien lässt sich aus den in Campanien spielenden Aeneassagen deswegen nicht folgern, weil diese Sagen daselbst nur an die Stelle von Odysseussagen getreten sind; die Odysseussagen aber haben sich an Campanien geknüpft, weil dieses Land ein an die homerische Nekyomantie erinnerndes Todtenorakel besass; so werden wir auf Thesprotien als die Heimath der ältesten Kolonisten Campaniens geführt. Da nun ferner Thesprotien, Akarnanien und Aetolien in alter Zeit im Besitze euböischer Hellenen waren, ergiebt sich, dass »die Hellenen von Euboea in Wirklichkeit die ältesten Kolonisten

Campaniens sind«. Der Verfasser behandelt dann weiter Cumae's Einfluss auf Campanien, Rom und Etrurien; die Beziehungen der Stadt zu den vordringenden Etruskern, die Geschichte des Aristodemos, die von Hieron den Cumaern geleistete Hülfe, die Eroberung von Cumae durch die Samniter, endlich ihre Schicksale unter der Römerherrschaft (S. 20). Sodann geht der Verfasser zur Geschichte von Neapolis über. Nach ihm lag das eigentliche Parthenope, später Palaeopolis genannt, westlich vom Posilipo; dann ward, vielleicht zur Zeit des Aristodemos, Neapolis gegründet, als »Erweiterung der Stadt nach dem Vesuv zu« (S. 21). Es ist jedoch nicht klar, wie sich der Verfasser das ursprüngliche Verhältniss von Parthenope und Neapolis denkt. Nach S. 21 Anm. 8 lag Neapolis »von Anfang an ausserhalb des unmittelbaren Machtbereiches Cumae's, weshalb sie auch ihre eigenen Münzen prägte, während von einer Prägung in Dicaearchia und Palaeopolis oder Parthenope zur Zeit als sie griechisch waren, keine Spur ist, weil sie keine selbständigen Gemeinden bildeten, sondern von Cumae abhängig waren«. Wie können dann Parthenope und Neapolis »nur eine politische Gemeinde gebildet haben« (S. 21)? Die allerdings auch durch Kiepert's Autorität gestützte von Abeken herrührende Annahme, dass Parthenope westlich vom Posilipo gelegen habe, unterliegt doch auch grossen Bedenken. Die antiken Ueberreste Neapels werden östlich vom Toledo gefunden, und vom Toledo bis zur Küste westlich vom Posilipo ist eine Entfernung von einer deutschen Meile. Wir werden ohne Zweifel Parthenope wie Neapolis östlich vom Posilipo zu setzen haben. Fricke bespricht sodann die Geschichte von Neapel, die Verfassung der Stadt in griechischer Zeit, besonders die Phratrien, die Kulte, die Spiele, endlich die Zustände Neapels als römisches Municipium (S. 26). Schliesslich wendet sich der Verfasser noch zu den von den Hellenen beeinflussten campanischen Städten unter Benutzung des Friedländer'schen Werkes über die Oskischen Münzen. — Statt Stephanus Byzantinus S. 4 ist zu lesen St. Byzantius, und statt Stromblichus S. 25 Strombichus. — Sollte der Verfasser, was zu wünschen wäre, weitere Arbeiten über die Hellenen Unter-Italiens unternehmen, so empfehlen wir ihm zur Orientirung über die Münzen, deren Wichtigkeit für die Geschichte er erkannt hat, ausser dem besprochenen Katalog des Britischen Museums, besonders die Recherches sur les monnaies antiques de la presqu'île

Italique, par L. Sambon. Napl. 1870. 4., mit 24 Tafeln, wo derselbe manche nützliche Thatsache, manche Anregung zu weiterer Forschung, und manche Gelegenheit, die historischen Ausführungen Sambon's zu berichtigen, finden wird.

Weitere wissenschaftliche Leistungen für die Geographie und Localgeschichte Unter-Italiens sind Referenten aus dem Jahre 1873 nicht zu Gesicht gekommen. Doch lassen Gräberfunde in Campanien mit Sicherheit erwarten, dass aus denselben für die Geschichte dieser Landschaft gezogene Resultate im nächsten Jahresbericht werden besprochen werden können.

Sicilien.

Ich erwähne zunächst folgende Reiseberichte:

La Sicilia. Due viaggi di E. Bourquelot ed E. Reclus, con prefazione e note di E. Navarro della Miraglia. Mit Ansichten und Karten in Holzschnitt. Milano 1873. 208 Seiten in 4. 25 Sgr.

Die beiden in diesem Bande vereinigten Reisebeschreibungen sind im französischen Original in der bei Hachette in Paris erscheinenden trefflichen Zeitschrift: Le tour du monde veröffentlicht, und zwar die von Bourquelot im Jahre 1860 (Bd. II.), die von Reclus 1866 (Bd. XIII.). Sie enthalten interessante Schilderungen aus Siciliens Gegenwart; Reclus, ein sehr tüchtiger Geograph, hat besonders den Aetna berücksichtigt; Bereicherungen der antiken Topographie darf man von den frischgeschriebenen Skizzen nicht erwarten. Einmal hat der italienische Uebersetzer Reclus Unrecht gethan. S. 94 schliesst Abschnitt II.: Milazzo, antica colonia dei Greci di Mylae, wozu Navarro bemerkt: Non è certo che Milazzo sia colonia dei Greci di Mylae. Das wäre allerdings nicht nur nicht certo, sondern Unsinn. Aber Reclus hatte ganz richtig gesagt: l'ancienne colonie grecque de Mylae, d. h. natürlich: die alte griechische Kolonie Mylae, was der Uebersetzer merkwürdiger Weise nicht verstanden hat.

Von historischen Werken sind zwei umfassenden Charakters:

The history of Sicily to the Athenian war with elucidations of the Sicilian odes of Pindar. By W. Watkiss Lloyd. With a map. Lond. J. Murray. 1872. 396 S. 5 Thlr. 18 Sgr.

Von diesem Werke hat uns besonders das erste Buch zu beschäftigen, welches die Hälfte des Bandes umfasst und die Geschichte Siciliens bis zum athenischen Kriege behandelt. Sein 1. Kapitel, welches kurz die Lage und ausführlicher die mythische Geographie Siciliens bespricht, sticht durch die sich darin offenbarende Besonnenheit wohlthuend von anderen neueren Bearbeitungen der homerischen Geographie ab, die immer noch Odysseus wie einen Marco Polo behandeln. Ihm ist, ähnlich wie dem Referenten, die poetische Schilderung der Meerenge von Messina das einzige deutliche geographische Bild Siciliens, das uns im Homer entgegentritt. Das 2. Kapitel bespricht sehr kurz die Urbevölkerung und die griechische Kolonisation. Das 3. ausführlicher den Geist dieser Kolonisation und kürzer die Geschichte der Kolonien selbst bis zum Ende des 6. Jahrhunderts vor Chr. Das 4. schildert die Zeiten des Hippokrates und Gelon, so lange dieser nur Gela beherrschte, das 5. Gelon's Herrschaft über Syrakus, den Conflict mit den Karthagern, den Sieg bei Himera und die fernere Regierung von Gelon und Theron. Das 6. Kapitel giebt, als Illustration des Charakters der griechischen Tyrannis, einen Excurs über Aristodemos von Kyme, worauf das 7. die politische Geschichte Hieron's behandelt. Das 8. schildert sodann die Kultur der Zeit mit besonderer Rücksicht auf den Hof Hieron's. Das 9. behandelt die sicilische Architektur, unter specieller Hervorhebung von Selinus. Das 10. erzählt den Sturz der Tyrannenherrschaften; das 11. die Geschichte des Sikelerfürsten Duketios; das 12. die Schicksale des republikanischen Syrakus bis zum ersten athenischen Kriege; das 13. endlich entwickelt die sicilische Philosophie, speciell Xenophanes und Empedokles berücksichtigend.

Das nun folgende 2. Buch, welches ausführlich die auf Sicilien bezüglichen Oden Pindars mit eingehender Würdigung der chorischen Poesie überhaupt und vollständiger Uebersetzung der betreffenden Oden erläutert, hier genauer zu besprechen, kann nicht meine Sache sein, ich bemerke nur, dass Lloyd überall bei Pindar möglichst deutliche Anspielungen auf wirkliche Facta aus der Geschichte der Sieger oder ihrer Familien sieht. Ich habe mich hier nur mit dem 1. Buch zu beschäftigen, dessen 13 Kapitel 210 nach englischer Weise splendid und weitläufig gedruckte Seiten umfassen, woraus schon ersichtlich ist, dass, da auch die Belege mit in den Text aufgenommen sind, wir es hier

nicht mit einer vollständigen Sammlung der Thatsachen und noch weniger mit vollständigen Quellennachweisen, sondern vielmehr mit einer übersichtlichen im besseren Sinne populären Darstellung des Gegenstandes zu thun haben. Diesem Zwecke entspricht das Buch in hohem Grade. Es ist voll von richtigen, zum Theil geistreich ausgedrückten Bemerkungen über die alte Geschichte Siciliens und Griechenlands überhaupt, und der reiche Stoff ist in klarer Weise dargestellt. Die schwache Seite des Buches ist aber die geographische und topographische; von seinem richtigen Standpunkte zur homerischen Geographie abgesehen, zeigt sich der Verfasser über die geographischen Verhältnisse der Insel und ihre Monumente nicht immer sehr genau unterrichtet. Mangelhaft ist zunächst die Karte. Hier liegt Himera immer noch westlich von Termini; Alontion und Agathyrnon sind unrichtig angesetzt; ebenso Megara, Kamarina und Triokala. Bei Enna ist beigeschrieben: Syrac. col. sec. Strabonem, während Steph. Byz. zu citiren gewesen wäre. Im Texte ist, um nur Einiges zu bemerken, S. 2 die Angabe der Grösse Siciliens 10,600 sq. m. veraltet; die warmen Bäder werden S. 38 »at Selinus« gesetzt; S. 112 wird die Besitzung der Demarete, auf der Gela und seine Gattin begraben wurden, und die nach Lloyd selbst nur 20 Stadien von Syrakus entfernt war, »in the territory of Leontini« gesucht, als ob das Gebiet von Leontini eine halbe deutsche Meile von Syrakus und noch dazu im Süden dieser Stadt, beginnen konnte. S. 163 spricht Lloyd nur von einem einzigen Tempel in Syrakus. Der auf S. 180 gemachte Versuch, einige der mit der phönicischen Inschrift Motye bezeichneten Münzen Motyon (Diod. XI, 91) zuzuweisen, kann unmöglich gebilligt werden; wie sollte dieselbe phönicische Inschrift für zwei verschiedene sicilische Orte gedient haben? Bemerkenswerth ist allein, dass Lloyd als Geburtsstadt des Duketios Mende annimmt (S. 179); übrigens lässt er sich auf eigentliche topographische Fragen gar nicht ein.

Einen anderen wichtigen Abschnitt der alten Geschichte Siciliens behandelt die Schrift:

Is. La Lumia, I Romani e le guerre servili in Sicilia. Nuova Antologia. Firenze, August—October 1872. 90 Seiten gr. 8.

Nach einer kurzen Einleitung behandelt Abschnitt II. die ältere Geschichte Siciliens und die Bevölkerungsverhältnisse der

Insel bis zum I. punischen Krieg; III. diesen Krieg; IV. den 2. punischen Krieg und den Fall von Syrakus; V. die römischen Einrichtungen in Sicilien; VI. die agrarischen Verhältnisse auf der Insel. Dann erzählen VII—XI. den ersten Sklavenkrieg; XII. geht auf die Zustände Roms zu eben dieser Zeit: Gracchen u. s. w. ein; XIII—XVIII. stellen den zweiten sicilischen Sklavenkrieg dar; XIX—XXIII. endlich schildern die späteren Schicksale Siciliens unter der Römerherrschaft bis zum Ueberwiegen des Christenthums und der Einwirkung der römischen Kirche auf Sicilien. La Lumia hat in dieser Schrift gezeigt, dass er nicht weniger in der alten Geschichte seiner Heimath bewandert ist, als in der mittleren und neueren, über die er bereits so viele geschätzte Monographien veröffentlicht hat. Er ist auch hier derselbe gründliche Forscher, derselbe beredte und anschauliche Erzähler. Seine Schrift entrollt ein klares Bild der Zustände des römischen Sicilien und führt die verschiedenen Phasen der Sklavenkriege höchst lebhaft vor die Augen des Lesers. Sie ist überall mit Rücksicht auf die topographischen Verhältnisse abgefasst, die nicht selten eine sehr glückliche Darstellung gefunden haben. Die allgemeinen politischen Verhältnisse sind durchaus richtig gewürdigt, und es darf in dieser Hinsicht besonders auf die Darlegung der ersten Erfolge der Römer auf der Insel und ihre Ursachen (S. 10 ff.) als besonders gelungen aufmerksam gemacht werden. Zu bedauern ist nur, dass dem Verfasser einige deutsche Forschungen über denselben Gegenstand unbekannt geblieben sind. Dies gilt besonders von der Abhandlung O. A. B. Siefert's, Die Sklavenkriege. Programm des Altonaer Gymnasiums. 1860. 4., aus welcher, sowie aus dem Aufsatze von W. Lehmann, Zur Chronologie des ersten sicilischen Sklavenkrieges, Philol. 22, S. 711. 12 der Verfasser eine andere Ansicht über die Zeit des Beginnes des ersten Sklavenkrieges, die er S. 36 in das Jahr 135 v. Chr. setzt, die aber in Wirklichkeit zwischen 141 und 139 fällt, gewonnen haben würde. Aber freilich, wie sollten deutsche Schulprogramme anders als ganz zufällig ihren Weg nach Palermo finden! Ich will bei dieser Gelegenheit zu S. 50 der Schrift von La Lumia, wo die Stelle des Orosius, V, 9, über die Eroberung des Mamertium oppidum citirt wird, bemerken, dass in den N. Jahrb. für Philol. 1873. S. 71, A. Schäfer für Mamertium Murgentium conjicirt hat. Bei einer neuen Ausgabe seiner Schrift, die bei La

Lumia nicht auszubleiben pflegt, wird der Verfasser diese Bemerkungen vielleicht benutzen können.

Sodann ist von rein historischen Arbeiten noch zu nennen:

Stein, Res Syracusanae inde a morte Hieronis usque ad urbis expugnationem narrantur atque illustrantur. Part. II. Neuss 1873. 9 pp. in 4. 12 Sgr.

Vorliegende Schrift, welche sich an die von demselben Verfasser 1871 veröffentlichte Particula I anschliesst, stellt die Vorfälle der Belagerung von Syrakus durch Marcellus übersichtlich dar; ausführlicher nur die Construction der Sambucae behandelnd. Wenn er p. 6 sagt: Acrillas, oppidum haud procul a Syracusis ad Anapum situm, so musste letzterer Zusatz als Vermuthung bezeichnet werden, da darüber keine Nachrichten vorliegen; selbst Schubring in den historisch-geographischen Studien über Alt-Sicilien, Rh. Mus. N. F. 28. S. 130 kann trotz seiner eminenten Ortskenntniss nur wiederholen, dass es unfern von Syrakus lag.

Indem ich nun zu den übrigen Schriften mich wende, in denen Leistungen für die Topographie und Localgeschichte Siciliens vorliegen, bietet sich als vortreffliche Orientirung über alle in Frage kommenden allgemeinen Verhältnisse folgender amtlicher Bericht:

Relazione sullo stato delle antichità di Sicilia, sulle scoverte e sui ristauri fatti dal 1860 al 1872 pel Dr. Fr. Sav. Cavallari, Direttore delle antichità di Sicilia. Pal. Tipogr. del giorn. di Sic. 1872. 4.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier über den Inhalt dieser Schrift ausführlich zu berichten, die ja nur eine dem Jahre 1873 vorhergehende Periode behandelt. Wir haben jedoch aus derselben dasjenige auszuziehen, was zum Verständniss des nunmehr in Sicilien für die Kunde des Alterthums der Insel Geschehenden nothwendig ist. Die bourbonische Regierung hatte, wenn sie auch nicht die Sorge für die Alterthümer der Insel ganz ausser Acht liess (schon vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts waren kundige Edelleute zu Custoden ernannt und ihnen mässige Summen angewiesen) doch nur unzureichende Mittel für diesen Zweck zur Verfügung gestellt — nicht über 7900 Lire jährlich. Das Königreich Italien sorgte besser für die Erforschung und Erhal-

tung der Alterthümer eines seiner schönsten Theile. Im Jahre 1863 ward eine Summe von 50000 Lire jährlich aus dem Staatsbudget für die Alterthümer Siciliens bestimmt, und zwar 25000 Lire für Ausgrabungen und die nöthigen Restaurationen der vorhandenen Denkmäler (Tempel, Theater u. s. w.), 25000 für die Instandhaltung und Vermehrung der Sammlungen des Königlichen Museums zu Palermo. Die Summen sind keineswegs zu gross, wenn man bedenkt, dass Sicilien nicht weniger als 23 griechische Tempel — alle anderen architektonischen Denkmäler ungerechnet — enthält und dass somit sicher viel zu conserviren und wahrscheinlich viel für das Museum in Palermo zu erwerben ist. Wenn wir nun darauf hinweisen, dass unter den alten Kulturstätten der Insel, um nur die wichtigsten zu nennen, sich Syrakus, Akrae, Selinus, Akragas befinden, so wird es klar sein, dass wenn auch schon Manches gefunden ist, doch noch unendlich viel mehr zu finden bleibt, und dass es kaum eine dankbarere Aufgabe für einen kenntnissreichen und energischen Mann giebt, als die Leitung der Untersuchungen an diesen antiken Trümmerstätten. Da ist es denn ein Glück für die Insel und für die Wissenschaft, dass gerade der Mann, welcher den oben genannten Bericht geschrieben hat, mit diesem Amte betraut ist. Einige Nachrichten über diesen Veteranen der Wissenschaft, der für Sicilien ist, was Fiorelli für Neapel und Rosa für Rom, werden an dieser Stelle nicht unangemessen sein. Francesco Saverio Cavallari, ein geborener Palermitaner, ist Sohn eines tüchtigen Architekten und Professors der Architektur, aber der frühe Tod seines Vaters nöthigte ihn, selbst für seinen Unterhalt und seine Ausbildung zu sorgen. Gegen geringen Lohn beschäftigte ihn der Herzog von Serradifalco bei seinem grossen Werke; aber Cavallari hatte so das Glück, als Jüngling fast alle alten Denkmäler Siciliens messen, zeichnen und stechen zu können und sich so eine umfassende Kenntniss der Denkmäler und der geographischen Verhältnisse der Insel überhaupt zu erwerben. Dann wollte das Glück, dass er Sartorius von Waltershausen kennen lernte, mit dem er den Aetna aufnahm und der ihn nach Göttingen zog um mit ihm an der Ausführung der grossen Aetnakarte zu arbeiten. Das Revolutionsjahr 1848 rief ihn nach Sicilien zurück; nachdem er eine Zeit lang seinem Vaterlande gedient, nahm er eine Professur an der Bau-Akademie zu Mailand an, dann ein Direktorat an der polytechnischen

Schule zu Mexiko. Nach der Befreiung Siciliens durch Garibaldi nach Hause zurückgekehrt, ward er Direktor der Alterthümer und Ausgrabungen. Niemand kennt die Insel besser als er, auch von den Sicilianern nicht, die im Allgemeinen keine Freunde des Reisens sind, während Cavallari weder Hitze noch Kälte abhält, die Ausgrabungen persönlich zu leiten. So ist denn auch unter seiner Leitung bereits sehr viel gefunden worden und die Ausbeute wäre noch reicher gewesen, wenn nicht, um die Aufstellung des Museums in dem ehemaligen Kloster der Oratorianer von S. Filippo Neri (Olivella) zu ermöglichen, ausser den für das Museum ausgesetzten 25000 Lire auch noch ein Theil der für die Scavi bestimmten 25000 für diesen Zweck hätte verwandt werden müssen, worunter natürlich die Ausgrabungen litten. Die Hauptorte der Thätigkeit Cavallari's sind Akragas, Taormina, Syrakus, Segesta und vor allen Dingen Selinus gewesen, wo, wie wir sehen werden, ausserordentliches von ihm geleistet worden ist. Als Bereicherungen des Museums zu Palermo seit 1860 führt Cavallari in dem vorliegenden Berichte 51 Nummern auf; aber von denselben enthält No. 31 80 antike bemalte Gefässe, No. 34 deren 79 und No. 35 120. — Bevor wir die von Cavallari geleiteten Entdeckungen der letzten Jahre und speciell des Jahres 1873 an der Hand seiner Bullettini besprechen, müssen wir der folgenden, speciell über das Museum zu Palermo handelnden Schrift gedenken:

Del real Museo di Palermo relazione scritta da Ant. Salinas. Con 5 tav. Pal. Lao 1873. 74 S. in 4. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Professor Antonino Salinas, der bekannte Archäolog und Numismatiker, ist auch Mitglied der sicilianischen Commissione di antichità e belle arti, die aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern bestehend sowohl die Ausgrabungen wie auch das Museum zu Palermo zu überwachen hat. Als solcher hat er über dieses Museum einen Bericht geschrieben, in welchem die Entstehung desselben erzählt und sodann eine lehrreiche Uebersicht der verschiedenen in demselben befindlichen Kategorien von Alterthümern gegeben wird. In das Palermitaner Museum gelangen die meisten der in Sicilien gefundenen antiken Gegenstände; neben ihm hat von öffentlichen Museen nur noch das von Syrakus, das aber Eigenthum der Stadt ist, Bedeutung, während die städtische Sammlung in

Girgenti noch um ihre Existenz kämpfen muss. Der Text der Schrift, auf deren speciellen Inhalt hier nicht eingegangen werden kann, giebt nur in einem Punkte zu einer Bemerkung Veranlassung. S. 62 und 63 spricht Salinas von den in Giardini bei Taormina gefundenen Alterthümern höchst barbarischen Charakters, über die Bericht erstattet ist von Cavallari im Bullettino della commissione di antichità e belle arti No. 3, mit Abbildungen. Salinas bemerkt gegenüber den berechtigten Zweifeln an der Aechtheit einiger derselben, dass an dem genannten Orte zahlreiche sicher antike Ueberreste der betreffenden Art gefunden worden sind. Hiernach muss ich annehmen, dass nachdem wirkliche Funde dort vorgekommen sind, Jemand sich den Spass gemacht hat, den schon sehr rohen Charakter der gefundenen Gegenstände in eigenen Fabrikaten zu übertreffen, so dass, ehe man einen dort gefundenen Gegenstand dieser Art für antik halten kann, man sich überzeugt haben muss, dass Cavallari, Salinas oder sonst ein glaubwürdiger Mann ihn selbst hat aus dem festen Boden ausgraben sehen. Für die Geschichte sind, bis nicht Verzeichnisse der Gegenstände letzterer Art vorliegen, die dortigen Entdeckungen einstweilen noch nicht nutzbar zu machen. Die, wie die ganze Schrift, sehr schön ausgestatteten Tafeln enthalten: Tav. A. Antike Schmucksachen. Tav. I. Terracotten und Glassachen aus Solunt. II. und III. Inschriften (auf Tav. II. die grosse selinuntinische). Tav. IV. mittelalterliche Familienmünzen. — Inzwischen ist Salinas selbst Direktor des Museums geworden, das unter seiner kundigen und kräftigen Leitung bereits einen neuen viel versprechenden Aufschwung genommen hat.

Wir haben uns jetzt zu den speciellen Leistungen der letzten Jahre für die sicilische Topographie zu wenden, die wir an der Hand der von der genannten Alterthums-Commission herausgegebenen Bullettini zu besprechen haben. Da jedoch der Gegenstand der letzten Bullettini hauptsächlich Selinus gewesen ist, so dürfen wir hier beide Gesichtspunkte vereinigen, und, mit besonderer Berücksichtigung jener Bullettini, speciell das für Selinus Geleistete nunmehr zusammenstellen.

Selinus ist durch seine 8 Tempel (im März 1874 ist der achte von Cavallari entdeckt worden) und die auf seinem Boden gefundenen Gegenstände die wichtigste unter allen sicilischen Städten für die Kunstgeschichte, und dennoch lange nicht genü-

gend durchforscht. Die Entfernung der Trümmerstätte von menschlichen Wohnsitzen — in Selinus selbst ist nur ein Posten von Küstenwächtern — die Ungunst des Klima's — die Malaria gestattet höchstens 4–5 Monate im Jahre dort Ausgrabungen zu machen — endlich die ungeheure Grösse der zu beseitigenden architektonischen Stücke, haben verhindert, dass bisher ein beträchtlicher Theil der zu lösenden Aufgabe gelöst wurde. In die selinuntinischen Forschungen ist erst durch die Anstellung von Cavallari als Direktor der Alterthümer wieder rechtes Leben gekommen. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Behörde wieder auf die ihm seit früherer Zeit genau bekannte Stadt und hat bereits in verschiedenen Jahren dort mit Erfolg gegraben: 1865, 1868, besonders aber seit dem Jahre 1871, seit welcher Zeit jedes Jahr in Selinus gegraben, und auch jedes Jahr Wichtiges gefunden ist. Im Frühjahr 1871 ward im Innern des grössten der selinuntinischen Tempel, der sich auf diese Weise als Apollonion ausgewiesen hat, eine Inschrift gefunden, die um die Wette in Italien und in Deutschland publicirt und erklärt worden ist; ich habe darüber im Rheinischen Museum 1872 Bd. XXVII S. 353—374 unter dem Titel: die Entdeckungen im grossen Tempel zu Selinus im Frühjahr 1871 unter Beigabe eines lithographirten Facsimile, Bericht erstattet und die gesammten Resultate der Forschungen vom Frühjahr 1871 in Selinus sind dargestellt worden in dem von Cavallari und dem Referenten gemeinsam bearbeiteten Bullettino della commissione di antichità e belle arti di Sicilia No. 4. Pal. 1871. 4. Pr. 7 Lire, auf dessen Inhalt ich hier deswegen nicht ausführlicher eingehen kann, da es der Zeit nach zu sehr hinter der Epoche zurückliegt, welche uns hier beschäftigen muss. Da es indess meines Wissens ausserhalb Italiens, zumal in Deutschland, niemals Gegenstand einer öffentlichen Anzeige geworden ist, so mag eine kurze Inhaltsangabe des seltenen Heftes (ich bemerke, dass man die Bullettini kaufen kann, wenn man sich an den Präsidenten der Commission, gegenwärtig Herrn Franc. Ugdulena, wendet; doch sollte auch in Deutschland ein Depot sein) hier nicht unangemessen erscheinen. Es enthält Sunto storico di Selinunte ed immagine del territorio Selinuntino, vom Referenten. Tempio creduto di Ercole nell' Acropoli Selinuntina, von Cavallari. Tempio creduto di Giove Olimpico ora di Apolline in Selinunte, von Cavallari. L'iscrizione trovata nel tempio grande di Selinunte, vom

Referenten. Tempio creduto di Giunone in Selinunte, von Cavallari und dem Referenten. Beigegeben sind Photographien von selinuntinischen Ruinen, die Photographie eines im Apollonion gefundenen Gigantentorso, eine Tafel mit Grund- und Aufrissen von Theilen selinuntinischer Tempel und die im Apollonion gefundene Inschrift in photographischer Kopie.

Diese Arbeiten waren nicht ohne Einfluss auf die Anordnung eines schon seit längerer Zeit vorbereiteten Werkes. O. Benndorf hatte die Herausgabe der Metopen von Selinus verheissen, und man erwartete von ihm die Einreihung dieser Denkmale in die Geschichte der griechischen Kunst. Das verzögerte Erscheinen seiner Arbeit gestattete ihm, die in Folge der Cavallarischen Entdeckungen gemachten Untersuchungen über Selinus zu verwerthen und selbst durch eigene Forschungen zu erweitern, und so ward aus der blos kunstgeschichtlichen Arbeit, ein umfassendes Buch, ein auch in topographischer und historischer Beziehung wichtiges Werk über Selinus, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben.

Die Metopen von Selinunt, mit Untersuchungen über die Geschichte, die Topographie und die Tempel von Selinunt, veröffentlicht von O. Benndorf. Berlin, Guttentag, 1873. 82 S. in 4. mit XIII Taf. und eingedr. Holzschn. 16 Thlr.

Wir haben es hier nur mit dem historischen und topographischen Theile des Werkes zu thun, das sich durch Schärfe der Methode und Concision der Darstellung auszeichnet und vom Verleger vortrefflich ausgestattet worden ist. Von den einzelnen Abschnitten behandelt der erste S. 3—5 die Lage der Stadt, wie sie noch heute den Reisenden und den Forschern entgegentritt. Abschnitt II. S. 6—10 skizzirt in grossen Zügen die Geschichte von Selinus. Abschnitt III. S. 10—15 giebt eine Uebersicht der Topographie der Stadt, in welcher sowohl die Monumente im Allgemeinen besprochen, als auch Fragen, verschiedene wichtige Theile der Stadt betreffend (Lage der Agora, Vorhandensein einer Neapolis), erwogen werden. Abschnitt IV. S. 15—19 giebt eine Geschichte der Entdeckungen in Selinus; V. S. 20—26 entwickelt den architektonischen Charakter der Tempel und ihre durch denselben bedingte Sonderung in zwei Gruppen. Abschnitt VI. S. 26 bis 38 beschäftigt sich sodann an der Hand der Inschriften, welche an Ort und Stelle gefunden sind, mit der Namengebung der Tem-

pel, worauf Abschnitt VII. S. 38–63 die Metopen einordnet und genau beschreibt. Abschnitt VIII. S. 63—72 würdigt sodann die Kunst der Metopen. Ein von dem bekannten Münzkenner Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur verfasster Anhang (S. 73—81) verzeichnet genau alle demselben bekannt gewordenen selinuntinischen Münzen und erklärt, soweit nöthig, ihre Typen. In den Text sind Vignetten eingedruckt, unter denen Manchem die Abbildung eines Eppichblattes aus dem Selinusthale besonders interessant sein wird, die übrigen aber ein Relief von einer Vase, den im Apollotempel gefundenen Torso, Profile der Kapitelle, eine restaurirte Ansicht der Ostseite von C., endlich eine deutlichere Ausführung einiger auf der Metope Tafel VII (Herakles und die Amazone) weniger leicht erkennbarer Details enthalten. Von den besonderen Tafeln stellen die elf ersten die erhaltenen Metopen (mit Ausnahme einer fast zerstörten) dar, Tafel XII und XIII geben Karten und Pläne und architektonische Grund- und Aufrisse. — In Abschnitt I. giebt sich das Streben des Verfassers nach Knappheit, das sich auch in der Anordnung der sehr vollständige aber äusserst kurz ausgedrückte literarische Nachweise enthaltenden Noten zeigt, bereits darin kund, dass er, phantastischen Constructionen abhold, in der Topographie nicht mehr gelten lassen will, als unzweifelhaft vorliegt. So bietet die historische Uebersicht, abgesehen von einem bei den Inschriften zu erwähnenden Punkte, auch nichts Neues. Mancherlei Neues findet sich dagegen im 3. Abschnitte. Nachdem man früher die Stadt Selinus meist nur in dem noch jetzt ummauerten Theile gesucht, und erst Schubring ihre Ausdehnung über die nördlich von derselben sich hinziehende Anhöhe nachgewiesen hatte, ist Benndorf dazu geschritten, auch den östlichen Theil, in welchem 3 umfangreiche Tempelruinen liegen, als zur eigentlichen Stadt gehörig, anzunehmen, sodass derselbe nicht etwa, wie bisher gewöhnlich gemeint wurde, eine später angelegte Neustadt gebildet hätte, sondern von Anfang an in die ursprüngliche Stadt eingeschlossen gewesen wäre. Selinus erscheint somit nach Benndorf (S. 14) »seiner geschichtlichen Bedeutung entsprechend als eine planvoll angelegte und einheitlich befestigte Grossstadt, im allgemeinen Schema ähnlich der Mutterstadt Megara, welche einen westlichen und östlichen Burghügel, und zwischen beiden den Markt hatte«. Dieser Ansicht steht jedoch die Natur des Osthügels nicht hülfreich zur Seite, welcher,

unähnlich dem wirklich abgeschlossenen westlichen, nach Norden eben verläuft, und also mehr wie ein Plateau als wie ein Hügel zu betrachten ist, sodass eine abschliessende Befestigung desselben nur schwer zu denken wäre. Vielleicht ist auch die Entschiedenheit, mit der Benndorf diese Meinung vorträgt, noch durch seine, nicht der Wirklichkeit entsprechende Ansicht von der Natur des Thales zwischen Ost- und Westtheil begünstigt worden. Er sagt S. 13: »Ein aus zwei Armen gebildeter kleiner Fluss, welchen viele Karten in demselben angeben, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden und nur in Folge eines Irrthums von Reinganum durch Hittorff hierher versetzt worden«. Note 3 schliesst Benndorf mit den Worten: »den alten Irrthum hat Cavallari neuerdings wiederholt in Bullettino No. V.« Es ist aber die Annahme dieses Flusses kein Irrthum. Referent hat ihn Ende Februar 1871 14 Tage lang täglich durchschreiten müssen, um von seiner Wohnung auf der Akropolis nach den Tempeln der Osthälfte zu gelangen. Allerdings ward das Flüsschen jeden Tag seichter, und im März wird nicht viel davon übrig geblieben sein. Aber das ist ein Schicksal, das es mit vielen sicilianischen Flüssen theilt. Uebrigens ist es auch auf dem von Benndorf Tafel XII, 6 mitgetheilten Stücke der Generalstabskarte deutlich als ein aus zwei Quellflüsschen sich bildender Bach zu erkennen, und die Offiziere, welche die Generalstabskarte machten, haben sicherlich nicht Hittorff's oder Cavallari's Karten bei ihrer Aufnahme der Gegend benutzt.

Unter diesen Umständen stellt sich die Sache ein wenig anders. Man müsste nun, wenn man die Benndorf'sche Annahme halten wollte, voraussetzen, dass ein Flüsschen, ausserhalb der Stadt entspringend, sie von Norden nach Süden durchfloss, die beiden Akropolen von einander trennend. Wenn auch dies keineswegs unmöglich ist, so wird doch, wenn man bedenkt, dass nun zweierlei gegen Benndorf's Annahme spricht: 1) der Mangel an Abgeschlossenheit des Ostplateau's, 2) das Vorhandensein des Flüsschens, jene Annahme mehr und mehr erschüttert und es bedürfte neuer Stützen, um sie noch ferner aufrecht halten zu können. Zum Schlusse von Abschnitt IV. S. 19 habe ich noch zu bemerken, dass, wenn die Angabe Cavallari's, der im Apollonion gefundene Torso sei in Lebensgrösse, genau zu nehmen ist, an eine Aufstellung im Giebel schwerlich zu denken sein wird, da

selbst die Giebelfiguren des an Grösse dem Apollonion weit nachstehenden Parthenon überlebensgross sind. Höhe der Säulen des Parthenon: 10,4 m.; derjenigen des Apollonion von Selinus: 17,6 m. Breite der obersten Stufe des Parthenon: 31 m.; derjenigen des Apollonion: 50 m. Abschnitt V., der die auch von Cavallari richtig erkannte Eintheilung der selinuntinischen Tempel in 2 Gruppen, eine ältere und eine jüngere, welche in constructiver Beziehung durchaus verschieden sind, sehr genau im Einzelnen ausführt, folgt in Betreff des Apollonion den Theorien Hittorff's über welche unten noch einige Worte gesagt werden sollen. Unter den nicht rein kunsthistorischen Abschnitten des Buches ist der 6. entschieden der bedeutendste. Er beschäftigt sich mit der Namengebung der Tempel und zieht hier zunächst die im Jahre 1871 im grossen Tempel gefundene Inschrift herbei. Um dieselbe chronologisch fixiren zu können, deutet B. den in derselben erwähnten Krieg auf den von Diod. XI, 86 besprochenen. Hier spricht Diodor's Text allerdings von einem Kriege zwischen Segesta und Lilybaion. Aber Benndorf billigt die Conjectur Grote's, dass für Lilybaion Selinus zu lesen sei, und die Ausdrücke, in denen bei einer späteren Gelegenheit (XII, 82) Diodor von einem Kriege zwischen Segesta und Selinus spricht: *περὶ χώρας ἀμφισβητησίμου, ποταμοῦ τὴν χώραν τῶν διαφερομένων πόλεων ὁρίζοντος*, während es XI, 86 heisst: *πόλεμος περὶ χώρας τῆς πρὸς τῷ Μαζάρῳ ποταμῷ* — mit dem Zusatz *τῆς φιλοτιμίας μὴ λῆξαι τὰς πόλεις*, welche Worte darauf hindeuten, dass Diodor noch einmal von einem Kriege zwischen ebendenselben beiden Städten zu sprechen haben wird, lassen es allerdings als wahrscheinlich betrachten, dass Diod. XII, 82 von denselben Städten hat sprechen wollen wie XI, 86. Es ist dann die so oft sich wiederholende Gegnerschaft zwischen Segesta und Selinus, welche auch im Jahre 454 bei Diodor auftreten würde. In diese Zeit passt allerdings auch die Inschrift ihrem paläographischen Charakter nach. Auch kann der Mazaras in seinem oberen Lauf allerdings als Grenzfluss zwischen egestäischem und selinuntinischem Gebiete gedacht werden. Nur ist auf den Ausdruck *ἀμφισβητήσιμος* nicht soviel zu geben, wie Benndorf S. 30 zu thun scheint. Das *ἀμφισβητεῖν* ist in solchen Fällen, wie man aus XI, 52 und 65 sieht, eine diodorische Phrase, die nicht nothwendig bezeichnet, dass dem eben besprochenen Kriege schon ein anderer zwischen denselben Staaten

voraufging. Einen sehr lebhaften Beifall hat übrigens Benndorf's Combination gefunden in dem Aufsatze von Dr. Schlie, Die Metopen von Selinunt, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1873 No. 177 bis 179. Das wichtigste Ergebniss der Inschrift ist, wie Benndorf S. 34 mit Recht sagt, die Sicherheit, dass der grosse Tempel von Selinus ein Apollonion gewesen ist. Ebenso sicher ist, dass der Tempel E der Hera gewidmet war (Benndorf, 34); es ergiebt sich das aus der dort gefundenen Inschrift, deren Zeit Benndorf nach der Gestalt der Buchstaben als die des 1. Jahrhunderts vor Chr. bestimmt. Sehr sinnreich ist sodann von Benndorf ausgeführt, dass das zwischen Tempel C und D gefundene Inschriftfragment, welches Apollon und Athene nennt, einem Altar angehört habe, der diesen beiden Gottheiten gemeinsam gewesen sei, und dass er durch seine Stellung darauf hinweise, dass der eine der beiden Tempel der einen, und der andere der anderen Gottheit gewidmet war. Demgemäss erklärt Benndorf den Tempel C dem Apoll, D der Athene geweiht. Wir müssen es uns versagen, auf Abschnitt VII. und VIII. hier einzugehen, und schliessen unsere Besprechung des Buches mit einem Blick auf den von Dr. Imhoof-Blumer mit gewohnter Sachkenntniss und Sorgfalt gearbeiteten numismatischen Anhang. Referent kann sich hier bei der Erklärung, welche Imhoof von dem Revers der Tetradrachmen, den pfeilschiessenden Gottheiten, giebt, einer Uebereinstimmung mit der von ihm ausgesprochenen Ansicht freuen, dass dieses Schiessen nicht etwa, wie gewöhnlich angenommen wird, die Tödtung der Einwohner durch die Pest, sondern im Gegentheil die Verscheuchung der Pest bezeichnet. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Selinuntier die Tödtung ihrer Mitbürger durch Apoll zum Gegenstand einer Darstellung auf den Münzen gemacht haben sollten. Die sich auf den Didrachmen befindende Darstellung des den Stier bezwingenden Herakles scheint darauf hinzudeuten, dass auch auf den Tetradrachmen vielmehr die Beseitigung des Uebels als die Hervorrufung desselben dargestellt ist.

Benndorf hat in seiner soeben besprochenen Schrift ein Werk benutzt, über das auch wir hier einige Worte zu sagen haben, obschon seine Bearbeitung in eine viel frühere Epoche fällt, und auch seine Herausgabe, wenigstens nach dem auf dem Titel angebrachten Datum, bereits vor dem Jahre 1873 bewirkt worden ist. Doch sind bisher so wenige Exemplare desselben nach Deutsch-

land gelangt, dass es als ein noch ziemlich unbekanntes und unbenutztes betrachtet werden darf.

Architecture antique de la Sicile. Recueil des monuments de Ségeste et de Sélinonte, mesurées et dessinées par J.-I. Hittorff et L. Zanth, suivi de recherches sur l'origine et le développement de l'architecture religieuse chez les Grecs, par J.-I. Hittorff. Texte avec atlas de 89 planches. Paris, Imprim. de E. Donnaud. 1870. 4. et imp. fol. 150 fr. (50 Thlr.)

Dies Werk ist das Resultat einer von Hittorff, Zanth und Stier in den Jahren 1823 und 1824 in Sicilien gemachten Studienreise und ein Theil der Tafeln war bereits früher erschienen. Jetzt erst ist jedoch aus dem Nachlasse des inzwischen verstorbenen Hittorff die Gesammtheit der Tafeln mit dem von Hittorff verfassten ausführlichen Texte veröffentlicht worden, und es liegt nunmehr ein Werk vor, dem alle, welche sich mit der Geschichte der antiken Kunst beschäftigen, ein aufmerksames Studium zu widmen haben werden. Eine kurze Inhaltsangabe desselben wird das beweisen. Buch I. enthält historische und topographische Bemerkungen über Segesta und Selinus; Buch II – IV. die Beschreibung und Erläuterung derjenigen Tafeln, welche die Monumente von Segesta und Selinus enthalten; Buch V. die Erläuterung der Tafeln, die die Geschichte der griechischen Architektur überhaupt betreffen; Buch VI. bespricht den Ursprung der griechischen Architektur; Buch VII. die Bestandtheile der Tempel; Buch VIII. den Bau der Tempel; Buch IX. endlich die Dekoration der Tempel. Die Tafeln sind auf das sorgfältigste gezeichnet und gestochen und das ganze Werk ist ein Prachtwerk im wahren Sinne des Wortes. Hier kann dasselbe jedoch nur aus einem ganz bestimmten Gesichtspunkte zur Besprechung kommen: weil es eine äusserst sorgfältige Publication und geistreiche Restaurationen des grossen Tempels G (bei Hittorff T) enthält, der eine so ausführliche Behandlung erfahren hat, wie sie wenig anderen Tempeln zu Theil geworden ist. Da nun dieser Tempel in neuester Zeit Gegenstand erneuerter Forschung geworden ist, so ist es von grosser Bedeutung, sich das Bild vorzuführen, das von ihm, nach allerdings bereits vor längerer Zeit gesammelten Materialien, einer der tüchtigsten Kenner der hellenischen Architektur entworfen hat.

Es ist speciell von Bedeutung, zu sehen, inwieweit dieses Bild in den seitdem von Cavallari geleiteten Nachgrabungen bestätigt oder widerlegt worden ist. Hittorff behandelt diesen Tempel, den er natürlich noch als Zeustempel auffasst, auf pl. 62—79, im Text S. 199—239. Seine Ansicht über denselben geht dahin, dass der im 6. Jahrhundert v. Chr. begonnene Bau unterbrochen und im 5. wieder aufgenommen worden sei; eine Ansicht, die bereits durch Beulé, der davon Kenntniss erhalten hatte, ausgesprochen worden ist; s. m. Gesch. Siciliens I. 440. Hittorff selbst äussert sich über diesen Gegenstand S. 200 in folgender Weise: Nous avons été le premier à même d'observer que la construction de ce temple qui ne fut jamais achevé, avait été entreprise à deux époques différentes. Il suffit pour s'en convaincre de composer: les colonnes de la façade principale, des façades latérales et du pronaos avec celles des façades postérieures et du posticum, l'architrave avec le reste de l'entablement, les chapiteaux d'ante du pronaos avec ceux du posticum. Les premières colonnes sont excessivement diminuées, le chapiteau en est lourd, aux autres, la diminution est beaucoup moindre, le chapiteau est d'une mâle élégance. Dans l'architrave, la ténie ou bandeau offre la forte saillie de l'époque primitive, mais dans les proportions des triglyphes et des métopes, dans les profils des moulures se retrouve toute l'harmonie qui caractérise la plus belle période de l'art hellénique. De cet ensemble de faits on peut conclure avec certitude que le temple T fut commencé en même temps que les temples C et D, puis abandonné et repris lorsqu'on construisit les temples A et R. Ich muss hier auf das verweisen, was von mir im Rhein. Mus. N. F. XXVIII. S. 356 und 357 über die im grossen Tempel zu Selinus sich findenden Arten grosser Kapitelle und ihre locale Vertheilung gesagt worden ist, wonach die Folgerungen Hittorff's um so mehr hinfällig werden, da nicht zwei, sondern drei Arten grosser Kapitelle dort gefunden worden sind. So ist denn auch die Mehrzahl der von Hittorff diesem Tempel gewidmeten Tafeln als der Beziehung auf ein wirklich vorhandenes Object ermangelnd anzusehen. Hittorff führt nämlich consequent eine doppelte Restauration des Tempels durch: 1. wie er sich darstellen würde, wenn er im 6. Jahrhundert vollendet wäre, 2. wie, wenn er im 5. Jahrhundert begonnen und vollendet wäre, während die einzige der Wirklichkeit entsprechende und deswegen

wünschenswertheste Restauration d. h. die Darstellung des Tempels vor seiner Zerstörung, mit seiner Mannigfaltigkeit von Kapitellen, fehlt. In Betreff des Inneren sind Pl. 78 u. 79, u. S. 235 des Textes lehrreich. Wir sehen daraus, dass zwei Arten kleiner Kapitelle und ausserdem Säulen sich daselbst gefunden haben, zu denen keines jener Kapitelle passt. Hittorff schliesst hieraus, dass es eine Säulenstellung von drei Stockwerken in der Cella gab. Dieser Schluss lässt sich bestreiten; es können über der unteren Säulenreihe an verschiedenen Orten der Cella verschieden hohe Säulen in zweiter Reihe gestanden haben und ein drittes Stockwerk ist nicht nothwendig. Bemerkenswerth ist übrigens noch, dass diese Cellakapitelle den weitausladenden Echinus haben, der nach Hittorff nur dem 6. Jahrhundert angehört, wodurch nach Hittorff's Theorie von dem langen Ruhen des Baues die Seltsamkeit entstände, dass das ganze Innere des Tempels etwa 100 Jahre vor seinen westlichen Hallen fertig geworden wäre. Vollständig wird jedoch derjenige Theil der Hittorff'schen Restauration des Innern, der den Ort der Bildsäule betrifft, durch Cavallari's Entdeckungen, welche das Bullettino No. 4 mittheilt, widerlegt. Wo nach Hittorff das Götterbild stand, ist von Cavallari ein freier Hofraum nachgewiesen, das Bild stand also weiter im Westen. So erweist sich Hittorff's Arbeit über den grossen Tempel von Selinus trotz des ausserordentlichen auf sie verwandten Fleisses als einseitig und in wesentlichen Punkten ungenügend und es ist um so mehr zu wünschen, dass die Ausgrabungen in der Cella durch Cavallari wieder aufgenommen werden möchten.

Ich wende mich nunmehr zur Besprechung der beiden letzten Bullettini della commissione di antichità e belle arti di Sicilia, grösstentheils Arbeiten Cavallari's enthaltend, von denen allerdings das erste bereits im Jahre 1872, also einige Monate vor Benndorf's Werk erschienen ist. Aber dieses Werk war schon druckfertig und so hat Benndorf Cavallari's Arbeiten nicht so eingehend benutzen können, wie es sonst geschehen wäre.

Bullettino della commissione di antichità e belle arti di Sicilia. No. 5. Agosto 1872. Palermo. Tip. del Giorn. di Sic. 1872. 4. 36 Seiten u. 6 Tafeln in Lithographie u. Photographie. 10 Lire.

Diese Bullettini sind, wie oben gesagt wurde, eine amtliche Publication. Die Bullettini No. 1 und 2 sind in des Referenten

Geschichte Siciliens Bd. I. benutzt und mehrfach citirt worden, auf No. 3 ist S. 48 dieses Berichtes Bezug genommen; den Inhalt von No. 4 endlich habe ich S. 49 angegeben. No. 5 enthält zunächst eine Topografia di Selinunte e suoi dintorni von Sav. Cavallari, wozu ein lithographirter Plan im grössten Formate gehört: Topografia di Selinunte e suoi dintorni, rilevata dall' ingegnere Cristof. Cavallari nell' anno 1872 sotto la direzione del prof. Sav. Cavallari, direttore delle antichità di Sicilia. Die Abhandlung Cavallari's geht nach einer kurzen Einleitung über die bisherigen Forschungen in selinuntinischer Topographie zur Beschreibung der Lage der Stadt über, die nach Cavallari's Entdeckungen sowohl im Osten wie im Westen einen Hafen hatte, in der Niederung zwischen den beiden Anhöhen und an der Mündung des Selinus. Nördlich von diesen Häfen führten Wege aus dem nördlichen Stadttheil in östlicher und westlicher Richtung, in östlicher nach dem Tempelbezirk, in dem das Apollonion liegt, in westlicher nach der von Cavallari entdeckten Nekropolis von Manicalunga. Sodann beschreibt Cavallari die Akropolis, in der er 3 Theile unterscheidet: den südlichen, der für die Herrscher der Stadt bestimmt war, den mittleren, der den Priestern als Wohnsitz diente, endlich den nördlichen, in welchem das übrige Volk wohnte. In der That nahmen die Tempel den mittleren Theil ein, und wir haben im Süden eine Burg, im Norden Wohnhäuser vorauszusetzen. Auch die Agora setzt Cavallari in die Akropolis, indem er so am besten die Geschichte der Eroberung von Selinus, wie sie von Diodor XIII, 57 überliefert ist, erklären zu können glaubt. Neben dem Hafenrande östlich und westlich von der Akropolis sind Mauerreste gefunden worden, die Cavallari als Vorstädten angehörig auffasst. Die Ostterrasse mit den drei grossen Tempeln schliesst er nicht in die Stadt ein. Er sagt in dieser Beziehung S. 8, dass dies ein heiliges Gebiet gewesen sei, in welchem man die Feste des ganzen selinuntinischen Volkes gefeiert habe, während die Tempel der Akropolis nur der Aristokratie zugänglich gewesen wären. Wenn Letzteres auch zu schroff ausgedrückt ist (Cavallari lässt ja selbst nicht blos die Herrscher sondern auch das Volk auf der Akropolis wohnen) so enthält ersteres doch einen schönen Gedanken, der vielleicht noch einer weiteren Entwickelung fähig wäre. Kostbare Tempel ausserhalb der Stadtmauern kommen auch bei anderen Städten vor, so war das Olym-

pieion vor Syrakus ungeschützt und enthielt doch werthvolle Gegenstände; auch die Tempel der Demeter und Persephone befanden sich ausserhalb der syrakusanischen Mauern. Der zweite Artikel enthält die Beschreibung des von Cavallari entdeckten Theaters von Selinus. Reste dieses Gebäudes waren seit lange bekannt; nordöstlich von der Akropolis sah man in der Terrainsenkung Steinblöcke, die einen halbkreisförmigen Fussboden bildeten. Referent hat sich wie Andere vergeblich bemüht, ihre ursprüngliche Bestimmung zu entdecken; erst Cavallari war es vorbehalten, sie zu finden. Uebrigens ist Manches an diesem Theater eigenthümlich, erstens, dass es, abweichend vom griechischen Gebrauche nicht in den Fels gehauen ist noch sich dem Terrain angepasst hat, denn es ist ganz aus Werkstücken aufgebaut, sodann, dass es schon früh zu anderen Zwecken umgebaut worden ist, denn auf den kreisförmigen Fundamenten sind Mauern gefunden worden, die nichts mit ihnen zu thun haben, sowie auch zwei unter sich verschiedene Kapitelle, ein Triglyph und ein Gesimsstück. Es ist nun sehr bemerkenswerth, dass jene nur kleinen Kapitelle (Seite des Abakus des kleineren 0,955) einen sehr weit ausladenden Echinus haben, sowie jene Einkehlung unterhalb der Ringe, welche den Tempeln C, D, F und einigen Säulen des Tempels G in Selinus und dem sogen. Tempel der Artemis in Ortygia eigen ist, während die akragantinischen Tempel, der sogenannte Athenetempel in Syrakus, und die übrigen selinuntinischen Tempel sie nicht haben. Diese Art des Kapitells würde hiernach jedenfalls die ältere sein und vielleicht spätestens der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Chr. angehören. Allerdings kommen beide Arten der Kapitelle zusammen im grossen Tempel von Selinus vor, und so steht es nicht unbedingt fest, dass man nicht auch noch später als um die Mitte des 5. Jahrhunderts vor Chr. den weit ausladenden Echinus und die tiefe Einkehlung angewandt haben könnte, aber im Ganzen spricht doch die Wahrscheinlichkeit dafür, dass diese Form die ältere ist. Dann hätten wir also anzunehmen, dass schon sehr früh, also vor der Mitte des 5. Jahrhunderts vor Chr. das selinuntinische Theater zu anderen Zwecken umgebaut worden ist, und wir können hierfür nur den einen Grund vermuthen, dass es sich bei dem steigenden Wohlstande der Stadt und der wachsenden Einwohnerzahl als zu klein und dabei keiner Erweiterung fähig herausstellte. Eigenthümlich ist

auch die Lage des Theaters; der Blick der Zuschauer war auf die Mauern der Akropolis, und auf die über dieselben hervorragenden Gebäude gerichtet; man kann mit Cavallari der Meinung sein, dass diese Aussicht schön war, und dennoch es sich als wahrscheinlich vorstellen, dass eine freiere Lage gewünscht wurde. Wohin freilich nach Aufgabe dieses Platzes das Theater von Selinus verlegt worden ist, das ist bisher noch nicht nachgewiesen. Cavallari's dritter Artikel handelt von den Nekropolen Selinunts. In der Einleitung spricht er die Ansicht aus, dass in der Nähe von Porto Palo östlich von Selinunt noch Alterthümer zu finden seien. Dann beschreibt er die Typen der in der nördlich von Selinunt gelegenen Nekropolis (Nekrop. Galera und Bagliazzo) gefundenen Gräber und Vasen; Letztere haben gelblichen Grund mit braunen Figuren, die nie menschliche Wesen darstellen (mit einer p. 15 berichteten Ausnahme); jedoch sind auch schwarze Vasen mit Reliefs, in Etrurien Vasi di Bucchero genannt, dort gefunden. So kennzeichnet sich diese Nekropolis als eine verhältnissmässig alte. Entschieden später ist die von Manicalunga, westlich vom Selinusflusse, deren Entdeckung ein ausschliessliches Verdienst Cavallari's ist. Hier sind auch Reste von oberirdischen Grabmälern gefunden worden, was in der nördlichen Nekropolis nicht der Fall war, besonders von Stelen mit ionischen Kapitellen. In einzelnen Gräbern wurde die Leiche in hockender Stellung gefunden, einmal hielt sie zwischen den Beinen eine Lekythos mit schwarzen Figuren auf weissem Grunde mit den Händen fest. Die in dieser Nekropolis ausgegrabenen Vasen sind theils mit rothen, theils mit schwarzen Figuren. Auch finden sich hier Zeichen der Verbrennung der Leichen in den die jüngeren Vasen enthaltenden Gräbern, so dass Cavallari annimmt, dass während man anfangs, besonders im 7. und 6. Jahrhundert vor Chr. die Todten begraben hatte, man sie im 5. verbrannte. Es muss hier jedoch darauf hingewiesen werden, dass nach v. Duhn in den Commentationes in honorem Franc. Buecheleri Herm. Useneri ed. a soc. philol. Bonnensi. Bonn. 1873. 8 p. 111 n. 2 und 112 unter den in Manicalunga gefundenen Vasen solche des vierten Jahrhunderts sind, so dass also diese Grabstätte nicht blos vor 409 gebraucht worden ist. Cavallari nimmt ferner an, dass die nördliche Nekropolis (Galera-Bagliazzo) einem vorgriechischen Volke, das Selinunt bewohnte, angehört, und wahrscheinlich den Phöni-

ciern. Da jedoch Vasen mit Thierfiguren, wie in Galera-Bagliazzo, nicht blos in der Nekropolis der phönicischen Stadt Motye, sondern auch in Syrakus und anderen griechischen Städten gefunden worden sind, so beweisen derartige Funde noch nicht, dass die Nekropolis von Galera-Bagliazzo, in der sich ja auch wenigstens eine Vase mit weiblichen Köpfen gefunden hat, den Phöniciern angehört haben müsse. — Der vierte Artikel Cavallari's behandelt die von ihm in den syrakusanischen Katakomben gemachten Entdeckungen. Er hat zunächst festgestellt, dass, während die runden Oeffnungen in der Decke der Katakomben wirklich für die Katakomben gemacht worden sind, die viereckigen ursprünglich für die Aquädukte bestimmt waren, woraus sich ergiebt, dass die Katakomben später angelegt sind als das System der Aquädukte. Sodann setzt er auseinander, durch welche Combinationen er dazu gekommen ist, gerade an einem Punkte nachgraben zu lassen, an welchem er in der That so glücklich war, einen der schönsten christlichen Sarkophage zu entdecken, die überhaupt vorhanden sind, einen Marmorsarkophag mit 62 Figuren, der auf Tafel VI. in photographischer Reproduktion dargestellt ist, ein Werk, auf welches wir die Freunde der altchristlichen Kunst ausdrücklich aufmerksam machen. Die Inschrift über den sehr schönen Mittelfiguren lautet IC ADELFIA CF | POSITA CONPAR | BALERI COMITIS. Eine ausführliche Erläuterung der biblischen Darstellungen dieses Sarkophages folgt dem Cavallarischen Entdeckungsbericht, aus der Feder des Sac. Isidoro Carini.

Die selinuntinischen Entdeckungen Cavallari's in den Jahren 1871 und 1872 bespricht kurz:

J. Schubring, Die neuen Entdeckungen von Selinunt. Vortrag gehalten in der Berliner Archaeologischen Gesellschaft den 9. December 1872. Archaeol. Zeitung 1872. Mit 1 Karte.

Schubring acceptirt die Ansicht Cavallari's über die Agora und hält in der Inschrift des Apollonion an der Ergänzung *ἐγχρύσεον* in Zeile 8 fest. Betrachtungen über das Gewicht der betreffenden Goldplatte machen den Schluss. Die Karte ist eine Reduction der Cavallarischen.

Bullettino della commissione di antichità e belle arti di Sicilia. No. 6. Sett. 1873. Palermo, Tipogr. del Giorn. di Sic. 1873. 32 Seiten. Mit 6 photogr. Tafeln. Pr. 10 Lire.

Die erste Abhandlung dieser Nummer ist betitelt: Le terre cotte figurate di Megara Iblea. Die Lage von Megara ist zum ersten Male genau nachgewiesen von Schubring in seiner Abhandlung: Umwanderung des Megarischen Meerbusens in Sicilien. Mit 1 Karte. Ztschr. für allgem. Erdkunde. N. F. XVII. S. 434—464. Die Nekropolen dieser Stadt hat Cavallari entdeckt; es sind wiederum zwei, wie bei Selinus, von denen die eine nur Vasen mit Thierfiguren, die andere mit menschlichen Figuren enthielt. gerade wie bei Selinus, das ja eine Kolonie von Megara ist. Die in der Nekropolis und in der Stadt gefundenen Terracotten, theils im syrakusanischen, theils im palermitanischen Museum aufbewahrt, welche sowohl ganze Figuren, wie Köpfe umfassen, sind der Hauptgegenstand der Abhandlung Cavallari's; es kommen zu ihnen ganz ähnliche, welche in Syrakus gefunden, im Besitze des Marchese Mezio sind. Diese Thonfiguren haben dadurch ein sehr grosses Interesse, dass sie als Ueberreste der in Megara geübten Kunst gelten müssen, also einer Kunst, welche über das Jahr 485 zurückgeht, in welchem Megara von Gelon zerstört wurde, denn seitdem ist dort wohl hin und wieder ein Kastell aber keine Stadt von wirklicher Bedeutung gewesen. Zunächst benutzt jedoch Cavallari diese Gelegenheit um die sämmtlichen in Sicilien gefundenen Thonfiguren zu classificiren. Er theilt sie in drei Classen: 1. Weibliche Figuren mit Thieren in den Händen, in Gräbern und ausserhalb derselben gefunden, in denen er Nachbildungen der bei den Leichenbegängnissen vorkommenden Klageweiber sieht. 2. Büsten und Köpfe der Schutzgöttinnen; — auch hier führt Cavallari wieder Thierbilder an, sodass diese zweite Gruppe von der ersten noch nicht deutlich gesondert scheint. 3. Porträtköpfe, welche nach Cavallari's bemerkenswerther Ansicht die Gräber der betreffenden Personen geschmückt haben. Diese sicilischen Terracotten sind aus verschiedenen Jahrhunderten, in Centorbi gehen sie bis in das letzte Jahrhundert vor Chr. herunter. Hierauf beschreibt Cavallari die von ihm auf 3 Tafeln dargestellten megarischen und syrakusanischen Thonfiguren, meist Köpfe, welche theilweise von beträchtlicher, der natürlichen nahe kommender

Grösse sind. Er setzt einige derselben in das 7., andere in das 6., andere endlich in das 5. Jahrhundert vor Chr. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die Entwickelung der Thonplastik der Sculptur in Marmor und dem Erzgusse voraufgehen musste; dennoch glaubt Referent nicht, dass diese chronologischen Bestimmungen bereits das letzte Wort in dieser Sache enthalten. Jedenfalls sind diese Thonfiguren höchst bemerkenswerth und einige derselben sehr eigenthümlich, theils wegen der Linien des Profils, theils wegen eines sich bei ihnen findenden eigenthümlichen Kopfschmuckes und sie verdienen in jeder Hinsicht ein genaues Studium. Die zweite Abhandlung Cavallari's ist betitelt: Particolari delle sculture selinuntine e confronti tra queste e le terre cotte Megaresi. Der erste Theil derselben enthält eine Polemik gegen einige Behauptungen Benndorf's in seinem oben besprochenen Buche über die selinuntinischen Metopen. So hatte Benndorf Cavallari's Behauptung, dass die halben Metopen des Tempels F nicht zwischen die Triglyphen der Ostseite passten, weil sie, ergänzt, dieselben überragen würden, unbegründet gefunden. Cavallari giebt auf Tafel IV. eine photographische Abbildung der betreffenden Metopen zwischen den in Frage stehenden Triglyphen, wonach allerdings ein Zweifel entstehen könnte, ob die Figuren, nach oben ergänzt, nicht zu hoch für die Triglyphen sein würden; aber die Ergänzung ist von Hittorff auf Tafel 59 seines grossen Werkes in der Weise wirklich ausgeführt worden, dass die Figuren dennoch in den Rahmen der Metopen passen. Es müsste also zuvor die Hittorff'sche Restauration als falsch nachgewiesen werden, ehe man die auffallende Thatsache zugeben könnte, dass diese Metopen nicht an die Vorderseite des Tempels F passten. Auf eine andere Differenz zwischen Cavallari und Benndorf, in Betreff der Eintheilung der Tempel, braucht Referent deswegen hier nicht genauer einzugehen, weil Cavallari bei ferneren Ausgrabungen in Selinus auf den Gegenstand zurückzukommen verspricht. Im Haupttheile seiner Abhandlung geht sodann Cavallari genauer auf die Eigenthümlichkeiten der selinuntischen Tempel ein und fasst S. 18 – 28 seine Untersuchungen dahin zusammen: 1. der älteste Tempel — C der Akropolis — zeigt sich sowohl durch seine Architektur als auch durch seine Sculptur, die mit einem Vaso di Bucchero aus Chiusi, im Museum von Palermo befindlich, Verwandtschaft zeigt, als nicht rein griechisch. Die ersten mega-

rischen Kolonisten, welche sich in Selinus niederliessen, benutzten fremde Kunst-Elemente; Cavallari weist darauf hin, dass in den Gräbern von Selinus 7 vasi di Bucchero gefunden worden sind. 2. Den Tempel D hält auch Cavallari für später als den Tempel C. 3. Aelter als Tempel D ist noch Tempel F, dessen halbe Metopen Cavallari für älter als die Aegineten erklärt. 4. Den im Apollonion gefundenen Torso setzt Cavallari um 450 vor Chr. 5. Die Sculpturen des Tempels E — Heratempel — betrachtet Cavallari als durch die Kunst des Phidias beeinflusst. — Die folgende Abhandlung ist vom Professor Ant. Salinas, Del tipo delle teste muliebri nelle monete di Siracusa, anteriori al IV sec. av. Cr. Sal. theilt in dieser Abhandlung das Resultat seiner langjährigen Forschungen über die Bedeutung der weiblichen Köpfe auf den syrakusanischen Münzen mit. Die ältesten Münzen haben alle das Bild der Arethusa, später kommen noch Pallas und Demeter oder Persephone vor. Salinas berichtigt speciell die Ansicht vieler Archäologen, dass der Kopf auf den Dekadrachmen des Euainetos ein Kopf der Arethusa oder Artemis Potamia mit Schilfrohrschmuck sei. Was man für Schilfblätter gehalten hat, sind offenbar Kornblätter, und die dargestellte Gottheit ist Persephone. Salinas macht auf die Wichtigkeit solcher Studien für die Geschichte von Syrakus aufmerksam, und verspricht sie ausführlicher darzulegen; hoffen wir, dass das bald geschehen möge. — Der letzte Aufsatz des Heftes, wieder von Cavallari, behandelt die Scavi e ristauri eseguiti nel 1873. Zuerst wird Selinus behandelt. Hier ist durch Ausgrabungen in den beiden Nekropolen die Zahl der Vasen um 42 vermehrt worden, wovon 40 in der nördlichen Nekropole gefunden sind, welche den früher in dieser Gegend gefundenen Vasen durchaus im Charakter entsprechen. Die Ausgrabungen im Theater wurden fortgesetzt, doch bleibt noch die äussere Wand desselben und somit seine völlige Ausdehnung zu finden. Andere Ausgrabungen fanden im Tempel D Statt. Die Stufen der Vorderseite und die nach Norden wurden aufgedeckt; es ward constatirt, dass man bereits im Alterthum den Tempel zu anderen Zwecken umgebaut hat. Im mittleren Theile, nahe der Mauer des innersten Heiligthumes fanden sich in 2 Reihen 8 kreisförmige Löcher von 10 Centimeter Durchmesser und 1 Meter Tiefe. Sie sollten nach Cavallari's Ansicht die Stützen eines Daches tragen, welches diesen Theil des Tempels bedeckte, wäh-

rend der Rest der Cella frei lag. In Girgenti ist die Restauration des Concordientempels vollendet worden. In Taormina ist die Bühnenwand in der Weise restaurirt, dass der Fortbestand des Vorhandenen gesichert scheint. In Giardini bei Taormina, wo die sonderbaren Figuren (s. oben S. 48) gefunden worden sind, ist unter der persönlichen Leitung Cavallari's eine Ausgrabung veranstaltet worden, bei der man nach der Entfernung von 2 Bäumen in der Tiefe von 1½ Meter unter einer harten Erdschicht einen steinernen Kasten von 2 Meter Durchmesser gefunden hat, in welchem sich den früher entdeckten ähnliche barbarische Figuren gefunden haben; eine sitzende Figur »teneva ai piedi lo stemma della Trinacria«. In welche Zeit diese Figuren gehören, bleibt noch ganz unklar. — Auf einer Excursion nach Schisò hat Cavallari, wie er glaubt, die Nekropolis des alten Naxos gefunden, er hofft, dass es gelingen wird, dort Ausgrabungen zu veranstalten. — In Syrakus wurden die Ausgrabungen im sogenannten Bagno Buffardieci, über welches man vgl. Schubring's Bericht in den Monatsber. der Berl. Akademie, Sitzung vom 20. Juli 1865, fortgesetzt. Man fand Badezimmer; besonders wichtig für die syrakusanische Topographie erschien aber eine antike Strasse, welche das gesammte Gebäude von der nördlich sich hinziehenden Südmauer der Neapolis trennte. Cavallari beabsichtigt bei weiteren Ausgrabungen diese Strasse zu verfolgen. Auf den sodann folgenden Bericht über weitere Entdeckungen in den Katakomben von Syrakus, der durch 2 Photographien erläutert ist, kann Referent hier nicht weiter eingehen; vergleiche die dazu gehörigen Tafeln V. und VI. Den Schluss macht Ispezione in Palazzolo Acreide, in Buscemi, e ricerche alla Pinnita e nelle montagne verso Noto. Ich hebe hieraus Bemerkungen über einige Gräber hervor. In der Nähe von Palazzolo gefundene enthielten Schädel, die von den gewöhnlichen nicht abwichen, was deswegen bemerkenswerth ist, weil gerade in dieser Gegend Italia-Nicastro (siehe unten) Schädel von ungewöhnlicher Bildung gefunden hatte. Dagegen hat Cavallari in der Gegend zwischen Canicattini und Noto Gräber entdeckt, deren Gestalt dadurch von den sonst bekannten abweicht, dass sie einen sich senkenden Boden und ein halbcylindrisches Dach haben; eins derselben war 1,28 m. lang, 0,60 breit, 0,45 tief, mit einer Senkung von 0,33. — Auch dies Bullettino zeigt wieder, wie reich Sicilien an ungehobe-

nen Schätzen ist; hoffentlich wird es Cavallari gelingen, noch Viele derselben ans Licht zu fördern; ein trefflicher Anfang ist bereits durch die Entdeckung eines neuen Tempels in Selinus gemacht.

Nach der Besprechung dieser ganz Sicilien, speciell aber Selinus behandelnden Schriften erwähne ich zunächst die Anzeige des ersten Bandes meiner Geschichte Siciliens durch O. Meltzer in den N. Jahrb. 1873. Bd. 107. S. 225—233, welche mehrere für die Specialgeschichte Siciliens wichtige Punkte, wie z. B. die Gründung von Halaisa eingehend behandelt und

O. Meltzer, Zu Timaeos von Tauromenion. N. Jahrb. 1873. Bd. 107. S. 234—237,

wo das Vorkommen des Wortes *ἐπικράτεια* als Bezeichnung der karthagischen Provinz auf Sicilien verfolgt wird, und wende mich sodann zu solchen Schriften, die andere specielle Punkte der Geographie oder Topographie der Insel behandeln. Es liegen hier zunächst einige Arbeiten von Schubring vor, über die ich jedoch, da sie bereits vor dem Jahre 1873 erschienen sind, mich kürzer fassen muss, als ihre Bedeutung es erfordern würde.

J. Schubring, Historisch-geographische Studien über Alt-Sicilien. Gela. Phintias. Die südlichen Sikeler. Rhein. Mus. N. F. XXVIII, S. 65—140 mit 2 Karten.

Der erste Theil behandelt: die Gründung und Lage von Phintias; die geloischen Inschriften in Phintias. Schubring stellt fest, dass nachdem Gela durch die Mamertiner zerstört wurde, Phintias um 281 oder 280 vor Chr. gegründet worden ist, dass Phintias das heutige Licata ist, und dass die in Licata gefundenen geloischen Inschriften (von denen er zwei neue beibringt) sich dadurch erklären, dass die Bewohner von Phintias sich ihrer Herkunft wegen noch immer Geloer nannten. Der zweite Abschnitt behandelt die Lage von Gela. Schubring weisst nach, dass Gela das heutige Terranova ist und erläutert bei dieser Gelegenheit die Topographie der Schlacht bei Gela, welche Dionys I. im Jahre 405 vor Chr. verlor. Was Referent bei dieser Auseinandersetzung noch zu bemerken findet, hat er im 2. Bande seiner Geschichte Siciliens S. 429 dargelegt. Abschnitt III. die Topographie von Gela ist besonders reichhaltig; ich kann hier jedoch nur darauf

hinweisen, ohne Einzelnes hervorzuheben. Im vierten Abschnitt, die Denkmäler von Gela, bespricht Schubring die Frage von der Bestimmung des Tempels, dem die umgestürzte Säule im Osten von Terranova gehört und entscheidet sich für Persephone, und giebt sodann eine Uebersicht der in Gela gefundenen Gräber, wobei er ausser eigenen Forschungen auch die Berichte von Ondes-Reggio im Bullettino della commissione di antichità di Sicilia No. 1 benutzt. Interessant ist auf S. 100 die systematische Uebersicht der Gräberformen von Gela. Abschnitt V. behandelt das Gebiet von Gela, zunächst den Fluss, dessen Beiwort immanis bei Verg. Aen. III, 703 auch Schubring nicht befriedigend zu erklären vermag, sodann die Produkte und den Reichthum, wobei dem Verfasser die genaue Kenntniss des heutigen Zustandes der Gegend sehr zu Statten kommt, drittens endlich die Ausdehnung des Gebietes gegen die angrenzenden Griechen und Sikeler. In diesem Stücke (S. 107—121) hat Schubring eine grosse Zahl von Detailuntersuchungen über schwierige Punkte der sicilischen Topographie vereinigt, deren Resultate in der Tabelle S. 117 und 118 zusammengestellt sind; besonders werthvoll ist die Auseinandersetzung über ein südliches Sikelergebiet, welches durch den Hyrminos vom kamarinäischen Gebiete gesondert ist. Unwahrscheinlich kommt Ref. nur S. 108 die Ansicht vor, dass in dem Ortsnamen Calvisiana gleichfalls Gela stecken solle. Ebenso werthvoll durch Detailforschungen über die Lage wichtiger sicilischer Orte ist Abschnitt VI., andere Orte aus der geloischen Geschichte, betitelt. Hier werden behandelt: Omphake, Maktorion, nach Schubring Mazzarino, Inykos, nach Schubring S. Nicola westlich von Licata (Schubring emendirt bei Vibius für Hypsa secundum etc.: haec ipsa sec. bezogen auf die alia pars des vorhergehenden Himera, eine sehr ansprechende Conjectur); endlich Ergetion, Kakyron, Acrillae und die *Μαδιναῖοι* bei Diod. XVI, 9. Der VII. Abschnitt behandelt den Himeras und die Städte des Delta's. Hier finden sich eingehende Untersuchungen über den Charakter der Gegenden, die der Himeras durchströmt, über den Berg Eknomos und schliesslich noch einmal über die schon behandelten Städte Phintias und Inykos. Die ganze Abhandlung, von deren Reichthum Ref. hier nur ein schwaches Bild hat geben können, ist für die Geographie des südlichen Siciliens von grundlegender Bedeutung.

J. Schubring, Kamarina. Philologus XXXII, S. 490—530 mit 1 lith. Tafel.

Diese Abhandlung ist in 4 Theile gesondert. 1. die Geschichte. Schubring leitet den Namen der Stadt von dem bei derselben befindlichen Gewässer dieses Namens her, wobei er die babylonische Stadt Kamarina in geschickter Weise herbeizieht. Der Name des Gründers der Stadt, des Syrakusaners Daskon (Th. VI, 5), erinnert Schubring an den gleichnamigen Meerbusen bei Syrakus, und wie er in Kamarina ursprünglich phönicische Ansiedler vermuthet, so möchte er auch wegen des in der Nähe des Daskonbusens befindlichen Heraklestempels an einen phönicischen Ursprung des Syrakusaners Daskon denken. Ref. zeigt jedoch in seiner Gesch. Sic. II, 397, dass ein Heraklestempel am Daskonbusen nicht nachweisbar ist. Sehr gut ist sodann die Darstellung der inneren und äusseren Geschichte Kamarina's, das im Jahre 258 vor Chr. durch die Römer sein Ende fand. Als Ersatz für Kamarina ward nach Schubring zwischen 255 und 249 in der Nähe von Kamarina Kaukana angelegt; vgl. die scharfsinnige Auseinandersetzung auf S. 503ff. So ist Kaukana sowohl bei Strabon wie bei Plinius, wenn Kamarina genannt wird, gemeint; es lag am Cap Scalambri, welcher Name aus dem arabischen Râs Karâni entstanden ist. Auf den 2. Abschnitt, die Münzen, kann Ref. hier nicht eingehen. Der 3. Abschnitt, die Topographie, beginnt mit dem Flusse Hipparis, bei welcher Gelegenheit Schubring Pind. Ol. V, 12—14 erläutert, geht sodann zum berühmten Sumpfe Kamarina über und bespricht das bekannte Orakel: *Μὴ κίνει Καμάριναν*, wendet sich hierauf zum Flusse Rifriscolaro, der nach Schubring nicht mit dem Oanis identificirt werden darf, welcher vielmehr der Fluss von S. Croce ist und behandelt schliesslich die Lage der Stadt selbst. Abschnitt 4, die Kamarinaea, ist besonders durch die von Schubring nach eigener Anschauung gegebenen Nachrichten werthvoll.

J. Schubring, Die Münzen von Gela. Berl. Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. VI, S. 134—149.

Referent führt diese Schrift nur deswegen hier an, weil auch sie Beiträge zur Geschichte von Gela bietet; auf das rein numismatische, das den grössten Theil der Abhandlung ausmacht, ein-

zugehen, ist nicht seine Sache. Die Sosipolis der geloischen Münzen ist nach Schubring Persephone.

Wir nehmen mit dieser Abhandlung von dem bewährten Kenner Siciliens für dieses Jahr Abschied, in der Hoffnung ihm im nächsten in diesen Spalten wieder zu begegnen. Es wäre wünschenswerth, dass alle Ergebnisse seiner Forschungen Gemeingut würden; nach den vorliegenden Proben ist er wie Niemand sonst, im Stande, Sicilien nach Art des Curtius'schen Peloponnesos zu behandeln.

Unter den übrigen sicilischen Städten ist Catania der Gegenstand folgender Schrift des Referenten:

Das alte Catania. Von Ad. Holm. Mit einem Plan. Lübeck 1873. 48 S. 4. 1 Thlr.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Lage der Stadt und ihre Geschichte im Alterthum bis in die römische Kaiserzeit, aus der fast allein die zahlreichen antiken Ueberreste herstammen, welche im 2. Abschnitte beschrieben werden. Dieser giebt sonach ein Bild des römischen Catina und skizzirt auch dessen Verfassung, sowie er auch eine ganz kurze Uebersicht des Reichthums der Umgegend an antiken Ueberresten zu geben sucht. Der dritte Abschnitt legt dar, wie die Stadt zu verschiedenen Malen durch Naturereignisse vernichtet wurde, und wie die auf solche Weise von der Oberfläche der Erde verschwundenen antiken Monumente allmählich wieder entdeckt worden sind. Der Anhang enthält 1. eine Uebersicht über die modernen Leistungen für die Topographie und Geschichte von Katane, 2. die Belege zum Texte, 3. Zusammenstellung der dem Referenten bekannt gewordenen Münzen von Katane, 4. Erklärung des Planes.

Zu dieser von der Kritik günstig aufgenommenen Schrift gestattet sich Referent hier diejenigen Ergänzungen zu geben, welche seine fortgesetzten Studien über diesen Gegenstand und einige seitdem erschienene Bücher an die Hand geben. Zu den auf S. 29 angeführten Catinensischen Würdenträgern ist hinzuzufügen: C. Granius Maturus, welcher auf einer Grabschrift in Ostia als patronus fabrum navalium Ostiensium et (C)atinensium vorkommt. S. G. Wilmanns Exempla Inscriptionum latinarum No. 1725 e, der C. L. Visconti in den Ann. d. Inst. 1859 p. 240 citirt. Wilmanns p. 425 scheint ihn für einen patronus Catinensium zu halten, aber

der Mann war wohl nur patronus fabrum navalium Catinensium; er war duumvir von Ostia. Im ersten Abschnitte des Anhanges ist unter Andern die Rede von dem Museum Biscari. Da sich das Gerücht verbreitete, dass dasselbe ins Ausland verkauft werden sollte, so äusserte Referent seine Ansicht, dass es, als von wesentlich localem Interesse, seinen Platz am Besten in Sicilien habe, in einem Briefe an Dr. Giuseppe Pitrè in Palermo, und die Veröffentlichung dieses Briefes in der Rivista Europea von Florenz, December 1872, gab Kennern der Catanesischen Verhältnisse Gelegenheit, die Geschichte dieses interessanten Museums dem Publikum darzulegen. Es stehen sich bei demselben zwei Interessen entgegen, das der Familie, die natürlich für ihre Schätze, da sie nicht selbst sie behalten kann, die vortheilhafteste Verwendung sucht, womöglich im Inlande, sonst in der Fremde, und das der Stadt, die eine ihre Geschichte so trefflich erläuternde Sammlung nicht gern ins Ausland gehen sieht. Den Standpunkt der Familie vertrat M. Rizzari in zwei interessanten Aufsätzen in der Riv. Europea, Februar und Juni 1873, den der Stadt Catania der

Cenno storico sul museo Biscari pel Sac. Pasquale Castorina. Cat. 1873. 48 S. 4.

Diese von einer lebhaften Anhänglichkeit an die Stadt Catania durchdrungene Schrift, in der sich eine tüchtige Kenntniss ihrer Geschichte, besonders im vorigen Jahrhundert kund giebt, ist besonders werthvoll durch die dem städtischen Archiv entnommenen, vollständig abgedruckten Urkunden, durch welche seinerzeit der Fürst von Biscari die Erlaubniss erhielt, nach Alterthümern zu graben und die vorhandenen in seinem Museum aufzustellen. No. 1 (1743) enthält die Schenkung des berühmten Torso an Biscari. Bedingungen werden hier nicht gestellt, aber das Motiv ist, seine Aufstellung im Museum würde profittevole al decoro della comune madre (d. h. Catania) sein. No. 2 (1748) giebt die Erlaubniss, ferner nachzugraben und das Gefundene in sein Museum zu bringen, in Anbetracht, dass das der Stadt non può arrecare alcun pregiudizio. No. 3 (1768) erneuert diese Erlaubniss, wo denn nun die ausdrückliche Bedingung hinzugefügt wird, che tutto ciò che anderà a scuoprirsi, debba sempre conservarsi, e restar a nome di codesto publico sotto però la cura e direzione del Principe. Man sieht, dass die Meinung der Stadtbehörde war,

dass das Museum Biscari jedenfalls immer in Catania bleiben sollte.

Ich füge zu demselben Abschnitte des Anhanges noch folgende Titel von Schriften, die Catanesische Alterthümer erläutern, hinzu: D. A. Gagliano, Breve notizia d'un antico cimitero e di due iscrizioni da esso estratte. Cat. 1794. 4. Gius. Recupero, Monumenti antichi inediti della collezione Recuperiana descritti. Cat. 1808. 4. Gius. Alessi, Sopra un cippo disotterrato ne' dintorni di Catania; nelle Effemeridi sicole III. Pal. 1832. n. 9 p. 139. Zu Abschnitt 2 p. 40, wo von den ägyptisirenden Monumenten in Catania die Rede ist, füge ich noch hinzu, dass diesen Gegenstand behandelt: Gir. Pistorio, Lettera, in cui si assegna ragione per la quale sianvi non pochi monumenti egizî nella città di Catania, nel T. XV. degli opusc. d'aut. sicil. Pal. 1774. p. 169 bis 194. Zum 3. Abschnitte: Uebersicht der Münzen von Katane, kommen einige Nachträge durch eine Lieferung des im Erscheinen begriffenen grossen Werkes:

Le monete delle antiche città di Sicilia, descritte ed illustrate da Antonino Salinas, prof. di archeologia alla R. Università di Palermo. Fascic. V. Palermo 1872. (Berlin, Calvary). 3 Tafeln und 8 S. Text. Preis 5 Frcs.

Referent kann auf dies in der sicilischen Numismatik Epoche machende Werk im Allgemeinen deswegen nicht eingehen, da es, wenn gleich von grosser Bedeutung auch für die Specialgeschichte der Insel, welche einen Gegenstand dieser Besprechungen bildet, doch schon deswegen nicht in seinem ganzen Werthe erkannt werden kann, weil von den Tafeln erst ein kleiner Theil veröffentlicht ist, vom Texte aber, der in zwei Theile zerfällt, die Beschreibung und die Erläuterung der Münzen, dieser zweite Theil überhaupt noch nicht begonnen ist, und nur die einfachen Beschreibungen — für die meisten der Tafeln — vorliegen. Referent kann deswegen nur aus Tafel XIX, der einzigen Catania betreffenden, deren Beschreibung übrigens noch nicht herausgekommen ist, dasjenige notiren, was die von ihm gegebene Uebersicht zu erweitern oder zu modificiren geeignet ist. Zu No. 2 ergeben sich aus den bei Salinas abgebildeten Exemplaren interessante Vergleiche über die Art der Bewegung der Pferde des Gespannes bei den mit *O* und bei den mit *Ω* versehenen

Münzen. Werthvoll ist die Abbildung der über ein selinuntinisches Tetradrachmon geprägten Münze von Katane: Sal. XIX, 1. — Zwischen No. 9 und No. 10 ist einzuschieben als 9 b: Apollokopf nach rechts *ΚΑΤΑΝΑΙΩΝ* Rev. wie 9. Sal. XIX, 16. — Zu No. 10 ist zu bemerken, dass das Exemplar Sal. XIX, 25 den Kopf nach rechts und —*ΟΝ* hat; sonst gewöhnlich —*ΩΝ*.

Einen wichtigen Beitrag zur Topographie Catania's giebt noch folgende Schrift eines um Catania's Alterthümer vielfach verdienten und vom Referenten in seinem alten Catania sehr häufig citirten Mannes:

Carta geologica della città di Catania e dintorni di essa per Carm. Sciuto-Patti, presentata all' Accademia Gioènia nella seduta ordinaria di Sett. 1872. Con atlante di otto tavole. Cat. 1873. 80 Seiten. 4. (Estr. dagli atti dell' Accad. Gioènia. Vol. VII. Ser. III.)

Die 8 Tafeln, deren Erläuterung Sciuto-Patti in dem vorliegenden Werke giebt, stellen den Boden Catania's dar: 1. in der Epoche vor den ersten Lava-Ergüssen, 2. in der Zeit der vorhistorischen Laven, 3. in der Zeit, die Sciuto-Patti epoca oscura nennt, und wohin er die Lava dei fratelli pii setzt, 4. in der römischen Epoche (122 vor Chr.), 5. in der nachchristlichen römischen Epoche, 6. im Mittelalter, 7. in der Gegenwart, die 8. Tafel enthält Durchschnitte. Die ausserordentlich fleissige Arbeit hat allerdings ihre Hauptbedeutung für die Naturwissenschaften; in einer Stadt aber, deren Geschicke so sehr durch Naturbegebenheiten bestimmt worden sind, wie Catania, ist die Wichtigkeit derartiger Forschungen auch für die politische und Kulturgeschichte gross. Für einige Abweichungen von Sciuto-Patti muss Referent auf sein altes Catania verweisen; er hat daselbst auseinandergesetzt, dass ihm die von Sciuto-Patti aufgestellte Chronologie gewisser Laven nicht mit den nach glaubwürdigen Berichten in ihnen vorgefundenen antiken Ueberresten zu stimmen scheinen. Er will deshalb hier nur Einiges von dem hervorheben, was nach seiner Ansicht in dem vorliegenden Werke für die antike Topographie Catania's besonders bedeutungsvoll ist. Dahin gehören die auf S. 26 und 27 übersichtlich zusammengefassten Höhenangaben der wichtigsten Punkte der Stadt. Dahin gehören ferner die Notizen über den Lauf der die Stadt durchfliessenden Gewässer, besonders

des Amenanos, S. 29, 31, 42, 44, 54, 55. Wir lernen daraus, dass das Thal dieses letzteren Flusses sich von Cifali nach Süden hinzog, in der Stadt von der Anhöhe der Benediktiner im Süden, derjenigen der Kapuziner im Nordosten eingefasst war und dass sich der in diesem Thale fliessende Amenanos, nachdem er die Grotten von S. Pantaleo durchströmt, in der Gegend der jetzigen Piazza S. Filippo in das Meer ergoss. Nach S. 29 gehörte auch der vor dem grossen Lavaerguss von 1669 vielgerühmte See Nicito, vor den Mauern von Catania, eben derselben Thalsenkung an; er ist also als eine Erweiterung des Amenanos zu betrachten, wie das auch Sciuto-Patti auf S. 59 ausdrücklich sagt, wo er von den Veränderungen spricht, welche durch die Lava der fratelli pii in dem Laufe des Amenanos herbeigeführt worden seien. S. 66 macht Sciuto-Patti eine interessante Bemerkung über die bereits im Jahre 253 durch einen Lavaerguss geschehene Zerstörung des Aquädukts von dem ein Bogen vernichtet wurde. Danach wäre die Blüthe der Stadt mit dem Jahre 253 schon vorbei gewesen. S. 68 wird dargelegt, wie durch diese Lava auch der obere Theil des Amenanos verschüttet wurde, der sich in der betreffenden Gegend daselbst nur durch den Wasserreichthum der Brunnen kundgiebt. — Ueberreste römischer Gebäude werden S. 63 und 71, 72 erwähnt; S. 74 n. 2 der Fund byzantinischer Münzen unter der Lava von Ognina.

Zum Schlusse sprechen wir den Wunsch aus, dass Professor Sciuto-Patti, der durch seine Specialkenntnisse als Architekt, Alterthumsforscher und Naturforscher wie kein Anderer dazu befähigt ist, uns bald einen ausführlichen Plan des alten Catania mit genauer Angabe der sämmtlichen noch vorhandenen oder glaubwürdig nachgewiesenen antiken Ueberreste geben möge.

Das alte Akrae behandelt folgende Schrift:

Ricerche per l'istoria dei popoli Acrensi, ordinate dall. avv. Gaetano Italia-Nicastro, membro dello instituto prussiano di corrispondenza archeologica, della società di antropologia di Parigi etc. etc. Comiso 1873. 90 Seiten. 8.

Der Verfasser geht aus von einer Beschreibung der auf dem bei Akrae befindlichen Berge Pinnita, speciell an dem Ddieri (d. h. steile Felsgegend) genannten Orte in grosser Zahl vorkommenden Felsnischen, die in weiteren Kreisen bereits durch Schu-

bring bekannt geworden sind. Italia-Nicastro fragt, welchem Volke sie angehört haben mögen und kommt in längerer Auseinandersetzung zu dem Resultate, dass es die tyrrhenischen Pelasger gewesen seien (S. 27). Allerdings wissen die Alten nichts davon, dass Pelasger in Sicilien wohnten; aber da solche in Felswände gehöhlte Grotten auch in Afrika und Asien und andererseits in Etrurien vorkommen, so weiss Verfasser kein anderes Volk anzugeben, das so verbreitet war, als eben die Pelasger, von denen er sich vorstellt, dass sie durch die Naturereignisse, die Sicilien von Italien trennten, veranlasst worden seien, sich nach allen Richtungen hin zu zerstreuen, und allen Ländern die Kultur zu bringen (S. 36). Ein Ueberbleibsel dieser zerstreuten Pelasger sind die Sikaner (S. 38). Hierauf geht der Verfasser auf eine leider in allzu grossen Zügen entworfene Beschreibung der Umgegend von Akrae in antiquarischer Beziehung ein, welche das Bedauern erweckt, dass er, statt über die Pelasger, nicht lieber über diese Gegenstände ausführlich ist. Wenn er z. B. S. 48 die Gegend von Sparano beschreibt: coi molti sepolcri a Ddieri, a gallerie, a camerette, cogli antri trogloditici, cogli avanzi di costruzioni poligone, cogli enormi dadi di pietra ordinati a circoli, o alzati su sostegni massicci o in filari sgranati, so möchten wir gerne über alle diese merkwürdigen Dinge ausführliche Nachrichten haben. In dankenswerther Weise verbreitet sich sodann der Verfasser über die Topographie des Rückzuges der Athener und das Akraion Lepas; ich habe seine Bemerkungen bereits Band II. S. 400 meiner Geschichte Siciliens benutzt. In der Gegend des Kakyparis wohnten Sikeler; das führt den Verfasser auf die Geschichte des Duketios und er stellt S. 61 die bemerkenswerthe Vermuthung auf (in der er, wie wir sahen, mit Lloyd zusammentrifft, s. oben S. 43), dass die bei Diodor XI, 88 angeführte Geburtsstadt des sikelischen Königs nicht Neae, sondern Mendae hiess. Er sucht dies Mendae in dem heutigen Miennula zwischen S. Lucia und Aguglia. — Die um Akrae sich zahlreich im Boden findenden Gräber, in denen der Verfasser eigenthümliche Schädelbildungen entdeckt hat, schreibt er den Phöniciern zu (S. 71), von denen ihm auch Strassenspuren in Akrae's Nähe herzurühren scheinen. Bemerkungen über die spätere Geschichte von Akrae machen den Schluss. — Wenn der Verfasser sich mehr als bisher der Beschreibung der Alter-

thümer seiner Gegend widmete, würde er der Wissenschaft entschieden noch mehr nützen.

Einen grossen Contrast in der Behandlung des Stoffes bietet zu dem soeben besprochenen Buche die folgende Schrift:

Ricordi archeologici di un viaggio eseguito nel territorio di Scicli nell' anno 1867 dal Can° Giov. Pacetto. Ragusa 1872. 48 S. in 8.

Der Verfasser bespricht in eingehender Weise Scicli und seine Umgebung und zählt auf, was daselbst an Alterthümern unter seinen Augen gefunden worden ist. Besonders genau äussert er sich über die dort gefundenen Münzen, die er nach dem Torremuzza'schen Werke bestimmt. Ich habe in meiner Schrift über das alte Catania Gelegenheit gehabt p. 43 unter No. 12 eine von Pacetto beschriebene, meines Wissens sonst nicht vorhandene Katanesische Münze anzuführen. Die Angaben Pacetto's sind stets einfach und klar, und wenn er am Schlusse ausspricht, dass er nach Massgabe seiner Kräfte nur habe die zu seiner Kenntniss gekommenen Alterthümer seiner Gegend aufzählen wollen, so haben wir alle Ursache ihm für die Ausführung dieses Vorsatzes dankbar zu sein.

Die Topographie von Palermo und seiner Umgegend ist durch die im Jahre 1870 erschienene Abhandlung Schubring's: Der historischen Topographie von Palermo erster Theil. Lübeck. 4., wesentlich gefördert worden. Sehr eingehende Untersuchungen sind seitdem besonders von dem Bibliothekar der Palermitaner Senatsbibliothek, Gioach. Di Marzo, über diesen Gegenstand angestellt worden, aber die Arbeiten dieses sorgfältigen Forschers sind nur zum kleineren Theile in einer zusammenhängenden Abhandlung dargelegt, die meisten Ergebnisse derselben finden sich zerstreut in den Noten des von ihm herausgegebenen grossen Sammelwerkes: Biblioteca storica e letteraria di Sicilia, dessen zweite Serie mit Stadtbeschreibungen von Palermo älteren Datums, aber von grosser Wichtigkeit für die Localforschung, begonnen hat. Doch hat Di Marzo die Ergebnisse der neueren Forschung über Palermo's Geschichte zusammengedrängt in der Prefazione des 10. Bandes jener Sammlung, betitelt:

Opere storiche inedite sulla città di Palermo ed altre città siciliane. Vol. I. Pal. 1872. 8.,

welcher die erste Hälfte des Palermo restaurato von Vinc. Di Giovanni, einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, enthält. Ich hebe aus dieser prefazione einiges wichtige hervor. Man nahm bisher an, dass das Meer sich einst bis zum Monte di pietà erstreckt habe. Dagegen theilt Di Marzo p. IX die Beobachtung des Professors G. G. Gemmellaro mit, dass in dem Boden der ehemaligen Conceria, jetzt Piazza nuova, die zwischen dem Monte di Pietà und dem jetzigen Meeresufer liegt, sich keine Spuren davon gefunden haben, dass ihn einst das Meer bedeckte; es ist also eine Ausdehnung des Meeres bis zum Monte di Pietà unmöglich; schon in den letzten Zeiten der muhamedanischen Herrschaft konnte sich das Meer nicht viel weiter ausdehnen als gegenwärtig (p. XV). p. XII ist die Bemerkung über die Zeit, wann die Quellen Garraffo und Garraffello entdeckt sind, von Wichtigkeit; nach Di Marzo geschah es bereits zwischen dem 10. und der Mitte des 12. Jahrhunderts. p. XIV und XV enthalten über die Nothwendigkeit ein doppeltes Arsenal anzunehmen, wichtige Bemerkungen, und p. XV unten wird das Ergebniss der bisherigen Untersuchungen zusammengefasst. Von den sehr zahlreichen und werthvollen Noten, in denen Di Marzo die Nachrichten Di Giovanni's fortführt oder berichtigt, mache ich als Ausführung des von Schubring S. 6 seiner historischen Topographie Gesagten, auf p. 113—120 aufmerksam; wo über die Gewässer, welche den Namen Favara führen, sehr eingehend und mit Beibringung von viel Neuem gesprochen wird. Man vgl. ferner über die Zisa p. 100 und über die Cuba p. 130.

1873 ist sodann als Band XIII. und XIV. derselben Bibliothek erschienen das Palermo d'oggigiorno, von Fr. Mar. Emanuele e Gaetani, Marchese di Villabianca, der im Jahre 1802 gestorben ist, ebenfalls mit Noten von Di Marzo. Auf S. 84 dieses Bandes bespricht Di Marzo nach Amari die Nachricht Ibn. Haukal's, dass sich in der Freitags-Moschee, einer ehemaligen Kirche, der Sarg des Aristoteles mit seiner Leiche befunden habe, die die Christen sehr verehrten. Amari hatte an Empedokles gedacht. Ueber diesen Gegenstand hat sich neuerdings geäussert:

Vinc. Di Giovanni, Storia della filosofia in Sicilia da' tempi antichi al sec. XIX. 2 voll. in 8. Pal. 1873,

der auch im ersten Kapitel des ersten Buches, betitelt: Le Origini, eine eingehende Darstellung der alten Bevölkerungsverhältnisse Siciliens und der Kultur dieser Bevölkerungen giebt. Er spricht sich gegen Amari's Ansicht aus, da man einen Heiden nicht in einer christlichen Kirche verehrt haben würde; und hält dafür, dass jener Gegenstand entweder der Körper des Bischofs Johannes gewesen sei, der die Kirche um 600 neu erbaute, oder eine Statue des Papstes Gregor's des Grossen, der die Kirche beschenkt hatte. Im übrigen kann ich auf das verdienstliche Werk des Professors Di Giovanni über die sicilianische Philosophie nicht genauer eingehen.

Eine andere Arbeit, die der künftige Topograph und Historiker Palermo's zu berücksichtigen haben wird, ist enthalten in folgender Zeitschrift, die auch einige andere für uns bemerkenswerthe Artikel bringt:

Archivio storico Siciliano, pubblicazione periodica per cura della scuola di paleografia di Palermo. Anno I. Pal. 1873. 4. 586 S. Preis 12 Lire.

Diese von tüchtigen Kräften geleitete Zeitschrift enthält neben einer grösseren Zahl von Aufsätzen, welche das Mittelalter angehen, doch auch einige auf das Alterthum bezügliche.

Für Palermo ist von Interesse:

Isid. Carini, Sul monastero di S. Giovanni degli Eremiti, p. 61—78 des Archivio.

Dieser Aufsatz kann als Erläuterung des von Schubring S. 29 seiner Topographie von Panormos Gesagten betrachtet werden. Es bestätigt sich, dass an derselben Stelle, wo von Gregor dem Grossen ein Monasterium S. Hermae oder Hermetis gegründet wurde, im Jahre 1132 von König Roger ein Kloster errichtet worden ist, welches mit Benediktiner-Eremiten von Monte Vergine in Apulien besetzt, den Namen S. Giovanni degli Eremiti erhielt. Die Identität des Ortes geht besonders daraus hervor, dass, wie schon nach einem Briefe Gregor's des Grossen mit dem Kloster S. Hermetis eine Kirche des heiligen Georg verbunden war, so auch im Jahre 1327 eine ecclesia S. Georgii prope monasterium S. Johannis de Eremitis vorkommt.

Ein anderer hier nur ganz kurz zu erwähnender Aufsatz dieses Bandes ist vom Referenten:

Intorno alla leggenda di Guglielmo il Malo, lettera di A. Holm al Bar. Raff. Starrabba, p. 201—205 des Archivio.

Referent sucht hier den Nachweis zu führen, dass eine von den Alten nicht überlieferte Anekdote Dionys I. betreffend, sich in der sicilianischen Volkssage, an den Namen König Wilhelm's des Bösen geknüpft, erhalten hat. Referent denkt den für die Theorie der Tradition bedeutsamen Gegenstand in einer deutschen Zeitschrift zu behandeln.

Ein noch umfänglicherer, direkt die Topographie berührender Artikel ist folgender:

Del vero sito della vetusta Sifonia ricerche di A. Holm e L. Vigo, p. 156—173 und 295—308 des Archivio.

Es ist der Abdruck einer Correspondenz zwischen dem bekannten in Aci Reale lebenden Schriftsteller Cav. Lionardo Vigo und dem Referenten über die Frage ob Xiphonia, wie Referent mit Schubring meinte, am megarischen Meerbusen lag, oder wie Vigo mit Anderen annahm, am capo dei Molini bei Aci Reale. Diese Correspondenz wurde in Folge einer Anfrage Vigo's vom Referenten ohne eine Ahnung davon geführt, dass sie gedruckt werden sollte, er sprach vielmehr den Wunsch aus, dass Vigo seine Untersuchungen über diesen Gegenstand drucken lassen möchte, glaubte jedoch, als Vigo auch des Referenten Briefe dem Drucke übergeben wollte, sich dem nicht widersetzen zu dürfen, obschon er befürchten musste, dass in einer fremden Sprache ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung geschriebene Briefe keine gute Figur machen möchten. Da die Briefe aber einmal gedruckt werden sollten, so wäre angezeigt gewesen, sie alle abzudrucken, was jedoch nicht geschehen ist, denn es fehlt der Schlussbrief des Referenten. Indessen liegt der Hauptwerth dieser Veröffentlichung in der That nicht in dieser Polemik (die Schwächen der Vigo'schen Behauptungen wird man auch ohne den nicht mit abgedruckten letzten Brief des Referenten erkennen), er liegt in dem auf S. 166 mitgetheilten ausführlichen Berichte Vigo's über seine Erforschung der Umgegend von Augusta, aus der allerdings hervorgeht, dass kein Punkt derselben noch jetzt mit dem Namen Xiphonia belegt

wird. Referent kann übrigens an den von ihm auf p. 297 zusammengestellten Resultaten festhalten, wonach einerseits freilich bei Augusta keine Rudera einer antiken Stadt vorhanden sind, andererseits jedoch auch keine Stelle der Alten gegen ein Xiphonia am megarischen Meerbusen geltend gemacht werden kann, und Edrisi positiv dafür zu sprechen scheint. Wenn Vigo einen vollständigen Bericht über die Stadt am capo dei Molini geben wollte, wozu er am Besten im Stande wäre, würde vielleicht noch manches Licht auf die vorliegende Frage fallen.

Drittens nenne ich die Veröffentlichung von 21 in den syrakusanischen Katakomben entdeckten Inschriften durch Isid. Carini, p. 506–521 des Archivio.

Von diesen Inschriften sind 19 griechisch, von denen die datirten auf das 4. und 5. Jahrhundert hinweisen; eine (No. XI.) enthält zwei Distichen. No. XIX. und XX. sind in lateinischer Sprache; erstere enthält die Form cinque.

Endlich habe ich noch anzuführen:

Ant. Salinas, Scoverta del nome fenicio di Erice. Lettera al Cav. Agostino Pepoli di Trapani, p. 498—502 des Archivio.

Auf grösstentheils in der Gegend von Trapani gefundenen kleinen Silbermünzen, die einen weiblichen Kopf, andererseits aber einen Stier haben, findet sich in phönicischen Buchstaben die Inschrift ארך, die Salinas in Uebereinstimmung mit Longpérier Erech liest. Longpérier erinnert an das mesopotamische Erech der Genesis (X, 10) und Salinas ist nicht abgeneigt, anzunehmen, dass der Name Eryx wirklich orientalischen Ursprungs ist. Ich habe im I. Bande meiner Geschichte Siciliens S. 88 meine Ansicht dahin ausgesprochen, dass der Name der Elymer mit Elam zusammenhängt; wenn man nun, offenbar ohne eine Ahnung von meiner Behauptung zu haben, dem Namen Eryx den soeben angegebenen Ursprung zuschreibt, so kann ich in diesem Zusammentreffen nur eine Bestätigung meiner bisher mit einigem Unglauben aufgenommenen Ansicht sehen. Dass in Babylon die Gottheit des Eryx die Hauptgottheit war, ist bekannt; ich finde in Lenormants Manuel d'histoire ancienne de l'orient. Vol. II. Par. 1869, p. 260, dass in Erech Bilit Taauth besonders verehrt wurde. — Die Münze selbst setzt Salinas erst in das [illegible]. Jahrhundert vor Chr.

In geringerem Grade berührt das Alterthum der übrigens sehr anziehend geschriebene und gelehrte Aufsatz des Professors Salv. Cusa, La palma nella poesia, nella scienza e nella storia siciliana, p. 309–369. Doch findet sich p. 344 ff. Einiges hierher gehörige.

Schliesslich bemerke ich noch, dass ich das genauere Eingehen auf folgendes ausserordentlich fleissig gearbeitete Werk:

> Notizie storiche su Casteltermini e suo territorio per Gaetano Di Giovanni. Girgenti 1869 ff. Bisher 6 Lieferungen in 8.,

auf die Zeit verschieben muss, wo die dazu gehörigen und verheissenen Karten erschienen sein werden. Dass der Text in den vorliegenden Lieferungen noch nicht beendigt ist, würde hier weniger ausmachen, da der das Alterthum betreffende Theil fertig vorliegt; aber der Verfasser hat so genaue Forschungen über die gesammte Umgegend der Stadt Casteltermini angestellt, dass selbst die Generalstabskarten zum vollen Verständniss seiner Angaben nicht ausreichen, er vielmehr im Stande gewesen ist, dieselben in manchen Punkten zu berichtigen. So kann Referent hier nur diejenigen, welche über die Gegend nördlich vom Halykos genauere Auskunft wünschen, auf die Schrift Gaetano Di Giovanni's hinweisen, der (nicht mit dem obengenannten Professor Vinc. Di Giovanni zu verwechseln) die Musse, welche ihm sein Geschäft als Besitzer grosser Schwefelbergwerke in der betreffenden Gegend lässt, zu werthvollen historischen und geographischen Arbeiten benutzt.

Nachtrag zu dem Jahresbericht über Sicilien.

In den unter der Leitung Cavallari's im Frühjahr 1874 in Selinunt veranstalteten Ausgrabungen ist ein kleiner Tempel gefunden worden, der in mehreren Hinsichten merkwürdig ist. Zunächst zeichnet er sich durch den reichen Schatz dort gefundener Statuetten aus Terracotta (circa 500) aus; sodann ist daselbst ein neues Relief zu Tage gefördert worden: ein Jüngling der eine

Frau verfolgt, die er an der linken Schulter ergreift und endlich ist dort eine Inschrift entdeckt worden, die zwar nur kurz ist, aber doch die geringe Zahl der selinuntinischen Inschriften um ein schätzbares Stück vermehrt. Ueber diese Entdeckungen liegen kurze Berichte von Cavallari vor, im Giornale di Sicilia vom 11. April und 13. Juni dieses Jahres. Da indess Cavallari in dem nächstens zu erwartenden Bullettino No. 7 eine hoffentlich recht ausführliche Beschreibung der gefundenen Gegenstände geben wird, so müssen wir hier auf eine eingehende Darstellung der Entdeckungen verzichten, und uns begnügen die Inschrift mitzutheilen, welche bereits von dem Präsidenten der Sicilischen Alterthumscommission Dr. Franc. Ugdulena, im Giornale di Sicilia vom 1. Juni publicirt und ergänzt worden ist, sowie ferner mitgetheilt von Cavallari im Giornale di Sicilia vom 13. Juni, indess durch diese Publicationen kaum in weitere Kreise gedrungen sein dürfte. Sie befindet sich auf einem Gesimsstück, dass eine Gesammthöhe hat von 0,264 M., aus Kalktuff besteht und mit sehr festem Stuck bedeckt ist; der Streifen auf dem sie steht, ist M. 0,077 hoch, 0,367 lang. Die Buchstaben haben eine Höhe von $1\frac{1}{2}$ Centimeter. Die linke Hälfte der nur aus drei Zeilen bestehenden Inschrift ist zerstört, die rechte sehr gut lesbar. Die Buchstaben sind die des 5. Jahrhunderts vor Chr. aber jünger als die der grossen 1871 von Cavallari entdeckten selinuntinischen Inschrift. Die Inschrift lautet:

m. 0,367

	m. 0,13	⋮ ⋮ O E N O N O Σ
	m. 0,132<	N O I T A I H E K A T A I
A	*m.* 0,12	E

Ugdulena ergänzt:

........ΕΦΑΣΗΟΞΕΝΟΝΟΣ

ΠΑΡΘΕΝΟΙΤΑΙΗΕΚΑΤΑΙ

ΑΝΕΘΕΚΕΝ

Die dritte Zeile hat Ugdulena wohl richtig ergänzt, in der ersten, wo das Φ unwahrscheinlich ist, möchte statt Ξ bei der Breite des Raumes M zu ergänzensein, in der zweiten ist die Ergänzung ΠΑΡΘΕΝΟΙ sinnreich aber die Stellung des Wortes eigenthümlich und der Raum wohl zu gross dafür, auch scheint ja ein

Σ in dem Worte vorzukommen. Die Inschrift ist besonders dadurch werthvoll, dass sie dieselbe Eigenschaft hat, die, wie Benndorf, Metopen S. 27 hervorhebt, bereits den drei andern bisher bekannten selinuntinischen Inschriften eigen ist: auch sie ist eine Votiv-Inschrift mit einem Götternamen. So dürfen wir aus ihr schliessen, dass der neugefundene Tempel ein Hekataion war. Er steht westlich vom Selinusflusse, unfern vom Beginn der grossen Nekropolis von Manicalunga, und offenbar haben bei ihm sich die Wege getrennt. Ob das Gesimsstück, auf dem die Inschrift steht, zu einem freistehenden Pfeiler oder zu einem Antenpfeiler gehörte, ist nicht sicher, doch ersteres wahrscheinlich. Im bibliographischen Interesse möge noch auf die Artikel von N. Camarda über diese Inschrift, im Giorn. di Sicilia vom 22. und 26. Juni, als auf Curiosa, hingewiesen werden; Ugdulena's Erwiderung ist vom 24. Juni. Wir hoffen auf diese Entdeckungen zurückzukommen und sprechen hier nur noch unsere Freude aus, dass die neue Commission Cavallari dieselbe Freiheit in der Wahl seiner Unternehmungen lässt, wie die alte, vom Comm. Daita geleitete.

Lübeck, Ende Juni 1874.

Holm.

Jahresbericht über die die griechischen Tragiker und die griechischen scenischen Alterthümer betreffende Litteratur des Jahres 1873.

Von

N. Wecklein

in Bamberg.

Griechische Tragiker.

Ueber die neuere Litteratur der drei Tragiker sind eingehende Jahresberichte im Philologus erschienen und zwar über Aeschylus von dem Ref. in Bd. XXXI, XXXII und XXXIV, über Sophokles von R. Enger in Band XV, über Euripides von K. Schenkl in Band XX. Der hohe Werth und das Interesse der griechischen Dramen und die grosse Zahl der Fragen, welche sich an die Würdigung und das Verständniss derselben knüpfen, hat diese Litteratur ausserordentlich reich gemacht, wenn auch nicht immer der innere Werth dem äusseren Umfange entspricht. — Ich führe zuerst eine Abhandlung an, die zwar der Zeitgrenze unseres Berichts vorausliegt, aber doch aus verschiedenen Gründen hier eine Berücksichtigung verdient:

H. van Herwerden, Studia critica in poetas scenicos Graecorum. Insunt duo fragm. Aristophanis inedita. Ed. Acad. reg. disciplin. Nederl. Amstelod. 1872. 100 S. 4.

Herwerden ist ein scharfsinniger Kritiker, wenn auch seine Vermuthungen sehr oft unnöthig oder unwahrscheinlich oder auch unrichtig sind. Die drei ersten Capitel der Schrift behandeln Stellen der drei Tragiker; die Conjekturen, von welchen ich beachtenswerthere hervorhebe, sind folgende: Aesch. Suppl. 235

πέπλοισι βαρβάροισι καὶ σπαθήμασιν (schon in meinen Studien zu Aeschylus S. 34 emendiert, wie Herwerden nachträglich selbst bemerkt), 754 *εἰ τοῖσδε καὶ θεοῖσιν ἐχθαιροίατο*, 964 *δόξαντα λωτίσασθε*, Sept. 578 *δισσῇ τελευτῇ τοὔνομ' ἐνδατούμενος* (nomen dividens per duplicem terminationem *λυ* et *κης*), Pers. 381 *ἡλκωμένοι* (vulnerati) *κύρισσον ἰσχυρῶς χθόνα*, 455 *νεύων ἔδωκε*, Eum. 300 *ὥστε μὴ οὐ παρεξηυλημένον*, 720 *ὁμιλήσω πάνυ*. — Soph. Ai. 140 *φήνης ὡς οἶμα πελειάς* (*φήνης* und *πελειάς* schon Pierson) und vorher v. 137 *σὲ δ' ὅταν ζαμενὴς πληγὴ Διὸς ἢ λόγος* (wie schon früher Anal. Crit. p. 11 und mittlerweile auch Madvig in seinen Adv. Crit.), 269 *οὐ νοσοῦντος* (schon Hermann und M. Seyffert), 376 *οὐ γὰρ γένοιτ' ἂν ταῦθ' ὅπως οὐχ ὧδ' ἔχει*, 405 *εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλοι. πολύς γ' οἴμοι γέλως, μώραις*, 782 *εἰ δ' ἄρ' ὑστερήκαμεν* (*ἄρ' ὑστερήσαμεν* Badham), El. 409 *πῶς τοῦτ' ἤρεσεν*, 475 *εἶσιν ἁ πρόφαντος*. 560 *δείξω* (schon Morstadt), 1287 *οὐδ' ἂν ἐν τάφοις*, Oed. Col. 544 *δευτέραν ἔπαισας, ἐπὶ νόσῳ νόσον* (Interpunktion), 773 *τήνδε κἀγέως τόκον* (*Αἰγέως τόκον, Θησέα*), 813 *μαρτύρομαι τούσδ', οὐ σέ, πρὸς λόγους φίλους οἷ' ἀνταμείβει*, 1570 *ταῖσι* für *φασὶ* (schon Bergk). 1658 *φοινία θύελλα*, Ant. 95 *ἐχθρὰ δὲ τῷ θανόντι πρὸς δίκης ἔσει*, 227 *πολλὰ μουνθυμουμένῳ*, 351 *ὑβριστάν τ' ἀκμῆτα ταῦρον*, 417 *Χθονὸς Τύφως* (Terrae filius Typhon), 420 *μύσαντες δ' εἴχομεν θείᾳ νόσῳ* (clausos tenebamus oculos propter malum divinitus immissum), 569 (*ἀλλ'*) *ἀρόσιμοι γάρ*, 731 *ἔργον γ' ἄριστον τοὐς*, 1278 *ἔοικας ἥκων*, Trach. 357 *οὐδ' ὑπ' Ὀμφάλῃ πόνων*, 358 wird nach 354 eingesetzt. Philoct. 452 *τὰ θεῖ' ἐρευνῶν* (schon Schneidewin). Eurip. Alc. 62 *ἔχειν, χὰ μή σε δεῖ*, 321 *οὐδ' εἰς τρίτον μοι φέγγος*, Androm. 937 *ποικίλων ἀλημάτων*, Hec. 236 *σέ μὲν ἀμείβεσθαι χρεών*. 1173 *ἐν δὲ πηδήσας*, 1270 *ἠθάδ' ἐκπλήσω βίον* (vitam solitam, consuetam), Hel. 448 *ταὐτὰ ταῦτ' ἔπη κἄλλως λέγειν* (Heimsoeth *ταὐτὰ ταῦτ' ἔπη πρᾴως λέγειν*), 577 *τὸ σῶμ' ὅμοιον, τὸ δὲ σαφές μ' ἀποτρέπει* (abhortatur me ab ea opinione veritas), 773 *ἓν δ' εἰπὲ τἄλλα παραλιπών*, 909 *ἡμᾶς δὲ καιρίως μέν* (steht schon bei Nauck im Text), Elect. 66 *ἐμοῦ φέγοντος*, 229 verba *ὦ φίλτατε* non spectant eum qui adest Orestem, sed eum quem Electra procul abesse putat, 444 *μόχθους ἀσπέτους*, 641 *παρέσται δ' εὐνέτῃ*, 647 *θείη* für *θήσει*, 977 *ἐγῷδα· μητρὶ δ' οὐ φόνου..δίκας*, 1058 *οὐ δῆθ'. ὃ τῇ σῇ δ' ἡδὺ προσθήσεις φρενί*, 1110 *ὡς μᾶλλον ἢ χρῆν μ' ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσις*, Heraclid. 109 *εὐβουλίᾳ* (prae prudentia assumto potiore consilio), 424 *ἀλλ'*

ἣν βίαια δρῶ (Cobet ἥνπερ ἄδικα δρῶ), 824 πτυχαῖς ἔκρυπτον πλεῦρ', 885 ταρβοῦντα καί, 1024 δώσω· τὸ γὰρ δρῶν (H. wollte wohl δρῶσ' schreiben), Herc. f. 616 τἀνθάδ' εὖ θείμην (Madvig εὖ θείην), 991 nach 978 gestellt, 1159 φέρ' ἀντὶ [φωτὸς] κρατί, 1273 κενταυρόμιλον πόλεμον, Suppl. 104 τάδ' οὐ λήσεται, 171 δεῦρο κἄξομεν πόδα θεῖναι, 547 τἀνάλωμα τῆς γνώμης, 566 ἐν βραχεῖ σχεδρόν, 586 κινεῖσθαι πολὺν ἀφρὸν καταστάζοντα (cl. Herc. f. 934), Hippol. 366 ὦ πόνοι στρέφοντες, 449 καὶ τίκτουσ' ἔρον, 663 ἴξομαι für εἴσομαι, 1077 τόδ' ἔργον οὐ σιγῶν σε, Iphig. A. 121 εἰς ἄλλας γὰρ δὴ παιδὸς δαίσομεν ὥρας ὑμεναίους, 532 κᾆτ' ἀπεύχομαι (Naber κᾆτα φείδομαι 'Α. θύειν), 544 χὼς ἐπ' ὀλιγίστοις, 1375 κατθανεῖν μὲν ἐμὲ δέδοκται, Jon 52 οἳ δ' ἧξας, 500 ὅτ' ἀναλίοις συρίζεις, 915 μισοῖ, nach 1214 ein Vers ausgefallen, 1288 ἀλλ' ἐγενόμεσθα πρόσθεν, οὐσίαν λέγω (sed fuimus ante, possessionem volo, non filium), 1331 λεῖπε δ' ἱερά, 1610 οὕνεκ' οὔποτ' ἠμέλησε παῖδ' ὃν oder παιδὸς ἀποδίδωσί τε (wofür Francken vorschlägt οὔ ποτ' ἠμέλησα), Cycl. nach 235 κατὰ τὸν ὀφθαλμὸν μέσον eine Lücke, Med. 996 μέγα στένομαι δέ, 1316 τὴν δὲ λυσσῶσαν φόνῳ, Orest. 13 ἐπέκλωσεν θεά, ἄγριον Θυέστῃ, 169 εὕδειν νιν οὐκ ἔδοξα, wenn nicht ἔδοξα für δοκῶ stehe, so dass der Chor das Erwachen des Orestes in Abrede stelle; Rhes. 204 εἴφ' ἥντιν' ἄλλην, Troad. 194 τὰν πὰρ προθύροις, Phoen. 1408 κἀντέδωκεν. Frgm. 68 Dind. τὸν νοῦν μὲν εἰς ἔκπληξιν..ἄγει, τὸ δὲ στόμ' εἴργει μὴ..βούλεται, 221 γνώμῃ φρονοῦντες..ψυχῆς, 288 nach Vers 14 eine Lücke [μαθεῖν ἄν, ὡς οὐκ εἰσίν. Αἱ δ' εὐπραξίαι], 372 καί μοι τὸ τέρθρον δῆλον, εἰ πορεύσομαι, 407, 4 ἢ κατ' ὄμματα; εἴθ' ἦσμεν, ὡς ἦν, 899, 2 ὑλακτῶν, ὥς γε βαρβάρῳ μαθεῖν. — Das 4. und 5. Capitel giebt Emendationen zu Aristophanes und den Fragmenten der griechischen Komiker; das 6. und letzte handelt de versibus et hemistichiis spuriis apud scenicos. Als fremde Zusätze will Herwerden ausscheiden: Aesch. Prom. 623, Eur. Suppl. 1116 f. die Worte οὐ γὰρ..πένθους, Iph. A. 746—750 (746—748 hat schon Monk für interpoliert gehalten), Hel. 1668 f. die Worte ξένια..ἡμῶν, Heraclid. 530, fr. 554, 2, Or. 941 die Worte κοὐ..τις ἄν, welche als Ergänzung einer Lücke betrachtet werden.

Fr. Heimsoeth, De interpolationibus commentatio V. Ind. schol. aest. 1873. Bonn. 16 S. 4.

tritt denjenigen entgegen, welche Interpolationen aus formellen

Gründen (Symmetrie. Stichomythie) ohne Nothwendigkeit von Seiten des Sinnes annehmen. So richtig die Forderung Heimsoeth's ist: ex sententiarum rationibus de orationis conformatione iudicandum est, und so begründet seine Bemerkungen gegen die ungebührliche Ausbeute der Zahlensymmetrie und gegen das Ausschneiden von Verstheilen sind, welche beiden Verfahrungsweisen er auch hier wie anderswo durch Anwendung auf Stellen von Goethe und Schiller lächerlich zu machen sucht, so müssen wir doch urtheilen, dass Heimsoeth das formelle Element der antiken Poesie zu wenig in Rechnung gebracht hat und durchaus nicht den richtigen Standpunkt einnimmt. Den deutlichsten Beweis dafür liefert uns seine Herstellung von Aesch. Choeph. 529—531, welche drei Verse dem Chore (Chorführer) in folgender Gestalt beigelegt werden:

ἐν σπαργάνοισι παιδὸς ὁρμῆσαν δίκην
τινὸς βορᾶς χρῆζον τὸ νεογενὲς δάκος,
αὐτὴ προσέσχε μαστὸν ἐν τὠνείρατι.

Ebenso wenig gelungen ist seine Beweisführung dafür, dass Prom. 966—970 zusammen dem Prometheus gehören und keine Lücke anzunehmen sei oder dass die Trennung des Verses ebendaselbst 980 *ὤμοι.* — *Τόδε..ἐπίσταται* keinen Anstoss habe (»aliud est, si figura hemistichomythiae fingitur — quod quidem Aeschylus nondum fecisse videtur —, aliud, si singuli versus flagitantibus sententiis inter duas vel plures personas distribuuntur«). Eher kann die Verbindung von Eur. Iph. T. 1050f. mit 1052—1055 gerechtfertigt erscheinen. — In Hec. 759f., welche beide der Hekabe gelassen werden, soll es ursprünglich *οὐκ ἔς τι τούτων* für *οὐδέν τι τούτων* und *ὅρα* für *ὁρᾷς* geheissen haben. Soph. Oed. Tyr. 1280 ändert Heimsoeth *οὐ μόνου κακά* in *οὐ μονόστολα*, Oed. C. 1250 *ἀνδρῶν γε μοῦνος* in *ἀνδρῶν μονωθείς*, Eur. Hel. 1512 schreibt er: *κάλλιστά σ', ὦναξ, ἐν δόμοις εὑρήκαμεν.* Ausserdem werden noch mehrere Stellen des Theognis behandelt.

Ohne Bedeutung ist die Abhandlung von:

Metzger, Weitere Beiträge zu den Tragikern. In den Blätt. f. d. bayer. Gymn. Bd. IX. 1873. S. 310—314.

Die hier gemachten Vorschläge sind: Aesch. Ag. 186 *ἔμπαιον τύχαισι συμπνέοντ'* (»der weise mit dem Geschick übereinstimmte«), 213f. *ἀλλὰ τί; λειπόναυς μὴ ξυμμαχίας ἁμάρτω* (was heissen soll:

»muss ich nicht fürchten, mich als flüchtiger an meiner Bundesgenossenschaft zu versündigen«), 255 *εὖ βάξις*, 401 *ἤκισε* für *ᾔσχυνε*, 470 *βάλλεται δὲ χρύσσαις* (so Schneidewin), 454 *εὐφρόνους ..ἔχθρα* (»den Tod der Lieben verträgt man leicht und gerne, die überlebenden Sieger aber hasst man«!), 681 *οὔτις ὅστις οὐχ ὁρῶμεν* (soll heissen »keinen gibt es unter uns, der dies nicht sieht«!), Cho. 61 *ῥοπὴ δ' ἐπισκοτεῖ δίκας ταχεῖα τοῖσδ'· ὁ δ' ἐν φάει μεταιχμίῳ σκότου βρύει. μένει χρονίζοντα δ' ἄχη* (»die einbrechende Wucht der göttlichen Strafen stellte diese schnell ins Dunkel [nach K. O. Müller]; der mitten im Lichte lebende hat Finsterniss genug; es wartet aber lange nicht von der Stelle weichend das Geschick; sie sind von ewiger Nacht umfangen.«). Soph. O. Col. 703f. *τὸ μὲν τίς οὐκ ἔστ' ἀεὶ νεάζον δειμαίνων ἁλιῶσαι χερὶ πέρσας*; 757 *στέρξον* für *κρύψον*, 813 *τοὖσδ', οὐκέθ' ὡς πρόσθεν φίλος*, 1075f. *προμαντεύεται γνώμα τάχ' ἀντάσειν*. Ant. 613 *οὐδέν' ἴσχειν θνατῶν βιότῳ παντὶ πόδ' ἐκτὸς ἄτας*.

Nicht ohne Interesse ist die Abhandlung von:

J. Rappold, Das Reflexivpronomen bei Aeschylos, Sophokles und Euripides. Gymnasial-Programm von Klagenfurt. 1873. 58 S. 8.

Ich hebe daraus folgende Beobachtungen hervor, zuerst in Betreff des Pronomen der I. und II. Person: die getrennten Formen *ἐμὲ-αὐτόν, σὲ-αὐτόν* werden bei den Tragikern nie als Reflexivpronomina gebraucht; der vereinzelte Fall O. Col. 1417 *μή σέ γ' αὐτὸν καὶ πόλιν διεργάσῃ* ist wahrscheinlich als nachträgliche Erweiterung, die sich oft bei Sophokles findet, z. B. O. C. 951, aufzufassen (?). — Wo das Verhältniss der Reflexivität statthat, haben die Tragiker beim substantivischen Pronomen nicht einmal im Drittel der Stellen das sogenannte Reflexivpronomen, beim adjektivischen (possessiven) noch bedeutend seltener. — In *ἐμαυτοῦ* (*σεαυτοῦ*) hat das zweite Pronomen fast in der Hälfte der Stellen seine ausschliessende Kraft. — Verhältnissmässig häufig steht das persönliche Pronomen mit Nachdruck für das reflexive. Wird eben das Abhängigkeitsverhältniss ein weiteres, so tritt die Rückbeziehung auf das Subjekt weniger hervor. — Was die dritte Person betrifft, ist der Verfasser geneigt den Gebrauch von dem blossen *αὐτοῦ*, *αὐτῷ* als Reflexivpronomen für die Tragiker zu statuieren; ebenso den Gebrauch von *αὑτοῦ* für *ἐμαυτοῦ, σεαυτοῦ*,

weil bei den Tragikern noch keine sichere Spur von der Vertauschung der Pronomina vorliege und weil es immer *αὐτὸς αὐτοῦ*, nur einmal *αὐτὸς ἑαυτόν* (Eur. fr. 597 N.) heisse. Die Hinzufügung eines im Nominativ stehenden *αὐτός* war der erste Weg, welchen die Sprache einschlug, als ihr einfaches *αὐτός* nicht mehr genügte. Der zweite bestand darin, dass sie zu jenem *αὐτός* das Personalpronomen hinzufügte, dann wurden auch beide Formen gleichzeitig angewendet, wie Med. 51 *ἕστηκας αὐτὴ θρεομένη σαυτῇ κακά* und in d. a. St. *αὐτὸς ἑαυτόν*. — *νὶν* hat nirgends reflexive Bedeutung. Dasselbe gilt wahrscheinlich auch von *σφὲ* O. Tyr. 761 und *σφίσιν* O. Col. 58. — Die Vermuthung, die der Verfasser nebenbei anbringt, Prom. 344 *ἡσύχαζε σαυτόν, ἐκποδὼν ἔχων*, weil *ἔχω* mit einem Adverb. verbunden intransitiv werde, ist unrichtig.

a. Aeschylus.

R. Merkel, Nachtrag zum Programm von 1871. Osterprogramm des Gymn. zu Quedlinburg 1873. 14 S. 4.

Guil. Dindorfius, Lexicon Aeschyleum. fasc. prior. Lipsiae 1873. 224 S. 8.

Walt. Gilbert, Meletemata Aeschylea. dissert. Leipzig 1873. 32 S. 8.

Merkel, welcher unermüdlich mit der handschriftlichen Ueberlieferung des Aeschylus beschäftigt ist und in der splendiden Oxforder Ausgabe vom Jahre 1871 einen Abdruck des Med. gegeben hat, der Herausgeber der im J. 1857 erschienenen »Gothaer Eumeniden«, hat in einem Quedlinburger Programm vom Jahre 1871 (vgl. Philol. Anz. V S. 25) zu erweisen gesucht, dass so ziemlich alle im Texte des Aeschylus bisher entdeckten Lücken ihre Erklärung in dem schadhaften Zustand einer Handschrift etwa des zehnten Jahrhunderts finden, deren Paginierung sich so ergebe, dass alle im Mediceus einzeln oder verbunden sich vorfindenden Verskola in jenem archetypus gesondert und in senkrechter Abfolge, als Zeilen sorgsam bemessener Seiten, ungefähr in der Weise des Clairmonter Fragments von Euripides, gedacht und in Rechnung gebracht werden. Diese Beobachtung, welche der Verfasser dort auf die Perser und den Prometheus angewendet hat, wird in dem Nachtrag auf den Agamemnon ausgedehnt. Neue Lücken

werden im Ag. nach Vers 541, 575, 647, 865 (zwischen *ἄλλο* und *λάσκοντας*) angenommen. Ausserdem werden Bemerkungen über die Kolometrie der Chorgesänge dieses Stücks und Erklärungen und Emendationen zu folgenden Stellen gegeben: 251 *τὸ δ' ἂν κλύοις, προκλύειν προχαιρέτω* (»was du seiner Zeit hören wirst, vorzeitig hören zu wollen, bleibe fern«), 367 *ἔχουσιν, εἴπως* (oder *εἴπῃ, εἴπερ*) *πάρεστιν τοῦτ' ἐμ' ἐξιχνεῦσαι*, 385 *βιωτᾷ*. 470 *βάλλεται γὰρ ἄσσον*, 556 *κακοστρώμους* (von *ὄστρωμον· ἔπαυλις*), 612 *ἢ χαλκοῦ βαφὰς τοιόσδ' ὁ κόμπος* (»ich weiss so wenig von einem Makel der Treue, als diese meine Rede von äusserlich unwahrem Schmuck, Tünche wie man sie dem Erze gibt«. Färbung des Erzes und Schönfärberei der Rede sind völlig entsprechende Vorstellungen: dergleichen verbindet Aeschylus öfter in der Form der Metapher durch Genetive. Er sagt Vers 416 *εὐμόρφων κολοσσῶν χάρις* und meint sicher nicht die Schönheit der im Thalamos aufgestellten Statuen, sondern die Schönheit der entfremdeten Helena, sofern sie jetzt nur noch die seelenlose des Steinbildes ist. Er sagt Eum. 866 *ἐνοικίου ὄρνιθος μάχην* und meint Kämpfe der Parteien, die den Hahnenkämpfen gleichen), 692 *ζεφύρου Γίγωνος* oder *Γιγῶνος* (vgl. zu Hesych. unter *Γιγγρών*). 858 *ἄλλων πάρος* (»in Gegenwart anderer«), 985 *ψαμμία σάμαξ* (das Uferschilf, das durch das Gewühl am Landungsplatz vernichtet wurde. Hes. *σάμαξ· ὕλη τις δρυώδης*) und in der Antistr. etwa *εὔχομαι δ' ἐμᾶς τὸ νῦν ἐλπίδος κτέ.*, 1057 *πρὸς φανὰς πυρός* (d. i. *ἑστίας μεσομφάλου φαναὶ πυρός*), 1122 *καὶ δόνῳ πτωσίμοις*, wobei *ξυναντεῖ* die Bedeutung »zusammengehen« haben soll, 1126 *πέπλων νιν μελαγχρέων* (gen. plur. von *μελαγχρής*), 1129 *δολ. λ. τρύγαν σοι λέγω*. Alle diese Vorschläge sind zweifelhafter Natur.

Ein wesentliches Hülfsmittel für das Verständniss des Aeschylus wird das Lexikon von Dindorf bieten. Die erschienene erste Hälfte reicht bis *Νεῖλος*. Es bedarf keiner Erwähnung, dass die Arbeit von Dindorf einen bedeutenden Fortschritt gegen das Lexikon von Wellauer (1830) bezeichnet. Schliesst sich dieselbe auch etwas zu eng und ausschliesslich an die fünfte Auflage der poetae scenici Lips. 1869 an, so ist doch bei den Vorzügen dieser Ausgabe der Nachtheil geringerer Allgemeinheit durch den Vortheil bestimmter Grundlage fast aufgewogen und die wesentlichen Forderungen, die man an ein solches Speciallexikon stellen kann, sind erfüllt. Zu diesen gehört auch weise Beschränkung und Dindorf ist gerade

derjenige, der hierin das rechte Mass zu treffen weiss. Nichtsdestoweniger ist sich Dindorf oft zu sehr »das Mass der Dinge« und kennt und erwähnt nur seine Meinung, wo eine andere es eher verdient hätte. Werden ja doch sogar die von Dindorf neu hinzugedichteten Verse sorgsam sub voce berücksichtigt. Auch bei anderer Gelegenheit hätte oft die Erwähnung der entgegenstehenden Ansicht nicht unterbleiben sollen. So wird Ag. 3, wo Dindorf die Schneidewin'sche Aenderung *στέγης* aufgenommen hat, *ἄγκαθεν* ohne weiteres mit *ἀνέκαθεν*, desuper erklärt und kein Wort über die andere Erklärung hinzugefügt; und doch ist diese Erklärung absolut richtig. Unter *εὐλάβεια* wird der ebenso richtigen Erklärung von *ἐπ' εὐλαβείᾳ* Ag. 1024, die Meineke gegeben hat, keine Erwähnung gethan, sondern nur von der Verderbniss der Stelle gesprochen. Dass Dindorf seine Ansicht über den Gebrauch der attischen Formen *κλάω*, *κάω*, *ἀεί* und dergl. bei den Tragikern ändere und sich von der Annahme eines verschiedenen Gebrauchs bei den Tragikern und Komikern überzeuge, durfte man nicht erwarten. — Einzelne Ungenauigkeiten werden in der Recension des Buches von L. Schmidt in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1873, S. 893—909 aufgezählt.

Gilbert giebt Conjekturen zu einer ziemlichen Anzahl von Stellen des Aeschylus. Davon sind einige sehr beachtenswerth und die ganze Abhandlung muss als eine gründliche und methodische Arbeit gerühmt werden. Sept. 209 wird die Wiederholung von *ὄτοβον* (nach geringeren Handschriften) mit der Beobachtung abgewiesen: quotiescunque Aeschylus in eodem versu vel eodem ordine rhythmico eandem vocem geminat aut iterat vel composita, quibus prior pars communis est, aut coniungit aut inter se opponit, nunquam praecedentis vocis prior quam insequentis syllaba ictu metrico augetur; 339 *δυστυχῆ τε πάσχει*, 600 f. *καρπὸς οὐ κομιστέος ἄτης ἀρούρας τῆσδ' ἀεὶ καρπίζεται*, 634 wird nach 637 umgestellt; 680 *αἷμα γὰρ καθάρσιον οὐκ ἔστ' ἀγήρω τοῦδε τοῦ μιάσματος* (»nam is sanguis non exstat, qui hanc maculam numquam senescentem eluat«) mit Auswerfung von Vers 681; 789 *πικρὰ χερί ποτε λαχεῖν*, 811 *χαὐτούς γ'* für *οὕτως*, 815—817 werden getilgt und 818—819 nach Vers 821 umgestellt; 893 *αἰαῖ ἀντιφόνων* ohne *δ'* (»vae funestae, vae mutuae necis imprecationes«); 915—921 gehören im Med. dem Chore, also auch 927—933. Dann wohl auch 892—894 und 903—905 und 897—899 und 908—910.

Im übrigen wird die Abtheilung Westphal's als richtig anerkannt. Der matte Vers 1024 ist interpoliert. — Suppl. 307 XO. 308 mit Wellauer u. a. getilgt. 309 BA. 311 XO. 310 BA. 312 XO. — 852 *κἀ' ἐς δόρυ, Νείλου ῥοὰς τίετ' ἀνὰ πόλιν εὐσεβῶν*, 864 *κακῶς παθὼν ὀλόμενε παλάμαις ἐμαῖς*. Ag. 78 *Ἄρης δ' οὐκ ἔνι χώρα* i. e. »Marti locus in eis non inest«, 307 *ὑπερβάλλοντα, πρὸς Ἀραχναῖον αἶπος* mit Auswerfung von Vers 308; 453 *γύας Ἰλιάδος γᾶς ἔμμοιροι κατέχουσιν*, 1048 wird die Stellung von *ἂν* in *ἐντὸς δ' ἂν οὖσα* mit Aristoph. Lys. 510 *καὶ πολλάκις ἔνδον ἂν οὖσαι ἠκούσαμεν ἄν* gerechtfertigt; 1065 *νεαίρετος* wie Karsten; Cho. 237 wird ausgeschieden; zur Vertheidigung des wiederholten *μόρον* Vers 988 f. (*μόρον — τὸν μητρὸς*) wird bemerkt: nimia iterati gravitas lenitur, si aut non in fine ipsius prioris versus, sed in versu insequenti interpungitur, aut non eadem eiusdem verbi forma repetitur aut alius inter utrumque versum senarius inseritur und si sententia aliqua praecedentis sententiae aut rationem aut explicationem continet, Aeschylus saepius, etiam ubi aperta vis rhetorica non affectatur, id quod utrique commune est, eodem in utraque verbo denotat. — Nach Eum. 239 ist eine Lücke von 2 Versen und Vers 240 ist interpoliert; 385 hat *δίεσθαι* die gewöhnliche Bedeutung »verfolgen« und *λάχη* scil. *βροτῶν* bedeutet »sortes hominum i. e. homines«; 387 *δυσοδοπαιπάλα* und 395 *καίπερ ὑπὸ χθονός*. Zu 280 f. u. a. St. wird der Widerspruch zwischen den Worten des Orestes und der Erinyen in Betreff der Reinigung vom Blute des Muttermords gelöst mit der Bemerkung: Furiae lustrationem Orestis fieri posse et lustratione facta pollutionem sublatam esse omnino negant; 447—450 werden als Interpolation betrachtet und als Indicium wird angeführt: numquam Aeschylus quintum senarii pedem cum quarta arsi ex voce ionicae mensurae (*νεοθήλου* in Vers 450) constare patitur. Die dieser Regel widerstreitenden Beispiele sind Suppl. 333, wo Wunder *νεοδρέπτους* in *νεοδρόπους* verwandelt hat, fr. 305 D., wo Gilbert *διαπάλλει* in *διαπαλεῖ* ändert, und fr. 320, wo *παραπαίων* verdächtig sein soll. Ausserdem wird in Vers 451 *τοῦτ'* für *ταῦτ'* gelesen (*μύσος*). 470 *τὸ πρᾶγμα μεῖζον ἤ τις οἴεται μόνος βροτὸς δικάζειν* (Areopagitas omnino non poterat aliter inducere, nisi ut rem neque ab ipsa sola diiudicari neque solis hominibus committi posse diceret et sic ipsa cum civibus suis arbitri partes susciperet), 599 *πέπισθι* (nach Analogie von *οἶδα, ἴσθι*) für *πέπεισθι*.

Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας.

Emendationen: 10. duas tantum aetates poetam alloqui accipiendum est. Verba autem ita legenda sunt *ὥραν ἔχονθ' ἕκαστον ὥς τὸ συμπρεπές, πόλει κτέ.* J. A. Heilmann Philol. Anz. V S. 617 (theses), 275—278 stellt Ew. Dietrich ebend. VI S. 61 (theses) folgenden Text her: *μήλοισιν αἱμάσσοντά μ' ἑστίας θεῶν θήσειν τρόπαια δουρίπληχθ' ἁγνοῖς δόμοις.* Derselbe will Vers 333 f. *ὠμοδρόποις ἀρτιδρόπων νομίμων προπάροιθεν κτέ.* lesen. — 315 *φύζαν, ῥίψοπλον ἄταν.* 341 *τὰ δὲ καὶ πῦρ ῥοφεῖ,* 342 *κορκορυγαὶ δ' ἀν' ἀστοὺς, προτὶ δ' ὀρκάνα πυργῶτις [κορυστὰν],* 357 *παντοδαπὸς .. ἀλγύνει κέλωρας. πικρὸν δ' ὄμμα [τάχει] θαλαμηπόλων* (nach Schol. B) sind beachtenswerthe Vorschläge von Oberdick Zeitschr. f. die öst. Gymn. 1873 S. 795 f. — 441 *ἀτίζειν* für *ἀτίζων* (»droht zu handeln, er der nur bereit ist die Götter zu schmähen«) Lowinski in den Fleckeisen'schen Jahrbüchern 1873 S. 216. Derselbe schlägt im Philol. XXXIII S. 373 f. für Vers 590 *ἀσπίδ' εὐτυχῶς νέμων* (nach Hes. *εὐτυχῶς· ῥαδίως*) und Vers 608 *ταὐτοῦ κυρήσας εὐτυχῶς ἀγρεύματος* vor. — 429 *σειρὴν πέδῳ σκήψασαν ὃν πόδ' ἂν σχεθεῖν* vermuthet Bergk Philol. XXXII S. 564.

Πέρσαι.

Der Vorschlag von Oberdick Zeitschr. für öst. Gymn. 1872 S. 253 ff., Vers 251, 252 an Stelle des als Glossem von Vers 252 betrachteten Verses 255 zu setzen, sei hier erwähnt, weil er besondere Beachtung verdient. Derselbe ändert ebendaselbst 1873 S. 797 in der Hypothesis zu den Persern *καὶ πεζῇ μὲν ἐν Πλαταιαῖς νικηθεὶς* in *κ. π. μὲν ἐν Ψυτταλείᾳ νικηθείς.* — 952 *στυγίαν πλάκα* nach dem Schol. *στυγνήν* W. H. Roscher in den Fleckeisen'schen Jahrbüchern 1873 S. 314.

Ἱκέτιδες.

W. Gilbert zur Datierung der Supplices des Aeschylus. Rhein. Mus. 1873 S. 480 ff. macht eine gute Bemerkung: Wenn Danaos nach Vers 775 in die Stadt geht, um Hülfe zum Schutze seiner Töchter herbeizuholen und trotzdem nicht mit dem Könige zusammen herbeikommt (911), sondern erst nachdem dieser und

der Herold abgetreten ist, so liegt darin eine handgreifliche psychologische Unwahrscheinlichkeit, zumal da Danaos Vers 726 selbst sagt, dass er mit Verstärkung zurückkommen wolle, und doch Vers 980 sein Ausbleiben nichtsdestoweniger nicht motiviert. Dieser Fehler ist unerklärlich, wenn der Dichter ihn vermeiden konnte. Also sind die Schutzflehenden vor den Sieben g. Th., vor Ol. 78, 1 (468), wo drei Schauspieler auftreten, gegeben worden und müssen wohl in die früheste Zeit der dichterischen Thätigkeit des Dichters gesetzt werden wegen der Stelle, welche der Chor hat.

Vers 164 *κοννῶ δ' ἄγαν γαμετᾶς* »das eifersüchtige Wesen der Hera« Referent Philol. XXXII S. 185. — 698 *φυλάσσοι τὰ-πιτίμι' ἀστοῖς τὸ δήμιον* Bergk ebendas. S. 564.

Orestie.

Ferd. Hüttemann, Die Poesie der Orestessage (Schluss). Gymn.-Progr. von Braunsberg. 1873. 21 S. 4.

M. E. Seyss, Ueber die poetische Composition der Eumeniden von A. Gymn.-Progr. von Villach. 1873. 42 S. 8.

Reinh. Schultze, Adnotationes ad A. Eumenidum partem priorem (v. 1—233). Gymn.-Progr. von Königsberg i. d. N. 1873. 29 S. 4.

Hüttemann hat in drei lesenswerthen, anregend und interessant geschriebenen Abhandlungen (Programm von 1871, 1872 und 1873) die dramatische Entwickelung der Orestessage behandelt. In dem ersten Theil ist über die Vorbereitung der Orestessage für die dramatische Behandlung gesprochen, dann über die trilogisch verbundene Schicksalstragödie des Aeschylus. Als Resultate ergeben sich dem Verfasser folgende (zum Theil bedenkliche) Gedanken: die Orestie ist ein ideales Ganze, in welchem weder Orest noch Klytämnestra, sondern Apollo die ideale Hauptperson ist, dem gegenüber die *πρώταρχος ἄτη* oder der *δαίμων ἀλάστωρ* oder die Erinyen alles nur verschiedene Namen für denselben Begriff, das Gegenspiel darstellen. Apollo wird im Agam. zum Kampfe herausgefordert, in den Choephoren nimmt er die Fehde auf durch Orestes, er besiegt nach neu entbranntem Streite die Macht des Fluches in den Eumeniden, indem er den Vollstrecker seines Auftrags vor der Verfolgung jener errettet. — Ausserdem wird mangelhafte Indivi-

dualisierung der handelnden Personen und Mangel an rein innerer Causalität neben Anfängen einer psychologischen Motivierung bemerklich gemacht. — Der zweite Theil behandelt das psychologisch entwickelnde Einzeldrama und zwar zuerst die Elektra des Sophokles, in welcher neben den Fortschritten psychologischer Motivierung, wirklicher dramatischer Bewegung, einer nach Anfang und Ende zu abgerundeten Handlung der doppelte Mangel übermenschlicher Idealität und herber Strenge der Charaktere (insbesondere der Elektra) und des Dualismus der Handlung zu Tag treten soll. »Der Dualismus zwischen der inneren und äusseren Seite der Handlung, zwischen psychologischer Motivierung und thätlicher Vollstreckung ist im Drama geblieben; und so kommt es, dass allerdings der erste Anfang und das Ende sich gut entsprechen, aber beide zu dem mittleren Haupttheile, welcher die eigentliche psychologische Entwicklung und dramatische Bewegung enthält, sich eher verhalten wie äussere Ansätze als wie Glieder eines innerlich zusammenhängenden organischen Ganzen«. — Der oben verzeichnete Schluss bespricht die hieher gehörenden Stücke des Euripides und die deutschen Bearbeitungen der Orestessage, Goethe's Iphig., die Elektra von G. Konrad und H. Allmers (man könnte noch eine vierte nennen). In der Elektra des Euripides wird als Fortschritt die Beseitigung des Dualismus und die Vermenschlichung der Charaktere und natürliche Motivierung der Handlung, als Rückschritt die Abschwächung der dramatischen Bewegung und der Mangel an Idealität der Charaktere und an Abrundung der Handlung bezeichnet. — Im Orestes von Euripides spielt der Conflict im Innern als Zweifel und Reueschmerz weiter, ohne zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. — In der Taurischen Iphigenie fehlt die Idealität der Handlung und der Charaktere, namentlich der Iphigenie. Die Lösung wird rein äusserlich und gewaltsam durch die Göttin Athene gegeben. — Euripides hat mit gutem Erfolg Kampf und Schuld in die Seele der handelnden Personen zu legen gesucht. Dass er die endgültige Sühne nicht auch ebendaselbst zu finden wusste, das bedingt den inneren Widerspruch seiner Dramatik, welche die Handlung zwischen der reinen Causalität psychologischer Entwicklung und der Laune des Zufalls, zwischen dem Sittengesetz der menschlichen Vernunft und der souveränen Willkür der Heidengötter hin und her zerrt. — Vgl. die Besprechung im Philog. Anz. V S. 199f. von L. G.

Die Abhandlung von Seyss ist gut und mit Verständniss geschrieben, bietet aber nichts Bemerkenswerthes. Ich hebe daraus nur einen Gedanken hervor: Für die Beurtheilung der That des Orestes, die Entsühnung des letzteren und die endliche Aussöhnung der Erinyen konnte der Dichter keine geeignetere Form ersinnen als die Wahl des Processverfahrens; denn abgesehen davon, dass die Form des Processes wesentlich geeignet ist das Recht jeder Partei nach allen Richtungen und Beziehungen zu prüfen, fand Aeschylus in ihr die beste Gelegenheit, in die in seiner tiefsten Intention liegenden Momente andere mehr äusserer Natur in der kunstvollsten Weise mit ein zu beziehen, so dass sich in keinem anderen Drama der alten Tragödie die Entwicklung der Begebenheit aus dem heroischen Zeitalter und die Beziehung auf Zustände und Ereignisse des gleichzeitigen Staatslebens so innig und in so kunstgerechter Form verschmolzen finden.

Behandlung einzelner Stellen: Ag. 216 ist *ὀργᾶν περιοργῶς* zu schreiben, wo *ἐπιθυμεῖν* Glossem ist, welches einen Subjektsaccusativ wie *στόλον Ἄργους* verdrängt hat; V. 308 ist aus Ueberschriften *εἶτα φλέγουσα ἔσκηψεν* und *εἶτα ἀφίκετο* entstanden und an dessen Stelle ist aus Ael. V. H. XIII 1 der Vers *ᾄσσουσα δ' ἐξέλαμψεν ἀστραπῆς δίκην* einzusetzen. Referent im Rhein. Mus. 28. S. 625 ff. W. Gilbert macht in der oben angeführten Abhandlung gegen diese Herstellung des Textes den eigenthümlichen Gebrauch des Infinitivs in *πέμπουσι φλογὸς μέγαν πώγωνα, καὶ Σαρωνικοῦ πορθμοῦ κάτοπτον πρῶν' ὑπερβάλλειν πρόσω* geltend. Ich hatte bemerkt, dass in *φλογὸς μέγαν πώγωνα* der Begriff der Fähigkeit liege; dafür verweise ich z. B. auf Soph. Ant. 520 *ἀλλ' οὐχ ὁ χρηστὸς τῷ κακῷ λαχεῖν ἴσος.* Auch nach Krüger's Griech. Gramm. I § 55, 3, 20 lässt sich der Infinitiv erklären. Mehr Grund muss ich dem zweiten Einwand »cum ita *Ἀραχναῖον αἶπος* e. q. s. cum *ᾄσσουσα* participio iungenda sint, collocatio verborum evadit quae non possit non valde incommoda videri« einräumen; man erwartet eher *ᾗξεν ἐκλάμπουσα* und ich kann kein Beispiel für jene Verbindung anführen, wenn man nicht *ᾄσσουσα ἐξέλαμψεν* wie Einen Begriff »sie strahlte fort« betrachten will; allein *ἐκλάμπειν* kann auch wie *λάμπω* (*καταλάμπω*), *φλέγω*, *φέγγω* transitiv construiert sein (»entzünden, beleuchten«): »und forteilend bestrahlte sie wie Wetterleuchten die Arachnäonhöhe, die Warte nächst der Stadt«. —

Choephoren:

H. Buchholtz, die Parodos in den Choephoren des Aeschylus. Philol. XXXIII p. 216—226

handelt über die Bewegungen des Chors, den Rhythmus und bestimmt den Gedankengang in folgender Weise: 1. Str. Abgesendet aus dem Hause komme ich um den Weiheguss zu geleiten; dem entsprechend habe ich mich zerschlagen, meine Wangen sind von meinen Nägeln blutig geritzt, immerzu habe ich laut geklagt, mein Brustgewand ist zerrissen. 1. Gegenstr. Und zwar ist eine furchtbare Geistererscheinung zu meiner Herrin im Traume gekommen und die Ausleger haben gesagt, die unter der Erde grollten ihren Mördern. 2. Str. Solches gedrohte Uebel abzuwenden schickt mich die Herrin. Und doch fürchte ich mich um die Abwendung der Gefahr zu beten. Denn für Mord gibt es keine Lösung; es wird zu Ende gehen mit diesem Herrscherhause. 2. Gegenstr. Ja früher vor Agamemnons Herrschaft hatte man Ehrfurcht, vor der jetzigen hat man nur Furcht. Kurzsichtige halten äusseres Wohlergehen für das höchste, für höher als die Gottheit; die Gerechtigkeit aber sieht nicht nur den Glücklichen, sondern auch den bald hervorbrechen werdenden Bestrafer desselben, den Rächer des im Unglück und in der Todesnacht weilenden. 3. Str. Und eine bleibende die Gerechtigkeit immer rufende Schuld ist der Mord; nur damit sie schlimmer werde, wird die Strafe verschoben. 3. Gegenstr. So gewiss als Jungfrauenehre nicht wiederhergestellt wird, so gewiss würden alle Ströme der Erde vereinigt den Blutflecken nicht von der Hand waschen. Exodos. Mir aber, da ich unter der Herrschaft und sogar als Sklavin stehe, ziemt es gerechtes und ungerechtes wider meine Einsicht zu loben, indem ich erstarre in heimlicher Trauer unter dem Gewande verborgener Thränen um das Geschick der Herren«. Die Epodos wird »von Glossemen also gereinigt«: *ἐμοὶ δ' — ἀνάγκαν.. ἀμφίπτολιν* | *θεοὶ..οἴκων* | *πατρῴων τάνδ' ἐσᾶγον αἶσαν* — | *δίκαια καὶ μὴ δίκαια πρέπον* | *βίᾳ φρενῶν αἰνέσαι, δακρύων ὑφειμάτων* | *ματαίοις δεσποτᾶν τύχαισι* | *κρυφαίοις πένθεσιν παχνουμένη*. — In dieser Erklärung ist der Zusammenhang und Gedankengang der zweiten Gegenstr. und dritten Str. worauf es am meisten ankommt in ungenügender Weise dargelegt; besonders enthält der griechische Text von Vers 61 ff. etwas absolut anderes als hier angegeben wird. Zu denselben Versen haben

wir bereits oben S. 87 eine unbrauchbare Erklärung kennen gelernt; eine dritte ist uns in dem ersten oben S. 93 erwähnten Progr. von Hüttemann S. 20 Anm. 78 begegnet: »der Gegensatz besteht hier nicht etwa zwischen den verschiedenen Strafen verschiedener Frevel, sondern dem Glückesglanz der Frevler steht einerseits gegenüber das Dämmerdunkel, in welchem die Rache langsam lauernd gross wächst, andrerseits die schaurige Nacht, welche jene einhüllt, wenn sie plötzlich die Rache, die langsam gereift ist, erfasst hat. Der Sinn des Ganzen wäre demnach folgender: der Begriff von Recht und Unrecht wird bei den nicht unmittelbar betheiligten Menschen verwirrt, weil sie den Bösen im Glücke, den Guten im Unglücke sehen. Sie beten allzugern das Glück (den Erfolg) an als Gott, indem sie nach ihm den Werth der Handlungen bemessen. Aber in den Betheiligten, den Mördern und den Kindern des Gemordeten, lässt die waltende Dike für ihren Vergeltungsplan die natürlichen Triebe still und mächtig wachsen und wirken, in jenen das böse Gewissen, in diesen Trauer um die Todten und rachebrütenden Hass gegen die Thäter«. Ueber den einfachen Sinn des Textes vergl. ausser meinen Studien zu Aesch. S. 153f. die Bemerkung zu d. St. im oben angeführten zweiten Theile m. Jahresber. im Philol. XXXIV. — 132. *Ὀρέστην. πεῖσαι' ἄναφον ἐν δόμοις*, 229 *σαυτῆς ἀδελφοῦ συμμέτρου τῷ σῷ κάρᾳ* ist aus Randglossen entstanden Referent Philol. XXXII S. 184 und 181. — 415. *ἐπαλκές τι λέξῃς | θράσος ἀπέστησεν ἄχος προσφανεῖσθαί μοι καλόν* Ew. Dietrich Philol. Anz. VI S. 61 (thesis).

Eumeniden. R. Schultze hat in dem angef. Programm mehrere schwierige Stellen in eingehender Weise erörtert und folgende neue Emendationen oder Erklärungen gegeben: 3. *τὸ*, id quod apud scriptores solutae quoque orationis invenitur, est »ergo, igitur«. 10. *ναυπόρους* ist aktivisch wie Eur. Tro. 877: »Minervae litora naves moventia vel emittentia«. 21. *ἐν λόγοις* heisst cum iusta quadam ratione wie Cho. 613. 24–26 stehen parenthetisch, nach *Βρόμιος* ist *δ'* einzufügen und *οὔγε* für *οὔτε* zu schreiben. 36. *βάσκειν* für *σωκεῖν*. 37. verba *τρέχω δὲ χερσίν* nihil aliud significant quam tremebundum incessum perterritae anus manibus templi parietibus insertis se sustentantis. 81. *δικαστὰς τῶνδε* »iudices de hisce«, Furiis. 92. si statuimus *σέβας* esse Orestem, hic re vera *ἐκ νόμων* est i. e. legibus humanis solutus.

103 f. In *καρδίας σέθεν* soll *σέθεν* von dem folgenden *φρήν* abhängig sein. 112. *ἀρκυστατῶν* von einem sonst nicht vorhandenen *ἀρκυστάτης* (»ex mediis retia tendentibus i. e. Furiis«). 140 ff. Omnino probandam censeo Hermannianam huius cantici inter singulos choreutas divisionem, qua melior vix excogitari videtur posse. 188. *χλοῦνις* bedeutet vigor; *ἠδ' ἄκρα νέα* (»iuventutis fastigium« i. e. flos) oder *ἠδ' ἀκμὴ νέων*. 189. *λεῴ θ' ὁμοῦ μύζουσιν*. 195. non opus est correctione (der Worte *ἐν τοῖσδε πλησίοισι*), si Furias inter ipsa Apollinis verba scaenam relinquere et in orchestram irruere statuimus, id quod ea quoque de causa aptissimum est, quod initio orationis suae Apollo Furias de templo suo cedere iubet. 220. *τὸ μὴ 'φέπεσθαι*. 223. *πράσσουσαν ἀγριωτέραν*.

Fragmente.

Aug. Waldeyer, De Aeschyli Oedipodea (Spec. II). Gymn. Programm v. Leobschütz. 1873. 13 S. 8.

Waldeyer hat in einem Programm von Neuss (1863) die Spuren und Andeutungen, welche in den Sieben g. Th. auf die beiden anderen Stücke der Trilogie hinweisen, verfolgt; in der obigen zweiten Abhandlung sucht er den Inhalt und die Handlung der beiden Stücke näher zu bestimmen. Die Art und die Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung gestattete dem Verfasser nicht über die bisherigen Ergebnisse hinaus zu sicheren oder einigermassen zuverlässigen Resultaten zu gelangen. Er erklärt Vers 750 *κρατηθεὶς δ' ἐκ φίλων ἀβουλίαις* »per uxoris amorem perverso irretitus consilio« und leitet alle Schuld des Laios von der Vernachlässigung der Orakel ab. Er spricht über die Entwicklung der *ἀναγνώρισις*, die im Oed. des Aesch. weit rascher gewesen sein müsse als im Oed. Tyr. des Sophokles, über die Erklärung von Sept. 778 ff., worin er Hermann folgt (Oedipum statim post cognita piacula devovisse filios propter nefandam eorum originem, non propter iniurias ipsi antea illatas). Die Söhne mussten zur Zeit des Fluchs schon erwachsen sein, da im Mittelstück nicht bloss von dem unglücklichen Loose des Oedipus, sondern auch von dem Streite der Brüder und der Verbannung des Polyneikes die Rede gewesen sei. Mit Aeschylus' Darstellung stimme vielleicht die Erzählung des Pausan. IX 5, 6 überein, dass Polyneikes nach dem Tode des Oedipus von Eteokles heimgerufen worden sei und dann

nach der Entzweiung zum zweiten Male das Vaterland verlassen habe. — Besprochen ist die Abhandlung im Philol. Anz. VI S. 123 ff. von C. Hartung.

In fragm. 454 H. *πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἕκτορος τύχης διαί* will M. Haupt Herm. VI S. 385 *ψυχῆς διαί* lesen (Cobet bereits *δέδοικεν Ἕ. ψυχῆς δία*).

b. Sophokles.

Rob. Linke, de particulae *δὲ* significatione affirmativa apud Sophoclem. Diss. von Halle. 1873. 42 S. 8.

J. J. C. Donner, Sophokles. Deutsch in den Versmassen der Urschrift. Siebente verbesserte Auflage. 2 Bände. Leipzig und Heidelberg 1873. 355 und 230 S. 8.

Linke nimmt für *δὲ* im Nachsatz eine affirmative Bedeutung in Anspruch, indem er nach der gewöhnlichen Ableitung *δὲ* aus *δή* wie *μὲν* aus *μήν* abgeschwächt sein lässt, *δή* aber mit G. Curtius von djâ, jâ ableitet und als ursprüngliche Bedeutung von *δὲ* eine demonstrative oder affirmative annimmt. Von den betreffenden Stellen müssen El. 294, Ant. 426, 501 sowie alle, in welchen *δὲ* nach pronomina relativa stehen soll, ausgeschieden werden; an jenen haben wir einen neuen Hauptsatz, an diesen das Pronomen *ὅδε*, wie aus Ant. 464, 646 längst erwiesen ist. Es bleiben nur O. R. 1267 (nach einem Temporalsatz), El. 27, Trach 115 (nach einem Comparativsatz) und vielleicht O. R. 302, Ant. 234 (nach einem hypothetischen Satze) übrig, in welchen *δὲ* in ungewöhnlicher Weise steht. In Ant. 234 *τέλος γε μέντοι δεῦρ' ἐνίκησεν μολεῖν σοὶ κεἰ τὸ μηδὲν ἐξερῶ φράσω δ' ὅμως* gehört, wie Linke meint, *σοὶ* sowohl zu *ἐξερῶ* als auch zu *φράσω* und *κεἰ* d. i. *καὶ* (und) *εἰ* ist dem *σοὶ* nachgesetzt. (!) Diese Bedeutung von *δὲ* statuiert Linke dann auch für Fragen wie O. C. 1132, in welchen er mit Klotz dem *δὲ* eine die Hauptsache nachdrücklich hervorhebende Bedeutung giebt, für Erwiderungen wie O. R. 379, für die Stellung nach einem Vocativ und pron. pers. (El 1388), bei der Wiederholung desselben Worts wie Phil. 633 *πάντα λεκτά, πάντα δὲ τολμητά* (»alles bringt er über sich auszusprechen, alles fürwahr zu wagen«), Ai. 350, El. 105 wo nicht *λεύσσω*, sondern *ἄστρων* zu tilgen sei (so schon Dobree), nach einer Parenthese wie El. 783, Trach. 252.

Für eine Verbindung wie ἔχων μὲν ἀρχάς, ἔχων δὲ λέκτρα (O. R. 260) wird bemerkt: quotiescunque particulae μὲν et δὲ videntur adhibitae esse ad duas propositiones inter se opponendas, neutiquam putandum est, illam oppositionem particulas μὲν et δὲ per se ipsas indicare, sed potius duae propositiones, sive sententiarum ratione inter se opponuntur sive exaequantur, illis particulis additis magis confirmantur.

Die hohen Vorzüge der Donner'schen Uebersetzung sind bekannt; auch die neue Auflage hat manche Verbesserungen erhalten. Es muss hier aber auch bemerkt werden, dass an zahlreichen Stellen die Feinheit des Sophokleischen Ausdrucks und die eigentliche Pointe nicht wiedergegeben ist. Auch fehlerhafte Uebersetzung findet sich an mehreren Stellen, an welchen der Gedanke durchaus nicht streitig oder zweifelhaft sein kann.

Aias.

H. Mascheck, der Charakter des Aias in dem gleichnamigen Drama des Sophokles. Programm des Gymn. z. d. Schotten, Wien 1873. 52 S. 8.

Mascheck erörtert in weitläufiger Darstellung die vielbehandelte Frage, ob Aias in dem Monologe Vers 646 ff. die Seinigen absichtlich täusche oder nur eine κεχρυμμένη βάξις führe, die ohne Schuld und Absicht des Aias von den Seinigen missverstanden werde, und kommt zu dem Resultate, dass Aias' Rede als das Ergebniss kalter Berechnung erscheine und darauf angelegt sei, die Seinigen über seine letzten Absichten zu täuschen, dass durch die Annahme einer List und Lüge der Charakter des Aias, wie er vom Dichter in diesem Drama gezeichnet sei, so wenig entstellt werde, dass man sogar die Behauptung aussprechen könne, Aias habe sich untreu werden müssen, um sich treu zu bleiben, dass endlich dem Helden aus der »listigen Heuchelei« keine Gefahr erwachsen sei, an seiner Verehrung als Landesheros eine Einbusse zu erleiden. Der Verfasser giebt seine ganze Zustimmung der Ansicht von Aldenhoven, welcher sich in den Fleckeisen. Jahrb. Bd. 95 S. 735 also ausspricht: »Nach allem dem scheint es mir klar, dass Aias der Täuschung unumgänglich bedurfte, sowie dass der Dichter in der Art und Weise, wie er den Helden täuschend darstellt, ein wahres Meisterstück geliefert hat, und zwar nicht bloss darin, dass er vollends klar macht, warum Aias nicht leben konnte,

weil er nämlich das nicht war, was er zu sein vorgab, sondern auch darin, dass jener bei dem Erniedrigenden, das diese Unaufrichtigkeit für ihn haben könnte, doch so gar nichts von seiner Grösse verliert und nur den Eindruck hinterlässt, Aias bleibt doch immer Aias«. —

Emendationen:

R. Rauchenstein, zu Soph. Aias in den Fleckeis. Jahrb. 1873 S. 581—88

macht folgende Verbesserungsvorschläge: 51 *ἀνηκέστου φθορᾶς*, 80 *ἔνδοθεν μένειν*, 135 *βάθρον ἀμφίαλον*, 170 und 169 umgestellt, dazu *τάχ' ἂν ἐξαίφνης δ'*, 192 *σῖγ' ἔχων*, 202 *γενεᾶς ἀπ' Ἐρ. χθονίων*. 251 *τοίας ἀπειλοῦσιν*, 332 *δεινοῖς.. λέγεις ψυχὴν τὸν ἄνδρα διαπεπορθῆσθαι κακοῖς*, 338 *λυπεῖσθαι δρακών*, 382 *ὑφ' ἡδονῆς ἔχεις*, 406 *εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλων δ' ἄνευ γέλως ἐγώ, μώραις ἄγραις προσκείμενος*, 447 f. *οὐ μὴν ἔτι | δίκην κατ' ἄλλου φωτὸς ὧδ' ἔκρινον ἄν*, 540 *μέλλει 'μοὶ*, 549 *δεῖ πωλοδαμνεῖν, κἀξομοιοῦσθαι φύσιν*, 621 *ἔπεσε μεγάλοις*, 778 *τῇδ' ἔθ' ἡμέρα* wie 756 (Bothe), 799 *ἐλπίζει τρέπειν*, 801 *ὡς ἡμέρα ἡ νῦν ἔτ' αὐτῷ*, 811 *ἐγκονῶμεν.. οὐχ ἕδρας ἀκμή.. σῴζειν θέλοντες*, 869 *συντυχεῖν*, 890 *ἀλλ' ἀφανῆ τὸν ἄνδρα*, 921 *ὡς εὐκταῖος* (oder *εὔκαιρος*) *ἡμῖν ἂν μόλοι*, 923 *οἷος ὢν οἴμ' ὡς ἔχεις*, 966 f. *εἰ 'μοὶ .. αὐτῷ γε*, 1020 *δοῦλος δάμοισιν*, 1069 *παρεκτείνοντες*, 1129 *μή νύν σφ' ἀτιμάσῃς θεοῖς*, 1144 *οὐκ ἂν εὗρες*, 1281 interpoliert, 1311 *θανεῖν θανόντος μᾶλλον*, 1339 *οὐχ ὧδ' ἀτιμάσαιμ' ἄν*, 1369 *ὅτ' οὖν ἐάσεις*, 1398 *τἀμὰ πάντα* (indem mit Schneidewin 1396 f. weggelassen werden). — G. Krüger vermuthet ebendaselbst S. 192 zu Vers 5 *τηρούμενον* für *μετρούμενον*, was heissen soll »genau beobachtend« (in deinem Interesse). — Urlichs Rhein. Mus. 1873 S. 340 zu Vers 406 *εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλοις δὲ Τεῦκρος οὐ πέλας*.

Electra.

Fred. H. M. Blaydes, the Electra of Sophocles critically revised. with the aid of Mss. newly collated, and explained. London and Edinburgh (Jena bei Frommann). 1873. 327 und V S. 8.

F. W. Schneidewin, Sophokles. 5. Bändchen: Electra. 6. Auflage, besorgt von A. Nauck. Berlin 1873. 189 S. 8.

Blaydes' vorzugsweise kritische Sophoklesausgaben sind eigenthümlicher Natur; wo irgend ein Anstoss oder eine Schwierigkeit sich zeigt, werden Verbesserungen geboten und zwar nicht bloss eine, sondern zur Auswahl gleich oft ein ganzes Dutzend z. B. zu Vers 451: if *ἀλιπαρῆ* be the true reading, it must mean »neglected«, for the quantity of the second syllable alone shows us that it cannot have any connection whit *λιπαρός*. Qu. *τήνδε γ' ἀλίπαρον τρίχα* (wie Hartung). Or *τήνδ' ἀλίπαρον δὴ τρίχα.* Or *τήνδε νεοχαρῆ* (or *νεόχαρτον*) *τρίχα.* Or *τήνδε κακοπινῆ τρίχα.* Or *τήνδε πιναρὰν δὴ τρίχα.* Or *τήνδ' ἀνηλιφῆ τρίχα.* So steht der wissenschaftliche Werth nicht in Verhältniss zu dem Fleisse der Arbeit und dem aufgewandten Scharfsinn. Wenn z. B. *ὡς ἐλινύειν κακόν* für *ὡς τὸ μὲν μέλλειν κακόν* (Vers 1337) und *κοὐκ ἐλινύει* für *κοὐκέτ' ἀμμένει* (Vers 1397) vermuthet wird, so sind das reine lusus ingenii. Noch weniger lobenswerth ist es, wenn an die Stelle einer guten Ueberlieferung fehlerhafte oder schlechte Verse gesetzt werden, wenn z. B. gleich Vers 3 *παρόντι λεύσσειν, ὧν πρόθυμος ἦσθ' ἀεί* die Gestalt erhält: *παρόντι λεύσσειν ἀπεθύμεις δὴ* (oder *ἀπιθυμῶν ἦσθ'*) *ἀεί* (mit einem Verstoss gegen das Porson'sche Gesetz über den fünften Fuss) oder Vers 433 heissen soll *οὐδ' ὅσιόν ἐστ' ἐχθρᾶς γυναικὸς ἱστάναι.* Andere Aenderungen verstossen gegen Methode und kritischen Takt wie die von Vers 147 *ἀλλ' ἐμέ γ' ἁ στονόεσσ' ἄραρεν φρένας*: *ἀλλ' ἐμοὶ ἁ στ. ἄραρεν* (oder *ἄρεσεν*) *Πρόκνη* oder 1120 *κέκευθεν αὐτὸν τεῦχος*: *κεύθει νιν ὄντως.* Or *κεύθει γ' ἐκεῖνον.* Or *κεῖνόν* (*αὐτόν*) *γε κεύθει.* Ich kann darum hier nicht objektiv alle Conjekturen von Blaydes aufzählen, sondern muss mich auf diejenigen beschränken, denen ich einigen Werth oder eine gewisse Berechtigung beilege. Diese sind: 21 f. *ὡς ἐσμέν γ' ἵνα | οὐκ ἔστ' ἔτ' ὀκνεῖν ἔργον,* 35 *Φοῖβος ἀξεπίστασαι,* 113 *αἰκῶς* für *ἀδίκως* wie Vers 102, 141 *προπίτνουσα* für *στενάχουσα,* 250 *ἔρροι δ' ἂν εὐσέβεια,* 345 *ἐπεὶ τό γ' ἕτερον ἢ φρονεῖν κακῶς ἑλοῦ,* 363 *τοὐμὲ μὴ 'κλεῖπον μόνον βόσκημα,* 534 *εἶεν δίδαξον δή με τοῦτο τοῦ χάριν | ἔθυσεν αὐτήν,* 601 *ὁ δ' ἀδελφὸς ἔξω* oder *ὁ δ' ἐν ξένῃ γῇ χεῖρα,* 610 *εἰ δέ σοι δίκη ξύνεστι,* 775 *τῆς ἐμῆς γαστρὸς* oder *ὅστις νηδύος γεγὼς ἐμῆς* (eher *τῆς ἐμῆς φὺς νηδύος*), 1087 *τὸ μὴ καλόν τ' ἀποπτύσασα δύο* oder *τὸ μὴ καλόν τε νοσφίσασα,* 1127 *μορφῆς 'Ορέστου,* 1162 *δυστανοτάτας* für *ὦ δεινοτάτας,* 1344 *ὡς δὲ νῦν ἔχει* (oder *ὡς δ' ἔχει τὰ νῦν*), *καλῶς τὰ κείνων, καὶ τὰ μὴ καλῶς, ἔχει,* 1378 *λιπαρεῖ 'πέστην χερί,* 1403 *Αἴγισθος*

εἴσω μὴ μολὼν ἡμᾶς λάθῃ oder *μὴ λήσεταί μ' Αἴγισθος εἰς δόμους μολών* oder *ὁ δεσπότης μὴ λήσεται μολὼν ἔσω*, 1416 *εἰ γὰρ Αἴγισθός* oder *Αἴγισθόν* (sc. *πεπληγμένος εἴη — παίσειας*) *γ' ὁμοῦ*, 1433 *βᾶτε κατ' ἀντίθυρ', ὡς ὅσον τάχιστα*, 1458 *κἀναδεικνύναι δέμας* (mit Fröhlich) oder *νέκυν* (nach dem Schol.). Dazu erwähne ich die Erklärung von *ἐξ ὑποστροφῆς* Vers 725: as the collision took place just when one round was being completed, and another begun, I conclude it must have occurred at or near the starting-point or *ἄφεσις*. We must suppose the Aenian, as he approached the *στήλη*, for fear of coming in contact with it, to have turned his runaway horses round to the right instead of the left, and so to have come in collision with the charioter from Barka, who was driving, as perhaps the least experienced, on the extreme outside, und bemerke noch, dass das Werk ausgezeichnet ist durch Reichthum an Parallelstellen, die nur manchmal ungehörig, manchmal auch ohne weitere Controle aus anderen Ausgaben entnommen sind, und durch Aufzählung der vorgebrachten Verbesserungsvorschläge, die jedoch nicht so erschöpfend ist wie in der Otto Jahn'schen Ausgabe und auch manche bemerkenswerthe Vermuthungen wie die von M. Haupt zu Vers 162 *ποδὸς* für *Διὸς* unerwähnt lässt.

Auch die sechste Auflage der Schneidewin'schen Ausgabe der Elektra hat von Nauck mannigfache Ergänzungen, Berichtigungen und Zusätze erhalten. Es verdient besondere Anerkennung, dass Nauck der fast ganz unbeachtet gebliebenen Ausgabe von Fröhlich (Sulzb. 1815: Phil. El. Trach.), auf welche L. Spengel wieder aufmerksam gemacht hat, ihr Recht hat widerfahren lassen. Neue Emendationen von Nauck sind folgende: 40 *ἱστόρει* für *ἴσθι πᾶν*, 72 *ἀρχαιοπλούτων δ' ἔτι καταστάτην δόμων* vgl. Herwerden Exerc. crit. p. 113, 121—123 *παῖ ματρὸς δυστανοτάτας | Ἠλέκτρα, τίν' ἀεὶ κλαίεις | οἰμωγὰν ἀκόρεστον* = 137—139 *ἀλλ' οὔτοι τόν γ' ἐκ λιμένος | παγκοίνου πατέρ' ἀνστάσεις | θρήνοις οὐδὲ γόοισιν*, 397 vielleicht *οὐκ ἐμοὺς λέγεις τρόπους*, 405 *ἔμπυρα* scheint unrichtig: möglich wäre *τῷ φέρεις κτερίσματα*; 573 *οὐ γὰρ ἦξις ἦν* 726 vielleicht *ἕκτον τελούντων* (nämlich *αὐτῶν*), 747 *κύτει* für *βραχεῖ*, 1113 f. *θανόντος αὐτοῦ.. λείψαν' ἐν κύτει | σμικρῷ φέροντες ὡς ὁρᾷς ἀφίγμεθα*, 1389 f. *τοὐμὸν φρενῶν δ' ὄνειρον αἰωρούμενον | οὐ μακρὰν ἔτ' ἀμμένει* = 1396 f. *κρύψας δόλον σκότῳ πρὸς αὐτὸ δή σφ' ἄγει τέρμα, κοὐκέτ' ἀμμένει*. Zu Vers 725 ff. wird jetzt die Erklärung gegeben: die Rosse des Aenianen gehen durch und statt nach der

linken Seite hinzulaufen, rennen sie gerade aus oder machen eine Wendung nach rechts, wodurch sie mit dem Barkäischen Gespann zusammenstossen.

Emendationen:

B. Todt, Bemerkungen zu Sophokles' Elektra in Philol. XXXII S. 252—269

bietet folgende Conjekturen: 222 und 224 *ἄτα* für *ὀργά* und *ὀργάς* für *ἄτας*, 436 *ῥῖψον* für *κρύψον*, 440 *δυσμενεῖ* für *δυσμενεῖς*, 442 *αὐτῆς*, 686 *τῇ φύσει τοῦ σπέρματος*, Vers 726 ist nach 728 zu stellen (Passow wollte ihn nach 723 stellen), 814 *δουλεύειν παθεῖν*, 816 unecht, 847 *ἀμφὶ τὸν ἐν κεύθει*, 872 *σὺν τάχει ποδοῖν*, 929 *κατ' οἶκον ἐγγύς*, 428—430 sind der Interpolation verdächtig, ebenso 940, 941, 973—985, 1005——1008, 1032—1045, 75f. — Metzger in Bl. f. d. bayr. Gymnas. W. IX S. 161 zu 162 *Διὸς εὔφρονι πνεύματι μολόντα*, 192 *κεναῖς δ' ἀμφιπολῶ τραπέζαις* und 172 *ἀνύει* für *ἀξιοῖ*.

Oidipus Tyrannos.

E. Symons, Die Sage vom thebanischen Kreon in der griechischen Poesie. Diss. von Jena. Berlin. 97 S. 8.

Berch, Nochmals die Authadie des Oedipus Tyrannus. Zeitschr. f. d. Gymn.-W. Berlin 1873. S. 417—429.

E. Porazil, Die *σύστασις τῶν πραγμάτων* in Soph. Oed. König. Programm des Gymn. zu Wiener Neustadt. Wien 1873. 13 S. 4.

J. La Roche, König Oedipus von Soph., Progr. d. Staats-Gymn. zu Linz 1873. 31 S. 8.

Lewis Campbell and Evelyn Abbott, Soph. in single plays for the use of schools. Oedipus Tyrannus. Oxford 1873. 87 S. 8.

Symons behandelt zuerst die epische Sage, in welcher das Auftreten Kreons ein mehr passives ist und sein Name erst in seinen Söhnen Hämon und Megareus und in seinem Enkel Mäon zu höherem Ansehen gelangt; dann die griechische Tragödie (Sieben g. Th., Ant., Oed. Tyr., Hiket. des Eur., Ras. Herakles, Phoen., Oed. Col.). Ueber Eur. Phoen. wird bemerkt »so scheitert Kreon mit seinen Plänen; sagen wir richtiger, so ist der Dichter mit

seiner Charakteristik gescheitert. Seine Schöpfung ist ein Zwitterwesen, wie es wohl in der prosaischen Alltagswelt, nicht aber in der idealen der Bühne, am wenigsten in der heroischen Sphäre, vorkommen darf. Die Neigung um jeden Preis zu rühren ist dem Dichter bei wenigen Charakteren so verhängnissvoll geworden wie bei dem des Kreon. Nebenbei werden die Verse Phoen. 1320f. als Interpolation bezeichnet. — Die Verschiedenheit der Charakteristik in den drei Stücken des Sophokles ist in folgender Weise dargelegt: In der Antigone sehen wir Kreon von ernster Sorge und umfassenden Plänen für die Regenerierung des Staates nach langdauernder und schwerer Erschütterung desselben erfüllt und von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen auch die Würde des Herrschers mit Nachdruck geltend machen. Im König Oedipus entspricht der glücklichen Lage der Stadt, wie sie für eine lange Reihe von Jahren durch Oedipus kräftige und weise Herrschaft derselben gesichert war, die Freudigkeit des Wirkens, jene von leidenschaftlicher Sorge wie von gewohnheitsmässigem Phlegma gleichweit entfernte massvolle Haltung. Wie ganz anders zeigt sich der Kreon des Oed. Col. Die Sicherheit und Unbefangenheit seines Auftretens kennzeichnet zwar den gewandten und erfahrenen Diplomaten; aber Kreon ist nichts weniger als ein Staatsmann von grossem Schlage, vielmehr eine klein angelegte Natur, eine nicht mit geistigem Gehalt erfüllte Persönlichkeit. Wie seine Sendung misslingt, so richtet und verurtheilt die Entwicklung der Handlung zugleich seinen Charakter. — Ueber die Antigone des Euripides wird bemerkt, dass seitdem Heydemann aus der Abbildung einer Amphora von Ruvo die Beziehung von Hygin f. 72 auf eine andere als die euripideische Antigone nachgewiesen, die Welcker'sche Hypothese als beseitigt gelten und es bei der früheren Ansicht sein Bewenden haben müsse, welche aus der Hypothesis der Sophokl. Antigone und dem Schol. zu Ant. 1350 schliesst, dass die Euripideische Antigone mit der Versöhnung der streitenden Parteien, die durch den Gott Dionysos herbeigeführt wurde, und mit der Prophezeiung des dem jungen Paare in Mäon beschiedenen Sprösslings geschlossen hat. Wie Euripides in den Phönissen Kreon hinsichtlich beider Pläne, der Vermählung des Sohnes und der Nichtbestattung des Polyneikes, unterliegen lässt, so beharrte hier der einseitig in seinem Standpunkt befangene Fürst dem liebenden Paare gegenüber auf seiner Strenge, bis der

Gott ihn umstimmte. — Zuletzt wird in einem Ueberblick bemerkt, dass die verschiedenen Stücke eine durchaus verschiedene Charakteristik Kreons aufweisen. Der überall wiederkehrende Zug ist die nahe Beziehung Kreons zum thebanischen Staate und seinen Schicksalen. Vor und nach dem Kriege der Sieben tritt Kreon immer dann auf, wenn in der Herrschaft eine Lücke auszufüllen ist. Die vielseitige Verwendung war durch die Stellung des Kreon im Epos möglich, da er in demselben nicht mit individueller Schärfe gezeichnet worden. — Berch, welcher ebendas. 1872 S. 145 ff. die Schuld des Oedipus durch die zwei (in der Ethik des Sophokles eng verbundenen) Begriffe *αὐθαδία* und *ῥᾳθυμία* (unberechtigtes Vertrauen auf die eigene Einsicht und trügerisches Sicherheitsgefühl, welches die Unbeständigkeit alles menschlichen verkennt) bestimmt hat, rechtfertigt seine Auffassung gegen Hertel, der ebendaselbst S. 767 ff. eine solche Schuld nicht anerkennen will. Berch bemerkt, dass jene Schuld mit Unrecht von Hertel als eine einzelne, bestimmte Schuld oder ein Vergehen aufgefasst werde, aus welchem das Schicksal des Oedipus als eine Strafe resultiere; es sei nur eine Charakterschuld, vom Dichter dazu bestimmt, das tragische Geschick seines Helden zu begründen d. h. jeder Einwirkung eines Zufalls oder eines Fatums zu entziehen. Diese Charakterschuld stehe zwar in keinem Verhältniss zu seinem Schicksal; aber über tragische Schuld und Busse entscheide keine Criminaljustiz und auf das Mass einer tragischen Schuld komme überall nichts an. »Kein dramatischer Stoff war tragischer als das Schicksal des Oedipus; denn in keinem andern Stoffe trat die Einwirkung äusserer Verhältnisse deutlicher in den Vordergrund; hier erschien die freie Selbstbestimmung des Helden geradezu erdrückt unter dem Gewicht eines fatalistischen Schicksals. Aber das Orakel hatte den Oedipus gewarnt und er hatte die Warnung nicht verstanden. Hier lag der Punkt, wo der Dichter anknüpfte, hier lag unscheinbar eine Schuld, welche die verhängnissvollsten Folgen hatte. An dem unberechtigten Selbstvertrauen sollte das Lebensglück des Oedipus zu Grunde gehen«. — Porazil behandelt die Composition des Stückes ohne bemerkenswerthes Ergebniss. Ich hebe nur einige Bemerkungen heraus: den Umstand, dass Oedipus, so lange in der Ehe mit Jokaste, mit dem Schicksal seines Vorgängers unbekannt geblieben, hat man dem Dichter zum Vorwurf gemacht und darin ein *ἄλογον*

erkennen wollen; allein man bedachte nicht, dass es durchaus gleichgültig für das Drama bleibe, auf welche Weise der Hintergrund der Handlung zu Stande gekommen: genug, die That ist einmal vollbracht worden und bildet die gegebenen Verhältnisse, in welche der Held gestellt wird, wenn nur der Dichter von ihnen folgerichtig weiter schreitet. — Der Dichter hat mit stufenweiser, aber apodiktische Gewissheit schliesslich erzeugender Kunst die *ἀναγνώρισις* herbeigeführt und den nunmehr folgenden Umschlag in der Situation mit der strengsten Consequenz aus dem ersten Fehltritt des Helden, der hässlichen Art, womit er das Gesetz der Gerechtigkeit gegen Teiresias und Kreon verletzt, entwickelt. — In den Schlusstrochäen macht der Chor auf die Wahrheit des Solonischen Spruches aufmerksam, dass kein Sterblicher vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Nichts hindert in dieser allgemeinen Gnome auch den Grundgedanken der ganzen Tragödie, neben der Nichtigkeit des irdischen Glücks auch die Hinfälligkeit des endlichen Menschen und das Aufgehen seines Tagesgeschickes in dem Ewigen, Göttlichen zu erblicken. — La Roche legt in einer guten und geschmackvollen Abhandlung nach einer kurzen Einleitung über die vorausliegenden Begebenheiten den Gang der Handlung dar, um folgendes als Idee des Stückes zu erweisen: das Leben der Menschen ist voller Täuschungen und was dieselben Weisheit nennen ist nur Kurzsichtigkeit. Gott allein ist im Besitze der untrüglichen Weisheit und seiner Leitung soll sich der Mensch vertrauensvoll hingeben: alles was ihm zustösst, soll er als Götterschickung hinnehmen und dem göttlichen Rathschluss nicht vorgreifen wollen. Denn auch wenn der Mensch sein Schicksal vorher weiss, kann er nichts an demselben ändern, im Gegentheil, wo er es zu ändern versucht, greift seine Blindheit gerade zu den Mitteln, die es unvermeidlich herbeiführen.

Die kleine Schulausgabe Sophokleischer Stücke von Campbell und Abbott geht neben einer grösseren Ausgabe her und soll in gedrängter Weise ohne Diskussion die Ergebnisse der grösseren geben. Man darf keine bedeutenden Ergebnisse erwarten. In der Einleitung und in den Anmerkungen soll auf die Kunst des Sophokles aufmerksam gemacht werden: allein diese Bemerkungen sind sehr gewöhnlicher Art; hervorzuheben ist höchstens die Note zu Vers 112 »it is strange that Oedipus should be ignorant of the history of Laius' death. Several reasons may

be given for this, but the most probable is that Greek dramatic art only required that there should be nothing improbable brought on the stage. Of matters external to the plot it was careless«. In der Kritik ist die Ausgabe conservativ, aber sie erweckt manchmal den Eindruck desjenigen Conservativismus, dem Kenntniss und Urtheil fehlt um das Fehlerhafte einzusehen. So steht noch Vers 525 τοῦ πρὸς δ' ἐφάνθη, 1101 ἦ σέ γέ τις θυγάτηρ, letzteres allerdings mit einem Kreuz. Im übrigen habe ich folgende Bemerkungen zu notieren: 31 ἰσούμενόν σε ist von ἑζόμεσθα ἐφέστιοι = προσήμεσθα abhängig. 36 Zu ἐξέλυσας hat man ἡμᾶς zu denken und δασμὸν als acc. des Bezugs zu nehmen (»set us free with respect to the tribute«). 182 ἀκτὰν παρὰ βώμιον: a metaphor to express the raised nature of the altar: perhaps also implying that the altar affords protection from the sea of troubles (!). 193 ἔπουρον »wafted on«. 230 ἄλλον ἐξ ἄλλης χθονός: Teiresias knew of another from another land, who was the murder, but Oedipus owed him small thanks for breaking silence. 246—251 There is no reason to place these lines after l. 272. ἅπερ τοῖσδ' ἀρτίως ἠρασάμην is justified by εἴτε πλειόνων μέτα, which makes it possible to use the plural. 328 Perhaps the best construction is ἐγὼ δ' οὐ μή ποτε τἄμ' ἐκφήνω, ὡς ἂν εἴπω μὴ τὰ σά, unless we read οὐ μή ποτε | εἴπω τάδ', ὡς ἂν μὴ τὰ σ' ἐκφήνω κακά. 360 ἢ 'κπειρᾷ λόγῳ; 420 d. i. τίς τόπος οὐκ ἔσται λιμήν; πῶς οὐχὶ Κιθαιρών. The second ποῖος is a repetition of the preceding one by a sort of attraction. 596 νῦν πᾶσι χαίρω »I am happy in the sight of all«. 624 f. a line is probably lost. 786 The motive of Oedipus in going to Delphi was to clear himself of the reproach, not to resolve his own doubt. 873 ὕβρις φυτεύει τύραννον: »rebellion is the tyrant's root«. ὕβρις is the rebellion of the passions against the reason, and, in Aeschylus no less than Sophocles, is regarded as the prime source of evil. 914 ὑψοῦ γὰρ αἴρει: the metaphor is from a ship that rides too far out at sea. 1365 πρεσβύτερον: cp. Aesch. Cho. 631 κακῶν δὲ πρεσβεύεται τὸ Λήμνιον. 1526 werden drei Conjekturen aufgezählt, darunter ὅστις ἐν ζήλῳ πολιτῶν καὶ τύχαις ἐπέφλεγεν, und dazu bemerkt: another possibility is that a line is lost.

Emendationen: 200 τὸν ὦ πῦρ ἀστραπηφόρον κράτει | νωμῶν πάτερ ὑπὸ σῷ φθίσον κεραυνῷ und 213 φλέγοντα νώροπι M. Schmidt Philol. XXXII S. 739. — 329 τρανῶς ἀνείπω Rauchen-

stein Philol. XXXII S. 178. — 425. ἃ δεξιώσει σοί τε καὶ τοῖς σοῖς τέκνοις Badham Rhein. Mus. 28 (1873) S. 173.

Oidipus auf Kolonos.

Rauchenstein, zu Soph. O. a. K. in den Fleckeis. Jahrb. 1873 S. 177—184

giebt folgende Conjecturen: 47 ἐμοί τοι σ' ἐξανιστάναι . . πρὶν γ' ἂν ἐξειδῶ τί δρῶ, 113 σιγήσομαι δή, καὶ σὺ δ' ἐξ ὁδοῦ πόδα, 243 σέ τοι, 306 κεἰ βραδὺς πόδα, 362 κατοικοίης μονήν, 380 πρὸς οὐρανὸν βιβῶν ist vom Verbrennen zu verstehen, 402 ἐκτὸς ὢν für δυστυχῶν, 453 τἀπ' ἐμοί, 477 τοῦ τόνδε πλήσας στῶ, 522 ff. τούτων δ' ἐς ἐμαυτὸν οὐδέν. ΧΟ. ἀλλ' ἐς τίν'; ΟΙ. εὐνᾷ κακᾷ πόλις οὐδὲν ἴδριν γάμων μ' ἐνέδησεν ἄτᾳ, 541 ἐπωφελήσας ὄφελον ἐξελέσθαι, 547 ὡς ἀγνὼς für καὶ γὰρ ἀλοὺς, 589 »bestehen mit Zwang darauf dorthin mich zu schaffen« (wie Hermann), 755 ff. »was unmittelbar sich vor die Augen stellt, lässt sich nicht verbergen; du nun verbirg es, indem du dich (denn in deiner Person liegt τἀμφανῆ) in die Heimat zurückbegiebst«, 800 δυσνοεῖν für δυστυχεῖν, 813 τούσδ' οὓς σὺ προσκαλεῖς φίλους, 866 πιστὸν für φίλον, 989 ἐμφορεῖ σύ, 1051 ὧν ist mit Hermann auf θνατοῖσιν zu beziehen. 1056 τάχ' ἐξαιρεῖν (oder αἱρήσειν) und βοᾷ = βοηθείᾳ »mit genügender Hülfe«, 1077 σώσειν für δώσειν, 1098 πρός σ' ἱκνούμενος, 1118 ᾧ καὶ πέπρακται τοὔργον· ὧδ' ἐμοὶ βραχύ, 1135 ἐμπείροις ἴσων (»wer gleiches erfahren hat«), 1333 πρός νύν σ' ἱκεσίου καὶ, 1358 ὅτ' ἐν στίβῳ, 1370 νῦν für μέν, 1390 στυγνὸν τὸ πρῶτον, 1394 ἐν πᾶσι für καὶ πᾶσι, 1482 ἄνδρ' ἔχων, 1488 ἐμφῆναι (mit Nauck) μόνῳ, 1525 δόρατος ἐπακτοῦ, 1585 τὸν ἀεὶ μόχθον, 1604 εἶχ' ἔρωτος πλησμονήν, 1640 ὦ παῖδ' ἐχούσας, 1650 ἐπισκεπῆ für ἐπίσκιον, 1662 ἀλύπητον βροτόν, 1696 κατάμεμπτος οἶτος. — Bergk Philol. XXXII S. 564 vermuthet Vers 547 καὶ γὰρ — ἀν' οὓς — ἐφόνευσα.

Volc. Hölzer, über das dritte Stasimon des Oed. a. Kol. in Z. für das Gymn. W. Berlin 1873. S. 161—168

ist in der Bestimmung der Schuld des Oedipus im Oed. Tyr. mit Berch einverstanden, welcher (ebendaselbst 1872 S. 145 ff.) dieselbe im Weisheitsdünkel (αὐθαδία) gefunden hat und meint, es müsse dann auch die Auffassung des Oed. im Oed. Kol. eine andere werden; es handle sich in diesem Stück nicht um die Verklärung eines unschuldig vom Schicksal verfolgten. Darnach verlangt er

eine andere Erklärung des dritten Stasimon Vers 1211 ff., welches nicht das Elend des Greisenalters beklage, sondern allein den Oedipus betreffe. Die ganze Erklärung ist sinnlos. Von der ersten Strophe, in welcher die ersten Worte *ὅστις τοῦ πλέονος μέρους χρῄζει, τοῦ μετρίου παρείς, ζώειν σκαιοσύναν κτέ.* interpungiert und *ζώειν κατάδηλος ἔσται* verbunden werden, erhalten wir die Erklärung: »wer zu vieles erstrebt, ist thöricht; denn mehr und mehr im Laufe des Lebens trifft ihn Unglück, nicht einmal der Tod ist ihm ein Retter (*οὐδ'* in Vers 1220 wird beibehalten und an der entsprechenden Stelle der Antistr. *τὸ δή* für *τό τε* geschrieben). Im ersten Vers der Antistr. wird *φῦναι τὸν* in *φῦν' αὐτὸν* verwandelt (!); der Sinn soll sein: »es ist das beste, wenn er (Oedipus) nicht geboren wird; wenn er aber geboren ist, mag er sofort wieder sterben; denn wenn er nun lebt mitbringend die Unbesonnenheit des Leichtsinns, von welchem Leiden ist er dann befreit?«

Antigone.

Berch, über den Chor in der Antigone. Zeitschrift für d. Gymn. W. 1873 S. 1—15. Die Authadie des Kreon in der Antigone ebendas. S. 257—271.

Martin Stier, über Sophokles' Antigone. Ein Vortrag. Pädag. Archiv 1873 S. 241—266.

Gust. Wolff, Sophokles. III. Theil. Antigone. Zweite Aufl. Leipzig 1873. 162 und VI S. 8.

Zu dem besten, was in neuester Zeit über ästhetische Fragen der Sophokleischen Stücke geschrieben worden ist, gehören die Abhandlungen von Berch in den letzten Jahrgängen der Berliner Zeitschrift für Gymnasien. In der ersten der oben angeführten Abhandlungen behandelt Berch die Frage, ob der Chor überall die Ansicht des Sophokles selbst vertrete d. h. ob Antigone im Sinne des Dichters die Schuld trage, welche der Chor ihr zuschreibt. Das Ergebniss der Untersuchung, welches aus den verschiedenen Aeusserungen des Chors gezogen wird, halten wir für ganz zutreffend: »die Ate, in welche Antigone geräth, ist die Folge ihres eigenen freigewählten Handelns und weist auf keine göttliche Bethörung, welche an ihr die ungesühnte Schuld der Väter straft (den Worten Vers 623 *ὅτῳ φρένας θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν* erkennt

Berch nur untergeordnete Bedeutung zu, da sie nur dem fremden Citat angehörten; ich halte die Beziehung für eine andere, wie ich in meiner eben erschienenen Ausgabe bemerkt habe). Der Dichter hat ihr Leiden und ihr Sterben als eine Wirkung und Aeusserung ihres leidenschaftlichen Charakters dargestellt. Durch den Mund des Chors hat er die Sittlichkeit ihrer Motive anerkannt, ihrer ethischen und religiösen Gesinnung verdienten Beifall ausgesprochen, aber ihrer Bestattungsthat und ihrem Verharren im trotzigen und gereizten Widerspruch ein unverkennbares Zeugniss der Missbilligung gegeben sowohl durch die Aussprüche des Chors als durch den tragischen Ausgang ihres Lebens«. In der Erörterung selbst kommen einzelne Punkte vor, mit denen wir nicht ganz einverstanden sein können, so wenn drei Motive der Antigone angegeben werden, die Ehre des Hauses, die εὐσέβεια, der Gehorsam gegen das göttliche Gebot, und wenn Berch die Behauptung von M. Seyffert (Jahrb. 1863 S. 482) billigt, welcher meint, das Hauptmotiv, welches das πάθος der Antigone bedinge, sei nicht sowohl die Bruderliebe als vielmehr die gekränkte εὐγένεια, welche die dem Bruder angethane Schmach auf sich und die ganze Familie übertrage. Man dürfte doch wohl mit dem ganzen Eindruck unbefangener Lektüre in Widerspruch gerathen, wenn man nicht die Bruderliebe als das zu Grund liegende Motiv betrachtet. Auch der Beweis, welcher aus der Selbstentleibung der Antigone gezogen wird, scheint nicht angebracht. Berch meint nämlich, wenn der Dichter die Bestattungsthat der Antigone hätte verherrlichen wollen, so hätte er Antigone entweder wieder unversehrt aus der Gruft steigen oder sie tödten lassen müssen. Mit der Zurücknahme des Todesurtheils sei erwiesen, dass der Staat ihren Tod nicht verlange. Wir denken, davon darf nicht die Rede sein. Für die That der Antigone ist die Art des Todes gleichgültig; sie büsst ihre eigenmächtige Uebertretung des Staatsgebotes mit dem Tode. Sie muss so büssen, weil auf den betreffenden Ungehorsam die Todesstrafe gesetzt ist. Die Art des Todes, eine Folge des leidenschaftlichen Wesens, hat eine ökonomische Bedeutung für die Bestrafung der Schuld des Kreon. — Mit dieser Abhandlung steht die zweite über die Authadie des Kreon in engstem Zusammenhang. Berch vertritt den Böckh'schen Standpunkt und macht die treffende Bemerkung, dass der Dichter keine staatsrechtliche Frage und kein religiöses Problem entscheide,

sondern nur darstelle, wie die Personen handeln und was sie leiden unter dem Einfluss des Principienstreits, welchen sie nach den innersten Gesetzen ihrer Natur auskämpfen müssen, dass also die Collision der Pflichten nur als Mittel zum Zweck erscheine und die Antigone ebenso wenig für ein Principiendrama zu halten sei als die religiöse und politische Moral für die Hauptsache gelten und eine einseitige Schuld des Kreon, als ob er als Tyrann alles göttliche und menschliche Recht mit Füssen trete, angenommen werden dürfe. Die Antigone habe nur eine allgemeine ethische Tendenz, die von Boeckh richtig bezeichnet worden: »ungemessenes und leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, führt zum Untergang«. Die Antigone lehre dasselbe wie die anderen Stücke des Sophokles, dass die *φρόνησις* der Güter bestes sei und dass in allen Lagen des Lebens das besonnene Mass, die weise Selbstbeschränkung und die freie Unterordnung allein vor selbstgeschaffenem Leid bewahren könne. Die ethische Schuld des Kreon liege nicht in dem Verbot an und für sich, sondern in seiner Unfähigkeit dasselbe zu widerrufen, in seiner *αὐθαδία*, vermöge deren er keiner Selbsterkenntniss und Selbstüberwindung fähig sei (vergl. Vers 1028 und 705). — Aus dem übereinstimmenden Gepräge der Tiresiasscene im Oed. Tyr. und in der Ant. zieht Berch den (man darf wohl sagen, jetzt überflüssigen) Schluss, dass ein trilogischer Zusammenhang nicht bestanden haben könne. Die vielen Vergleichungspunkte zwischen Oed. Tyr. und Antigone veranlassen den Verfasser zu der Bemerkung, dass Sophokles bei der Abfassung des Oed. Tyr. sich seine frühere Antigone zum Vorbild genommen habe. — Werthlos und ohne das richtige Verständniss für die Sache abgefasst ist der Vortrag von Stier, welcher über den Inhalt, die Hauptcharaktere und die Grundidee des Stückes spricht. Bei ihm hat nur Antigone Recht, Kreon Unrecht: »wenn wir uns den Gegensatz vor Augen stellen, der zwischen der unerschütterlichen Seelenruhe, welche der Antigone das Bewusstsein unerschrockener Pflichterfüllung verleiht, und der Unruhe besteht, durch welche Kreon von seinem ihn unaufhörlich ängstigenden Gewissen gefoltert wird; wenn wir uns vergegenwärtigen, wie freudig Antigone den Tod als das Ende aller Leiden begrüsst und wie Kreon sich verflucht und mitten im Leben nach dem Tode sehnt: so werden wir vielmehr die Wahrheit in unserem Stücke verherrlicht finden, dass nicht das Leben der Güter höchstes, der

Uebel grösstes aber die Schuld ist. Wie könnte es auch einen der Tragödie würdigeren Gegenstand geben als die Darstellung der Thatsache, dass auf Erden der Fromme untergehen muss durch seine Frömmigkeit und der Gottlose die Herrschaft hat« (?!).

Die zweite Auflage der Ausgabe von dem leider zu früh der Schule und der Wissenschaft entrissenen G. Wolff hat manche Zusätze und Verbesserungen erhalten. Diese Ausgabe ist mit ausserordentlichem Fleisse und grosser Gelehrsamkeit gearbeitet; nur das Streben nach Neuheit und Selbständigkeit hat des Verfassers Urtheil manchmal befangen gemacht und ihn auch bei der Aufnahme von Conjecturen nicht immer das richtige Mass treffen lassen; wir finden manche unhaltbare Lesart vertheidigt, manche höchst überflüssige Conjectur in den Text aufgenommen. Die schlechteste Conjectur wohl, die im Texte steht, ist die von Vers 467 εἰ τὸν ἐξ ἐμῆς μητρός θ' ἑνός τ' ἄταφον ἀνεσχόμην νέκυν.

Emendationen:

C. Fr. Müller zu Soph. Ant. Philol. XXXII S. 682—690 spricht sich mit guten Gründen gegen die Seidler'sche Umstellung von Vers 663—667 und 668—671 aus [man kann nicht nur nachweisen dass sie unnöthig, sondern auch dass sie unrichtig ist]; ebenso gegen die Tilgung von Vers 669 (durch G. Wolff), vermuthet in 675 ῥοπὰς (für τροπὰς) καταρρήγνυσι (»zertrümmert die Entscheidungen, die Erfolge der Lanze«) und in Vers 680 κοὐκ εὖ γυναικῶν. — 110 ὃς ἐφ'.. ἀμφιλόγων ὤρμησ'· ὁ μὲν οὖν ὀξέα κλάζων κτέ. J. A. Heilmann Philol. Anz. V S. 617 (theses). — 211 σοὶ ταῦτα ῥέζειν Fr. Leo ebendas. S. 572 (theses). — 510 τοῦδε χωρὶς für τῶνδε χωρὶς C. Meiser Fleckeis. Jahrb. 1873 S. 580. — 575 γάμους ἔπι (= ἔπεστι) Wieseler Philol. XXXII S. 356. — 593 ἀρχὰν κατὰ Λαβδακιδᾶν δόμους ὁρῶμαι und 1342 f. ὅπᾳ νῦν ἴδω, πᾷ θῶμαι τὸ πᾶν· λέχριά τ' ἐν χεροῖν, τά τ' ἐπὶ κρατί μοι Metzger Blätter für d. bayr. Gymnasialw. IX S. 161. — 1118 R. Unger Philol. XXXIII S. 343 vertheidigt seine bereits vor 30 Jahren in den Elect. Crit. p. 35 ff. bekannt gemachte und mit der Bemerkung, dass der Stammort des attischen Dionysoskultus und die Geburtsstätte der Tragödie, der Demos Ikaria, erwähnt werden müsse, begründete Conjectur Ἰκαρίαν.

Trachinierinnen.

F. W. Schneidewin, Sophokles. 6. Bändchen: Trachinierinnen. 4. Aufl. von A. Nauck, Berlin 1873. 169 S. 8.

Was oben von der neuen Auflage der Electra gesagt worden, gilt in gleicher Weise von dieser; der längere Zeitraum, der zwischen der vierten und der dritten Auflage (von 1864) liegt, macht sich in dem bedeutenderen Umfang der Zusätze bemerkbar. Neue Vermuthungen von Nauck sind folgende: 198 *οὐχ ἑκὼν ἑκουσίοις*, 334 *εὐτρεπῆ* für *ἐξαρκῆ*, 345 *χὤτι λῇς σήμαινέ μοι*, 398 *νεμεῖς* für *νέμεις*, 595 *διὰ τάχους δ' ἀφίξεται*, 624—632 sind nach 615 zu stellen, 670 *ἔργων ἀδήλων* (Blaydes *ἔργου γ' ἀδήλου*), 693 *φάσμα δέρκομαι* für *δέρκομαι φάτιν*, 712 f. sind überflüssige und ungeschickte Verse, 729 *οὐχ ὅστις κακοῦ*, 731 f. *σιγᾶν σ' ἂν ἁρμόζοι τὰ πλείον', ὡς γόνος πάρεστι* mit Weglassung von Vers 732, 743 *ἄκραντον* für *ἀγένητον* wie *κρανθὲν* für *φανθέν*, 787 *λάσκων ἰύζων*, 806 *θνήσκοντ' ἐσώφεσθ'*, 830 *πῶς .. λεύσσων | φάος ἔχοι πόνων λατρείαν*, 873 *πῆμα καινὸν ἀγγελεῖς*, 879 *σχετλιώτατ' ἐξέπραξεν*, 901 *δεμνίων λέχη* für *κοῖλα δέμνια*, 1121 *κωτίλλεις* für *ποικίλλεις*.

Philoktetes.

Emendationen;

J. Oberdick, zu Sophokles. Zeitschrift für d. österr. Gymn. 1873 S. 798 f.

vermuthet Vers 425 *φροῦδος, ὥσπερ ἦν λόγος*, 858 ff. *ἐκτέταται μυχῷ; οὐ χερὸς οὐ ποδὸς οὐ φρενὸς ἄρχων· (ἀλεὴς ὕπνος ἐσθλὸς* wird mit anderen weggelassen) *ἀλλά τις ὡς Ἀΐδᾳ παρακείμενος ὁρμεῖ· βλέπ', εἰ καίριᾳ σοι φθέγγομαι.* — Metzger, Blätter f. d. bayr. Gymnasialw. IX S. 161 will Vers 691 *ἵν' αὐτὸς ἦν οἰκουρός* (»wo er allein Besorger des Hauswesens war«) lesen.

Fragmente.

Das bei Hesych. s. *ἐπίκρουμα* erhaltene Bruchstück des Inachos (fr. 270 Dind.) *ἐπίκρουμα χθονὸς Ἀργείας* schreibt Bergk Fleck. Jahrb. 1873 S. 37 *ἐπίκρουμ' Ἄργου χθονὸς Ἀργείας* (*ἐπίκρουμα* ist das Gepräge der Münze, das Wappen oder Symbol der Stadt; so nannte der Dichter den Argos, gleichsam das Wahrzeichen des Argivischen Landes).

c. Euripides.

H. van Herwerden, adnotationes criticae et exegeticae ad Euripidem. Amsterdam, 1873. 32 S. 8.

Voss, de prologis Euripideis. Progr. der lat. Hauptschule in Halle. 1873. 24 S. 4.

M. Patin, études sur les tragiques Grecs. Euripide. 2 tomes. Quatrième édit. Paris 1873. 427 und 451 S. 8.

Ed. Köhler, die Philosophie des Euripides. I. Anaxagoras und Euripides. Gymn.-Programm von Bückeburg 1873. 32 S. 8.

Herwerden, von dessen studia critica in Poetas scenicos Graecorum oben S. 83 die Rede gewesen, giebt als Frucht einer wiederholten Lektüre des Euripides folgende Conjecturen: Rhes. 270 *οὐ χρῆν γεγωνεῖν σ' εὐθενοῦντα* (für *εὐτυχοῦντα* cl. Aesch. Eum. 942) *ποιμνία*, Alc. 180 *ἀπώλεσας δέ με μόνον· προδοῦναι* (»tu sola causa es meae perniciei«), 565 *τάδ' οὐ δόξω φρονεῖν* (für *οὐ φρονεῖν δοκῶ*), 641 unecht (schon Dobree und Nauck), 1094 *ὡς οὔποτ' .. καλεῖς*, Med. 333 man erwartet *οὐχ ὅπως σε παύσομεν* (scil. *πόνων*) statt *κοὐ πόνων κεχρήμεθα*, Hipp. 145 *ἀμφὶ τὰν φιλόθηρον* (cl. Poll. V 13 *ἡ δὲ θεὸς ἀγροτέρα καὶ κυνηγέτις καὶ φιλόθηρος*), 1069 *καὶ συνοικούρους κακούς*, 1347 *μελάθροις .. θεόθεν καταληπτοῖς*, Androm. 593 *ἄκληστ' ἀσύλου* (oder *ἄσυλα*), Troad. 30 *καὶ τὰς μὲν Ἄργος, τὰς δὲ Θεσσαλὸς λεώς*, 958 *εἶχεν ἐκδόντων Φρυγῶν*, 1188 *ὕπνοι τ' ἄυπνοι* (schon Hermann), Hec. 372 *συμβούλου δέ με*, Orest. 729—731 sind interpoliert; übrigens ist in Vers 729 *θᾶσσον οἷ μ' ἐχρῆν* zu schreiben; Phoen. 930 ist *κεἰ'ς* (d. i. *καὶ εἰ ἐς*) für *κεἰς* zu setzen; 916 *ἅπερ πέφυκ' ἄφυκτα*, 1134 *ἐπὶ* für *ἐν*, ebenso 1570 *ἐπ' Ἠλέκτραις*, 1406 *ἀντιβάντ'* (obnixi) wie 1398 *κἀντέδωκεν* für *κἀπέδωκεν*, 1721 *ὥστ' .. ἔχων* ist Erklärung von *ἰσόνειρον ἰσχύν*, Suppl. 222 *θολερῷ σπέρμα συμμίξας*, 417 *διορθρεύων λόγοις*, nach 727 ist eine Lücke und nachher muss es *μισῶ δ' ὑβριστὴν λαὸν* heissen, 845 *ᾖδον γὰρ* (canebant enim et celebrabant« — homines), Heracl. 569 *μή σε κοιμᾶσθαι καλῶς*, 776 *πολύθυτος* fortasse rarioris vocabuli glossema est, velut *πολύκνιστος*, 902 f. *τοῦδ' ἀφέσθαι, τιμᾶν θεούς· ὁ δὲ μή σφ' ἀέξων*, 919 *ξυμφέρεται δὲ πολλά*, 1015 *τόν τε γύννιν ἀποκαλεῖν*, Herc. f. 69 *φθάνοντ' ἀνέπτατο*, so wohl auch Jon 720 *φθάνοι* für *θάνοι*, Herc. f. 272 *ἐν αἷς ὑβρίζεις* oder *ἐν αἷς σὺ μαργᾷς*, Jon 589 *σὰς*

αὐτόχθονας (schon Hermann), 1022 *καὶ γνοῦσα λήσεις*, 1276 *ὁ δ' εἰκότως ἐμοί*, Helen. 448 *οἶμαί γ' εἰσφέρειν* (oder lieber *οἶμαι προσφέρειν*), 1397 *αὐτὸν οὐκ ἄρ' ὄνθ' ὅμως*, 1512f. *ἄναξ, τάχιστα πρὸς δόμους ἐσπεύσαμεν, ὡς καίν' ἀκούσῃς*, Electra 458 *πεδίλοις ʽκορυφάν*. 920 *ἠδίκει λέγῃ*, 1284 *μὲν οὖν κάσιν τε σὴν δάμαρτ'* oder *κόρην τέως δάμαρτ'* (hucusque virginem), Iph. T. 35 *θύειν νόμοισιν, οἷσιν ἥδεται*, 431 *εὐπαγῶν* oder *εὐπάκτων* für *εὐναίων*, 719, 957 und 1226—1229 sind interpoliert, 1083 *τεκνοκτόνου χερός*, 1408 zu erklären »alius autem tortos laqueos ex nave aptare conabatur«, Iph. A. 34 *βουλόμεν' ἐστίν*, fragm. 175 D. *ἧσσόν ἐστιν ἄθλιος*, 176 Vers 2 und 5 sind unecht, 273 *οὐκ ηὐτύχησα· τῆς τύχης δ' οὐχ εἷς τρόπος*, 274 *νηπίων*, 319 Vers 4 *πρεσβύτης νέα*, 323 (*ἔτυμος ἄρ'*) *ἦν* | *γέρων τις αἶνος κτέ.*, 347 Vers 4 *ἀκουστόν, οὐδ'* (so zu interpungieren), voraus *κἀφρένωσα* für *κἀφθόνησα*, 388 Vers 3 *αἱμοσταγεῖς πρηστῆρες οἴσονται κάτω*, 414 *προσπολεῖν ἐᾶν*, 473 *πρὶν ἂν* (*τιν'*) *ἐκφλῆναί με καὶ μαθεῖν λόγον*, 504 Vers 5 *ἀνόνητον· αἱ δὲ διαλύσεις*, 571 *μεθίησιν πάλιν*, 637 *τὸν παῖδα χερσεύειν ὁρῶ* (oder *δοκῶ*), 660 Vers 7 *πρόσθε τοῦ καλοῦ [λαβεῖν] ζητοῦσιν*, 793 Vers 5 *οἶδεν ὧν πείθει λέγων* (i. e. *τῶν οὓς π. λ.*), 922 *δράκων μοι γίγνεται [τὰ πρὸς ποδῶν]· τέκνον, σὺ* (von Naber eingesetzt) *περικλάκηθι κτέ.* — Die Abhandlung von Voss, der bereits über die Prologe in einer Dissertation de trag. Graec. prologis gehandelt hat (vgl. Philol. XXXII S. 343), enthält nichts wesentlich neues und besonders bemerkenswerthes. Nach einer Bemerkung von Boeckh werden zwei Arten der specifisch Euripideischen Prologe d. h. der Monologe am Anfang des Stückes unterschieden, solche, wo Personen des Dramas sprechen und die vorausliegenden Begebenheiten darlegen, den Fortgang der Handlung und auch den Ausgang andeuten ohne nähere Bestimmung, und solche, wo Götter und andere überirdische Wesen auftreten, die dann im Drama selbst nicht weiter vorkommen. Als Mängel dieser Prologe werden Gleichförmigkeit und Eintönigkeit, weitläufige Genealogie, langweilige und unnütze Beschreibung der Oertlichkeit, Ungleichheit des Tons, der sich bald höher erhebe bald in's Niedrige und Prosaische herabfalle, bezeichnet. Durch die zweite Art der Prologe werde der innere Zusammenhang mit dem Drama aufgehoben und das dramatische Element zerstört. Dabei wird das Aristophanische *ληκύθιον ἀπώλεσεν* besprochen und nach Hanow's Abhandlung findet der Verfasser alle möglichen Dinge, die damit

gerügt werden sollen, die Gleichförmigkeit, die pure (undramatische) Erzählung, die Verschlechterung der Metra u. s. w. (vgl. dagegen meine Studien zu Aristophanes Fröschen. München 1872. S. 26 ff.). Die Bestimmung der Prologe findet Voss mit Firnhaber in der Absicht, dem ungebildeten Publikum, welches durch Perikles Zutritt zum Theater erhielt, das Verständniss zu erleichtern; dann weil Euripides die inneren Empfindungen und Leidenschaften darstellte, mit O. Müller in dem Bedürfniss, gleich im Anfang die Zuschauer über die geheimen Triebfedern und inneren Beweggründe der Handlungen aufzuklären; endlich noch drittens in dem Bestreben nach Art des Sophokles die Zuschauer auf einen höheren Standpunkt zu erheben und dieselben vieles ahnen zu lassen was den handelnden Personen noch verborgen ist. Diese Prologe seien eine selbständige Erfindung des Euripides; durch sie werde zwar die Neugierde aufgehoben, nicht aber die Spannung, wie Eichstädt gegen Schlegel bemerkt habe. In Betreff der Iphig. A. vermuthet Voss, dass im ursprünglichen Stücke des Euripides ein Monolog des Agamemnon vorausgegangen sei. In Betreff des Rhesus stimmt er denjenigen bei, welche darin ein späteres Machwerk, »das Uebungsstück eines Schülers, der Homers trefflichen Gesang dialogisierte« (Fr. v. Raumer) erkennen. — Das bekannte und sehr respectable kunstkritische Werk von Patin, dessen vierte Auflage mit Euripides vollständig geworden ist, unterwirft die einzelnen Stücke der griechischen Tragiker einer allseitigen Beurtheilung, bespricht dabei die Behandlung des gleichen Stoffes bei anderen griechischen Tragikern, die Nachdichtungen römischer Dramatiker und mit besonderer Ausführlichkeit die Nachahmungen moderner Dichter. Fülle der Gelehrsamkeit, feiner Geschmack, treffendes Urtheil machen die Lektüre des Buches sehr interessant. Wir vermissen nur manchmal eine gewisse philologische Akribie und eine von der äusseren Motivierung und Oekonomie tiefer in den inneren Zusammenhang eindringende Beurtheilung. So können wir z. B. die Kritik des Rhesus, der Medea, der Hecuba nicht für genügend halten. Bei der Besprechung der modernen Nachdichtungen sind die französischen Werke mit Vorliebe behandelt und wenn auch die Mängel und Fehler derselben nicht ungerügt geblieben sind, so offenbart sich doch auch wieder anderswo eine gewisse Voreingenommenheit. Z. B. sind die Mängel der Racine'schen Iphigenie durchaus nicht vollständig dargelegt. Dagegen

hat Patin die Bedeutung und den Werth der Goethe'schen Iphigenie nicht erkannt, wie wir ohne nationales Vorurtheil behaupten können. Sein Urtheil lautet: C'est dans cette élévation d'idées, dans cette richesse d'images, dans un style appelé divin par les Allemands, que consiste surtout l'intérêt de l'Iphigénie de Goethe. Car, j'ai essayé de le montrer, une action nulle, une marche lente, des formes indécises, le caractère rêveur et abstrait des sentiments et du langage, l'altération des traditions et des moeurs, non seulement ne permettent pas de la rapprocher de ces modèles grecs que peut-être elle prétendait reproduire, mais encore lui retirent cette vie dramatique dont l'auteur, avec tant de génie et de gloire, a su animer plus d'un sujet moderne. — Köhler verfolgt die Spuren anaxagoreischer Theorie und Lehre bei Euripides und sucht den Einfluss, welchen der Philosoph auf den Dichter ausgeübt, näher zu bestimmen. Die Abhandlung zeugt von Fleiss und Belesenheit und lässt nur manchmal umsichtige Kritik und taktvolle Behandlung der Ueberlieferung vermissen. Das Ergebniss der Untersuchung ist die Beobachtung, dass Euripides, so lange er es nur mit der Naturphilosophie und den bezüglichen Lehren des Anaxagoras zu thun habe, durchaus unselbständig bleibe und sich nur auf Reproduktion beschränke; dagegen sobald er auf das ethische und religiöse Gebiet komme, selbständiger werde und in seiner individuellen Weise philosophiere, wo dann der Einfluss des Heraklit Prodikus Protagoras zur Geltung komme.

Andromache.

Vers 399 *οὐκ ἐξετάζω* (vergl. Dindorf's Note in den poet. scen. ed. V) und 1139 *πηδήσας πέδοι* Alb. Wodrig Philol. Anz. 1873 S. 313 (theses).

Bakchen.

Vers 1 scheint Priscian t. II p. 151, wo es im Citat *Θηβαίαν κατά* heisst, *Θηβαίαν πλάκα* gelesen zu haben: M. Haupt Hermes VII p. 371. — Vers 406ff. behandelt R. Unger über den Fluss Satrachus Philol. XXXIII S. 418—430; er weist die Unrichtigkeit der Aenderungen Meineke's *χθόνα — ἄνομβρον* nach; es sei etwas anderes, wenn der *ἑπτάστομος ποταμὸς* manchmal *πολυσχιδὴς* heisse, während er hier als *ἑκατόστομος ποταμὸς κατ' ἐξοχὴν* bezeichnet werde; kein Schriftsteller betone sonst die »hundert und zahllosen

Kanäle«. Unger meint, es sei von Cypern die Rede, der Fluss sei der von Nonnus genannte Satrachus, die Einsetzung des Namens sei unnöthig; ausserdem will er Vers 404 ἵν' εὖ, 406 Πάφον τ' ἀκαματόστομοι, 408 ἅμ' ὄβρῳ, 409 αἰπῶν δ' ᾇ, 421 ἴσαν (wie vor Hermann gelesen wurde), 424 τοιαῦτα oder ταῦτ' αὐτὰ μέλει lesen. — Hogan in der Ausg. der Med. (s. u. S. 124) vermuthet Vers 1020ff. ἴθ' ὦ Βάκχε τὸν θηραγρέταν Βακχᾶν | καὶ γελῶν περίβαλε βρόχον ἐπὶ θάνασι — | μον ἀγέλαν πεσόντα τὸν μαινάδων.

Hekabe.

In dem Schol. zu Vers 100 (p. 244 Dind.) χορὸς διαιρεῖται εἰς τρία, εἰς στάσιμα, εἰς παροδικὰ καὶ εἰς κωμικά ist zu lesen: καὶ εἰς κομματικά M. Haupt Hermes VII p. 371.

Helena.

H. Cron, Kritisches und Exegetisches zu des E. H. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1873. S. 249—259

bietet folgende Conjekturen oder Erklärungen: 151 νοῦς . . σημανεῖ (»dein eigener Verstand wird dir's sagen«); 267f. ist zu erklären: »schwer zwar, doch erträglich ist die Last dessen, welcher nur auf eine einzige Schicksalsfügung schauend d. h. in Rücksicht auf eine einzige Fügung des Schicksals von den Göttern geschädigt wird«, 325 ist interpoliert und 326 zu lesen: ἔχουσ' ἐν οἴκοις πάντα τί βλέπεις πρόσω; 577 ist nach ἀποστερεῖ ein Gedankenstrich zu setzen: Menelaos wird von Helena unterbrochen und führt in 579 zwar den Inhalt, nicht aber die Form der unterbrochenen Rede fort, 578 σκέψαι· τί δεῖ; τίς ἐστί σου σοφώτερος; 679 τί δ' εἰς κρίσιν σοι τῶνδ' ἔθηχ' Ἥρα κακόν; 712 εὖ δὲ πάντ' ἀναστρέφει, 785 εἴ σε μὴ 'τίμησ' ἐγώ, 866 θείῳ δὲ σεμνὸν θὲς τὸν αἰθέρος μυχόν, 1056 Menelaos hält den Vorschlag seiner Gemahlin für zweckmässig und giebt sein Vertrauen darauf mit den Worten »denn eine gewisse Alterthümlichkeit liegt in deinem Wort« kund; Euripides wählte absichtlich diese Fassung des Verses, um an Soph. El. 62—66 zu erinnern, 1074 καὶ νεὼς δρόμῳ, 1117 ὁ δ' ἔμολεν . . ὅτ' ἔδραμε, 1180 ἱππικὰ φάτνης (»löst die Rossgespanne von der Krippe«); 1233—1237 sind in folgender Weise umzustellen: 1233. 1236. 1235. 1234. 1237; 1447 πόλλ' ἄχρηστ' ἐμοῦ, 1650 οὐ μὲν γὰρ ἀεί, τὸν παρόντα δ' εἰς χρόνον.

Elektra.

R. Prinz, zu Euripides Elektra, Fleckeis. Jahrbücher 1873. S. 315—317.

R. Haupt, über Eur. El. Zeitschr. für österr. Gymn. 1873. S. 660—669.

A. Neumeyer, parallele Charaktere u. Zustände in Eur. El. u. Goethe's natürl. Tochter. Gymn.-Pr. v. Amberg. 1873. 13 S. 4.

R. Prinz hat in den Jahrbüchern 1872 S. 525 ff. nachgewiesen, dass die Elektra nicht wie Kirchhoff glaubt, in einer einzigen Handschrift enthalten sei, sondern dass wir neben Flor. XXXII, 2 den gleich alten und wichtigen cod. Abbatiae Florentinae 2664 (172) besitzen. Dieser hat z. B. allein ein Personenverzeichniss zur Elektra (fol. 28 r) und zwar folgendes: *τὰ τοῦ δράματος πρόσωπα. αὐτουργὸς μηκυναῖος* (sic). *ἠλέκτρα. πρέσβυς. ὀρέστης. κλυταιμνήστρα. ἄγγ(ελος). διόσκοροι.* Dazu weist Prinz neben der Collation des cod. Flor. XXXII, 2 von Furia und der von Kirchhoff im Hermes VI S. 252 mitgetheilten Paul Heyse's auf eine dritte von C. A. Walberg im Jahre 1863 gemachte und in seiner Ausgabe Eur. El. in usum scholarum acad. Upsaliae sumptibus et typ. Schultzii 1869, Leipz. in Com. bei A. Fritzsch (besprochen im Philol. Anz. V S. 440 ff.) veröffentlichte Collation hin. Weder die Collation von Heyse noch die von Walberg sei vollkommen genau. Die von Heyse mit *γρ.* notierten Lesarten seien nicht Varianten der Handschrift, wofür sie Kirchhoff gehalten hat, sondern Emendationen der Neueren.

R. Haupt handelt über die Abfassungszeit der Elektra; das Ergebniss seiner Untersuchung ist folgendes: »nach dem Metrum liegt die Elektra zwischen 430 und 410, näher 430; sie ist jünger als 426, wo die Acharner erschienen, weil sie daselbst Vers 418 ff. nicht unter der Lumpensammlung des Euripides erwähnt wird; doch gehört sie zu den älteren Stücken und wird auch nicht viel jünger sein als 426. Sie scheint denn auch nach der Erwähnung in den Wolken und Vögeln (319, 1445 vgl. mit El. 175) im J. 424 bereits bekannt gewesen zu sein. Möglicher Weise ist sie bei einem Aufenthalt in Sicilien gedichtet«. Die Gründe, welche Haupt hiefür bringt, sind nicht sicherer als andere Gründe, welche für die Aufführung im Jahre 419, 415, 414, 413, 412 u. a. beigebracht worden sind, deren Unsicherheit Haupt nachgewiesen hat.

Die Abhandlung von Neumeyer ist als »Anleitung und Sporn für strebsame Schüler der oberen Gymnasialklassen« geschrieben und hat für die Wissenschaft keinen besonderen Werth. Zum Schluss wird bemerkt, dass in beiden Stücken das Streben der Dichter

wahrnehmbar sei, das bürgerliche Element, die glanzlose aber nachhaltige, die stille aber sittlich reine Thätigkeit des sogenannten Mittelstandes zu verherrlichen.

Emendationen:

C. Haupt giebt im Philol. XXXIII S. 374—376 folgende Conjekturen: 12 *αἰσχίστῳ μόρῳ* (für *Αἰγίσθου χερί*), 42 *ἀνῆλθεν*, 141 *γόους στυγίους*, 248 *Μυκηναῖον*, 251 *γημόροις δόμοις* (»Bauernhaus«), 447 *σκοπιᾶς*, 498 *κατανθές*, 532 *οὐ δ' εἰς . . σκέψει*; 597 *ἀντιδώσομεν*, 641 *δ' εὐνέτῃ* (schon Herwerden s. oben S. 84), 963 ist *ὁρῶ* richtig bei der Personenbezeichnung, welche Camper und Nauck hergestellt haben: 959 ff. Elektra, 962 Or., 963 El. (*τί δ'*;..*ὁρῶ*;), 964 Or. 965 Elektra; Vers 966 ist wahrscheinlich unecht, so dass nicht mit Nauck eine Lücke nach 966 angenommen werden muss. — Vers 1002 hat die Handschrift *ἀπώλεσε*, wie aus der Collation von Walberg in der oben angeführten Recension der Ausgabe mitgetheilt ist.

Herakliden.

Vers 777 ff. *ἐπεί σοι πολύθυστος* (oder *πολύθεστος*) *ἀεὶ τιμὰ κραίνεται, εὖτ' ἐπέλθῃ μηνῶν φθινὰς ἁμέρα, νεῶν θ' ἅμιλλαι χορῶν ..ἀνεμόεντι Ἄρεως δ' ἐπ' ὄχθῳ..παννυχίοισιν ὑπὸ παρθένων ἰαχχεῖ ποδῶν κρότοισιν* und in Vers 774 *δορυσσόεντα* Bergk Philol. XXXII S. 564. — 884 *κρίνοις τε τῇ* für *κρατοῦσα καὶ* Hogan in der Ausgabe der Medea (s. unten S. 124).

Hippolytus.

Vers 290 ist unecht, 566 *τί δ' ἔστι, Φαίδρα; δεινὸν ἐν δόμοισι σοῖς*; 1039 ist *εὐοργησία* auf Theseus zu beziehen und mit *πέποιθεν* zu verbinden H. Cron, Ztschr. für österr. Gymn. XXIII S. 724 f.

Iphigenie auf Taurien.

Wolfg. Bauer, des Eur. Iph. a. T. zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen. München, Lindauer 1873. 90 S. 8.

Christoph Ziegler, Euripides' Iph. in T. mit kritischen Bemerkungen. Stuttgart 1873. 69 S. 8.

Die W. Bauer'schen Ausgaben von Stücken des Euripides sind vorzugsweise für die Schule bestimmt und haben in ihren knappen, vor allem das Bedürfniss der Schüler berücksichtigenden

Erklärungen und der kurzen Einleitung über den Mythus eine ihrer Bestimmung durchaus angemessene Einrichtung. W. Bauer hat die Kritik und Exegese des Stückes selbständig behandelt und seine eigenen Annahmen in dem Programm des Wilhelmsgymnasiums in München 1872. 21 S. 4. zu begründen gesucht »ohne Anspruch auf endgiltige Feststellung des Textes oder auf Unantastbarkeit seiner Meinungen zu machen«. Diese Annahmen sind folgende: Vers 36 wird *ἑορτῆς* mit *τοὔνομα* verbunden und *ἧς* auf Artemis bezogen (»von der nur der Name ihres Festes schön klingt«). Der mit *ὅθεν νόμοισι* angefangene und nach Vers 36 unterbrochene Satz wird in anderer Form mit *θύειν γὰρ κτέ.* wieder aufgenommen, 53 *σχῆμα* (oder *δέργμα*, *βλέμμα*) *δ' ἀνθρώπου*, 77 *ὦ Φοῖβε, ποίαν τήνδ' ἐς ἄρκυν μ' ἤγαγες* (mit fehlerhaftem Rhythmus), 116 *ἤτοι* für *οὔτοι*, indem Vers 116 f. an ihrer Stelle belassen und dem Orestes gegeben werden, 120 *τὸ τοῦ θεοῦ γὰρ* (oder *καὶ γὰρ τὸ τοῦ θεοῦ γ'*) *αἴτιον γενήσεται*, 208 *ἂν μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων ποτὲ πρωτόγονον κτέ.*, 290 *πέτρινον ἄχθος* (»ein Steinkoloss, eine felsenschwere, zentnerschwere Last«), 351 *ναὶ τοῦτ'..ᾐσθόμην πάλαι*, 447 *ἡδίσταν δ' ἀγγελίαν*, 475 f. wird construiert: *τίς ὅτῳ τοιαίδε τύχαι ἔσονται, οἶδε (ταύτας)*, 482 *ἐπὶ* bedeutet »in Hinsicht auf, wegen«, 514 vielleicht *θεὶς ἐμῆς*, 570 ff. spricht Orestes für sich, 573 *ἓν δὲ λείπεται θανεῖν*, 654 *πότερος οὐ μέλλει* sc. *διόλλυσθαι*, 782 *τάχ' οὖν ἐρῶ· πῶς δ' εἰς ἄπιστ' ἀφίξομαι* (»aber wie werde ich auf das unglaubliche zu sprechen kommen?«) oder *τάχ' οὖν ἐρῶ πᾶν· εἰς δ' ἄπιστ' ἀ.*, 832. 833 sind der Iphigenie zu geben und *κατὰ δάκρυ' ἀδάκρυα* zu lesen, wozu (*κατὰ*) *γόος ἅμα χαρᾷ* Glossem ist, 836 f. *εὖ τυχὼν ἐμοῦ, τί φῶ;* (»o du, der du mehr als ich sagen kann glücklich mich getroffen«), *κρεῖσσον εὖ* soll wie *μᾶλλον εὖ* stehen; 853 [*οἴμοι*] *'γὼ μέλεος οἶδ'*, 857 *εἰς κλισίαν ἄλεκτρον δόλι' ἀγόμαν* (oder *ὅτ' ἀπαγόμαν* ohne *δολίαν*), 895 *ἡμῖν* für *ἤ τί*, 942 ist entweder mit *ἔνθα* (tum vero) ein neuer Satz zu beginnen oder vorher *μεταδρομαῖς τ' Ἐρινύων* zu schreiben, so dass mit *ἔνθα* der Nachsatz zu *ἐπεὶ* beginnt, 1015 *ἅπαντ' ἄρα*, 1025 *σκότους* (wie *ὄρθρου*, *δείλης*) *λαβόντες* scil. *ἄγαλμα*, 1047 *χεροῖν λελέξεται*, 1059 *φιλτάτου δὲ συγγάμου*, 1149 *εἰς ἔριν* Glossem zu *εἰς ἁμίλλας*, 1155 *δῶμα λάμπεται πυρί*, 1181 *φρενῶν* gehört zu *δέλεαρ* wie Andr. 264, 1218 *μὴ παλαμναῖον* (oder *παλαμναίους*) *βλέπω*, 1241 f. *λιποῦσα ματέρ' ἀστάκτων* (oder *ματέρα σταχτῶν*) *ὑδάτων*, 1318 ff. *σῴζουσ' Ὀρέστην, ὃν τοῖσδε..καθωσιώσατο* bildet ein

zusammengehöriges Ganze, 1328 ist interpoliert, 1352 διὰ χερῶν πρύμνης τ' ἄπο πόντῳ διδόντες, 1371 ὥστ' εἰ ξυνάπτοι καὶ συναπαχαμεῖν μέλη, 1386 ναῦται τάχα für ναῦται νεώς, 1404 vielleicht γυμνὰς ἄχρι τῶν ὤμων χέρας, 1461 θεὰς θ' ὅπως. — Die Ausgabe ist besprochen von Dorschel in der Berliner Zeitschr. für Gymn. 1874 S. 204—210 und K. Schenkl im Philol. Anz. 1873 Suppl. I S. 656—661, welcher bei dieser Gelegenheit folgende Vermuthungen vorlegt: 15 δεινῆς ἀπλοίας πνευμάτων τυχὼν σπάνει, 98 ist vielleicht ἐκβησόμεσθα Glossem für ἀμειψόμεσθα, 273 f. unecht, 351 ist nach 349 zu setzen, 352 f. sind das elende Machwerk eines Interpolators, 452 ff. καὶ γὰρ ὀνείροισι συνείην (mit Kirchhoff) | δόμοις πόλει τε πατρῴᾳ, | τερπνῶν ὕπνων (mit Hermann) ἀπολαύειν κεινὰν (so auch schon Madvig) χάριν ὄλβου, 573 ἓν δὲ λυπεῖ τοι (dadurch leidet der Rhythmus) μέγα, 782 τάχ' οὖν περαίνουσ' εἰς ἄπιστ' ἀφίξομαι, 907 f. σοφῶν γὰρ ἀνδρῶν ἐστι μὴ 'κβάντας τύχης καιρὸν λαβόντας αὖθις ἡδονὰς λαβεῖν, 1118 ἐν γὰρ ἀνάγκαις ὃς (mit Fritzsche) κάμνει σύντροφος ὤν, βαστάζει δυσδαιμονίαν, nach 1349 ist wohl eine Lücke anzunehmen und 1352 mit Köchly nach 1349 zu setzen.

Die Ausgabe von Ziegler ist im Ganzen der Abdruck eines im Jahre 1871 erschienenen Programms des Stuttgarter Gymnasiums und giebt zuerst einen unter Benutzung der besten, mit Verständniss und Urtheil ausgewählten Conjekturen hergestellten Text, darnach ganz knappe Anmerkungen, welche zumeist bloss die Urheber der aufgenommenen Emendationen namhaft machen und nur hie und da auch andere ansprechende Vermuthungen anführen oder die Erklärung berücksichtigen. Wünschenswerth wäre es dabei gewesen, dass wenigstens die Angabe der handschriftlichen Lesart immer klar und bestimmt wäre. Freilich setzt der Verfasser Koechly's Ausgabe voraus: diese wird also das fehlende ergänzen sollen. Als eigene Vermuthungen des Verfassers sind anzuführen: 246 τί δ' ὄνομ' ἔχουσιν οἱ ξένοι; λέγε, 452 μή μοι ὀνείροις μόνον εἴη, 633 καταστερῶ, 1309 ἔκλεπτον für ψευδῶς ἔλεγον, 1404 f. nach Matthiae γυμνὰς δ' ἐκβαλόντες ὠλένας | ἐπωμίδος, wonach der übrige Theil des Verses ausgefallen | κώπῃ κτέ.

Kyklops.

Vers 499 ἐπὶ δεμνίοις τε θυμόν M. Haupt Hermes VI S. 386, 514 f. ἀμμένει δαΐφρων | κόρας ὡς τέρεινα νύμφα »auf die

(hochzeitlichen) Fackeln wartet das Mädchen wie eine zarte Braut« J. H. Heinr. Schmidt ebendas. S. 383 (mit einem metrischen Fehler!).

Medea.

John H. Hogan, the Medea of Eur. with introduction and explanatory notes for schools. London and Edinburgh, Williams and Norgate. 1873. XLIII und 123 S. 8.

Diese Ausgabe hat kaum einen wissenschaftlichen Werth, enthält vielmehr mancherlei Missverständnisse und Fehler, welche mangelhafte Kenntniss der Grammatik und des tragischen Sprachgebrauchs und unreifen Geschmack verrathen. Bei einem Manne, der einen Trimeter macht wie den da: *οὐ παῖδας οὓς ἐθρεψάμην κἀξέφυσα* (Vers 1349), muss man nur die Kühnheit bewundern eine so splendide und anspruchsvolle Ausgabe zu veröffentlichen. Sinnloses und fehlerhaftes will ich übergehen und nur die wenigen selbständigen Annahmen erwähnen, die nicht ganz verwerflich sind: 135 *ἀπ' ἀμφιπύλου* (»for I heard her cry within, coming from the apartement with double entrance«), 150 *τᾶς ἀπλήστου κοίτας ἔρος* so viel als *ἄπληστος κοίτας ἔρος*, 171 *ἔν τινι μικρῷ* scil. *χρόνῳ*, 284 *τοῦδε δείματος* ist als gen. part. von *ξυμβάλλεται* abhängig(!), 348 »my nature is least of all tyrannical, but through shewing mercy (i. e. to suppliants) I have often, you must know (*δή*), hurt myself much« or »had my nature deteriorated«, 442 *πάρα* = *πάρεστι* (schema Pindaricum), 459 *τὸ σὸν δὴ* für *τὸ σὸν δὲ*, 704 *ξυγγνωστὰ μὲν τότ' ἦν*, 778 wird getilgt ohne 779 und in 777 *ἔχειν* für *ἔχει* geschrieben, 1117 *ᾗ ἀποβήσεται*, 1133 *σπέρχου* so viel als *ὀργίζου*, 1181 *ἀνελθὼν κῶλον ἔκπλεθρον δρόμου*, 1266 *δυσσεβὴς* für *δυσμενής* (schon Nauck), 1269 *γαῖαν, αὐτοφόνταις τε ξύνοιδα θεόθεν πίτνοντ' ἐπὶ δόμους ἄχη*, (1304 *τοῖς* für *μοι*), 1307 ist interpoliert.

Fragmente.

106 *στείχοντ' ἄθυρον* für *στείχοντα θεωρόν* Refer. Rhein. Mus. 28 S. 627. — 288 zwischen Vers 14 und 15 ist eine Lücke (etwa *λιμῷ τεθνήξειν· αἱ δ' ἀνέλπιστοι τύχαι*) M. Haupt Hermes VII S. 295 (schon Herwerden s. oben S. 85).

Fragmente der Tragiker.

Dionysius fragm. 2 p. 616 ed. Nauck εἰ..μέλλειν (für μηδὲν) ἔσεσθαι Referent im Rhein. Mus. XXVIII S. 179.

Griechische scenische Archäologie.

Fr. Heimsoeth, de voce ὑποκριτής commentariolus. Ind. schol. hib. 1873/74. Bonn. 14 S. 4.

L. Myriantheus, die Marschlieder des griechischen Drama. München, Ackermann. 1873. 141 S. 8.

Rich. Arnoldt, die Chorpartien bei Aristophanes scenisch erläutert. Leipzig, Teubner. 1873. VI und 196 S. 8.

P. Foucart, de collegiis scenicorum artificum apud Graecos. Thesim prop. fac. Litt. Parisiensi. Paris, Klincksieck. 1873. 106 S. 8.

Heimsoeth macht über das Wort ὑποκριτής eine treffliche Bemerkung. Nach kurzer Rekapitulation der bisher bekannten Bedeutungen des Wortes: 1. ὀνειράτων (τεράτων) ὑποκριτής (vergl. Hesych. ὑποκριτής· μάντις), 2. δραμάτων ὑποκριτής (Ἀντιγόνην ὑποκρίνασθαι), 3. »Heuchler« (in der späteren Gräcität) geht er über auf den Gebrauch von ὑποκριτής in den Scholien zu Sophokles und Euripides und während er in denjenigen Scholien, welche scenische Fragen betreffen, die gewöhnliche Bedeutung »Schauspieler« findet, weist er in anderen (zu Med. 909, 85, 228, 169, 356, 379), in welchen von Erklärung des Sinnes oder Textkritik die Rede ist, sowohl an dem Sinne wie an der Art der Aussage γράφουσι oder τὸ τῆς ἀντιδιαστολῆς μετατιθέασιν oder λέγουσι, τάσσουσι eine neue Bedeutung »interpres, Erklärer, Grammatiker, Kritiker« nach. Diese Beobachtung wird besonders denen willkommen sein, welche bei den Interpolationen, die in den Scholien den ὑποκριταὶ zugeschrieben werden, ebenso wie Ref. sich nicht zu erklären wussten, quomodo ii versus ex ore histrionum in libros poetarum immigraverint (Ars Soph. emend. p. 156). Auf die Frage nach dem Alter und der Tendenz der Interpolationen wirft diese Beobachtung von Heimsöth neues Licht. Neben-

bei bemerkt derselbe zu Med. 228, dass das Scholion *οἱ δ' ὑποκριταὶ οὐ συμπεριφερόμενοι τῷ τρόπῳ λέγουσι »γινώσκειν καλῶς«* nicht auf eine andere handschriftliche Lesart hinweise, sondern nur die parenthetische Stellung des Infin. *γιγνώσκειν καλῶς* im Gegensatz zu der Verbindung *ἐν ᾧ γὰρ ἦν μοι πάντα γιγνώσκειν καλῶς* betonen wolle, und giebt von der Stelle die wenig ansprechende Erklärung: quo tempore non poteram non arbitrari omnes res meas optime sese habere, flagitiosissimus extitit maritus. Zu Soph. El. 1008 wird eine gute Emendation geboten: *ὅταν θανεῖν χρῄζων τις εἶτα μηδὲ τοῦτ' ἔχῃ καλῶς* (für *λαβεῖν*); endlich werden die Verse Med. 355 f. mit ungenügenden Gründen in Schutz genommen. Besprochen ist die Abhandlung im Philol. Anz. VI S. 17–20 von J. Sommerbrodt.

Um über die Eintheilung des griechischen Dramas und besonders über die Bestimmung der Parodos zu sicheren Ergebnissen zu gelangen hat Myriantheus auf Anregung von Prof. Christ die Marschlieder des gr. Dr. einer eingehenden Untersuchung unterzogen und hat ausgehend von dem Grundsatz, dass dem Takte des Rhythmus, der sich im antiken Drama als das ordnende und massgebende Element geltend mache, auch das Theaterpersonal überall wo eine Bewegung stattfinde, habe folgen müssen, die Anwendung der verschiedenen Rhythmen (Anapäste, Trochäen, Jamben, Jambo-Trochäen, Jonici a min., Choriamben, Daktylo-Trochäen, Logaöden, Dochmien) bei den verschiedenen Bewegungen des Chors (Parodos, Epiparodos, Exodos, Stellungsänderung z. B. Aufstellung zum Gebete) und bei dem Auf- und Abtreten und der Stellungsänderung der Schauspieler der Reihe nach behandelt. Wenn diese Untersuchung auch keine wesentlich neuen Resultate ergiebt und manches Unannehmbare bietet, z. B. wenn jambische Trimeter, welche das Auftreten einer Person ankündigen, als Marschrhythmen betrachtet werden, so fällt doch auf verschiedene Punkte neues Licht und bietet sich für manche da oder dort noch bestrittene Annahme eine willkommene Bestätigung. Mit Recht verlangt der Verfasser von dem Rhythmus, nach welchem der Chor marschieren soll, Gleichmässigkeit ohne Unterbrechung des Taktes, und wie er desshalb in dem Gebrauch der Logaöden zum Marsche eine Bestätigung für die Theorie von der kyklischen Messung des Anapäst und des Daktylus erblickt, so führt ihn die Rhythmisierung der einen oder anderen Parodos, welche eine wiederholte Aenderung

des Taktes zum Vorschein bringt, zu der Annahme, dass der Chor schon vorher seinen Einzug vollendet habe, sei es dass er von Anfang an zugegen (Philoktet, Eur. Hiket. und Bakchen) oder während der der Parodos voraufgehenden Monodie oder während des Prologs im Stillen eingezogen sei. Letztere Annahme, für welche der Prometheus ein allgemein anerkanntes, freilich auch eigenthümliches Beispiel bietet, wird noch an dem Gebrauch eines Aor. von einem Verbum der Bewegung (ἔμολον, ἦλθον) und der oft gleich im Anfang vorkommenden Anrede des Schauspielers der sich auf der Bühne befindet zu erweisen gesucht. Die bekannte Definition im 12. Capitel der Poetik στάσιμον δὲ μέλος χοροῦ τὸ ἄνευ ἀναπαίστου καὶ τροχαίου wird mit Recht (vergl. meine scenischen Studien Philol. XXXI S. 462) nur auf die Ausschliessung der Marschbewegung vom Stasimon bezogen; anapästische Systeme und trochäische Tetrameter sind von dem Chorgesang der Stasima ausgeschlossen; die den Stasima voraufgehenden Anapäste begleiten irgend eine Stellungsänderung des Chors (z. B. Ag. 355 ff. die Aufstellung zum Gebete) und gehören nicht zum Stasimon. Für die an Stelle eines Stasimon stehenden Anapäste in der Med. 1081 meint der Verfasser, weil er für sie keine Marschbewegung findet, die Notiz des Pollux IV 3, dass Euripides in vielen Stücken eine Parabase angebracht habe, geltend machen und darin eine Art Parabase erkennen zu müssen. Aber der Verfasser irrt, wenn er glaubt, Medea sei zugleich mit ihren Kindern abgetreten; auf welche Marschbewegung sich die Anapäste beziehen, habe ich in meiner Ausgabe z. d. St. bemerkt; von Parabase kann keine Rede sein. Die vielleicht unnöthige Frage, warum die Einzüge des Chors und speciell die anapästischen nicht von gleichem Umfang sind, beantwortet der Verfasser richtig mit der Bemerkung, dass der Chor beim Einzuge bald grosse Umwege gemacht habe, bis er an seinen Standpunkt gelangte, bald vom Eingang direkt dahin marschiert sei. Mit Recht auch wird die Frage, ob das erste Chorikon eines jeden Stückes mit dem Namen πάροδος bezeichnet werden müsse, wenn der Chor auch schon vorher eingezogen sei, bejaht, da sich der Begriff ἔξοδος und ἐπεισόδιον in gleicher Weise ausgedehnt hat. — Besprochen ist die Abhandlung in der Jen. Litz. 1874 Nr. 2 von M. Schmidt.

Ganz besonders beachtenswerth und durch sichere Methode und gründliche Behandlung ausgezeichnet ist die Schrift von

R. Arnoldt. Das erste Capitel, der Haupttheil der Schrift, behandelt die von G. Hermann angeregte, aber in neuerer Zeit wenig beachtete Frage des Sprechens einzelner Choreuten bei Aristophanes. Die Untersuchung, welche von dem in Hermann's Programm de choro Vesparum Ar. Lips. 1843 an einzelne Choreuten vertheilten Chor der Wespen Vers 230—487 ausgeht, sucht nachzuweisen, dass Stellen, in welchen der Chor am meisten selbstthätig in die Handlung des Stückes eingreift und am lebhaftesten mit den Personen der Bühne oder mit sich selber verhandelt, solche Stellen, auf welche Bamberger's Satz (De carminibus Aeschyl. a partibus chori cantatis) passt: quo maior chori ad actionem usus, eo saepius carminum a partibus chori cantatorum locum fuisse consentaneum est, an die einzelnen Choreuten zu vertheilen seien. Dabei werden — und darin geht Arnoldt über Hermann's Beobachtung hinaus — verschiedene Gruppen von 4 oder 6 Chorreden unterschieden und darnach den 6 *ζυγά* oder 4 *στοῖχοι* des komischen Chors von 24 Personen zugewiesen, womit zugleich ein Anhaltspunkt gewonnen ist die betreffende Aufstellung des Chors zu bestimmen. Aeussere Indicien für die Nothwendigkeit solcher Vertheilung sind Anreden, Aufforderungen, Befehle, Fragen, Wiederholung derselben Gedanken, plötzliche Gedankensprünge und Gegensätze in den Gedanken, plötzlicher Wechsel des Metrums, proodischer und epodischer Bau. Im Ganzen werden 9 Chorpartien in solcher Weise vertheilt. In den Wespen a. O. trennt Arnoldt, abweichend von Hermann, die Knaben vom Chore, giebt die jambischen Tetrameter 230—247 dem ersten *στοῖχος* von sechs Choreuten (mit Personenwechsel bei 230, 233, 236, 240, 242, 246), die synkopierten katal. jamb. Tetrameter 248—272 dem zweiten *στοῖχος* (249, 251, 258, 259, 262, 266), die daktyloepitritischen Strophen 273—281 = 282—290 dem dritten *στοῖχος* (273, 278, 281, 282, 286, 290), die Strophen 261—302=303—315 dem vierten (293, 297, 300, 309, 310, 313). In dem Abschnitt 334—394, welchen Enger in 334—364 = 365—394 abgetheilt hat, ergeben sich 2 *στοῖχοι* mit Personenwechsel bei 334, 338, 342, 346, 350, 354 und 365, 369, 373, 379, 383, 387. Die folgenden respondierenden Theile 403—429 = 461—487, in welchen Arnoldt mit Helbig vor 463 den Ausfall zweier trochäischer Tetrameter des Chors annimmt (403—429 = x—487) und Vers 416 dem Bdelykleon vollständig giebt (?), kommen an zwei weitere *στοῖχοι* (403,

405, 408, 417, 422, 428, dann x d. h. die zwei ausgefallenen troch. Tetrameter, 463, 466, 474, 480, 486). So kommt in der ganzen Partie jeder στοῖχος zweimal zum Sprechen oder Singen, während die zwischen den letzten respondierenden Abschnitten stehenden Chortheile 437, 441—447, 453—455 dem Chorführer ausser der Reihe zugewiesen werden. — Acharn. 204—346 werden an 6 ζυγά vertheilt und zwar Strophe und Antistrophe 204—218 = 219—232 an das erste (204, 210, 219, 225), dessen vier Gliedern auch noch die vier Verse 280—283 beigegeben werden, Strophe 284—301 an das zweite (285, 287, 295, 297), Antistr. 335—346 an das sechste (336, 338, 342, 344), die Mesodos 302—334 an das dritte, vierte und fünfte (302, 307, 311, 315. 319, 323, 324 ἐξολοίμην — ἀκούσω, 324 μηδαμῶς ὠχαρνικοί. 325, 328, 333, 334). Wenn Vers 324 in wenig glaublicher Weise an zwei Choreuten, nicht an einen Choreuten und Dikäopolis vertheilt wird, so ist zu beachten, dass μηδαμῶς ὠχαρνικοί keine Antwort auf ἐξολοίμην ἢν ἀκούσω sein kann, dass aber ebenso gut, als bisher durch Umstellung, durch Annahme einer Lücke geholfen werden kann, durch welche man das fehlende Chorikon gewinnt. Die Verse 234—236 und 238—240 werden wieder dem Koryphaios ausser der Reihe zugewiesen. — In Ritter 247—497 unterscheidet Arnoldt mit Enger einen parodischen (247—302), einen strophischen (303—381), einen antistrophischen (382—456) und einen epodischen Theil (457—497) und giebt jeden Theil einem στοῖχος (247, 251, 253, 258, 269, 276. 303, 322, 328, 333, 337, 341. 382, 397, 402, 407, 421, 427. 457, 460, 467, 470, 482, 485). Die Annahme von Halbchören verwirft Arnoldt als unbegründet. — Ebenso weist er im Frieden die Annahme eines Nebenchors ab und glaubt, dass die Verse, in denen Lamachos, Böoter, Megarer u. a. gescholten werden, mit Rücksicht auf anwesende Gäste im Publikum, nicht mit Rücksicht auf ein stummes παραχορήγημα gesprochen seien. Der Chor 301—519 fällt 2×4 στοῖχοι zu: die trochäischen Tetrameter mit trochäischem System 301—345 den zwei ersten (301, 302, 305, 311, 316, 320. 324, 327, 328, 330, 331, 334), die Strophe 346—360 dem dritten (346, 347, 349, 351, 354, 358), die Antistr. 385—399 dem vierten στοῖχος (385a, 385b, 336, 390, 393, 396). Vers 428—430 erhält der Koryphäos. Die Trimeter 431—458 enthalten 6 Chorreden (einen στοῖχος), die Strophen 459—472 = 486 bis 499 ebenso, die Strophe 512—519 den dritten und vierten,

indem die Ausrufe *ὦ εἶα εἶα εἶα νῦν* oder *ὦ εἶα εἶα εἶα πᾶς* soweit vermehrt werden, bis der vierte *στοῖχος* vollzählig wird. — Vögel 310—450 werden an 4 *στοῖχοι* vertheilt, an den ersten die 7 Aussprüche des Chors 310—326, indem der vierte und fünfte Vers 322 und 323 demselben Choreuten gegeben wird, an den zweiten die Strophen 327—335 = 343—351 (327, 333, 336, 343, 349, 352), an den dritten die Tetrameter 364—385 (364, 365, 369, 374, 381, 385), an den vierten die Chortheile 414, 415, 417, 427, 429, 432, während die Verse 400—406, 408, 410 f., 442, 444, 445, 447 der Koryphäos ausser der Reihe erhält. — Von Lys. 254—386 spricht Vers 254 f. und 317 f. der Koryphäos ausser der Reihe, die dazwischen liegenden drei Theile (1. jamb. Strophen und Tetrameter 256—270 = 271—285, 2. jamb.-troch. Strophen 286—295 = 296—305, 3. jambische Tetrameter 306—316) fallen an 3 *ζυγά* (256, 266, 271, 281. 286, 292, 296, 302. 306, 310, 312, 315). Der folgende Weiberhalbchor 319—351 wird mit Enger wieder in zwei Halbchöre getheilt: 319 f. spricht der Führer und Vers 321 redet mit *Νικοδίκη* die erste Hälfte des Chors eine Person der noch schweigenden Chorhälfte an, welche 335 den Gesang aufnimmt. — Das folgende Zankduett der zusammenstossenden Chöre 352—386 führen beiderseits 6 Choreuten (ein *στοῖχος* der Männer und ein *στοῖχος* der Weiber). Von 370 an soll immer nur Ein Mann und Ein Weib sprechen, Vers 368 f. und 371 also derselbe Mann erhalten. »Wahrscheinlich ordneten sich die Weiber nach erfolgtem Einzuge 6 Personen hoch und der Männerchor ging aus seiner früheren Stellung in die der Weiber über, um diesen eine gleich lange Schlachtreihe entgegenzustellen«. — Die vier Theile des Chors Lys. 614—705 fallen 4 *στοῖχοι* zu (614, 616, 619, 626, 630, 634. 636, 638, 641, 648, 652, 656. 658, 662, 665, 671, 676, 680. 682, 686, 690, 696, 700, 704). — Eccl. 478—503 enthalten 3 *ζυγά*, indem im Proodikon (478, 479, 480, 481), in der Strophe (483, 486, 489, 491), in der Antistrophe (493, 496, 500, 502) je vier Personen sprechen. In Vers 501 f. wird *ἀλλ' ἐπείγου* zum vorhergehenden gezogen und *ἅπασα καὶ* einer neuen Person gegeben, was bedenklich ist. Die Vertheilung an 3 *ζυγά*, also an einen Halbchor führt den Verfasser darauf, die Vermuthung von Enger, dass in dem Stück bei dem Fehlen der Stasima und der Parabase die Pausen durch Ballet ausgefüllt worden seien, dahin zu erweitern, dass Aristophanes bei der

finanziellen Noth Athens für seine Komödie vom Choregen nur 12 ordentliche in Gesang und Deklamation geübte Choreuten und ebensoviel Tänzer erhalten habe. »So erklärt sich die auffallende Schweigsamkeit des ersten Vers 30 ankommenden und 285 abgehenden Halbchors der Stadtfrauen: es wurden dazu die Tänzer verwandt, deren einem nur 6 leichte Verse an zwei sehr markierten Stellen eingeübt zu werden brauchten. Darauf betraten 289 die 12 ordentlichen Choreuten als Halbchor der Landfrauen unter Gesang die Orchestra; dieselben kehren 478 dahin zurück, hier in der Rolle der Stadtfrauen, und führen unter einander eine Dialogpartie aus". — Thesmoph. 655—727 werden von zwei *στοῖχοι* d. h. dem einen Halbchor gesprochen (655, 659, 663, 668, 677, 686. 699, 705, 707, 715, 719, 726). — Als allgemeine Gesichtspunkte für den chorischen Solovortrag abstrahiert Arnoldt gleich aus der zuerst behandelten Stelle der Wespen folgende vier Gesetze: 1. in den einzelnen, durch den Wechsel des Metrums von einander gesonderten Gliedern der betreffenden Chorpartien gelangen die einzelnen Glieder des Chors, bald die *στοῖχοι*, bald die *ζυγά*, zum Sprechen oder Singen, so dass wenn einmal in dem ersten metrischen Abschnitt 6 oder 4 Choreuten gefunden werden, die gleiche Zahl sich in den folgenden Abschnitten wiederholt. 2. In den antistrophischen Chorliedern tritt an denselben Versstellen in Strophe und Antistrophe Personenwechsel ein, wenn der Chor für sich allein singt, nicht an denselben Stellen, wenn andere Personen dazwischen reden. 3. Für die epeisodischen Dialogpartien, in denen Bühnenpersonen sich mit dem Chor unterreden, gilt das erste Gesetz mit der Modifikation, dass mitunter nicht antistrophische oder nicht einander respondierende Abschnitte nicht bloss ein Chorglied, sondern zwei oder drei erhalten. 4. Der Chorführer wird wie in der Tragödie bei vereinzelten Chorkommata ohne Entsprechung bisweilen, wenn auch nicht eben häufig, ausser der Reihe verwandt. — So ansprechend und beachtenswerth diese Ergebnisse sind, so darf man doch nicht vergessen, dass der Koryphäos manchmal die Rolle eines deus ex machina hat, dass durch die Vertheilung an die bestimmte Zahl der Choreuten hie und da verbunden wird, was nicht zusammengehört wie Wesp. 416, und anderswo der Zusammenhang der Gedanken zerrissen erscheint z. B. Lys. 648, Ach. 219, dass der Weiberhalbchor Lys. 319 - 351, welcher den gleichen Charakter wie die anderen behandelten hat,

nur deshalb nicht vertheilt ist, weil sich die geforderte Zahl für zwei *στοῖχοι* oder 3 *ζυγά* nicht ergiebt. So sehr darum die Vertheilung an Einzelpersonen in den behandelten Partien erwiesen scheint, so sehr muss die Art der Vertheilung noch fraglich bleiben (vergl. meine Rec. im Philol. Anz. VI). — Im zweiten Capitel wird die besondere Thätigkeit des Koryphäos erörtert. Als Vertreter des Gesammtchors hat er an den Stellen, wo nicht einzelne Choreuten mit dem Schauspieler dialogisieren, das Gespräch mit den Personen auf der Bühne zu führen. Nicht selten zeigt sich der Chorführer auch weniger vom Schauspieler abhängig und macht selbständig auf etwas neues aufmerksam. Er wendet sich an seine Choreuten mit einem Befehle, einer Aufforderung, einer Betrachtung. Wenn der Chor entweder durchaus oder nur in einzelnen Scenen des Stücks in zwei Halbchöre getheilt ist, so geschieht es bisweilen, dass die beiden Hälften des Chors mit einander eine Unterhaltung anknüpfen. Dann müssen, da nur Eine Person mit Einer den Dialog führen darf, die Führer der beiden Halbchöre eintreten und im Namen ihrer Partei sprechen (Ach. 557—577, Lys. 471—475, 781—804 = 805—828, 1014—1042). Die stichischen Hexameter am Schluss der Frösche lässt Arnoldt vom Chorführer recitiert, nicht vom Chore gesungen sein, die äschyleischen Gesänge, zu denen Pluton den Chor auffordert, seien der Einbildungskraft des Publikums anheimgegeben. — Das dritte Capitel behandelt die abwechselnde Thätigkeit des Chorführers und Chors in der Parabase, deren Vortrag Arnoldt nach Hermann bestimmt, welcher Kommation, Parabase, Pnigos, Epirrhema und Antepirrhema dem Chorführer, Strophe und Antistrophe dem Chore zuweist, dann in der Parodos der Frösche, wo Arnoldt in nicht überzeugender Weise ein Weiberparachoregem abweist, in dem Tanzlied der Thesmoph. 953—1000, in dem hyporchematischen Exodikon der Wespen 1518—1537, im Exodikon der Ekklesiazusen, in den Hymenäen am Ende der Vögel und des Friedens, wovon wir die Vertheilung der Parodos der Frö. anführen wollen: 316 *Ἴακχ' ὦ Ἴακχε* Hemich. *α'* (*νεώτεροι*), *Ἴακχ' ὦ Ἴακχε* H. *β'* (*πρεσβύτεροι*). Str. *α'* 324 H. *α'*, Ant. *α'* 340 H. *β'*, 354—371 Koryphäos, Str. *β'* 372 H. *α'*, Antistr. *β'* 377 H. *β'*, 382 f. Koryphaios, Str. *γ'* 384 H. *α'*, Antistr. *γ'* 389 H. *β'*, 394—397 Koryphäos, Str. *α'* 398 *ζυγὸν α' β'* (*ἄνδρες*), Str. *β'* 404 *ζυγὸν γ' δ'* (*γυναῖκες καὶ κόραι*), *ζυγὸν ε' ϛ'* (*νεανίσκοι*), 414 *Διόνυσος*, 416—418 Ko-

ryphaios, 419—421 Chor, 422—424 Koryphäos, 425—427 Chor, 428—430 Koryphäos, 431—433 Dionysos, 434—436 Koryphaios, 440—444 Koryphaios, 444—447 Dionysos (mit Dindorf vgl. dagegen meine Studien zu den Fröschen des Ar. S. 5), 448—493 H. α′ (νεώτεροι), 454—459 H. β′ (πρεσβύτεροι). In der Besprechung von Parachoregemen und Paraskenien wird die Bemerkung von Hermann, dass in dem Gesang der Frösche 209—269 die fortlaufende Rede dem Chorführer, der Refrain dem Gesammtchor gehöre, für die meisten Parachoregemen und Paraskenien bei Aristophanes zur Geltung gebracht, so dass zur Ausführung derselben in der Regel nur Ein Wortführer d. h. der Koryphäos nöthig ist. — Das vierte Capitel über den Chor behandelt die Chorika, welche im Verein mit der Parabase die Komödien in Epeisodien zerlegen und als Stasima bezeichnet werden. Aus den vier sich entsprechenden Systemen Frösche 814—817 = 818—821 = 822—825 = 826—829, worin das dritte System sich an den Schluss des ersten anreihe, wird der Schluss gezogen, dass in den Stasima immer die Strophe von dem einen, die Antistrophe von dem anderen Halbchor ausgeführt wurde, wie bereits G. Hermann das Stasimon in den Wolken 1303—1310 = 1311—1320 an Hemichorion α′ und β′ vertheilt hat. Den Strophen des Stasimon sind Ode und Antode der Parabase coordiniert; auch für sie ist mit Hermann der Vortrag von Halbchören zu statuieren. Von den Liedern, welche keine Antistrophen haben, Ach. 490—493, Fri. 582—600, Vögel 629—636, Frösche 875—883, Eccl. 571—580 wird das letzte dem ganzen Chor zugewiesen, in den andern Fällen der Ausfall der Antistrophe vermuthet. — Das fünfte Capitel sucht die Chorstellungen κατὰ στοίχους und κατὰ ζυγά in den verschiedenen Situationen (Parodos, Epeisodien, Stasima, auf welche das ἀντιπρόσωπον beschränkt wird, Parabase) zu bestimmen und durch eine Zeichnung anschaulich zu machen. In den Epeisodien stellt Arnoldt mit O. Müller den Koryphäos auf die den Zuschauern, nicht mit Hermann auf die der Bühne zugekehrte Seite. — Besprochen ist die Schrift noch im litt. Centralbl. 1874 No. 6 von —g und in der Jen. Literaturztg. 1874 No. 15 von W. Christ.

Einen interessanten Gegenstand, welcher noch mehr das sociale Leben als das Bühnenwesen der Griechen berührt, behandelt gründlich und interessant die Schrift von Foucart, welche besonders an der Hand alter und neuer Inschriften, deren erste Veröffent-

lichung man zum Theil dem Verfasser selbst verdankt, die Entwicklung, das Wesen und die Bedeutung der Schauspieler-Innungen verfolgt. Die Fragen welche besprochen werden, sind: I. Quae fuerit rei scenicae apud Graecos conditio, ex Atheniensium legibus (besonders nach der Rede gegen Midias). II. Quibus in locis coiverint et quibus ex hominibus constiterint scenicorum artificum collegia. III. De collegiorum legibus, concionibus, sacerdotiis, magistratibus, etc. IV. Quomodo scenica collegia ab oraculis deorum bene habita ipsis diis gratiam habuerint. V. Privilegia ab Amphictionibus et civitatibus collegiis decreta. VI. Qua ratione collegia scenica certaminibus sacris edendis operam dederint. VII. Quomodo artem ludicram musici, poetae, actores exercuerint. VIII. Quantum bonis moribus et Graecorum libertati artifices scenici nocuerint. IX. Quomodo Romani, liberae reipublicae temporibus, Graecorum scenica collegia habuerint. X. De collegiis scenicis imperatorum aetate. Wir erhalten durch die Zusammenstellung der verschiedenen Nachrichten und Notizen einen Einblick in die Verwaltung und das theilweise sehr merkwürdige Treiben dieser Gesellschaften, welche, wie es scheint, zur Zeit Philipp's und Alexander des Gr. entstanden — dem Namen *οἱ περὶ τὸν Διόνυσον τεχνῖται* begegnen wir zuerst bei Aristoteles — mit der Zeit als bei den Parthern wie in Mauretanien griechische Schauspiele aufgeführt wurden, immer mehr an Ansehen und Bedeutung gewannen, zu fremden Staaten ihre Gesandte schickten, um wegen der Uebernahme der scenischen Spiele zu unterhandeln, und denselben ihre Bedingungen vorschrieben, auch wie ganze Staaten in fremden Staaten durch *πρόξενοι* vertreten waren. Wir kennen aus Inschriften und anderen Notizen solche Innungen mit dem Sitze in Athen, in Theben, in Argos (*οἱ εἰς Ἰσθμὸν καὶ Νεμέαν συντελοῦντες*), in Teos, Cypern, Alexandria, Syrakus (?), Rhegion, Neapel. Die Mitglieder waren Dichter verschiedener Art, Epiker, lyrische Dichter von *προσόδια* und Dithyramben, besonders aber Dramatiker, dann Musiker, Citharöden, welche als die vornehmsten erscheinen, Aulöden, die verschiedenen Arten der Flötenbläser, Schauspieler[1]), Tänzer, Direk-

[1]) Der Umstand, dass in Inschriften *τραγῳδοί* oder *κωμῳδοί* neben »Schauspielern einer neuen Tragödie oder Komödie« vorkommen, klärt sich durch eine im Jahre 1868 gefundene Inschrift von Thespiä, in welcher ein anderswo als *κωμῳδός* bezeichneter Mann als »Schauspieler einer alten Komödie« erscheint, dahin auf, dass *τραγῳδός* im Gegensatz zu dem Schauspieler einer neuen Tragödie den Schauspieler einer alten Tragödie bezeichnet.

toren, die *διδάσκαλοι* gew. *ὑποδιδάσκαλοι* genannt werden (der Verfasser meint »memoria et reverentia tantorum poetarum qui eodem munere fungentes didascali dicti fuerant); endlich auch Kostümvermiether. Die Gesellschaft hatte bestimmte Satzungen, eine gemeinsame Kasse, verschiedene Beamte, die jährlich gewählt wurden, rechenschaftspflichtig waren und nicht in collegialer Verbindung standen. Der oberste Beamte war der Priester des Dionysos; Inschriften von Teos nennen einen *ἀγωνοθέτης*, attische einen *ἐπιμελητής*. Verdiente Beamte, welche sich in ihrer Amtsverwaltung durch bedeutenden Aufwand vom eigenen Vermögen besonders splendid gezeigt hatten, wurden durch Ehrendekrete und Bildsäulen, ja sogar durch göttliche Ehren wie Dreifuss und Weihrauchspende ausgezeichnet, damit sie Nachahmer fänden. Nicht ein Ausschuss, sondern nur General-Versammlungen scheinen über alle irgendwie wichtigen Angelegenheiten entschieden zu haben. Der Unterschied von den *θίασοι* (religiösen Bruderschaften), von welchen der Verfasser in einer Schrift des associations religieuses chez les Grecs, avec le texte des inscriptions. Paris, Klincksieck, 1873 besonders gehandelt hat, besteht vornehmlich darin, dass zu den *θίασοι* auch Frauen, Freigelassene und Sklaven Zutritt haben und dass die *Διονυσιασταὶ* u. a. einem fremden barbarischen Cultus anhangen, während die *Διονυσιακοὶ τεχνῖται* nur dem griechischen Cultus des griechischen Dionysos dienen. In zwei Dekreten der Amphiktyonen, welche im Dionysostheater ausgegraben worden sind (aus der Zeit 225—189 und 189—172), wird den Mitgliedern der scenischen Collegien Freiheit vom Kriegsdienst und *ἀσφάλεια* wie *ἀσυλία* in Krieg und Frieden zugesichert bez. bestätigt. Auch einzelne Mitglieder wurden oft von den Staaten, welche ihren Dienst in Anspruch genommen, ausgezeichnet; besonders wurden sie gern mit dem Bürgerrecht beschenkt. Der Verfasser stellt die Nachrichten über die gewöhnliche Leichtfertigkeit und das schwindelhafte Wesen der Schauspieler, ihre Geneigtheit zum Verrath des Vaterlandes und ihre Benutzung durch Philipp zusammen und sucht die Gründe solcher Corruption zu entwickeln. — Wie von Philipp, wurden sie auch von Alexander dem Gr. und vorzüglich nachher von den Diadochen hoch in Ehren gehalten. Die Römer, die für ihre Schauspieler geringe Achtung hatten, behandelten die griechischen ihrer Politik entsprechend mit besonderer Rücksicht. Als in der Kaiserzeit durch

Nero das griechische Schauspiel in Rom Aufnahme gefunden, erfreuten sich auch die Schauspieler-Innungen, die sich bald zu einer das ganze Römische Reich umfassenden Gesellschaft vereinigten und zu dem Priester des Dionysos einen Priester des Kaisers annahmen, damit aber auch ihre freiheitliche Organisation modificierten, der besonderen Gunst der Kaiser, erhielten bei der bedeutenden Vermehrung von Festen und Spielen immer grösseren Verdienst und wurden mit den grossartigsten Honoraren gewonnen, bis endlich dem Schauspielwesen ein ernstlicher Gegner in dem sich ausbreitenden Christenthum erstand.

Jahresbericht über die Litteratur zu Ovid im Jahre 1873.

Von

Professor Dr. A. Riese

in Frankfurt a. M.

Die rein wissenschaftliche Litteratur zu Ovid hat keine zusammenhängende Bearbeitung aus dem Jahre 1873 aufzuweisen; denn von der kritischen Ausgabe desselben durch den Referenten, welche den Text auf einer weit sichereren Grundlage construirt als bisher geschehen war, und worin er zugleich, während sie die Lesarten der besten Handschriften in nöthiger Vollständigkeit mittheilt, auch die Emendation des Textes nicht unwesentlich gefördert zu haben hofft, ist der zweite Band schon 1872, der dritte erst 1874 erschienen, die schöne erklärende Ausgabe der Fasti von H. Peter aber ist erst in letzterem Jahre herausgekommen, beide also fallen ausser den Rahmen unseres Jahresberichts. Unsere Besprechung beschränkt sich demnach auf eine Uebersetzung, einige Schulausgaben, und gelegentliche Beiträge zur Textkritik[1]).

1. Ovid's Metamorphosen in fünfzehn Büchern im Versmasse der Urschrift verdeutscht und mit einem erklärenden Namen- und Sachregister versehen von Wilhelm v. Tippelskirch. Berlin, Peters. XXXII u. 354 S. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

---

1) Noch erwähne ich die mir aus Müldener's Bibliotheca philologica bekannten Titel folgender Schriften, welche kaum in das Gebiet dieser Besprechung gehören dürften:

1. Les Métamorphoses, Traduction française de Gros, refondue avec le plus grand soin par M. Cabaret-Dupaty, et précédée d'une notice sur Ovide par M. Charpentier. 2. édition. Paris, Garnier. XVI, 619 p. 18. 4 fr. 50 c.

2. Metamorphoses, Extracts from. With copicus notes by M' Burney. New ed. Griffin. 12. 1 sh. 6 d.

3. Saggio di versione ... da G. C. B. (Pallade alla casa della invidia. Aglauri in pietra. Ovidio, Metam., libro II). Vittoris, tip. Longo. 16 p. 8.

Der Verfasser dieser Uebersetzung (er ist Obertribunalsrath, also kein zünftiger Philologe, wohl aber ist er ein Mann, der sich das Interesse am Alterthum von seiner Jugend her treu bewahrt hat) hat seine Aufgabe, der er sieben Jahre zuwendete, ernst genommen und einen dem entsprechenden Erfolg errungen. Wie sehr er bestrebt war, die Schwierigkeiten der Bildung deutscher Hexameter in jeder Beziehung zu erkennen um sie danach zu überwinden, zeigt die Vorrede, worin er über sein metrisches und sprachliches Verfahren Rechenschaft gibt. In ersterem schliesst er sich meist den Grundsätzen an, welche sein Lehrer, Direktor Gotthold in Königsberg, im Jahr 1820 in seinen »Anfangsgründen der deutschen Verskunst« aufstellte. Das wesentliche Erforderniss für einen guten deutschen Hexameter ist ja (ohne dass der Verfasser selbst dies deutlich ausspräche) ein leidliches Compromiss zwischen dem quantitirenden Princip des antiken Metrums und dem accentuirenden Princip der deutschen Verskunst; diesen Compromiss zu finden wird aber erleichtert einerseits durch die vier verschiedenartigen Accente deutscher Silben — Silben mit Ueberton, Hochton, Tiefton und tonlose Silben, wie v. Tippelskirch sie benennt —, anderseits durch die sog. mittleren Quantitäten, indem Silben, die den Tiefton haben, je nach Umständen als lang oder als kurz verwendet werden können, und indem auch der Positionslänge eine gewisse Geltung unter Umständen nicht abgesprochen wird. Die Ausführung dieser, von Tippelskirch übrigens nirgends übersichtlich vereinigten, leitenden Grundsätze ist in den meisten Fällen die richtige; auch über die Anwendung trochäischer Worte, deren zweite Silbe den Tiefton hat, anstatt eines Daktylus hält das von Tippelskirch Gesagte die richtige Mitte zwischen mechanischem Schematismus und allzu grosser Freiheit. Doch bezweifle ich, dass es richtig sei, in Worten, wie »allmächtig« die erste Silbe durch den starken Ton der zweiten so sehr in den Hintergrund drängen zu lassen, dass sie als Kürze zu gebrauchen sei; ich weiss zwar, dass sie in deutschen Gedichten nicht selten so gebraucht wird, aber wäre dies nicht gerade einer von den Fällen, in denen die Positionslänge zur Geltung kommen sollte? Jedenfalls stört diese, von Tippelskirch sehr consequent angewendete Regel — er misst stets z. B. durchwég, durchschwímmen, unentdéckt mit vor dem Accent kurzer Silbe — den Wohllaut des Ganzen einigermassen. Umgekehrt will Tippelskirch in griechischen

Namen, wo die von den Römern und von uns betonte Silbe als Länge gilt, die Endung eus z. B. in Týdeus als lang, in Mácareus als kurz gemessen wissen. (Letzteres Wort ist gewiss schwierig zu behandeln; aber eher noch scheint mir Macáreus dem Geiste unserer Sprache zu entsprechen als Mácareus). Kurz sei or (Nestŏr), doppelzeitig e (Phoebē̆). — Im fünften Fuss will Tippelskirch stets den Daktylus, im ersten bis vierten statt der Spondeen, die in der deutschen Sprache nicht so häufig sind, oft Trochäen setzen (s. o.). Die Anfangssilbe des Verses soll, im Gegensatz zu Voss, stets eine lange und wirklich betonte sein, d. h. sie müsste auch wenn der Vers als Prosa gelesen würde betont werden; eine richtige Regel, die der Verfasser aber selbst nicht immer beobachtet, vgl. z. B. IV 76 »únd doch danken wir dir« . . . ib. 21 »Wó in des Ganges Fluthen die bräunlichen Inder sich tauchen«, VI 621 »Eínen Entschluss« (wo doch »einen« nicht betont wird) u. a. Die Anwendung von trochäischen Füssen soll besonders auf den ersten und vierten Fuss beschränkt sein, insbesondere nirgends zwei Trochäen gleich auf einander folgen, und diese Trochäen sollen selbst solche sein, deren zweite Silbe tieftonig, nicht aber unbetont sei, z. B. »Jüngling«, nicht aber auch »Fische«, und deren erste Silbe überdies am besten nicht nur den Hochton, sondern den Ueberton habe, der dann von seiner Bedeutsamkeit gleichsam an die kurze Silbe noch etwas mit abgebe. Auch im Daktylus könne statt der zwei kurzen Silben eine mittelzeitige und eine ganz tonlose stehen, deren Summa dieselbe sei wie die von zwei Kürzen wäre. Amphibrachische Worte seien, da sie dem Verse etwas hüpfendes, allzuleichtes geben, mehr zu meiden, jedenfalls dürften nicht mehr als höchstens zwei derselben in einem Verse vorkommen: eine Regel, die »abgesehen vielleicht von Voss« in dem deutschen Hexameter sehr wenig beachtet zu werden pflege. Noch folgen dann einige, vielleicht zu strenge, Gesetze für die Cäsur des deutschen Hexameters, und endlich sehr empfehlenswerthe Worte über das sprachliche Ziel des Uebersetzers: es wird betont, dass er vor allem klar und verständlich sprechen und ausserdem möglichst schönen Ausdrucks sich befleissigen muss. Wie viele metrische Uebersetzungen gibt es doch, die ohne Kenntniss des Originals stellenweise kaum zu verstehen sind! Insbesondere tadelt der Verfasser den Missbrauch, der oft mit den apostrophirten Silben getrieben wird;

auch hier lautet seine Regel: die Apostrophirung darf nur angewendet werden, wo sie keine Undeutlichkeit hervorbringt, also z. B. kein: er sagt', wohl aber: ich sagt'. Die Tropen des rhetorischen Ausdrucks in der Poesie sollen nach Tippelskirch auf eine dem Deutschen verständliche Art geändert, die Hypallage in der Beziehung des Adjectivs möglichst vermieden werden.

Diesen Regeln gemäss verfährt nun der Verfasser in seiner Uebersetzung (welcher eine kurze Biographie des Dichters vorausgeschickt ist), und wir dürfen sagen, dass diese sorgsame Ausarbeitung der Verse, in Verbindung natürlich mit einer glücklichen Begabung des Verfassers für den deutschen poetischen Ausdruck, seine Arbeit zu einer angenehmen, leicht fliessenden, nirgends schwerfälligen und allenthalben wirklich deutschen leicht verständlichen Lektüre macht, mit Ausnahme der oben erwähnten Ausstellungen. Dass hier und da auch einmal ein mehr prosaischer Ausdruck unterläuft (wie I 84, »während dass«, VI 639 »in Voraussicht seines Geschickes«) gereicht der Arbeit, da es ja im Original selbst auch so vorkommt, ebensowenig zum Vorwurf als dass sich bisweilen, aber in der That sehr selten, ein geeigneterer Ausdruck hätte finden lassen, wie wenn er I 2 fert animus übersetzt: »strebt mein Busen«, während unser Sprachgebrauch im Busen den Sitz des Gefühls, der Empfindungen, nicht aber den des Willens oder der Entschlüsse sieht. Das Verständniss der Worte Ovids ist, obgleich dem Verfasser die Kenntniss der philologischen Litteratur ausser den Commentaren von Haupt und Gierig ziemlich mangelt (er citirt von den lateinischen Grammatiken den Begleiter seiner Jugendzeit, den alten Bröder!), doch ein durchgängig richtiges und auch die Feinheiten des ovidischen Geistes und Witzes werden darin passend gewürdigt. Weniger werden seine neuen Erklärungsversuche Beifall finden. Die ignotae hominum figurae I 88 sind weder sachlich noch sprachlich als »unerklärbare Menschengestalten« aufzufassen, sondern ignotus ist wie novus: früher unbekannt, weil noch nicht existirend. Doch dergleichen bringt der Verfasser nur selten vor. Ich will zum Schluss [1]) als Probe seiner Uebersetzungskunst (auch des von ihm angewendeten bisweilen reichlichen Masses von Freiheit) die Verse I 313 ff. wiedergeben:

---

[1]) Noch ist zu erwähnen, dass ein ziemlich umfangreiches mythologisches Register der Uebersetzung angehängt ist.

Zwischen des Oetas Flur und Aonien lagert sich Phocis,
Fruchtbares Land, so lang' es noch Land war, aber zu jener
Zeit nur ein wogendes Meer, von geschwollenen Fluthen[1]) gebildet.
Aus dem Gewässer allein, das hier die Gefilde bedeckte,
Ragte der Berg Parnassus hervor, der mit doppeltem Scheitel
Ueber die Wolken sich hebt. Hieher auf winzigem Schifflein[1])
War mit der Gattin gekommen Deukalion. Beide vereinigt
Sendeten frommes Gebet zu Corycias Nymphen, des Berges
Schutzgottheiten, empor und zur schicksalkündenden Themis[1]).
Nie gab's bessere Männer, die je mit grösserer Liebe
Pflegten das Recht[2]), noch Frauen so gottesfürchtig, wie diese.
Als vom Gewässer bedeckt nun Juppiter schaute den Erdkreis,
Drauf nur den einzigen Mann, der von Tausenden übrig geblieben,
Und nur das einzige Weib, wo Tausende waren versunken,
Beid' unsträflichen Sinnes, die Gottheit beide verehrend,
Brach er die Nebel. —

Von dieser erfreulichen Arbeit eines Nichtphilologen hinweg, deren Gleichen wir uns in unserer dem klassischen Alterthum so wenig zugethanen Zeit recht viele wünschen, versetzen wir uns nunmehr einen Augenblick auf die Schulbank des Tertianers.

2. Ovidii Metamorphoses. Auswahl für den Schulgebrauch mit sachlicher Einleitung, erläuternden Anmerkungen und einem Register der Eigennamen von J. Meuser. Paderborn, Schöningh. X und 215 S. 8. 16 Sgr.

Viele Schulausgaben laboriren an dem Fehler der Weitschweifigkeit und ziehen ungehörige Gelehrsamkeit herbei. Von diesem Fehler hält sich Meuser's Ausgabe frei; sie ist kurz, ja sehr kurz. Dies aber ist auch ihr einziger Vorzug. Denn um für »kurz und gut« erklärt werden zu können, müsste sie nicht nur das Unnöthige weglassen, sondern auch das Nöthige geben, und zwar richtig geben, und es auch so geben, dass es für den Tertianer von Vortheil wäre, dass er in sachlicher oder sprachlicher Beziehung eine klarere Einsicht in das Gelesene gewinnen könnte, als es ihm mit dem blossen Text und Wörterbuch möglich ist. Aber in allen diesen Punkten lässt Meuser's Ausgabe viel zu wünschen übrig. Betrachten wir die Verse I 151 ff. 151 »neve = ac ne«: ist das zu sagen nöthig? Oder etwa 152 »Gigantas, griechische

---

[1]) latus campus fehlt — nam cetera texerat aequor fehlt — quae tunc oracla tenebat fehlt.

[2]) Vielmehr: »das Rechte«.

Form«, wenn es so einfach elementar hingestellt wird? Was hingegen in diesen Versen, das wirkliche Verständniss fördernd, zu securior und zu aether zu sagen wäre, suchen wir vergebens. v. 156 obruta mole sua [die drei Berge sind gemeint] cum corpora dira iacerent; hier findet der Schüler »mole sua, von ihrer eigenen (der von ihnen aufgethürmten) Masse«, eine Anmerkung die ebensosehr zur Förderung der Unklarheit dient (moles ist hier das Werk, das wuchtige Werk), wie die gleich folgende »inmaduisse, davon durchdrungen sein« (deren Gleichen Schulausgaben leider sehr oft bieten) zur Förderung der Ungründlichkeit. Oder es wird geradezu Unrichtiges geboten: zu caelestum v. 150 werden wir auf moderantum v. 62 verwiesen und finden dann, nachdem wir bemerkt, dass es statt v. 62 heissen soll v. 83, die Bemerkung »moderantum, statt moderantium, weil letzteres in daktylisches Versmass nicht passt«. Dass dies so nicht richtig ist, erkennt selbst der Schüler, wenn er sich der Anwendung der Elision erinnert. Vielmehr vergl. z. B. Bücheler, lat. Deklin. p. 42. Und so geht es das ganze Buch durch. Unpädagogisch ist es auch, dass den einzelnen Erzählungen ihr Inhalt auf Deutsch vorangeschickt ist, denn es nimmt das dem Schüler die Spannung und verringert so sein Interesse; dagegen ist es zu loben, dass die weggelassenen Partieen ebenfalls kurz auf Deutsch erzählt sind, und wäre es wohl zu empfehlen, dass die Siebelis'sche Ausgabe in künftigen Auflagen dies nachahmte; da dieses Verfahren dem Schüler doch den Eindruck eines einheitlichen Ganzen giebt.

Neue Auflagen sind 1873 erschienen von:

3. P. Ovidii Nasonis Metamorphoses, Auswahl für Schulen ... von J. Siebelis. Erstes Heft, achte Auflage, besorgt von Dr. Fr. Polle. Leipzig, Teubner. XX und 186 S. 8. 15 Sgr.

4. Desselben Zweites Heft [Buch X bis XV], siebente Auflage, besorgt von demselben ibid. IV und 214 S. 8. 15 Sgr.

5. Chrestomathie aus lateinischen Dichtern, vorzüglich aus Ovidius, für Gymnasien und Realschulen herausgegeben und mit einem vollständigen Wortregister begleitet von Ferdinand Ranke. 5. Aufl. Berlin, W. Weber. VIII u. 240 S. 8. $22^1/_2$ Sgr.

Hiervon ist 3. ein unveränderter Abdruck der vorigen Auflage; von 5. sind dem Referenten die früheren Auflagen nicht bekannt, so dass er über etwaige Veränderungen nicht urtheilen

kann; übrigens enthält das Buch nur Texte (von Ovid besonders Partieen aus den Metamorphoses und Fasti) und ein elementares Wörterbuch, aber keine Anmerkungen. Dagegen ist 4. zu besprechen, in welcher neuen Auflage zwar in der Erklärung sich nur wenige zu erwähnende Neuerungen gegen die vorige Auflage finden, in der Textesconstituirung aber manches geändert worden ist. Polle ist z. B. den Lesarten meiner Ausgabe in nicht wenigen Fällen gefolgt, wo die bessere handschriftliche Tradition durch dieselbe an's Licht gezogen wurde, ebenso hat er manche Vermuthungen von mir in den Text gesetzt, wie X 191 horrentia statt haerentia, XI 293 iam tum statt tantum (so neuerdings auch Madvig, s. u.), XII 350 Lycetum statt Lycotan, XIII 406 oras für auras, XIV 185 fluctusve ictusve für das fluctus ventusve der besten Ueberlieferung (fluctusve lapisve war bisher Vulgata), XV 729 omnis populi . . turba statt omnes populi . . matrumque turba, XV 776 en acui statt in me acui, XV 804 et Aeneaden statt sed tandem der Handschriften. Unter den Stellen hingegen, welche Polle S. 150 als noch der Heilung bedürftig bezeichnet, sind manche, bei welchen in meiner Fassuug weder der Sinn noch die Buchstaben der Tradition mehr zu kurz kommen, wie z. B. I 15 (wo »ut« ja nach Porphyrios ausdrücklichem Zeugniss für »ubi« steht), ebenso VI 701 (wo faciendus ebenso prägnant gesetzt ist wie VII 37); selbst XV 364 glaube ich nicht, dass delectos mactatos obrue tauros zu ändern ist, da erstens, wenn ich es auch von zwei Participien nicht nachweisen kann, doch Ovid nicht selten mit einem Substantiv zwei Adjective oder ein Particip und ein Adjectiv verbindet (z. B. I 165 nondum vulgata foeda convivia, XIII 815 nata sub umbra mollia fraga, XV 574 e caespite factas herbosas aras), und da ausserdem die beiden Participia nicht coordinirt sind, sondern der Satz so zu verstehen ist: delectos (vorzügliche, und darum zum Opfer auserlesene) tauros macta et obrue. Zu XI 496 undarum incursu will ich nur auf die Vermuthung L. Polster's (Jahrbücher 1874, S. 184) ventorum incursu hinweisen. Auch curvataque glandibus ilex X 94 glaube ich, wenn auch der Ausdruck hyperbolisch ist, durchaus nicht verändern zu sollen. Noch an manchen anderen Stellen wäre wohl das in der kritischen Ausgabe Gegebene zu berücksichtigen gewesen, z. B. XIV 847, wo Hersiliae crinis in Hersilia e clivis zu verändern war. Denn warum muss eigentlich das Haar der Hersilia genannt

sein? Nirgends wird von ihrem Haare bei alten Autoren etwas erzählt, und wenn auch Polle's Conjektur ein recht schönes Bild gibt, so liegt sie von der Ueberlieferung (da bei Ovid nirgends Transposition in verschiedene Verse nachzuweisen ist) doch allzu entfernt. Nun genug der einzelnen Ausstellungen, wir sind gespannt auf die Textesveränderungen in der nächsten Auflage des ersten Bändchens, da diese Ausgabe, — wenn auch von ihrem Anfang an und auch jetzt noch weitläufiger angelegt als für eine Schulausgabe eigentlich recht ist, — doch im Ganzen sich so gut bewährt hat, dass sie gewiss noch auf längere Zeit hinaus sich im Gebrauche der Schulen erhalten wird.

Zur Besprechung der kritischen Behandlung einzelner Stellen des Ovid übergehend, habe ich zunächst über die einschlägigen Abschnitte von

6. J. N. Madvigii Adversaria critica, Vol. II: Emendationes Latinae. Hauniae, sumptibus librariae Gyldendalianae (Leipzig, Weigel) IV und 682 S. 8.

zu berichten. An dieses neue Werk des berühmten Gelehrten tritt der Freund der römischen Dichtkunst, der grossen Verdienste eingedenk, welche der Verfasser sich um die Kritik lateinischer Autoren erworben hat, gewiss mit Recht in grosser Erwartung heran; zumal der Freund des Ovid, wenn er auf 44 Seiten (p. 66—109) eine grosse Anzahl von Vermuthungen (etwa 40 zu den Metamorphosen, 25 zu den Heroiden, 52 zu den übrigen Gedichten, von welchen der Verfasser selbst zugesteht, sie weniger genau durchgenommen zu haben) theils mit, theils ohne Begründung vorfindet. Allerdings wird der Kenner bald gewahr, dass Madvig sich auf diesem Gebiete weder im Mittelpunkte seines Wissens noch auch seines Könnens befindet, und dass daher zwar einzelnes evident emendirt, vieles andere jedoch zur Verwerthung nicht geeignet ist, zumal da M. in der Metrik hie und da auffallende Schwächen zeigt. Doch ich verspare ein zusammenhängendes Urtheil auf später und werde zuerst Madvig's Conjecturen aufzählen, wo es nöthig ist, mit kurzen Bemerkungen begleitet. Einige davon sind übrigens nicht neu, sondern wurden schon von Bentley und Anderen vor Madvig aufgestellt, was er zwar wo es ihm zur Kenntniss kommt nachträglich anführt, um was er sich aber sorgsamer hätte bemühen sollen. Auch des Unterzeichneten Ausgabe blieb ihm unbekannt, mit welcher er Her. 3, 132. Am. I 6, 23.

13, 39. Art. III 476. Met. II 153. XI 293; 714. Fast. VI 434 zusammentrifft. — Madvig liest also Am. I 6, 23 esse, quod optas. Tempora (richtig interpungirt) | 6, 25 unquam] utinam (man erwartet einen Zeitbegriff — quondam liest Bentley — auch steht utinam nicht in mit sic beginnenden Wunschsätzen) | 7, 58 adfecta de nive | 8, 31 en aspice! dives amator te cupiit (richtige Interpunktion)[1]) | 13, 19 sponsum incautos (nicht elegant', weder dem Sinne noch dem Versbau nach) | 13, 39 quem mavis (so auch meine Ausgabe) | II 9, 1 pro re (so Burmann) satis indignande Cupido (falsch, wenigstens unnöthig; denn indignate heisst ja »du, über den mein Unwille rege geworden ist«, da speciell Deponentien dieser Bedeutung Participia wie exsecratus detestatus mit passiver Bedeutung zu haben pflegen) | II 15, 11 ego te cupiam, domina, et (falsch: denn der Ring ist in diesem Gedichte angeredet, nicht die Geliebte; auch ist nicht rathsam, Elisionen, da sich Ovid ihrer nur sparsam bedient, in seinen Text hineinzucorrigiren) | III 8, 28 si belles, possit (schwerlich richtig) | 11, 52 ut, quam, si (statt quamvis) nolim, cogar amare, velim. Diese Emendation gibt in evidentester Weise dem Verse sein ovidisches acumen zurück. | 13, 29 ora favent (nein; zu ore vgl. favete linguis) | 14, 42 et falli (gut; aber mein et fallas: kommt der besten Hds. noch näher) | — Heroid. 2, 105 atque tibi (wohl richtig) | 2, 109 f. vor 115 gestellt: ganz falsch | 3, 136 tuis] patris, nicht so nachdrucksvoll. | 4, 137 ab ipsa (sc. Venere) | 5, 3 Pedasis Oenone (richtig) | 6, 100 sese avet (besser ohne Elision Koch: se iubet) | 6, 140 quodlibet ad facinus iste dat arma dolor (ist jedenfalls zu erwägen) | 6, 156 aque] illa, vielleicht richtig; Madvig stellt hier einige Stellen zusammen, wo Ovid ab für post gebraucht | 7, 31 hat Madvig neque enim dedignor wie ich als parenthetischen Satz gefasst; sein quaeamorem ist wohl nicht so gut (da Amor vorhergeht, wird es etwas undeutlich) als mein qua (sc. cura) — amare | 7, 43 (quid nos metiris inique?) schwerlich passend | 7, 83 di me monuere | 7, 157 reportat Mars ferus, et — richtig | 7, 170 eiectam] evectam, plausibel | 9, 106 quum tu non esses, iure vir illa fuit: wohl richtig | 9, 141 letifero] lentifero, falsch, da der Euenus nicht sumpfig, sondern (cf. Met. IX 104) ein rascher Bergstrom ist, der gewiss

[1]) ib. 65 liest Madvig circa atria; circum atria, was ich nach N. Heinsius in den Text setzte, kommt der Ueberlieferung näher.

keine Sumpflinsen erzeugen konnte. | ib. 111 costis, mit späten Hdss. | 10, 31 tantum quia me . . putavi: zu prosaische Diktion | 12, 17 totidem, quot semina, et hostes (ich: totidemque et sem.; eins von beiden wird das Richtige sein) | 12, 85 vanescet | 13. 100 properas | ib. 72 cadet | 13, 108 a] ah, unrichtig | 13, 120 referre] refecta richtig; so aber auch Bentley | 14, 14 non est, quam piget esse, pia — ebenso richtig wie scharfsinnig, übrigens auch schon von Bentley vorweggenommen, und doch in einer Beziehung verdächtig, weil nämlich Ovid nur ausserordentlich selten den Pentameter mit einem kurzen Vocal endigen lässt | 14, 86 quo] quom | — Art. am. I 114 signa petita (so Bentley) | 133 sollemni (falsch) | II 217 fatigata praebendo m. noverca | 556 ficto fassus (passt nicht in den Zusammenhang) | 611 attamen] haut tamen: dadurch wird die Stelle allerdings viel klarer | III 232 quam tenuis] contemnes (was doch zu sehr eine moralische Verachtung gegen das Flittergold des Theaters ausdrücken würde) und tegat] beat (falsch) | 476 eduro] e duro (so auch meine Ausgabe) | 591: Aenderung der Interpunktion (l., c. q. n., a. s.) | 759 et] es | — Remed. 521 ubi si patientia desit (schwerlich richtig) | ib. 566 facto] facito (»tu, poeta, praecipiendo«: aber der Dichter ist hier nirgends angeredet) und suo] suam. Dem Sinne würde — wenn fato suo »zu seinem Verderben« zu stark sein sollte — am besten durch furto suo gedient sein. | 719 pone fero (pones invitus) in igne; aber kann die Dichtersprache etwa nicht sagen in ignes ponere? und der Plural ist doch jedenfalls poetischer. |— Wir kommen zu Madvigs Conjecturen zu den Metamorphosen. II 153 liest er wie meine Ausgabe nun bietet; 474 vultuque minans suspiria duxit (kann man denn zugleich drohen und seufzen? vergl. meine Ausgabe) | IV 46 nātasse, ohne über die prosodische Unmöglichkeit nur ein Wort zuzufügen! | 259 nympha operum impatiens: recht elegant | 505 versata] mersata, kann richtig sein | V 2 fremida] trepida | VI 203 ite (sat est) propere a sacris, schwerlich richtig, da man ire hier absolut stehend erwartend | 233 deducit] diducit; wäre richtig, wenn nicht etwa deducere denselben Sinn haben sollte, nämlich »die an den Raaen aufgebundenen Segel herabziehen und sie dadurch entfalten« —489 dant turgida corpora, falsch | VII 186 führt Madvig überzeugend die Lesart von Hdss. (auch L) durch: quies nullo cum murmure serpens, von welcher ich bedauere, sie in meiner Ausgabe nicht aufgenommen zu haben |

195 cantusque artisque (dann wäre wohl auch 194 coepti-nostri zu empfehlen?) | 223 et certis (ich hätte atque Oetes regionibus in den Text aufnehmen sollen) | 510 hostes.] hoc est, | 558 durā sed terra ponunt praecordia (richtig?) | 612 natorumque patrumque, wie Heinsius | 687 ceterum] cedrum, auf 672 bezüglich, sehr künstlich | 741: Exclamo male victor: ah, en ego fictus adulter (sic!!) | VIII 117 expendimus orbem | IX 74 redussi, ein neues Verbum, doch nur zweifelnd von Madvig gesetzt | IX 179 vel si miserandus et hosti, hoc est, si tibi sum: eine geistreiche und dem Sinne entsprechende Vermuthung | 413 neve necem sinat esse diu ultoris inultam (sic! »hiatus tolerabilis in arsi«!) | 728 parcere nollent — parcere debuerant, — si non, et perdere vellent: wieder eine geistreiche und vielleicht richtige Conjectur | X 225 ignarus sceleris quam: richtig | 467 dixit] dicat (unnöthig) | XI 135 pactique fide | 293 tantum] iam tum: so auch meine Ausgabe | 328 patruique | 394 arce focus summa, fessis nota grata carinis (das Ueberlieferte zu ändern ist nicht nöthig)[1]) | 714 wie meine Ausgabe | XII 24 servat] signat | XIII 332 sei unvollständig, dann folge parenthetisch eingeschaltet (utque tui mihi sit, fiat tibi copia nostri), während die Lesart in meiner Ausgabe dem Sinn sowohl als der Ueberlieferung besser entspricht | XIII 692 hanc non] agmen | 693 illas — per fortia] per inerti — nicht gut, da pectora folgt, nicht vulnera, was hier nur aus vulnus im vorigen Verse entstanden ist | 794 mobilior dama | XIV 56 inquinat effusis; | 739 et multa] muta (zu ianua gehörig; dieses acumen erscheint mir nicht ovidisch) | XV 155 falsi terricula mundi | 271 clausit, et antiqui iam multa tremoribus orbis (hierfür vermuthet L. Polster Jahrbb. 1874, 184: antiqui tumulata tr., was recht ansprechend ist) | 364 I, scrobe deiecto mactatos obrue tauros | 839 cum imperio similes aequaverit annos (Madvig selbst fühlt das Ungehörige der Zusammenstellung similes aequare; dazu ist anni imperio similes sehr künstlich und kaum verständlich). — Tristium I 1, 112 Sic quoque (falsch, vgl. meine Ausgabe; hervorzuheben dass die Ars am. das Lieben lehrt, trotzdem sie ungelesen im Schranke

[1]) Zu der schnellen Wiederholung des Wortes locus vgl. z. B. die Wiederholung von pectus X 443 f., von vulnus V 94 f., von tego X 449 f., von palus XI 363 f., von pateo XIII 311 f., carmen XI 153 f., corpus XV 456 ff. dreimal, und so unzählige Beispiele.

stehen muss, wäre zu gesucht; der natürliche Gegensatz ist vielmehr: sie lehrt es, obgleich Niemand das Lieben erst zu lernen braucht) | 3, 99 mori] mali, richtig? | 5, 1 post nullos umquam, falsch | 5, 23 Rutulo . . in hoste | 10, 1 interpungirt etwa wie in meiner Ausgabe | II 79 f. wie in meiner Ausgabe | 277 atque ortum vitium — arrogat, wie ich nach cod. L setzte | 285 in hoc (»eo consilio«), für die Dichtersprache zu bezweifeln | 543 irrevocatus (so Bentley) | III 3, 21 suppressaque vena paletur | 5, 3 nec me (so schon schon Bentley; ich nahm es in den Text) | 10, 11 dum volat et boreas et nix, habitare sub arcto tum liquet has gentes, axe tremente premi (wäre ungeschickt gefasst) | V 8, 30 cum poenae veniae iura rogata putat, eine recht schöne Vermuthung | 10, 11 Nam 12 suntque malis | 10, 41 inridere, aliquid d. i., abn. g. a., putant; dass die Barbaren glauben sollen, Ovid wolle sie verspotten, widerspricht allen sonstigen Schilderungen seines gedrückten Zustandes; er ist froh, wenn sie ihm nichts zu Leide thun. — Ex Ponto I 1, 41 Dianae] dearum | 7, 66 causam ipse dare | 9, 46 quod] quoi (archaistische Form!) II 3, 16 verendus erit | 5, 67 thyrsus pulsat me, gustata est laurea vobis (diese Vermuthung wäre besser unterdrückt worden) | II 6, 23 cedere) addicere | III 1, 152 sed si turbata, als Vordersatz, recht gut | 9, 25 cura acrem fr. | IV 2, 17 inundans | 10, 76 vir tantus | 16, 33 (nach praef. p. II): Tityron antiquas [rursus revocaret] ad herbas aptaque venanti Gratius arma daret, als ob Gratius hier als kynegetischer und zugleich als bukolischer Dichter gefeiert würde; vgl. meine Ausgabe. — Fast. I 231 posses sub imagine | 542 mentibus (unpassend) | II 282 adhuc . . obit (letzteres auch Bentley) | III 124 bis quinto (mit Verkennung eines nicht seltenen poetischen Sprachgebrauchs) für bis quino | 208 lentae . . pie | 451 caesa gravidae | 500 me tua. te laedis; ille pudendus amor (nicht gut, und leider ohne Rücksicht auf die Prosodie!) | IV 236 palam trinas | V 230 neue, gute Interpunktion: Juppiter hoc, ut adhuc, nesciat usque, precor; welche ich in meine Ausgabe einzutragen bitte | VI 317 observat | 313 sola] tota oder solda | 346 Priapo, fata: asini (allzu künstlich) | 341 ut institerat | 396 qua] quae | 434 eripuisse ferunt, so dass zu seu-seu zu ergänzen ist eripuit; so auch ich in meiner Ausgabe, für welche mir dieser Band der Adversaria leider nicht mehr rechtzeitig bekannt wurde | 557 negat] negas. —

Unter diesen zahlreichen Conjecturen sind nun manche, die

als evidente Verbesserungen wohl von jedem Beurtheiler erkannt werden dürften (wie z. B. Her. 5, 3. 14, 14. Am. III 11, 52. Art. I 611. Met. X 225. Pont. III 1, 152. Fast. V 230; vgl. auch Met. IV 259. IX 179; 728. Trist. V 8, 30), während bei andern zwar eine scharfsinnige Veränderung des Gedankens bewirkt wird, die jedoch entweder dem Ueberlieferten gegenüber nicht nöthig ist oder aber nicht recht dem ovidischen Stil entspricht; ich erwähne z. B. Am. I 13, 19. Met. VI 203. VII 687. XIII 332. Tr. V 10, 41. ex P. IV 16, 33. Andre Stellen wiederum sind nach Madvig's Aenderung nicht recht klar (z. B. Her. 7, 43. Rem. 566. Met. II 774. XV 839. Fast. III 500. Trist. III 10, 11), wohl auch zugleich nicht geschmackvoll geändert, wie Her. 9, 141. Am. II 15, 11. Met. IX 74. Tr. I 1, 112; und insbesondere ex Ponto II 5, 67. Fast. VI 346. Auch kommt es wohl vor, wenn auch seltener als bei manchem kleineren Kritiker, dass Madvig die freiere Sprache Ovid's in allzu enge grammatische oder logische Regeln einschnüren will (Her. 10, 31. Rem. 719. Met. X 467. Fast. III 124. VI 396). Eine wirklich schwache Seite von Madvig's Leistungen aber ist die metrisch-prosodische, indem er dem Dichter Verse und Messungen zutraut, und dieselben durch ganz ungeeignete Analogien belegt, die weder Ovid noch ein anderer Dichter der Zeit der ausgebildeten Kunst je angewandt hätte (vgl. Met. VII 741. IX 413. Fast. III 500 laedis; ebenso zu Catull. 64, 45 p. 28 splendēt), oder die wenigstens als seltene Ausnahmen nicht durch willkürliche Conjectur in den Text eingeführt werden sollten, wie die Elision eines Monosyllabon (cum Met. XV 839), derengleichen sich Ovid in allen seinen Gedichten überhaupt nur 45mal, in den Metam. nur 12mal gestattet. Hierhin gehört auch die Vernachlässigung der Quantität (Met. IV 46) in natasse, und endlich, um auch das grammatische Gebiet zu berühren, die Anwendung des archaistischen quoi (Pont. I 9, 46). —

Diese Ausstellungen — auch die sehr starken zuletzt aufgeführten — an den Leistungen Madvig's spreche ich um so mehr ungescheut aus, als dieselben ein dem Mittelpunkt seiner hochbedeutsamen Leistungen ferne liegendes Aussenwerk betreffen, aus welchem er in seinem höheren Alter noch alles je von ihm Ausgedachte sammeln und veröffentlichen zu sollen fälschlich meinte, vielleicht uneingedenk der Wahrheit, dass *πλέον ἥμισυ παντός*, vielleicht aber, oder doch hoffentlich, auch mit dem Wunsche,

dass Andere, die noch mehr Zeit vor sich haben, das Misslungene daraus bei Seite zu legen, das Gute aber zur wahren Förderung der Wissenschaft zu verwenden wissen werden; was ich hiermit für Ovid versucht habe.

7. Die Besprechung kleinerer wissenschaftlicher Beiträge folgt hier, nach der Reihenfolge der Gedichte geordnet.

Zu Metam. VII 159 gibt Mor. Haupt (Hermes VII p. 189 bis 191) aus dem codex Monacensis 4610 saec. XI oder XII Beispiele mittelalterlicher Erklärungen des Dichters, welche sich bereits an die falsche Lesart Naiades (anstatt Laiadēs) und an den interpolirten Vers »scilicet alma Themis non talia linquit inulta« anschliessen. Der in diesen Scholien genannte Manogaldus, welcher sich in grammatischen und besonders in üppigen mythologischen Phantasieen ergeht, lebte nach Haupt entweder um 1150 in Paderborn oder kurz vor 1100 im Elsass als gelehrter Geistlicher.

Zu Met. lib. XII mit dem Mythus von den Centauren ist hier nur zu erwähnen, dass E. Plew (Jahrbb. f. Philol. 1873 S. 201) die Namen von Centauren Crenaeus und Clanis, welche zuerst bei Ovid vorkommen, für »sicherlich keine alten Namen« hält[1]), W. H. Roscher dagegen (ib. p. 705 und 1872 p. 421) es für durchaus unerwiesen erklärt, dass Ovid selbst Centaurennamen erfunden habe. Wie dem auch sei, auf die daraus zu ziehenden Folgerungen ist jedenfalls an dieser Stelle nicht einzugehen.

Trist. I 2, 74 liest E. Bährens (Jahrbb. für Philol. 1873 p. 59) et mihi parcat hiems für ut mihi parcatis; doch ist letzteres, obwohl von Mehreren beanstandet, gar nicht zu verwerfen; es ist Anrede an die im ganzen Gedichte und noch zuletzt v. 71

---

[1]) Mit Recht weist Plew auf die doppelt, ja dreifach, vorkommenden Namen hin, mit welchen Ovid Centauren, Kämpfer in der Perseusschlacht, Tyrrhenische Schiffer, Hunde des Aktäon, Genossen des Diomedes benannte. Geht aber die Erfindung dieser Doppelnamen von Ovid oder schon von seinen Quellen aus? Vollständig ist Plew's Verzeichniss übrigens bei Weitem noch nicht; man vgl. z. B. den Index meiner Ausgabe noch s. v. Ampyx, Aphareus, Broteas, Celadon, Corythus, Dryas, Idas, Pelates, Phorbas, wodurch auch die Lapithen und die kalydonischen Jäger in den Bereich dieser Homonymie gezogen worden; auch den zweimaligen Hundenamen Laelaps. Einigen Aufschluss über diese Fragen ergibt die Vergleichung mit Hygini fabulae.

angerufenen Götter des Meeres, ist gleichbedeutend mit 71 »ut cuncti miserum servare velitis« und Verstärkung zu v. 73; überhaupt ist das Distichon 73f. dem vorigen fast gleichbedeutend, was uns aber in den Tristien noch nicht zur Annahme von Interpolation veranlassen darf. — II, 561 liest derselbe (ib. p. 60) accipies für aspicies; letzteres aber bedeutet hier das Schauen mit geistigem Auge, das Bemerken, wie bei Horaz epp. I 17, 4 und öfter und nicht selten auch bei Ovid; accipies wäre zu matt.

Trist. I 6, 33f.: Mähly in der Oesterreichischen Gymnasial-Zeitschr. 1873 p. 99f. stellt dieses Distichon nach v. 22 um. Da ich in meiner 1874 erschienenen Ausgabe des dritten Bandes der ovidischen Gedichte genau dieselbe, wie ich denke ganz evidente, Umstellung vorgenommen habe, ohne damals Mähly's Vorgang zu kennen, so will ich zu Mähly's Ausführungen nur hinzufügen, dass die Aehnlichkeit von tuae v. 22 und tui v. 34 die Entstehung des Fehlers verschuldete; sowie dass nun v. 19—36 in drei klar gegliederte sechszeilige Strophen zerfallen (welches System vielleicht mancher durch weitere Umstellung von v. 7—8 etwa nach v. 16 auf das ganze Gedicht ausdehnen möchte!), und dass diese Responsion, freilich nur da sie so ungesucht sich darbietet, immerhin zu beachten ist.

Zu Trist. II 485 erinnert M. Haupt (Hermes VII 11f.) an die bei Isidor Orig. XVIII 69 erhaltenen Verse eines Dichters Dorcatius »neu tu parce pilos vivacis condere cervi, uncia donec erit geminam super addita libram«, die an sich wohl der ovidischen Zeit angehören könnten.

Ibis 570: hier vermuthet H. Blümner (Jahrbb. für Philol. 1873 p. 124) fracta für das unpassende iacta; aber das in meiner Ausgabe aus den Handschriften hergestellte icta wird wohl noch besser sein.

Ex Pont. IV 1, 31: im Hermes VII 186 verbessert Haupt das hier bisher stets dreisylbig gelesene aenea in das nothwendige Wort aerea.

Fragmentum XVI wird von Haupt ib. p. 376 besprochen, das Versmass der Hendecasyllabi neu bestätigt und die Interpunktion berichtigt.

Noch kann zum Schluss mit einigen Worten auf die metrischen Untersuchungen von

8. F. C. Hultgren, die Technik der römischen Dichter im epischen und elegischen Versmaass (Jahrb. f. Philol. 1873 p. 745—772)

hingewiesen werden. Dieselben bauen weiter auf den Untersuchungen von M. W. Drobisch (Berichte der sächs. Gesellsch. der Wiss. 1866, 75 ff. 1868, 16 ff. 138 ff. 1871, 1 ff. 1872, 1 ff.) und den Programmen Hultgren's (Leipzig, Nikolaigymnasium, 1871 und 1872) und weisen zunächst die verschiedene Häufigkeit in der Anwendung der daktylischen und spondeischen Füsse bei verschiedenen römischen Dichtern nach, unter denen Ovid sowohl durch die grösste Häufigkeit der Daktylen als durch ihre richtige und geschmackvolle Anwendung die höchste Vollendung zeigt. Dies ist in einer Anzahl von Tabellen statistisch, procentweise, nachgewiesen. Danach hat z. B. Ovid unter je 100 Versfüssen durchschnittlich 56,4 Daktylen und 43,6 Spondeen, während bei allen andern Dichtern ausser Valerius Flaccus die Spondeen mehr als die Hälfte aller Versfüsse bilden; im 1. Fuss sind bei Ovid 89,1, im zweiten 43,9, im dritten 36,8, im vierten 46,3 Procent aller Verse daktylisch. Auch in der Technik der Gruppierung dieser Versfüsse sei Ovid der grösste Meister. Von S. 753 an wird untersucht, wie der Dichter es erreichte, diesen höchsten Wohlklang und raschesten Fluss des Hexameters sich anzueignen. Dies war ja noch dadurch erschwert, dass lange Reihen lateinischer Worte — sie werden von Hultgren theilweise aufgezählt — schlechterdings nicht in den Hexameter eingefügt werden können. Er erreichte es durch verständige und zugleich kühne Anwendung mancher Freiheiten (wobei Hultgren auf die Frage hinweist, ob dieselben durch die Umgangssprache gefördert worden seien), besonders Freiheit der Wortstellung — Anastrophe, Tmesis — und der Wortbildung (alituum hat in ähnlichem Sinne schon Lucrez, milituum nach Fleckeisen's Anmerkung schon Ennius), u. a. insbesondere auch durch die Construction des Hyperbaton, dessen Entstehung Hultgren vielleicht richtig auf diesen metrischen Grund zurückführt, das übrigens bei Ovid wohl etwas seltener vorkommt als z. B. bei Horaz, während alle anderen nur denkbaren Freiheiten der Wortstellung innerhalb eines Satzes von ihm nach Herzenslust ausgebeutet wurden. Wichtig ist sodann die freie Anwendung des Pluralis, der oft viel daktylischer lautet als der Singular — z. B. péctora péctoribús —, »dem Inhalt nicht schadete, den Wohlklang

des Rhythmus aber unendlich förderte«, und deshalb oft nicht logisch oder grammatisch, sondern lediglich durch die Rücksicht auf den Vers zu erklären sei, wie in unsern grossen Dichtern manches durch die Rücksicht auf den Reim. Ferner die Neubildung von Adjectiven wie vulnificus (in grosser Menge S. 764 aufgezählt), die beliebte und doch stets massvoll angewandte Anaphora der rhythmischen Gruppen, die sorgfältige Behandlung der Eigennamen (cf. ex Pont. IV 12) in Verbindung mit der kühnen hellenisirenden Neubildung derselben (Oedipodionides, Lemniasin), endlich im Verbum die bevorzugte Anwendung des Präsens (etwa 57 Procent aller Verbalformen sind Präsentia) und der Intensiva. So haben es die Römer und besonders Ovid durch Ausdauer und Anwendung aller Mittel dahin gebracht, dass die Technik ihrer daktylischen Verse die der Griechen übertreffe, und weit entfernt, wie Köne meint, nur durch unnatürliche Behandlung ihrer Sprache für die römische Poesie möglich geworden zu sein, habe der daktylische Vers vielmehr ein solches Gepräge der Würde bei Vergil, der Anmuth bei Ovid erhalten, dass man wohl sagen dürfe, zur Monotonie neige eher noch der griechische Hexameter hin als der römische. Dabei ist indessen zu beachten was A. Zingerle in einem sich an dieses Thema anschliessenden, jedoch nicht den Ovid zum Mittelpunkt nehmenden Aufsatz »Wiederholungen im lateinischen Hexameterschlusse und deren Entstehung« (in der Schrift »Zu späteren lateinischen Dichtern«, Innsbruck 1873, p. 44—103) ausführt, dass nämlich gewisse Wendungen sich im 5. und 6. Fusse des Hexameters besonders häufig wiederholen (z. B. sidera palmas, sanguine poenam), sowohl bei Späteren als auch — wie derselbe Gelehrte früher nachgewiesen hatte — bei Ovid und den anderen Dichtern der klassischen Zeit. Was also dem Rhythmus an Mannigfaltigkeit zu Gute kommt, wird in einem gewissen, aber geringen Grade durch die Monotonie der Worte wieder eingebüsst. Die Ursache solcher, oft beabsichtigten, Wiederholungen bespricht Zingerle am Schlusse seiner Schrift: es wirkte dafür mancherlei zusammen, theils die von dem Referenten früher betonte[1]) Nachahmung der in den homerischen Gedichten zahl-

---

[1]) Philol. Anzeiger 1872, S. 200; wieder abgedruckt bei Zingerle S. 97.

reichen Selbstwiederholungen, theils die von Zingerle früher ausschliesslich betonten aus der Behandlung des Daktylus bei den Römern sich ergebenden Folgen. Da Zingerle jetzt beide Ursachen neben einander anerkennt, freue ich mich hier aussprechen zu können, dass ich nun vollständig mit ihm einverstanden bin; denn auch die römischen Dichter wurden mit oder ohne ihren Willen, mit mehr oder weniger klarem Bewusstsein von der zwingenden alten Wahrheit geleitet: practica est multiplex. —

Bericht über die Litteratur der Anthologia Latina im Jahre 1873.

Von

Professor Dr. A. **Riese**

in Frankfurt a. M.

Nachdem durch des Referenten kritische Ausgabe der Anthologia Latina (Lipsiae, Teubn. 1869. 1870) für weitere Forschungen zuerst ein fester Grund gelegt war, zeigten die folgenden Jahre manche Versuche den Bau zu fördern; insbesondere wurden die bucolischen Gedichte 725 f. vielseitig und erfolgreich behandelt. Auch das Jahr 1873 brachte einige Arbeiten, welche alle textkritischer Art sind. Weder litterarische oder exegetische Fragen wurden bearbeitet noch wurden inedita an's Licht gezogen; auch die Anthologia der inschriftlichen Gedichte von F. Bücheler wurde noch vergeblich erwartet. Jedenfalls quantitativ der umfangreichste Versuch ist der von E. Bährens in seiner »Kritischen Satura« XXVI f. (Jahrb. für Philol. 1873 p. 60—67), welcher schon in seinen Lectiones latinae (Bonn 1870) und in den Jahrbüchern für Philologie 1872 p. 45 ff. 353 ff. mannigfache Proben eines fruchtbaren Talentes zu leichtem Conjiciren in der lat. Anthologie gegeben hatte, welches aber mit dem Gegenstande oft mehr tändelt, als dass es ihn wirklich beherrschte. Gerade an der Anthologia latina findet ein solches Talent einen dankbaren Gegenstand, um die spröde, ja oft ungefüge Rede unbedeutender später Dichter mittelst klassischer Reminiscenzen in eine elegantere Form zu bringen. Damit mag der Schönheit gedient sein, aber oft keineswegs auch der Wahrheit; ja hie und da irrt Bährens von der letzteren soweit ab, dass seine Emendation zwar schön klingt, aber durchaus keinen

erträglichen Sinn gibt. Ich zähle im Folgenden Bährens' Conjecturen auf, indem ich denen, welche mir als richtig oder doch möglicherweise plausibel erscheinen, da eine längere Besprechung hier meist nicht am Orte wäre, in der Regel einfach einen Asteriscus beifüge. Er vermuthet A. L. 64, 1. 2 Stamine und 2 vim querulae linguae | 83, 12 sensus pangentis (sc. carmen) | ib. 53 pinnis ad germina tendens (unnatürlich) | ib. 64 * et alumni temporis | ib. 100 sub labe latet (der Satz ist wohl als Frage zu fassen, in sublaude steckt ein Vokativ) | 99, 6 auctor statt audet (mit recht flüchtiger Begründung) | 111, 8 * inlustrat versum (also versus für carmen, wofür auf meine praef. p. XXIII verwiesen sein sollte) | 173, 4 surgit ab arte decus; aber »fulget ab arte fides« ist vollkommen richtig und heisst »die treue Wiedergabe [des Gegenstandes] ist durch die Kunst [des Bildhauers] auch zu einer glänzenden geworden« | 183, 4 * terreret vivos horrida larva viros | 198, 1 velut captae (unklar; cautae ist ganz richtig) | ib. 41 cumque novus versos bellator fudero Teucros (aber visos ist »gerade erst gesehen«; stände versos fudero im Text, so hätte Bährens gewiss nicht gezögert, diesen »unerträglichen Pleonasmus« in visos fudero zu verändern) | 205, 11 * turpe os | ib. 12 bifidis-natibus[1]) | ib. 13 l. e., plenus fusorius est tibi guttur. | 206, 1 * cui cenula | 220, 5 habebat, quidquid avet iuvenis | 223, 4 pro als Interjection statt post | 240, 3 fato] partu | ib. 15 stupeat mox! (soll dies etwa eine lateinische Wendung sein? Es ist zu lesen stupeat, vincatur, anhelet!) | ib. 16 in vulnera quaerit. | 253, 103 * fulcri | ib. 104 motoque (wo doch totusque sehr lebendig ist) | 288 (nicht 258), 10 pervoles | 290, 7 * nec mea continuo sic p... 8 carmine c. silet (recht schön, nur sic ist schwerlich richtig) | 406 im Titel evocaturis | 412, 8 nocuum (richtig?) | 413, 3 ob finem maior Cato (vielleicht richtig) | 416, 7 haec peream nisi sunt animi in te, Maxime, causae: ein schlechter Hexameter | 665, 1 sacratur in omnia (?) | ib. 6 est| at | ib. 24 quem quavis annum claudere par sit ⏑– — (unnatürlich und zum Theil unverständlich[2]), was soll z. B. der

---

[1]) Ich vermuthe jetzt hirci secessum naribus efflas.

[2]) Der Dichter weiss vom December nichts Rühmliches zu sagen und überlässt ihm daher selbst die Wahl eines Arguments, meint Bährens recht künstlich. Dachte er denn nicht an die Saturnalien? Statt concedo ist

Conjunktiv?) | 672, 4 d.| licitum | 30 lectus[1]) | 687, 29 navigat| mitigat (ganz unnöthig) | 731, 52 orbem| | (aurum totum protulit Sol ist unschön und die Aenderung zwecklos; orbis ist die Sonnenscheibe; der Wechsel des Bildes findet statt, wie v. 43 f.) | ib. 67 securosque, nicht nöthig | ib. 79 hic| huic (aber vgl. v. 83!) | ib. v. 123—150 sei gleich nach 58 zu setzen, was einerseits ansprechend erscheint und die Disposition des Gedichtes klarer hinstellt, während es anderseits künstlerisch durchaus berechtigt ist, gerade nach der Wiedergeburt des Phönix die neue Pracht seiner Erscheinung zu schildern; und so wird die Sache auch von Ritschl (s. u.) aufgefasst. | ib. 163 femina seu mas est seu neutrum: belua felix, felix . . coit (belua passt schlecht zum Phönix) | 742, 13 * plenaque tegens nach Ovid. Met. IX 398 | ib. 31 puro . . 32 ceu lucent | 795, 7 Iliacum] ilico eum (auf Schnelligkeit kommt's da gar nicht an!) — Sodann geht Bährens über zu den Laudes Herculis (A. L. 881), welches Gedicht seit dem Erscheinen meiner Ausgabe ebenso wie der Phoenix durch die Wiederauffindung des Codex Veronensis 163 saec. IX. durch Ludwig Jeep[2]) bedeutend gewonnen hat, und dessen Claudianischer Ursprung dadurch unzweifelhaft festgestellt ist, so dass es zukünftig aus der Anthologie auszuscheiden sein wird. Bährens vermuthet v. 1 Phoebe, o, precor . . laeto (schlecht), 5 visere 6 me sine; namque 13 primitiis 21 ferrent statt vellent 59 comprimis, hinc pressos lidens (!) 64 hic] is 89 in inm. scrutatum (diese Form des Supinums ist nicht wahrscheinlich und macht das Satzgefüge schwer zu verstehen. Den Ausfall eines Verses habe ich — nicht »die Herausgeber« — wohl mit Recht angenommen) 125 vincto 127 at-tremescet. | Ferner 84, 5 perfecerat (sinnwidrig) | 200, 15 patentes| feraces | ib. 24 flammis] flabris | ib. 25 f. pudorem . . non rubebit solvere | 26 unico-voto (= nuptiae, ob richtig?) | 30 * sagittas exuit. Also eine reiche Anzahl von Conjecturen, darunter manche interessant aber nicht überzeugend, viele völlig verfehlt, einzelne evident; die Gesammtheit lässt

---

natürlich concludo zu lesen, dann ist der December eben als der Jahresschluss gefeiert.

[1]) vielleicht cultus?

[2]) Die Abhandlung dieses Gelehrten »l'autore del poema Laudes Herculis« ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

wünschen, dass in Zukunft das der Oeffentlichkeit zu Bietende mit mehr Umsicht ausgewählt und sorgfältiger begründet werden möge.

Ich will nun der Reihe der Gedichte folgend die übrigen Versuche aufzählen. R. Peiper (Jahrbücher für Philol. 1873 p. 340) weist nach, dass debriatus, eine im Mittelalter vorkommende und an sich durchaus gerechtfertigte Nebenform zu ebriatus, c. 297 im Titel und v. 2 nach der Hds. in den Text zu setzen und 285, 4 debria zu lesen sei. — 407, 7 liest M. Haupt (Hermes VII p. 13) sanus cole (vivus cole cod. tutus cave Bährens; wahrscheinlich tutus cole; vgl. noch Ovid ex P. IV 2, 49). — Zu 485 (carmen de figuris) hat Haupt früher im Hermes v. 18, 29, 62, im Jahre 1873 (Bd. VII 187) v. 59 behandelt, wo er liest Est drilus, verpus, timet illum quaelibet una (nach der Glosse des sog. Cyrillus »δρῖλος verpus«), ferner (VIII 181) v. 69: Tu vero sapiens, sapiens immo ipsa Minerva (nicht wahrscheinlich). — In c. 661, 5 hat Haupt (Herm. VII 188) den deutschen Namen Sagila evident hergestellt. — Die Gedichte des Germanicus 708 und 709 wurden im vorigen Jahre von Alfred Breysig in dem Erfurter Gymn.-Programm »Miscellanea critica quae ad Germanicum spectant« p. 5 ff. eingehend behandelt. Breysig stimmt in Bezug auf die Glaubwürdigkeit der Tradition, speciell des Binetus und seiner Handschrift, sowie in der Textesconstitution (ausser 709, 5 dum] cum) ganz mit mir überein, fügt die griechischen Gedichte des Germanicus bei, und weist den Grund nach, aus welchem c. 233 (Alcimi) fälschlich als Caesaris bezeichnet wurde: es steht nämlich im cod. Bineti zwischen den 2 Gedichten des Caesar Germanicus.

Das Gedicht des Lactantius de ave phoenice (c. 731) ist auch von Ritschl (Rhein. Mus. XXVIII 189 ff.) behandelt, im Anschluss an L. Jeep's Collation des neu entdeckten Veronensis. Ritschl liest zunächst v. 98 in cineres, 99 in massam natura umore (für in more) coactos und 100 habent, wodurch diese Stelle wirklich geheilt erscheint. Völlig evident ist nicht nur die Aenderung v. 133 von clarum (harum) in alarum, sondern auch der Nachweis, dass diese Lesart in den Corruptelen des Veronensis »iris alis«, wenn sie richtig betrachtet werden, noch vorhanden ist. V. 141 wird

»fulvo distincta metallo« mit Hinblick auf v. 131 getilgt; der Vers ist lückenhaft. — Dann folge c. 774, wo Haupt (Herm. VII 184) v. 14 »tenerque-buculus« liest, wieder unter Herbeiziehung einer Glosse des sog. Cyrillus: »βοΐδιον buculus« cl. Columella VIII 2, 4. Derselbe conjicirt ebenda zu Priapeum 42, 2 factas dat tibi dona, deus. — Zu c. 859 führe ich an, dass R. Peiper (Jahrbücher für Philol. 1873 p. 397) meine Schreibung Tamyris aus Handschriften rechtfertigt, und nochmals zu c. 881, dass Haupt Herm. VIII 881 zu v. 80 conjicirt: »funera constrarunt candentibus ossibus agros«. — Auch J. Mähly hat die lateinische Anthologie in einer Gratulationsschrift der Universität Basel an die Theologen Hagenbach und Stähelin mit dem Titel »Observationes de Drusi atque Maecenatis epicediis deque Taciteo dialogo criticae« Basel 1873 (26 S. 4) berührt. In Bezug auf das Epicedium Drusi schliesst er sich mit Recht der Ansicht M. Haupt's an, wonach es ein modernes Werk mit mühsamer und als solche, weil ohne das nöthige Ingenium unternommen, deutlich erkennbarer Nachahmung Ovid's ist; Mähly sucht nun einige Stellen durch Abänderungsvorschläge geniessbarer zu machen. In unser Besprechungsgebiet schlägt eigentlich nur p. 13—18 über Anth. lat. 779—780 ein. Die neueste Ausgabe dieser Mäcenasgedichte in meiner Anthol. lat. ist Mähly noch unbekannt, er erklärt p. 14 die Ribbeck'sche für die jüngste. Er vermuthet nach v. 4 den Ausfall eines Distichons mit dem Inhalt »sic senex quoque . . cantu est dignus«. Aber v. 3 ist einfach so zu erklären: deflendus enim (est Maecenas), ut iuvenis ille tam candidus quem modo deflevi. Dieser Jüngling »longius annoso vivere dignus avo« mag z. B. einer der beiden Enkel des Augustus, auf welche Rom seine Hoffnung setzte, gewesen sein, Caius oder Lucius Cäsar; sie starben 4 und 2 nach Chr. Weiter vermuthet Mähly v. 10 mollius hoc Mavors (statt Lollius hoc ergo!), 40 fortis et (wohl richtig, mit den älteren edd.), 31 maius erat patuisse tamen, nec velle, triumphos, maius et a magnis abstinuisse fuit (befriedigt auch nicht; potuisse ist zwar ungeschickt aber richtig; man ergänze triumphare), 55 hic tela (in profugos t. c. a.) richtig, 81 cum iam angeret (cum rumperet ist vorzuziehen), 83 torreret letifer hydram (sic), 86 adversas | conversas (wohl richtig), 106 Cyaneosque fretūs (was soll diese den augusteischen Dichtern nicht mehr bekannte Nebenform? an metus ist ja gar nichts auszusetzen!)

iam religata ratis, 114 ergo| robur (sic!); 780, 23 unus] unctus: diese Emendation ist evident richtig, 26 pectus| sensus. So ist also einiges Gute, aber mehr leichte Waare in diesem Schriftchen zu finden, welches übrigens, wie es Gelegenheitsschriften öfter widerfährt, sehr eilig geschrieben zu sein scheint; denn sonst würden wir doch auf p. 16 nicht lesen »servanda est verborum ordo«, noch auch Juvenals berühmten Ausruf »Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?« p. 4 als »Horatianum illud« angeführt finden.

Jahresbericht zu Xenophon.

Von

Prof. Dr. **B. Büchsenschütz**
in Berlin.

Wie wohl gar manche die Schriften Xenophon's betreffende Frage kaum mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg in Untersuchung genommen werden kann, ehe die allgemeinen Fragen über Xenophon's Lebenslauf und seine schriftstellerische Thätigkeit einigermassen befriedigend beantwortet worden sind, hat es auch seit unserem letzten Berichte (Philologus XVIII—XXIII) niemand unternehmen mögen, eine solche allgemeine Untersuchung kritisch zu führen. Den Ansprüchen, welche wir an eine solche stellen würden, genügt nur in höchst bescheidenem Masse:

1. Alfred Croiset, Xénophon son caractère et son talent. Étude morale et litéraire. Paris 1873. 278 S.

Im wesentlichen darauf angelegt, eine Charakteristik Xenophon's in seinem allgemein menschlichen Verhalten und in seinen litterarischen Produktionen zu geben, hat sich die Schrift mit seinen äusseren Lebensverhältnissen nur im Vorbeigehen beschäftigt. Das Geburtsjahr Xenophon's setzt der Verfasser 435 v. Chr. ohne diese Ansicht anders als durch die Wahrnehmung zu begründen, dass Xenophon in der Anabasis durchgehends als ein junger, im kräftigen Lebensalter stehender Mann erscheint. Dass nach der glücklichen Zurückführung der Zehntausend Xenophon nach Athen heimgekehrt sei, nimmt er als feststehende Thatsache an, ohne für diese mehr als zweifelhafte Ansicht etwas anderes geltend machend zu können, als die Berufung auf Letronne und Grote. Die Verbannung Xenophon's lässt er mit 394 v. Chr. be-

ginnen und mit 367 enden (S. 239, während er S. 185 das Jahr 368 setzt), als Todesjahr nimmt er 350 an. Genauere Untersuchungen zur Feststellung dieser chronologischen Verhältnisse mögen für den Zweck, welchen das Buch verfolgt, von keiner besonderen Bedeutung sein, dagegen sollte für eine Charakteristik, die lediglich aus den Schriften Xenophon's geschöpft werden konnte, nicht unbeachtet bleiben dürfen, dass bei einigen dieser Schriften wohl begründete Zweifel erhoben worden sind, ob Xenophon wirklich der Verfasser derselben ist; für den Verfasser unseres Buches giebt es solche Zweifel nicht, ihm ist alles, was unter Xenophon's Namen überliefert ist, durchaus ächt und alles wird von ihm gleichmässig verwerthet, um zu seiner Charakteristik bedeutsame Züge zu gewinnen. Diese Charakteristik nun schliesst der Verfasser, nachdem er in der Kürze auseinander gesetzt, wie er sich Xenophon in seinen jüngeren Jahren nach seinen äusseren Verhältnissen und seinen Eigenschaften vorstellt, an die hervorragendsten Schriften der Art an, dass die Anabasis zur Besprechung seiner militärischen Eigenschaften und seiner Redefähigkeit Veranlassung giebt, die Memorabilien Gelegenheit bieten, sich über seine Stellung zur Philosophie zu verbreiten, während an der Hand der Kyropädie und des Hieron seine politischen Ansichten entwickelt werden, aus dem Oekonomikos ein Bild seiner häuslichen Thätigkeit entworfen und unter Berücksichtigung der Hellenika seine Stellung zu Athen und Sparta dargethan wird. Ein besonderes, seiner litterarischen Thätigkeit gewidmetes Capitel sucht seinen Werth als Schriftsteller und seine stilistischen Eigenthümlichkeiten darzulegen.

Höchst anerkennenswerth ist es, dass der Verfasser sich bemüht hat, dem Xenophon volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und weder als ein blinder Bewunderer noch als ein blinder Tadler zu erscheinen; die kurz zusammenfassende Beurtheilung desselben, welche er S. 244 giebt, wird als das Ergebniss einer unbefangenen Prüfung gelten können und im Ganzen zutreffend sein, aber man wird nicht eben finden, dass der Leser des Buches aus demselben ein schärfer gezeichnetes Bild Xenophon's erhielte als dasjenige ist, welches G. Sauppe in der Einleitung zu seiner Ausgabe (I S. XIII) mit wenigen Strichen entworfen hat. Im Einzelnen wird die Auffassung des Verfassers nicht selten Widerspruch finden und dies um so mehr, als sein Verfahren keineswegs

gründlich genug ist, um entgegengesetzte Ansichten zu entkräften und die Richtigkeit der eignen Ansichten überzeugend zu beweisen. Wir weisen z. B. auf die Urtheile hin, welche der Verfasser über Xenophon's Auffassung der Geschichte nach den Hellenicis fällt, Urtheile die sich durchweg auf die Annahme gründen, dass die Hellenica eine griechische Geschichte im Sinne einer Fortsetzung des Thukydides seien, während doch diese Annahme noch zu sehr jedes Beweises ihrer Richtigkeit entbehrt, um auf Grund derselben Xenophon's Werk mit dem des Thukydides in Vergleich stellen oder gar behaupten zu dürfen, dass eine solche Vergleichung nicht zu vermeiden sei. Die Fragen, welche die Eigenthümlichkeit der Hellenica hervorgerufen hat, sind noch zu weit von einer endgiltigen Lösung entfernt, als dass man aus dieser Schrift ein Urtheil über Xenophon als Geschichtsschreiber ableiten könnte. Die Fehler, welche der Verfasser rügt, Mangel an Einsicht in den allgemeinen Charakter der Zeitläufte und in den inneren Zusammenhang der Begebenheiten so wie in die verhältnissmässige Wichtigkeit der einzelnen Ereignisse, erscheinen als wirkliche Fehler nur unter der Voraussetzung, dass Xenophon in den Hellenicis wirklich eine Geschichte seiner Zeit habe geben wollen.

Die Stellung, welche Xenophon in politischer Hinsicht seinem Vaterlande und Sparta gegenüber einnahm, erklärt der Verfasser theils aus seiner aristokratischen Gesinnung, die durch seine Herkunft und seine Erziehung begründet war, theils aus einer Richtung, die er S. 123 als sentiment de la fraternité humaine en général et de la fraternité grecque en particulier bezeichnet. Gesetzt auch, Xenophon habe diese zuletzt angezeigte Gesinnung wirklich gehabt, was in dem angegebenen Umfange schwerlich einzuräumen ist, so bleibt doch unbegreiflich, wie diese Gesinnung ihn zu einem treuen Anhänger der Spartaner machen konnte, falls er nicht gegen die Thatsachen, die sich vor seinen Augen zutrugen, völlig blind war. Um nachzuweisen, was Xenophon an Sparta bewunderte und an Athen verabscheute, stellt der Verfasser die beiden Schriften über den Staat der Lakedämonier und den der Athener gegenüber. Gesetzt auch, man dürfte keinen Zweifel darüber hegen, dass Xenophon beide verfasst habe, so würde sich allenfalls daraus ergeben, dass er die lakedämonische Verfassung für die beste hielt, und mit dieser Ansicht stand er ja in seiner Zeit nicht allein, aber wie diese Ansicht mit seinem angeblichen

Panhellenismus vereinbar ist, das bedürfte doch des Nachweises. Nimmt man ferner hinzu, dass der Verfasser im Hieron und in der Kyropädie eine Empfehlung der monarchischen Staatsverfassung findet, wie dies allerdings auch schon andre geglaubt haben, so lässt sich wohl begreifen, wie Xenophon's aristokratische Gesinnung selbst in der Vorliebe für die den Griechen wenig zusagende Monarchie gipfeln, aber nicht wie sie mit panhellenistischen Ansichten zusammentreffen konnte.

Im Allgemeinen wird das Buch dem, was wir von einem wissenschaftlichen, namentlich von einem philologischen Standpunkte aus beanspruchen, nicht durchaus genügen.

Eine lebhaftere Thätigkeit hat sich solchen Untersuchungen zugewendet, welche dahin gehen, den Ursprung der Schriften festzustellen, welche der Ueberlieferung nach als Werke Xenophon's gelten. Hier sind es zunächst einige von den kleineren Schriften die schon früher durch ihre besonderen Eigenthümlichkeiten den Verdacht erweckt haben, nicht von Xenophon verfasst zu sein. Die Frage, ob die sogenannte Apologie des Sokrates und das letzte Capitel der Commentarien von Xenophon geschrieben sind und in welchem Verhältnisse beide Stücke zu einander stehen, die von verschiedenen Kritikern verschieden beantwortet worden ist, wird durch

2. Rudolph Lange, De Xenophontis quae dicitur apologia et extremo commentariorum capite. Diss. inaug. Halis Sax. 1873. 53 S.

von neuem einer genaueren Erörterung unterzogen. Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass eine Anzahl von Sätzen der Apologie aus Stellen der Commentarien entlehnt, andere auf Platon's Apologie zurückzuführen sind; dann unterwirft er eine Reihe von Stellen der Betrachtung, um zu zeigen, dass deren Inhalt mit dem, was wir von Sokrates wissen, nicht wohl zu vereinigen ist und einen Verfasser verräth, der von dem Zeitalter des Sokrates weit entfernt gewesen ist, und endlich weist er von einzelnen Ausdrücken nach, dass dieselben einer späteren Zeit angehören. Er kommt dadurch zu dem Schlusse, dass die Apologie in der Zeit vom dritten bis zum ersten Jahrhundert vor Chr. verfasst worden ist und zwar in der Absicht, den fehlenden Schluss der Commentarien zu liefern.

Auch das letzte Capitel der Commentarien spricht der Verfasser dem Xenophon ab, weil sein Inhalt mit dem Plane der Commentarien nicht übereinstimme; denn in diesen werde zuerst Sokrates gegen die Anschuldigung en der Ankläger gerechtfertigt, dann gezeigt wie er durch Wort und That seinen Zuhörern genützt habe und endlich die Unterredungen angeführt, aus denen sich ergiebt, dass er fähig war andre besser zu machen; in dem letzten Capitel dagegen sei nichts derartiges enthalten, sondern nur gezeigt, dass die Zeit seines Todes für ihn gerade die rechte gewesen. Einen zweiten Beweis für die Unächtheit sucht der Verfasser darin, dass der Oekonomikos, der einen Theil der Commentarien bilde, sich an den jetzigen Schluss nicht anfügen lässt.

Dass hierdurch zu dem, was bereits andere gegen die Aechtheit des Capitels geltend gemacht haben, etwas von besonderem Gewichte hinzugefügt werde, lässt sich nicht gerade sagen, ebenso wenig, dass der Beweis, welchen der Verfasser für seine Behauptung, dass dieses Capitel sein Material aus der Apologie entnommen habe, zu führen sucht, uns besonders überzeugend erschienen sei. Im Allgemeinen mag manches, was in der Abhandlung beigebracht ist, für die Entscheidung der behandelten Frage brauchbar sein, aber das meiste hängt doch zu sehr von persönlicher Auffassung ab und liefert zu wenig wirklich thatsächliches, um jene Entscheidung mit Sicherheit geben zu können.

Eine zweite Schrift, welche die Kritik wiederholt beschäftigt hat, ist der Agesilaos mit seinem eigenthümlichen Verhältniss zu den Hellenicis. Die Hypothese, welche H. Beckhaus in seiner 1863 erschienenen Dissertation (vgl. Philol. XXIII S. 652 ff.) aufstellte, dass ein gleichnamiger Enkel Xenophon's der Verfasser dieser Lobschrift sei, hat derselbe Gelehrte neuerdings in der Programmenabhandlung

3. Xenophon der Jüngere und Isokrates. Rogasen 1872.

noch weiter zu stützen versucht. Seine mit grosser Sorgfalt geführten Untersuchungen gehen im wesentlichen darauf aus zu zeigen, dass der Agesilaos in Betreff des Inhaltes und der Form sich theils an Xenophon theils an Isokrates anlehne und dass diese Eigenthümlichkeit eben auf jenen Enkel Xenophon's hinführe, der ein Schüler des Isokrates gewesen sei; namentlich sucht er zu erweisen, dass in der Periodenbildung sich gerade das besonders geltend

macht, was nach dem Urtheile von Dionysios und von Longinos für die Schule des Isokrates charakteristisch ist. Interessant ist diese Vergleichung immerhin, nur möchten wir bezweifeln, dass das, was der Verfasser besonders hervorhebt, die Lust an volltönenden Wendungen und an Antithesen, so specifisch isokrateisch und nicht viel mehr der gesammten Schönrednerei eigenthümlich ist, dass man durch derartige Erscheinungen nothwendig auf die Schule des Isokrates hingeführt werden müsste. Der Verfasser hat auch hier, wie bereits in seiner Dissertation auf die auffallende Vorliebe für Betheuerungen und insbesondere für die Partikel γε μήν ein grosses Gewicht gelegt, um so mehr als Longinos gerade solche Partikelverbindungen anwendet um den Stil der Isokrateer zu charakterisieren. Wenn man nun in der That ein gewisses Recht hat, in diesem auffälligen Gebrauche jener Partikeln Einflüsse der isokratischen Schule in einer Anzahl der kleineren Schriften, die unter Xenophon's Namen gehen, anzunehmen, so bleibt doch noch ein weiter Sprung bis zu der Behauptung, dass der Verfasser oder Herausgeber jener Schriften ein Enkel Xenophon's sei, aus dem nur durch Combination auf Grund einer sehr bedenklichen Notiz in Photios Bibl. ein Schüler des Isokrates gemacht worden ist. Gleich unsicher bleibt wie für den Agesilaos, so auch für den Epilog der Kyropädie, das Buch von den Einkünften, die Schrift vom Staate der Lakedämonier und die Apologie, die Annahme, dass jener Enkel der Verfasser sei, wie Beckhaus in der Fortsetzung der oben genannten Abhandlung in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1872 S. 225—267 zu erweisen sucht. Auf die Meinung, dass dieser Enkel die Hellenica nach dem Tode seines Grossvaters herausgegeben habe, kommen wir weiter unten noch zurück.

Nach den Untersuchungen von Beckhaus ist von sehr geringem Werthe:

4. Gerardus Terwelp, De Agesilai, qui Xenophontis nomine fertur, auctore. Dissert. Monasterii 1873. 63 S.

Der Verfasser zeigt zunächst, dass die Zeugnisse der alten Schriftsteller, welche den Agesilaos als eine Schrift Xenophon's anführen, für die Entscheidung der Frage, ob derselbe wirklich der Verfasser ist oder nicht, von keinem Belang sind. Dann geht er die Schrift vollständig durch, um nachzuweisen, dass die ein-

zelnen Partien derselben theils aus anderen Schriften Xenophon's herübergenommen, theils ihrem Inhalte nach in Uebereinstimmung mit anderen Stellen xenophontischer Schriften sind. Diese Vergleichung kann für den beabsichtigten Nachweis, dass Xenophon nicht der Verfasser ist, kaum etwas nützen, denn man könnte diese Uebereinstimmung ebenso gut benutzen, um damit das Gegentheil zu beweisen; ausserdem wird das eigenthümliche Verhältniss, in welchem die Hellenica und der Agesilaos zu einander stehen, damit durchaus nicht klar gelegt. Wenn ferner der Verfasser eine Anzahl Stellen behandelt, in denen er Abweichungen und Widersprüche gegen das findet, was Xenophon in den Hellenicis vom Agesilaos erzählt, so finden wir auch darin nichts wesentlich neues oder für die Frage bedeutendes; was er über die Composition und die sprachliche Darstellung beibringt, um zu zeigen, dass dies nicht die Weise Xenophon's sei, geht auch kaum über das hinaus, was bereits andere angeführt haben und liefert keinen neuen Beweis für die Unächtheit der Schrift. Ueber den muthmasslichen Autor erklärt sich der Verfasser mit wenigen Worten dahin, dass er ihn für einen Sophisten halte, welcher Xenophon eifrig nachgeahmt habe.

Ueber die Abfassung des Buches von den Einkünften liegen uns zwei Untersuchungen vor:

5. Joannes Kanitz, De tempore et auctore libelli qui inscribitur *πόροι*. Dramburg 1873. Dissert. inaug. 21 S.

6. Theodor Gleiniger, De Xenophontis libello qui *πόροι* inscribitur. Dissert. inaug. Halis 1874. 67 S.

In erster Linie handelt es sich bei dieser Schrift darum, die Zeit der Abfassung zu bestimmen, und mit diesem Gegenstande beschäftigen sich auch vorwiegend beide Dissertationen, die sich beide in gleicher Weise gegen die von Hagen (Eos II S. 147 ff.) gemachte Annahme, dass die Abfassung in das Jahr 346 v. Chr. zu setzen sei, wenden und beide zu dem Resultate gelangen, dass das Buch unmittelbar nach dem Ende des Bundesgenossenkrieges geschrieben sei. Da Hagen seine Beweismittel vornehmlich aus den 4, 40 und 5, 12 erwähnten Friedensschlüssen hernahm, so richten sich die Angriffe beider Dissertationen hauptsächlich gegen die Art, wie Hagen diese Stellen aufgefasst und interpretiert hat;

beide vertreten gegen ihn die Ansicht, dass an jenen Stellen nicht zwei verschiedene Friedensschlüsse gemeint seien, sondern ein und derselbe, nämlich der, durch welchen der Bundesgenossenkrieg beendet wurde. Beide Schriften ergänzen sich dabei gewissermassen, insofern Kanitz mehr aus den Worten, Gleiniger mehr aus den Thatsachen die Unhaltbarkeit jener Ansicht zu erweisen sucht. Mit Recht hebt der erstere hervor, dass die Behauptung Hagen's, aus 4, 40 ergebe sich, dass aus der Zeit vor dem Friedensschluss Geld übrig sei, welches für den Staat verwendet werden könnte, in den Worten keinesweges begründet ist, ebensowenig die Erklärung, es sei in derselben Stelle die Hoffnung ausgesprochen, dass die Einkünfte sich erhöhen würden. Wir werden mit dem Verfasser nicht zugeben können, dass hieraus geschlossen werde, der Friede in 4, 40 müsse ein andrer sein als der in 5, 12 erwähnte, nach dessen Abschluss sich die Einkünfte bereits erhöht haben. Weniger überzeugend ist für uns der von Gleiniger versuchte Nachweis, dass die in der Schrift gemachten Andeutungen von der Erschöpfung Athen's wohl auf das Jahr 355, nicht aber auf 346 passen, und es liegt auch in der Natur der Sache, dass ein solcher Beweis mit den uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln nicht völlig überzeugend geführt werden kann. So wird hier zum Beweise, dass bis zum Jahre 346 der Wohlstand erheblich gestiegen sei, angeführt, dass der Handel sich in dieser Zeit gehoben habe; aber der thatsächliche Nachweis, dass dies in besonders fühlbarer Weise stattgefunden, fehlt, und wird sich auch schwer führen lassen. Ferner, dass die *ἔμμηνοι δίκαι*, die in der Zeit unserer Schrift noch nicht bestanden, schon vor 346 eingerichtet worden sind, ist aus den flüchtigen Erwähnungen in den demosthenischen Reden mit Sicherheit nicht zu schliessen. Endlich lässt sich aus den Worten 6, 1 *μεγαλοπρεπέστερον μὲν ἔτι ἢ νῦν ἑορτὰς ἄξομεν*, die, wie der Verfasser meint, niemand nach dem philokrateischen Frieden schreiben konnte, weil aus anderen Zeugnissen bekannt ist, dass man in dieser Zeit viel Geld für die Feste ausgegeben, gar nichts entnehmen, da schon das Wörtchen *ἔτι* zeigt, dass man zu der Zeit, wo jene Worte geschrieben wurden, in der That die Feste bereits glänzend feierte. So viel man auch an solchen allgemeinen Wendungen interpretiert, so wird es doch niemals gelingen, dadurch eine so genaue Zeitbestimmung, wie sie hier gesucht wird, zu gewinnen. Eben deshalb halten wir es auch

für ein unfruchtbares Bemühen zu untersuchen, ob der ganz allgemein gehaltene Satz von der ungerechten Behandlung der Bundesgenossen (1, 1) mit grösserem Rechte im Jahre 355 oder 346 gesagt werden konnte (Gleiniger S. 18—23). Die viel besprochene Stelle 5, 9 von der Besetzung des delphischen Tempels hat in keiner von beiden Dissertationen eine neue Erklärung gefunden.

Die Aehnlichkeit der Schrift von den Einkünften mit Isokrates' Rede vom Frieden und dem Areopagitikos, welche auch von früheren Kritikern nicht unbemerkt geblieben ist, weist Kanitz in einer umfänglichen Gegenüberstellung von Stellen nach, nicht allein um zu zeigen, wie gleichmässig in unserer Schrift und in jenen Reden die Zeitverhältnisse geschildert sind, sondern auch um zu dem Schlusse zu gelangen, dass der Verfasser der *Πόροι* nicht Xenophon ist, sondern in der Schule des Isokrates gesucht werden muss. Zu diesem letzteren Resultate ist auch Beckhaus (Zeitschr. für Gymnas. 1872 S. 230 ff.) gelangt, nur dass er bestimmt den jüngeren Xenophon als den Verfasser bezeichnet und an der von Hagen gefundenen Zeitbestimmung festhält. Im Gegensatz hierzu behauptet Gleiniger die Aechtheit der Schrift, indem er ausführlich zu zeigen versucht, dass dieselbe in den dargelegten Ansichten nichts enthalte, was nicht mit den sonst von Xenophon gethanen Aeusserungen sehr wohl übereinstimmte. Wenn Beckhaus in der Schrift die Hand eines Bewunderers von Sparta zu finden glaubt und selbst in den praktischen Vorschlägen einen solchen erkennen will, so hebt im Gegensatze dazu Kanitz S. 20 hervor, dass die finanziellen Rathschläge, die hier gegeben werden, unmöglich von einem aristokratischen Bewunderer der spartanischen Verfassung herrühren können.

In Betreff der sprachlichen Darstellung glaubt Kanitz, dass eine genauere Untersuchung nicht im Stande sein werde, eine Entscheidung über den Verfasser der Schrift zu liefern; Gleiniger hat umfängliche Zusammenstellungen gemacht, um die Uebereinstimmung mit den übrigen Schriften Xenophon's zu zeigen, Beckhaus endlich weist die Uebereinstimmung der sprachlichen Form mit der der übrigen von ihm verdächtigten Schriften nach, um sür alle denselben Verfasser zu gewinnen.

So bleiben auch nach diesen Untersuchungen die entgegenfeagtzten Ansichten unvermittelt neben einander besteben.

Wir wenden uns weiter zu derjenigen kritischen Thätigkeit, welche in Schriften, deren xenophonteischer Ursprung nicht in Zweifel gezogen wird, die umgestaltende Arbeit fremder Hände nachzuweisen sucht. Es sind hier bekanntlich vornehmlich die Hellenica gewesen, an welchen derartige Versuche auf Grund der Ansicht gemacht worden sind, dass diese Schrift uns nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten ist, sondern nur als ein Auszug von Xenophon's Werke vorliegt.

Wir haben zwei Schriften zu verzeichnen, von denen die eine für, die andere gegen diese Annahme eintritt:

7. Richard Grosser, Zur Charakteristik der Epitome von Xenophon's Hellenica. Programm. Barmen 1873. 23 S.

8. Wilhelm Vollbrecht, De Xenophontis Hellenicis in epitomen non coactis. Programm. Hannover 1874. 47 S.,

denen wir noch eine dritte etwas früher erschienene hinzufügen:

9. J. Hänel, Besitzen wir Xenophon's Hellenische Geschichten nur im Auszuge? Programm des Elisabeth-Gymnasiums. Breslau 1872. 37 S.

Da der Verfasser der an erster Stelle genannten Abhandlung der hauptsächlichste und, wie es scheint, augenblicklich einzige Vertheidiger jener Annahme ist und in der Abhandlung gewissermassen einen Gesammtüberblick über den Stand der Frage gegeben hat, so wollen wir den Gang derselben unserm Berichte zu Grunde legen.

Die Einleitung giebt einen vollständigen litterarischen Bericht über das Auftreten und die bisherige Entwickelung der Theorie, welche unsere Hellenica für einen Auszug des ursprünglichen Werkes erklärt, sowie eine Kritik der bisherigen Versuche, die auffällige Gestalt des jetzt vorliegenden Werkes zu erklären. Wir erhalten ferner den Nachweis, dass im Alterthum häufig Auszüge aus Schriftwerken gemacht worden sind, ein Nachweis, der kaum nothwendig war und aus dem sich, wie Vollbrecht richtig bemerkt, wohl die Möglichkeit, aber noch nicht einmal die Wahrscheinlichkeit ergiebt, dass jemand aus den Hellenicis einen Auszug gemacht habe. Was Grosser über die Zeit, in welcher der Auszug angefertigt sein soll, und über den Anschluss an Thukydides sagt, ist für die Sache unerheblich, aber interessant ist die Art, wie der

eigenthümliche Anfang der Hellenica erklärt wird. Es soll nämlich derselbe Epitomator den Thukydides und die Hellenica bearbeitet und beide Auszüge mit einander verbunden haben, der Auszug aus Thukydides und das Original der Hellenica aber verloren gegangen sein. Einen verzweifelteren Ausweg hat bisher noch niemand gefunden. Den Auszug selbst stellt sich Grosser nun so vor, dass der Epitomator dasjenige, was ihm wichtig erschien, dem Originale wörtlich bis auf kleine Aenderungen entnommen, was ihm unwichtig erschien, ausgeschieden habe; als Beispiel eines solchen Auszuges führt er die 11. Rede des Lysias verglichen mit der 10. an. Die Kriterien, welche Grosser für eine solche Epitome S. 12f. aufstellt, sind ohne Bedeutung für die Frage, da sie nach den Eigenthümlichkeiten einer solchen Epitome, wie sie Grosser in den Hellenicis zu finden meint, entworfen, dann natürlich auf die Hellenica anwendbar sein müssen.

Die zweite wichtigere Hälfte der Abhandlung beschäftigt sich im Einzelnen mit denjenigen Erscheinungen, die als Anzeichen dafür gelten sollen, dass die jetzigen Hellenica ein Auszug sind. »Der Gegensatz zwischen den Urtheilen des Alterthums und der Neuzeit über den Werth des Werkes lehrt, dass beide über verschiedene Redactionen urtheilen«. (S. 13.) Von den mitgetheilten Stellen der Alten, die Grosser schon früher in den N. Jahrbb. 93 S. 725 behandelt hat, hat Hänel die dem Briefe des Dionysios an Pompejus entnommene einer höchst sorgfältigen Analyse unterzogen (S. 6—16) und durch dieselbe schlagend dargethan, dass sich aus diesem Urtheil nichts zu Gunsten der von Grosser vertheidigten Ansicht entnehmen lässt. Vollbrecht macht noch darauf aufmerksam, wie wenig auf die Verschiedenheit derartiger Urtheile zu geben sei, das bewiesen die einander direct entgegengesetzten Urtheile, welche die Neueren, z. B. Niebuhr und Dellbrück auf Grund derselben Schriftwerke über Xenophon gefällt haben. Ausserdem darf man nicht übersehen, dass von jenen Urtheilen der Alten kein einziges speciell die Hellenica betrifft, sondern alle im Allgemeinen Xenophon als Schriftsteller, nicht einmal alle speciell als Historiker angehen, wie dies auch bei der jetzt von Grosser noch neu hinzugefügten Stelle aus Dio Chrysost. 18 S. 481 der Fall ist; sind diese Urtheile aber aus den viel gelesenen Büchern Xenophon's abgeleitet, so ergiebt sich aus denselben noch nichts über den Werth der wenig

gelesenen Hellenica, geschweige denn, dass die Alten eine andere Recension gehabt hätten als wir.

Eine grössere Bedeutung schreibt Grosser den unleugbaren Bezügen zu, die Plutarch auf das Original der Hellenica nimmt, in der Weise, dass er diesem, wo die Stoffe sich berührten, in Wortschatz und Gedankengang völlig folgt. Zwar verwahrt er sich dagegen, auf dem Wege der Divination zu viel aus Plutarch heraus in die jetzigen Hellenica hinein zu conjiciren, und fühlt sich nur da berechtigt, Plutarch's Hülfe in Anspruch zu nehmen, wo Gedankengang und Wortlaut beider so übereinstimmen, dass der unbefangene Leser ihre Beziehungen erkennen muss; allein ehe von der Methode die Rede sein kann, nach welcher ein Lehrsatz in Anwendung zu bringen ist, muss erst die Richtigkeit desselben erwiesen werden, und ein solcher Beweis steht bis jetzt noch aus. Denn um den Satz festzustellen, dass Plutarch die Hellenica vollständiger besessen habe als wir, muss bewiesen werden, dass er regelmässig den Text Xenophon's abgeschrieben hat, ohne sich eine Aenderung zu erlauben, und dieser Beweis ist unmöglich, denn die Thatsachen sprechen dagegen, unwiderleglich die Stellen, welche ich in den N. Jahrbb. für Philol. 38 S. 253 f. mit einander verglichen habe. Es müsste ferner bewiesen werden, dass Plutarch da, wo er Xenophon benutzt, nie eine andere Quelle berücksichtigt habe, und diesen Beweis hat bis jetzt niemand geführt. Es bleibt sonach immer noch die Möglichkeit bestehen, dass Plutarch da, wo er mehr giebt als Xenophon, entweder auf eigene Hand oder aus anderen Quellen Zusätze gemacht hat, und so lange nicht streng bewiesen ist, dass eine solche Möglichkeit nicht vorhanden ist, bleibt die Behauptung, dass Plutarch in den Hellenicis mehr als wir gelesen, ohne Werth. Die Untersuchungen über Plutarch's Quellenbenutzung haben bis jetzt nach dieser Seite nicht das mindeste sichere Resultat ergeben, ja sie haben zum Theil, freilich ohne Beweis, den Grundsatz verneint, der nach Grosser des Beweises nicht bedarf, dass Xenophon an unzweifelhaften Stellen die Quelle sei. Wäre aber auch dieser Grundsatz unbestritten, so folgte nach dem eben Bemerkten für die Auszugstheorie nichts aus demselben, und Grosser's Behauptung, es sei vor allen Dingen festzuhalten, dass Plutarch immerhin selbst Epitomator war und an Ausführlichkeit die jetzigen Hellenica bald übertroffen hat, bald hinter ihnen zurückgeblieben ist, ist in ihrem ersten Theile

riunchtig, denn jemand, der nach anderen, allgemeinen Geschichtswerken Biographien verfasst, wird dadurch noch kein Epitomator.

Von noch grösserer Tragweite erachtet Grosser die historischen Lücken, Ungenauigkeiten und Sprünge in den Hellenicis. Dass dergleichen vorhanden sind, ist bekannt und unbestritten, dass daraus ein Beweis für die Auszugstheorie hergenommen werden könne, ist so lange in Zweifel zu ziehen, als nicht der Zweck und der Plan mit Sicherheit nachgewiesen ist, welche Xenophon bei der Aufzeichnung verfolgte. Aus dem Werke selbst ist dies bis jetzt nicht möglich gewesen; dass aus der Bemerkung Xenophon's IV, 8, 1, er wolle die erwähnenswerthen Thaten niederschreiben, die nicht der Anführung werthen übergehen, nichts zu folgern ist, weil das Urtheil darüber, was erwähnenswerth ist, völlig subjectiv ist, hat Vollbrecht S. 10 richtig bemerkt. Hat Xenophon nicht auf Grund besonderer Forschungen, wie Thukydides, Geschichte geschrieben, sondern aufgezeichnet, was und wie es zu seiner Kenntniss kam, so sind jene Mängel zwar für uns bedauerlich, aber vollkommen begreiflich. Ebenso wenig beweisend ist die von Grosser gerügte Regellosigkeit in der genaueren Bestimmung der Personen durch patronymische und gentilicische und der Orte durch nähere geographische Bezeichnung, bei der man das Belieben des Schreibers doch nicht controlieren kann; am allerwenigsten können die chronologischen Bestimmungen geltend gemacht werden, da noch nicht sicher festgestellt ist, wie viel von dem Vorhandenen überhaupt authentisch ist und wie weit sich Xenophon überhaupt auf dergleichen eingelassen hat. Endlich bieten die Eigenthümlichkeiten im Sprachgebrauch nicht, wie Grosser meint, eine Handhabe zur Entlarvung des Epitomators, denn sie sind nicht eben auffälliger als in den anderen Schriften Xenophon's (vgl. Vollbrecht S. 15f.).

Die übrigen Beweise werden nun aus einzelnen Stellen entnommen, in denen die Lückenhaftigkeit zu Tage treten soll. Schon Kyprianos hatte eine reiche Sammlung solcher Stellen gegeben, Grosser hat dieselben noch vermehrt. Mit der Untersuchung solcher Stellen beschäftigt sich nun ein Theil der Abhandlung von Hänel S. 23—33 und in ausgedehnterem Masse Vollbrecht S. 21 bis 44. Ein Eingehen auf diese Einzelheiten ist hier nicht am Orte, nur mag auf diese Erörterungen hingewiesen werden, um

darauf aufmerksam zu machen, wie viel in solchen Dingen rein von persönlicher Auffassung abhängt.

Gegen Grosser's Theorie wendet sich auch Beckhaus in der angeführten Abhandlung (Zeitschr. f. d. Gymn. 1872 S. 258 ff.) mit einigen Bemerkungen, während er selbst annimmt, dass die Hellenica von Xenophon unvollendet gelassen und längere Zeit nach seinem Tode von seinem Enkel herausgegeben worden sind. Die Hand dieses letzteren sucht er, wie bei den übrigen Schriften, von welchen er die gleiche Meinung hegt, besonders an den Eigenthümlichkeiten im Gebrauch der Partikeln nachzuweisen. Nebenher machen wir noch auf die Ansicht aufmerksam, welche E. v. Leutsch im Philologus XXXIII S. 97 ausgesprochen hat, dass Xenophon die vier ersten Bücher seiner Hellenica unter dem Namen Kratippos herausgegeben habe.

Während Grosser in unserm Texte Xenophon's das zu wenig nachweisen will, erhalten wir einen Versuch das zu viel aufzuzeigen in:

10. Ernst Albert Richter, Kritische Untersuchungen über die Interpolationen in den Schriften Xenophon's, vorzugsweise der Anabasis und den Hellenicis. Besonderer Abdruck aus dem sechsten Supplementb. der Jahrb. für class. Philol. S. 559—781. Leipzig 1873.

Der Gedanke, dass die Schriften Xenophon's durch Interpolationen von verschiedenem Umfange entstellt sind, ist nicht gerade neu, sondern schon vor Cobet und seiner Schule, die von demselben wohl die umfangreichste Anwendung gemacht haben, bei verschiedenen Veranlassungen ausgesprochen. Interpolation für manche Stellen bald mit voller, bald mit geringerer Evidenz nachgewiesen worden. Wir könnten uns demnach, da eine Besprechung einzelner Stellen in unserm Berichte keinen Platz finden kann, mit der Mittheilung begnügen, dass nach dem am Ende des Buches gegebenen Nachweis 31 Stellen der Anabasis, 19 der Hellenica, 2 des Hieron, 2 der Kyropädie, eine der Schrift über die Einkünfte als interpoliert behandelt worden sind; aber der Verfasser verspricht diese Interpolationen in ein gewisses System zu bringen und vornehmlich nachzuweisen, dass dieselben nach Form, Inhalt und Art der Entstehung viel gemeinsames darbieten, ferner dass die in den Hellenicis angetroffenen jedenfalls, und bei dem gleichen

Charakter auch die in der Anabasis und den übrigen Schriften enthaltenen wahrscheinlich sehr alt sind, mit Sicherheit schon zu Plutarch's Zeiten in dem Texte sich befunden haben. Durch den Erweis der zweiten Behauptung meint der Verfasser, der eben von uns besprochenen Ansicht, welche unsre Hellenica für einen Auszug erklärt, eine Hauptstütze zu entziehen. Wiewohl ich diese Meinung nicht theile, da sicherlich dagegen die Möglichkeit geltend gemacht werden wird, dass der Text vor Plutarch interpoliert, nach demselben excerpiert und in dem Excerpte Spuren der Interpolation stehen geblieben sein können, so lohnt es doch, auf diesen Gegenstand etwas näher einzugehen.

Der Verfasser behandelt hier zuerst den Hellen. III, 1, 2 unter Verweisung auf die Schrift des Themistogenes gegebenen Ueberblick über den Verlauf der Unternehmung des Kyros gegen seinen Bruder. Er erklärt (S. 691 ff.) denselben für interpoliert, vornehmlich gestützt auf die unpassende Anknüpfung mit μὲν οὖν, die Aehnlichkeit der Darstellung mit den verdächtigen Recapitulationen in der Anabasis und den Umstand, dass nach dieser Angabe Xenophon schwerlich die Worte § 6 ἐπεὶ δὲ σωθέντες οἱ ἀναβάντες μετὰ Κύρου συνέμιξαν αὐτῷ in dieser Fassung geschrieben haben könne. Wenn der Verfasser die Uebergangsformel μὲν οὖν für unpassend erklärt, weil sie sich von anderen Arten des Ueberganges dadurch unterscheidet, dass sie das Folgende als etwas aus dem Vorhergehenden Resultirendes erscheinen lässt, so ergeben Stellen wie Hellen. VI, 3, 13; Kyrop. VIII, 3, 37 das Unhaltbare dieser Behauptung; wenn ferner eine fast wörtliche Uebereinstimmung mit Anab. II, 1, 1 vorhanden und die Interpolation letzterer Stelle wohl zweifellos ist, so können darum doch unsre Worte ächt und jene diesen nachgebildet sein. Die Erwähnung des Themistogenes bleibt ein Räthsel, denn wenn der Verfasser S. 702 f. meint, der Interpolator habe, wenn er die Interpolation nicht verrathen wollte, die Anabasis und den Xenophon aus dem Spiele lassen müssen, und es sei ihm nichts andres übrig geblieben als einen unbekannten oder noch besser einen fingierten Beschreiber des Feldzuges zu nennen, der dem Leserkreise der xenophonteischen Schrift gar keinen Abbruch thun konnte, so ist dies jedenfalls das Unglaublichste, was bisher über den räthselhaften Themistogenes gesagt worden ist und wir möchten wohl wissen, auf welchen Leserkreis der Interpolator speculiert hat, um ihm diesen selbst-

erfundenen Themistogenes aufzubinden. Endlich darf man nicht übersehen, dass nach Entfernung der in Rede stehenden Stelle ein Sprung in der Erzählung hervortritt. Der Verfasser bemüht sich zwar, den Gegensatz, welchen das fortführende *μέντοι* andeutet, zu erklären, sieht sich aber genöthigt, Gedanken in den Text hinein zu legen, die nicht darin sind. In § 1 sollen nämlich die Beziehungen geschildert sein, in welchen die Lacedämonier vor dem Ausbruch des Krieges zu dem Perserreich gestanden haben; diese seien die allerbesten gewesen, so lange sie durch Kyros vermittelt wurden, hätten sich aber geändert als Tissaphernes Statthalter wurde, und dieser Gegensatz werde durch die angegebene Partikel scharf hervorgehoben. Es erhellt, dass dieser Gegensatz weder ausgesprochen noch vorhanden ist. Denn das freundliche Verhältniss in § 1 bezieht sich nicht auf das Perserreich, sondern persönlich auf den Kyros, und eine Aenderung trat nicht durch die Statthalterschaft des Tissaphernes unmittelbar, sondern auf das Hülfsgesuch der ionischen Städte ein, und dieses Fehlen eines unmittelbaren Gegensatzes nach Entfernung der verdächtigten Stelle lässt die vorhandene Satzverbindung kaum zulässig erscheinen.

Ebenso wie die Bemerkung über den Themistogenes hat Plutarch die Worte II, 1, 23 *καὶ τῆς ἡμέρας ὀψὲ ἦν* unzweifelhaft vor sich gehabt. Auch diese erklärt der Verfasser als interpoliert, weil er es für unmöglich hält, dass die Flotte der Athener von Sonnenaufgang bis spät am Tage schlagfertig den Lakedämoniern gegenübergelegen und dies fünf Tage hinter einander wiederholt habe, und indem er zeigt, dass der Ueberfall bei Aigospotamoi nicht zu einer späten Tagesstunde stattgefunden habe. Sehr überzeugend sind diese Gründe nicht, einmal weil jene Zeitbezeichnung doch eine sehr relative ist und namentlich, weil sich aus unserm Texte nicht ersehen lässt, dass die Athener an den folgenden Tagen genau dieselbe Zeit eingehalten haben, wie am ersten. Denn wenn auch der Verfasser meint, es sei gerade wahrscheinlich, dass sie, da ihre Lage mit jedem Tage peinlicher und ihr Aerger über die Hartnäckigkeit des Lysandros grösser wurde, die folgenden Tage etwas zugegeben und länger auf die Annahme der Schlacht Seitens des Lysandros gewartet haben werden, so kann man mit demselben Rechte behaupten, sie würden, da sie mehr und mehr zu der Einsicht kommen mussten, dass Lysandros die Schlacht

nicht annehmen wollte, mehr und mehr die Zeit ihres Wartens abgekürzt haben.

Den Beweis, dass Plutarch die Hellenica bereits interpoliert vor sich gehabt, können wir nicht als dadurch erbracht ansehen. Was den zweiten oben angedeuteten Punkt, den Nachweis eines gewissen Systems in den Interpolationen, betrifft, so ist es zu bedauern, dass der Verfasser nicht einen zusammenfassenden Ueberblick über die Eigenthümlichkeiten gegeben hat; der Mangel an Raum, mit dem er diese Unterlassung entschuldigt, hätte sich gewiss durch Kürzungen in den mitunter ziemlich breiten Erörterungen beseitigen lassen. Jetzt wird es dem Leser nicht leicht gelingen, die an den einzelnen Stellen gemachten Andeutungen zu einem rechten System zu vereinigen. Wir finden mehrfach die Annahme, dass es dem Interpolator darum zu thun gewesen sei, das was er im Texte vorfand näher zu begründen oder Dinge, die ihm wunderbar und der Aufklärung bedürftig erschienen, zu erläutern, so wie dass er zu diesem Zwecke anderweitig von Xenophon gesagtes benutze und besonders später erwähntes anticipiere. Als charakteristisch für den Interpolator erscheint seine Dummheit, eine Eigenschaft die ja bekanntlich ziemlich allgemein den Interpolatoren beigelegt wird und die denen, welche in den Schriften des Alterthumes Interpolationen aufsuchen, ihre Arbeit so wesentlich erleichtert. Freilich findet der Verfasser auch gelegentlich S. 623 in einer eingeschobenen Bemerkung einen denkenden phantasiebegabten Kopf. Für den hier entdeckten Interpolator speciell charakteristisch ist seine Neigung Feuer anzuzünden, eine gewisse Pyromanie (vgl. S. 608 und 664). Ueber die Zeit, in welcher diese Interpolationen entstanden sein mögen, sowie über die nicht unwichtige Frage, wie der so interpolierte Text der allein gangbare geworden, hat sich der Verfasser nicht ausgelassen.

Ein Eingehen auf einzelne Stellen müssen wir uns hier versagen, nur wollen wir in Hinsicht auf das von dem Verfasser befolgte Verfahren bemerken, dass es uns bedenklich scheint, aus Schwierigkeiten, die in den Texteswortcn liegen, auf Interpolationen zu schliessen, die nicht zufällig aus etwaigen Randbemerkungen in den Text gekommen, sondern absichtlich in denselben gesetzt sind, also als Theil einer Ueberarbeitung angesehen werden müssen. Gerade bei einer solchen Textesrecension wird man eher annehmen dürfen, dass vorhandene Schwierigkeiten beseitigt, als dass neue

geschaffen worden sind und ebenso dass der, welcher die Recension besorgte, genug Griechisch verstand, um nicht sprachwidrige Wendungen, wie Hellen. I, 7, 23 die Bildung einer Doppelfrage mit *ἐάν τε — ἐάν τε* (S. 724), zu gebrauchen.

Von kritischen Textesausgaben haben wir nur anzuführen:

11. Xenophontis Expeditio Cyri. In usum scholarum ed. C. G. Cobet. Editio secunda emendatior Lugduni. Batav. 1873. XX und 295 S.

Die Textesänderungen, welche Cobet hier gegen die im Jahre 1859 erschienene erste Ausgabe vorgenommen hat, sind am Anfange des Buches zusammengestellt und bei einzelnen von denselben ist eine kurze Angabe des Grundes hinzugefügt. Im wesentlichen beruhen diese neuen Emendationen auf den bekannten Grundsätzen, nach welchen Cobet das, was ihm der Sprachgebrauch zu fordern scheint, im Texte herstellt. Verhältnissmässig gering an Zahl sind die Aenderungen, welche Cobet aus sachlichen Gründen gemacht hat und diese sind nicht immer glücklich. Wenn er z. B. I, 2, 10 *πρὸς τῇ Πισιδῶν χώρᾳ* statt *πρὸς τῇ Μυσίᾳ χώρᾳ* schreibt und dazu bemerkt: absurdum est Cyrum qui Pisidas se petere simulans Maeandrum traiecerit et Celaenas usque progressus fuerit necopinato in Mysiae finibus apparere. Non ductus literarum sed locorum situs et itineris ratio suggesserunt id quod reposui, so hat er damit die Schwierigkeiten, welche die Lage der *Κεράμων ἀγορά* den Erklärern gemacht hat, ganz kurz bei Seite geschoben; wünschenswerth wäre es gewesen, zunächst von ihm zu erfahren, wo jener Ort liegt, ehe man sich nach dem locorum situs richtete. II, 3, 23 entfernt er die Worte *οὐδ' αὐτὸν ἀποκτεῖναι ἂν ἐθέλοιμεν* als aus III, 1, 17 und VII, 1, 27 interpoliert mit der Begründung: Cyro mortuo Graecos negare se regem occidere velle quam fatuum est. Offenbar sind dann die Worte *ἐπεὶ δὲ Κῦρος τέθνηκεν, οὔτε βασιλεῖ ἀντιποιούμεθα τῆς ἀρχῆς*, mit welchen die Griechen ihre Rede beginnen, noch alberner.

Indem wir zu den Veröffentlichungen übergehen, welche vornehmlich der Erklärung des Schriftstellers dienen, erwähnen wir zuerst:

12. Xenophon's Anabasis erklärt von C. Rehdantz. Erster Band Buch I—III. Dritte verbesserte Auflage. Berlin 1873. LVI und 176 S.

Von der Einrichtung dieser Ausgabe, für deren Zweckmässigkeit das Erscheinen einer dritten Auflage spricht, brauchen wir nichts zu sagen. Wie ansehnlich diese Auflage vermehrt ist, zeigt sich schon äusserlich darin, dass sie um mehr als zwei Bogen stärker als die vorhergehende ist. Die Erweiterungen aber, in der Einleitung sowohl wie in den erklärenden Anmerkungen, sind vorwiegend der Art, dass sie mehr dem Gebrauche des Lehrers als des Schülers dienen; es scheint demnach der Herausgeber von seinem ursprünglichen noch in dem Vorwort der zweiten Auflage bestimmt bezeichneten Plane, nach welchem die Ausgabe ausschliesslich für Schüler gearbeitet war, einigermassen abgegangen zu sein. So nützlich diese neuen Zusätze auch dem Lehrer sein mögen, so fürchten wir doch, dass für den Schüler die Uebersichtlichkeit der für ihn bestimmten Erläuterungen durch diese zahlreichen in eckige Klammern gesetzten Bemerkungen nicht unbeträchtlich erschwert worden ist.

Zur Erklärung der Anabasis bestimmt ist:

13. Felix Robiou, Itinéraire des Dix-mille, étude topographique avec trois cartes. Bibliothèque de l'école des hautes études publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Quatorzième fascicule. Paris 1873. 68 S.

Der Verfasser verfolgt den Zug der Zehntausend von Sardes bis nach Chrysopolis, um gestützt auf die älteren Untersuchungen und die Angaben, welche in neuerer Zeit die genauere Erforschung der in Betracht kommenden Landschaften geliefert hat, die Marschlinie festzustellen. Er sucht diese Aufgabe durch eine genaue Vergleichung der Notizen, welche Xenophon giebt, besonders derer, welche die Länge der zurückgelegten Wege betreffen, mit dem was jene Untersuchungen über die topographischen Verhältnisse ergeben haben, zu lösen, indem er zugleich das was seine Vorgänger, namentlich Koch, gefunden hatten, einer Kritik unterzieht. Von dem, was sich bei ihm wesentlich anders stellt als bei seinen Vorgängern, wollen wir nur auf die Marschrichtung im armenischen Hochlande aufmerksam machen, indem wir zugleich noch auf eine

früher erschienene Abhandlung Rücksicht nehmen, welche denselben Abschnitt behandelt, nämlich:

14. Beiträge zur geographischen Erklärung des Rückzuges der Zehntausend durch das armenische Hochland von W. Strecker und H. Kiepert. Mit einer Karte von W. Strecker. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band IV. Berlin 1870. 30 S.

Während die Zickzacklinien, welche noch die Karte von Koch zeigt, auf den Kiepert'schen Karten mehr und mehr verschwunden sind und an deren Stelle ein Weg getreten ist, welcher vom Uebergange über den Euphrat an eine ziemlich gerade nördliche Richtung einschlägt, dann bald nachdem er den Phasis verlassen hat, sich gegen Westen und zuletzt nördlich in gerader Linie nach Trapezunt wendet, haben die beiden angeführten Untersuchungen diesen Weg aufgegeben und sich nach entgegengesetzten Richtungen gewendet. Strecker lässt die Griechen nach dem Uebergange über den Euphrat dem Laufe dieses Flusses folgen, den Bingöl-Dagh westlich umgehen, in scharfer Wendung nach NO. umbiegen und dann in einer stark gebrochenen Linie mit allgemeiner fast nördlicher Richtung auf Trapezunt marschieren. In dem Phasis Xenophon's erkennt er den Peri-Su, den grössten nördlichen Zufluss des östlichen Euphrat, in dem Harpasos den westlichen Euphrat, die Stadt Gymnias setzt er westlich von Baiburd an; das Land der Phasianen und Taochen erhält dadurch eine viel westlichere Lage als man bisher angenommen hatte. In den Gegenbemerkungen, welche Kiepert dieser Abhandlung beigefügt hat, legt er auf diesen letzten Umstand das grösste Gewicht, indem er zeigt, dass gerade die Namen dieser Völkerschaften, die sich in Pasin, der oberen Thalebene des Araxes, und Taikh, dem nördlich daran grenzenden, vom östlichen Hauptarme des Tschoruk durchflossenen Gebirgslande, erhalten haben, einen sicheren Anhalt dafür geben, dass die Zehntausend nicht eine westliche Richtung eingeschlagen, sondern die östlich vom Bingöl-Dagh zu suchende Strasse eingehalten haben. Robiou hält nun allerdings ebenfalls an dieser Uebereinstimmung der Namen fest, aber er sucht nachzuweisen, dass die Benennung Taikh in älterer Zeit einem weiter ausgedehnten Landstriche zugekommen ist, als heutigen Tages und lässt, um eine den Angaben Xenophon's entsprechende Länge des Weges zu erhalten, die Grie-

chen den Araxes noch nach seiner östlichen Wendung eine Strecke verfolgen und dann ihren Marsch in nordöstlicher Richtung fortsetzen, dergestalt, dass der Punkt, an welchem sie sich gegen W. wendeten, beträchtlich östlicher liegt, als selbst Koch angenommen hatte. Die Stadt Gymnias setzt er in das Thal des Adjara-Su, eines Nebenflusses des Tschoruk, welcher kurz vor dessen Mündung in denselben fällt, gegen Kiepert, welcher über die Lage dieser Stadt mit Strecker übereinstimmt. Von dort würden dann die Griechen den Tschoruk aufwärts begleitet und den Katschkar-Dagh, in welchem Robiou den Theches-Berg findet, überstiegen haben und durch das Thal des Djimil-Su in die Küstenebene gelangt sein. Eine Kritik dieses Versuches muss den Geographen von Fach überlassen bleiben.

Von den Hellenicis haben wir zwei vornehmlich der Erklärung gewidmete Ausgaben erhalten:

15. Xenophon's Griechische Geschichte zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von Emil Kurz. Heft I. Buch I—III. Mit einer Karte. München 1873. VIII und 192 S.

16. Xenophon's Hellenika erklärt von Ludwig Breitenbach. Erster Band. Buch I und II. Berlin 1873. LXXXV und 161 S.

In Betreff der ersteren von diesen beiden Ausgaben muss ich mich begnügen auf die ausführlichere Anzeige zu verweisen, welche ich in der Zeitschrift für d. Gymn. XXVII S. 278 ff. gegeben habe. Gewissermassen als eine Ergänzung zu dieser Ausgabe lässt sich ansehen:

17. Emil Kurz, Zu Xenophon's griechischer Geschichte. Kritisches und Exegetisches. I. Theil. Programm des Königlichen Ludwigs-Gymnasiums zu München 1873. 16 S.

In dieser Abhandlung behandelt der Verfasser eine Anzahl schwieriger Stellen des ersten Buches, die er zum Theil durch die Annahme von Interpolationen, wie er sie bereits in seiner Ausgabe angezeigt hatte, zu emendieren sucht.

Grössere Aufmerksamkeit verdient die Ausgabe Breitenbach's, die gegenüber der von demselben Herausgeber 1853—1863 veröffentlichten Ausgabe sich zunächst vortheilhaft dadurch aus-

zeichnet, dass der Zweck, welchem sie dienen soll, klar erkennbar und durchweg festgehalten ist. Sie soll allen denen ein Hülfsmittel bieten, welche die griechische Geschichte der Jahre 411 bis 403 v. Chr. aus der ursprünglichen Quelle und, wo diese mangelhaft fliesst, aus anderen, meist späteren abgeleiteten Quellen etwa annähernd vollständig kennen lernen wollen«. Diesem Zwecke entsprechend beschäftigen sich die ziemlich umfänglichen erklärenden Anmerkungen vorwiegend mit dem Historischen, namentlich ziehen sie in grosser Ausdehnung das von anderen Schriftstellern über die von Xenophon erzählten Ereignisse Berichtete heran. Ueber die Zweckmässigkeit des Umfanges und der Form, in welcher diese Anmerkungen geboten werden, werden die Meinungen sicher auseinandergehen; für das Verständniss des Textes selbst dürften diese und die übrigen erklärenden Anmerkungen im Vergleich mit anderen Ausgaben nichts wesentlich Neues bieten.

Das Interessanteste, für diejenigen freilich, für deren Gebrauch die Ausgabe eigentlich bestimmt ist, am wenigsten anziehend und brauchbar, ist die Einleitung, welche sich vornehmlich mit der Composition der Hellenica und der Art ihrer Entstehung beschäftigt. Der Verfasser hat seine früher ausgesprochene Ansicht etwas geändert, aber er hält als Grundlage der kritischen Behandlung daran fest, dass die ersten beiden Bücher grundverschieden von den übrigen sind, dass die ersteren ein in Inhalt und Form nicht zum Abschluss gekommenes Werk bilden, bestimmt die Geschichte des Thukydides fortzusetzen und dass mit diesem Werke die in den letzten fünf Büchern enthaltene Geschichte der Jahre 400 bis 362 nur äusserlich verbunden ist. Für diese Behauptungen den Beweis zu liefern giebt sich nun in der Einleitung der Verfasser viele Mühe.

Der Angelpunkt der ganzen Betrachtungen ist der unerschütterliche Glaube des Verfassers, dass Xenophon nicht bloss da fortfährt, wo Thukydides endet, sondern dass sein Anfang in das Ende des Thukydidischen Werkes förmlich eingefügt erscheint (S. XXXII). Ueber einen solchen Glauben, der auch in den Anfangsworten *μετὰ δὲ ταῦτα* die Beziehung auf die bei Thukydides zuletzt erzählten Ereignisse unschwer erkennt und felsenfest bleibt, trotzdem der Verfasser einräumen muss, dass die wichtigsten Dinge fehlen, welche den Anschluss der Hellenica an Thukydides Schluss

vermitteln könnten, über einen solchen Glauben ist eine Disputation unmöglich, für ihn sind handgreifliche Thatsachen, wie sie von anderen und noch vor Kurzem von J. Ch. F. Campe (N. Jahrb. f. Philol. 1872 S. 701 ff.) gegen die Zusammengehörigkeit geltend gemacht sind, nicht vorhanden. Wenn vieles zum Zusammenhang nothwendige fehlt, so findet der Verfasser den Grund darin, dass der Anfang der Hellenica nur eine nicht ausgearbeitete Skizze giebt; wenn die beiden ersten Bücher nach Form und Inhalt durchaus von Thukydides' Werk verschieden sind, so folgt daraus, dass Xenophon sie nicht selbst veröffentlicht hat. Nach dieser Behandlung der Sache könnte man den Stand derselben etwa so charakterisieren: Zwar schliessen die Hellenica sich keinesweges so, wie es einer Fortsetzung geziemte, an des Thukydides Bücher an, sie sind auch nach Form und Inhalt durchaus von denselben verschieden, aber doch sind sie nothwendig als eine solche Fortsetzung zu betrachten, denn wenn Xenophon seine Skizzen ausgeführt und die Ausführung selbst veröffentlicht hätte, so würden jene Mängel nicht vorhanden, d. h. es würde eben alles ganz anders sein als es ist.

Mit diesem Glauben hängt nun die Ueberzeugung zusammen, dass die beiden ersten Bücher ein selbständiges Werk bilden. Zwar kann der Verfasser den Einwurf nicht unbeachtet lassen, dass die in denselben enthaltene Erzählung über den peloponnesischen Krieg, also über den Plan des Thukydides hinausgeht; allein mit diesem Einwurfe wird er schnell fertig, indem er zeigt, dass sich da, wo nach Thukydides das Ende des Krieges zu setzen ist, bei Xenophon nicht einschneiden lässt. Für den Unbefangenen heisst dies doch so viel, als Xenophon hat seine Erzählung nach einem anderen Plane angelegt als Thukydides. So schliesst aber der Verfasser nicht, sondern meint, es läge in der Sache selbst, was Xenophon zur Ueberschreitung der ihm von Thukydides äusserlich vorgezeichneten Grenze nöthigte, ohne zu bedenken, dass, wenn dem so wäre, dieselbe Sache es auch dem Thukydides unmöglich gemacht haben müsste, sich diese Grenze zu stecken. Das Bild aber, welches der Verfasser S. XLIX von dem entwirft, was Thukydides noch über die von ihm scharf gesteckte Grenze hinaus erzählt haben würde, ist nichts als ein Erzeugniss seiner Einbildungskraft.

Wenn demnach der Nachweis der Zusammengehörigkeit der Hellenica mit Thukydides Geschichte nicht geführt ist, und die sich darauf stützende Behauptung, dass die beiden ersten Bücher ein selbständiges Werk seien, hinfällig ist, so kann diese letztere auch nicht dadurch gehalten werden, dass der Verfasser zu zeigen versucht, wie die äussere Gestaltung und der Inhalt der beiden ersten Bücher von dem der übrigen wesentlich verschieden sei. Denn gesetzt auch, dass eine solche Verschiedenheit wirklich erwiesen würde, so ergäbe sich daraus doch nur, woran wohl schwerlich jemand zweifelt, dass die Hellenica nicht in einem Gusse, sondern stückweise gearbeitet sind; zum Nachweise aber, dass die beiden angenommenen Theile der Hellenica ganz verschiedenen Tendenzen folgen. würden andere Mittel erforderlich sein, als sie der Verfasser anwendet. Die Eigenthümlichkeiten aber, die der Verfasser in den beiden ersten Büchern findet, Ungleichheit in der Behandlung der einzelnen Theile, Mangel an zusammenhängender Darstellung des Ganges der Ereignisse, diese finden sich, wie der Verfasser zum Theil selbst einräumt, auch in den letzten fünf Büchern und der ganze Unterschied beruht vielleicht auf einem Mehr oder Weniger dieser Eigenthümlichkeiten. Wenn ferner der Verfasser die annalistische Anordnung der ersten beiden Bücher im Gegensatz zu den übrigen betont, so muss dagegen bemerkt werden, dass allgemein anerkannt wird, dass eine beträchtliche Anzahl Notizen, welche der Darstellung dieses annalistische Gepräge geben, einer fremden Hand angehören und noch nicht festgestellt ist, wie weit diese fremde Thätigkeit auf die Gestaltung unseres Textes eingewirkt hat.

Die Art der Abfassung der beiden ersten Bücher stellt sich nun der Verfasser so vor, dass Xenophon die zur Vollendung von Thukydides' Geschichte dienlichen Materialien zusammenstellte, diese Arbeit, die durch seinen Aufenthalt in Asien unterbrochen wurde, nach etwa zehn Jahren von II, 3, 1 an fortsetzte und das bereits Aufgezeichnete durch einzelne hinzugefügte Notizen vervollständigte.

Die Einleitung bietet endlich eine Abhandlung über den Werth Xenophon's als Geschichtschreiber in den beiden ersten Büchern und derjenigen Schriftsteller, welche die Geschichte derselben Zeit behandelt haben. Angefügt ist eine Chronologie, in welcher sich

der Verfasser im wesentlichen an die von Haacke gemachte Eintheilung anschliesst. Die Begründung seiner Aufstellungen hat er schon früher in der Abhandlung: Das Jahr der Rückkehr des Alkibiades (N. Jahrb. für Philol. 1872 S. 73 ff.) gegeben. Der Schwerpunkt der Anordnung liegt darin, dass die Rückkehr des Alkibiades nach Athen in das Jahr 408 vor Chr. gesetzt wird. Wir können auf die Vertheilung der vorangehenden Begebenheiten, aus welcher dieses Datum gewonnen wird, und die bei derselben begangenen Willkürlichkeiten hier nicht näher eingehen, wollen jedoch auf etwas hindeuten, was möglicher Weise die Unrichtigkeit des Ergebnisses erweisen kann. In dem von V. Rose im Hermes V S. 357, 7 zuerst veröffentlichten Oxforder Scholion zu Arist. Ethik findet sich ein Fragment des Androtion, über welches Usener in N. Jahrb. für Philol. 1871 S. 311 ff. genauer gesprochen hat. Nach dem von diesem letzteren in der Hauptsache unzweifelhaft richtig hergestellten Texte kam unter dem Archonten Euktemon 408/7 v. Chr. eine lakedämonische Gesandtschaft nach Athen, welche auch die Auslösung noch vorhandener Gefangenen bewirkte. Wenn man nach der Analogie der Gesandtschaft schliessen darf, welche nach der Schlacht bei Kyzikos mit Friedensvorschlägen nach Athen kam und dabei auch eine Auswechslung der Gefangenen vorschlug (Diodor XIII, 52), so lässt sich die in Rede stehende Gesandtschaft nur als eine Folge des Unglücks in Byzanz ansehen, durch welches Spartaner in athenische Gefangenschaft geriethen (Hellen. I, 3, 21 f.). Bestand aber der Hauptzweck dieser Gesandtschaft in erneuerten Friedensunterhandlungen, so muss dieselbe vor dem Erscheinen Lysanders in Asien nach Athen gekommen sein, denn mit jenem Auftreten Lysanders fand ein solcher Umschlag in der Lage der Dinge statt, dass die Spartaner nicht mehr an Friedensvorschläge gedacht haben werden, ja ein solcher Umschlag bereitete sich schon im Frühjahr durch die Ankunft des Kyros vor. Ist nun jene Gesandtschaft in der ersten Hälfte des Jahres (nach unserer Zeitrechnung) in Athen gewesen, während Euktemon Archon war, so ist dies das Frühjahr 407 und die Einnahme von Byzanz fällt in den Winter 408/7, die Rückkehr des Alkibiades in den Sommer 407. Wir hoffen, dass diese Andeutungen genaueren Untersuchungen werden unterzogen werden.

Wenn die hier besprochenen Arbeiten zeigen, dass Xenophon's

Schriften immer noch einen anziehenden Stoff zu philologischen Untersuchungen bieten, so ist doch eben so wenig zu verkennen, dass in den Veröffentlichungen des letzten Jahres weder ein neuer Gesichtspunkt für die Behandlung der in Betracht kommenden Fragen aufgestellt, noch ein nennenswerthes Ergebniss gefunden worden ist, wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass jene Arbeiten im Einzelnen manches zur Klärung der vorhandenen Zweifel beigetragen haben.

;ericht über die im Jahre 1873 erschienenen uf die nacharistotelische Philosophie bezüglichen Arbeiten.

Von

Professor Dr. **Max Heinze**

in Basel.

Auf dem Gebiete der nacharistotelischen Philosophie ist in em verflossenen Jahre litterarisch nicht viel geleistet worden. on allgemeineren Werken, die sich auf diesen Zeitraum beziehen, uss ich wenigstens erwähnen: Die Geschichte der Philosophie im rundriss von Friedrich Christoph Poetter, Elberfeld, Friedrichs 374. Jedoch ist in dieser Arbeit gerade die nacharistotelische ıilosophie sehr summarisch, im Verhältniss zu dem Uebrigen viel kurz, abgefertigt worden. Der Verfasser hat auch auf diesem ebiete kaum selbständige Studien gemacht, so dass etwas Neues inem Werke nicht entnommen werden kann. — Hinzuweisen ist rner auf die zweite Ausgabe der sehr anregend und geistreich schriebenen Geschichte des Materialismus von Friedrich Albert ange, die gegen die erste Auflage bedeutend vermehrt ist. as die spätere griechische Philosophie anlangt, so ist hinzugemmen eine Besprechung des stoischen Materialismus, die freilich ch sehr kurz ausgefallen ist, weil die Stoa keinem atomistischen ıterialismus huldigt, sodann eine richtige Würdigung der sehr ıfachen Logik Epikurs, die häufig mit Geringschätzung betracht wird.

Im Einzelnen findet sich auf unserem Gebiete noch am meisn die Stoa bearbeitet, deren Bedeutung, nachdem Zeller dieser hule in seiner Geschichte der griechischen Philosophie einen so ossen Raum angewiesen hat, mehr und mehr anerkannt wird.

Und zwar sind es hier die Anfänge dieser Schule und einer der eklektischen Ausläufer derselben, die besonders berücksichtigt worden sind. Eine Geschichte der Stoa, das Philosophische in der Einheit und in der Verzweigung gestaltend, und ihren Einfluss, auch in culturhistorischer Bedeutung auf die späteren Jahrhunderte nach den verschiedenen Seiten verfolgend, wäre eine schöne Aufgabe und von hohem Werthe. Ehe aber an eine solche in grösserem Maassstabe gedacht werden kann, muss möglichst die Sichtung zwischen den Lehren der einzelnen Stoiker vorgenommen werden, und vor allem Anderen ist hier zu fragen: Was hat das Haupt der Stoa, Zenon, gelehrt? Eine Frage, die schon Tennemann in dem 4. Buche seiner Geschichte der Philosophie zu beantworten suchte. Jedoch fehlt bei ihm die sorgfältige Scheidung der zenonischen Lehre von dem später Hinzugekommenen, indem er alle Sätze, welche das Wesen des Stoicismus n[illegible]-sicht ausmachen, dem Zenon zuschreibt, ohne hierbei von [illegible] Gesichtspunkten auszugehen, sodass sein Zweck nicht erreicht ist. Auch Brandis hat in seiner »Geschichte der Entwickelungen der griechischen Philosophie« den schätzbaren Versuch gemacht, Zenon's Grundlinien des stoischen Lehrgebäudes zu geben. Er geht mit Vorsicht zu Werke, hat aber nicht das ganze Material, das verarbeitet werden musste, herangezogen, und so blieb noch Arbeit übrig. Neuerdings haben sich nun derselben Aufgabe drei Forscher in verschiedener Weise unterzogen, von denen der letzte zugleich den Kleanthes mit berücksichtigt. Die drei Abhandlungen mögen hier sogleich zusammen genannt werden:

Zeno von Cittium und seine Lehre. Ein Versuch den Zenonischen Antheil auf Grund der Quellen auszuscheiden. Inaugural-Dissertation der philosophischen Facultät zu Jena zur Erlangung der Doctorwürde vorgelegt von Gg. P. Weygoldt. Jena 1872. Druck von W. Ratz. 46 S. 8. Preis 16 Sgr.

Die Philosophie des Stoikers Zenon. Inaugural-Dissertation der philosophischen Facultät der Universität Rostock vorgelegt von Eduard Wellmann, Gymnasiallehrer. Leipzig 1873. B. G. Teubner. 58 S. 8. Preis 12 Sgr.

Curtii Wachsmuth commentatio I de Z[illegible] et Cleanthe Assio. Gottingae. 19 S. 4. Preis 15 [illegible] scholarum der Georgia Augusta für das Sommer-Semester 1874.

Die weygoldtsche Arbeit fördert die Sache so gut wie nicht. Um eine sichere Basis zu gewinnen, kommt es vor Allem darauf an, die Fragmente des Zenon und die directen Hinweise auf seine Lehre möglichst vollständig zu sammeln; hat man sich so einen festen Boden geschaffen, so kann man von diesem aus weiter operieren. Vgl. Wachsmuth S. 4, der ganz das Richtige hierüber sagt. Weygoldt begnügt sich aber damit, die 70 bis 80 allgemein bekannten Citate, wie man sie leicht bei Zeller findet, zu einer nicht übel geschriebenen Darstellung der Lehre des Zenon zu verarbeiten. Die Fragmente selbst, die bei jeder derartigen Forschung geboten werden müssten, finden sich bei ihm nicht, und er giebt sich geflissentlich, wie er selbst sagt, Mühe, die von ihm benutzten Stellen nur den bekannteren Schriftstellern, Cicero, Plutarch, Sextus, Diogenes und Stobaios, zu entnehmen. Warum, sieht man durchaus nicht ein.

Zu Anfang seiner Abhandlung stellt Weygoldt auf Grund der chronologischen Angaben eine dreifache Berechnung über Geburt, Tod und sonstige Lebensdaten Zenon's auf. Bekanntlich hat bei der Unvereinbarkeit der Angaben ein einheitliches Resultat bisher noch nicht erzielt werden können. Weygoldt begünstigt die dritte Berechnung, die sich besonders auf die Angabe des Diogenes VII, 176 stützt, dass Kleanthes dasselbe Alter wie Zenon, nämlich 80 Jahre, erreicht habe. Demnach wäre Zenon 354 geboren, käme nach Athen 332, würde Schüler des Krates 324, gründete seine Schule 304, und stürbe 274. Berücksichtigt man aber, dass diese Lebensdauer des Zenon auf unsicheren Lesarten bei Diogenes beruht, dass derselbe Diogenes VII. 26 berichtet, der Philosoph sei 98 Jahre alt geworden, und Persaios, der unmittelbare Schüler des Zenon, ihn im Alter von 72 Jahren sterben lässt, eine Angabe, die auch durch die Erklärung Weygoldt's S. 5f. noch nicht in ihrer Entstehung nachgewiesen ist, ferner, dass Kleanthes nach anderen Berichten (Luc. Macrob. 19) ein Alter von 99 Jahren erreicht hat, so wird man in dieser Frage zu einer Gewissheit noch nicht kommen können, höchstens die von Weygoldt bevorzugte Berechnung als wahrscheinlich annehmen. Immerhin ist es dankenswerth, der Angelegenheit eine erneute Untersuchung gewidmet zu haben.

Viel gründlicher als Weygoldt greift Wellmann es an, um die zenonischen Bestandtheile aus der Lehre der Stoa herauszuschälen. Schon der Katalog der zenonischen Schriften wird einer

genaueren Besprechung unterworfen und versucht, wenigstens den Inhalt der einzelnen Schriften anzugeben. Das Richtige hat hierüber freilich erst Wachsmuth, um dies sogleich hier zu erwähnen, gesagt, indem er den Katalog der zenonischen Schriften bei Diogenes als das Verzeichniss der wahrscheinlich in der alexandrinischen Bibliothek befindlichen Werke des Stoikers ansieht, und diese nach dem Inhalte, dem ethischen, physischen und logischen geordnet sein lässt. Demnach werden die Werke 1—6 als ethische betrachtet, 7—10 als physische, so dass auch über die Schrift *Περὶ σημείων*, die hierunter fällt, kein Zweifel mehr sein könnte — Prantl und Weygoldt meinen, sie handle von den logischen Zeichen — und 11—13 als logische. Diesen seien dann noch Werke vielleicht aus einer anderen Bibliothek hinzugefügt. Auch einige sehr beherzigenswerthe Aenderungen werden von Wachsmuth in dem Verzeichniss vorgenommen.

Was nun die Behandlung der zenonischen Lehre selbst anlangt, so giebt sich Wellmann Mühe, durch das ihm zu Gebote stehende Quellenmaterial eine feste Basis zu schaffen, indem er die Fragmente des Zenon und die auf ihn zurückgeführten Sätze, wenigstens grössten Theils, in den Anmerkungen giebt. Da aber manches Stoische erst später auf den Gründer der Stoa zurückgeführt sein kann, so stellt Wellmann zur Prüfung der Glaubwürdigkeit folgende zu billigende Gesichtspunkte auf: 1. Wörtliche Citate aus einer bestimmten genannten Schrift des Zenon sind als echt zu betrachten, wenn auch die Glaubwürdigkeit des berichtenden Schriftstellers zweifelhaft sein sollte. 2. Wird der dem Zenon zugeschriebene Satz schon vorher bei einem seiner Lehrer gefunden, und scheint er dem ganzen Charakter des Zenon angemessen, so ist die Echtheit wahrscheinlich. Ist nun so ein sicherer Grund gelegt, so würde sich, meint Wellmann, auch mit grösserer Bestimmtheit feststellen lassen, was etwa von den übrigen stoischen Lehren dem Gründer der Schule zuzuschreiben sei, ohne dass es gerade nominell auf ihn zurückgeführt werde, und hiefür dienen ihm ebenfalls zwei Sätze, mit denen man einverstanden sein kann: 1. Streiten sich die Nachfolger Zenon's über die Erklärung eines wichtigen Satzes, oder wird berichtet, dass spätere Stoiker in einem bestimmten Punkte von dem Stifter der Schule abwichen, so kann man daraus auf ein Stück zenonischer Lehre schliessen. 2. Findet sich ein Dogma bei allen Stoikern, und lässt sich ohne

seine ursprüngliche Existenz die spätere Gestalt des Systems nicht erklären, so gehört es dem Zenon an. Jedoch giebt Wellmann selbst zu, dass man trotz dieses Kanons über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinaus kommen werde, und dass trotz aller Vorsicht bei scharfer Kritik manches von ihm Aufgestellte wieder fallen werde. Auf Grund dieser Sätze, die er mit Umsicht und Besonnenheit anwendet, giebt er nun eine sehr lesenswerthe Darstellung der Lehre Zenon's, aus welcher man zu der festen Ansicht gelangt, dass in Wahrheit doch alle die wesentlichen Lehren des Stoicismus sich schon bei dem Urheber der Schule finden. Dies im Ganzen das Resultat, das man aus der wellmannschen Schrift ziehen kann, durch welches also auch die richtige Würdigung des Zenon gegeben ist. Im Einzelnen weiche ich hie und da von der wellmannschen Ausführung ab, so würde ich z. B. mit Weygoldt S. 35 die Achttheilung der Seele für zenonisch halten, indem ich mich hier weniger auf Tertullian De anima c. 14 verlasse, als auf Nemesios De nat. hom. c. 15, eine Stelle, die Wellmann merkwürdiger Weise gar nicht anführt.

Eine sicherere Grundlage, als seine jetzige, würde Wellmann freilich gehabt haben, um nach mancher Seite hin die Lehre des Meisters festzustellen, wenn er ausser den Fragmenten Zenon's und den Hinweisen auf ihn, die sich in den genaueren Handbüchern der alten Philosophie schon finden, wobei er die Arbeit von Brandis nicht einmal ausgebeutet hat, auch die etwas entlegeneren Quellen für die zenonische Philosophie aufgesucht und benutzt hätte. In dieser Hinsicht ist nun Curt Wachsmuth mit seiner umfangreichen Gelehrsamkeit ergänzend eingetreten, indem er einmal mehreren Schriften bestimmte Fragmente zutheilt, wobei er auch noch auf die *ἐπιστολαί* des Zenon aufmerksam macht, und sodann 15 Fragmente oder Anführungen von zenonischen Dogmen ethischen Inhalts, 35 physischen und 8 logischen Inhalts, die von Wellmann nicht benutzt worden sind, mittheilt, und endlich noch auf eine Zahl von Apophthegmata des Philosophen hinweist. Der künftige Bearbeiter der Lehre Zenon's wird also eine breitere Unterlage haben, und es ist diese Ergänzung von grossem Werth. Natürlich ist auch hiermit noch nicht Alles gethan, da sich hie und da noch Spuren von Zenon finden werden. Ich erinnere nur, um Anderes, da die Ergänzung nicht zu meiner Aufgabe gehört, zu übergehen, an Chalcidius In Tim. Plat. 286 ff., wonach Zenon und Chrysip-

pos zwischen essentia (*οὐσία*) und silva (*ὕλη*) unterschieden. Hiermit hängt aber das *κοινῶς ποιόν* und *ἰδίως ποιόν* der Stoiker zusammen, das also auch auf Zenon zurückzuführen wäre.

Die Lehre des Kleanthes genau zu constatieren, wird von geringerem Interesse sein, da bekanntlich dieser Schüler sehr getreu seinem Meister folgte, und dessen Sätze wahrscheinlich nur weiter ausführte, so dass man beinahe Alles, was dem Kleanthes zu gehören scheint, auch dem Zenon zuschreiben könnte. Natürlich ist es aber für die Geschichte der Stoa von Werth, auch hier das Specifische festzustellen, und es ist darin bisher noch fast nichts gethan. Wachsmuth giebt nun den Katalog der Schriften zunächst an, wie er sich bei Diogenes findet, lässt dieselben in der Reihenfolge des Diogenes wohl mit Recht geordnet sein nach dem *φυσικός*, dem *ἠθικός* und dem *λογικὸς τόπος*, — wobei es mir nur wunderbar erscheint, dass die Bücher *Περὶ τέχνης* und *Περὶ ὁρμῆς* zu den physischen gerechnet werden, während *Περὶ ὁρμῆς* bei Zenon zu den ethischen gehört, — fügt diesem Verzeichniss aus andern Notizen des Diogenes und aus sonstigen Schriftstellern noch 7 weitere Schriften zu, so dass wir im Ganzen dem Kleanthes 56 zugetheilt finden. Sodann führt Wachsmuth dreissig Fragmente des Kleanthes an aus zwölf verschiedenen Schriften des Philosophen, aus denen sie entweder geradezu citiert werden, oder denen man sie doch mit Sicherheit zuschreiben kann, und es ist damit eine ansehnliche Basis für Erforschung der eigenthümlichen Lehre des Kleanthes gewonnen.

Haben wir es bei den besprochenen Arbeiten mit der Dogmengeschichte der Stoiker zu thun, so in der hier zunächst zu beprechenden mit den Versuchen der Stoa, selbst Politik zu treiben, und ihrem Einfluss auf bedeutende politische Persönlichkeiten:

Περὶ Βλοσσίου καὶ Διοφάνους ἔρευναι καὶ εἰκασίαι Μάρκου Ρενιέρη. Ἐν Λειψίᾳ 1873. 204 S. 8. Preis 1 Thlr. 12 Sgr.

Anknüpfend an spärliche Notizen aus dem Alterthum, nach denen der Mitylenäer Diophanes, ein Rhetor, und der Kumäer Blossios, ein stoischer Philosoph, Lehrer und Freunde des älteren Gracchus gewesen sind, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, des Weiteren darzuthun, freilich vielfach ohne sicheren historischen Grund, wie das ganze politische Unternehmen des Tiberius Grac-

chus im Grunde durch die politischen Theorien und Ideale dieser beiden Griechen in's Leben gerufen wurde. Für den Diophanes war nach dem Verfasser die athenische Republik zu ihrer Blüthezeit das Muster eines Staates und Perikles das Ideal eines Politikers. Nun sah er in seinem Schüler Tiberius den römischen Perikles und wollte durch diesen sein Staatsideal in Rom zur Erfüllung bringen. Blossios dagegen wollte den Staat des Zenon, wie ihn dieser in seiner Republik ausführt, realisiert haben, den Staat, der aufgeht in der Kosmopolitie, dem kein anderer Staat gegenübersteht, da er alle Menschen in sich befasst wie eine Heerde, nach einem Gesetze geleitet. Um dies zu ermöglichen, musste zunächst eine einheitliche Herrschaft geschaffen sein; dies war durch Rom geschehen. Nun fehlte nur noch ein grossartig angelegter Herrscher (*μεγαλοφυὴς τύραννος*), erfüllt von dem Bewusstsein, welche Mission die heilige Stadt habe, der dann den Anfang mit dem grossen Werke, der Realisierung des stoischen Staates, mache. Alle Anforderungen, die man an einen solchen stellen musste, schien Tiberius zu erfüllen. Nachdem Blossios in Tiberius, seinem Schüler, die Persönlichkeit, die er suchte, gefunden zu haben glaubte, brachte er ihn zur Ausführung der grossen Pläne, wie es in unserem Buche heisst: *ἐπιχείμενος ἐνῆγε τὸν Τιβέριον εἰς ἔναρξιν τοῦ καλοῦ ἀγῶνος καὶ ἐνεφύσα αὐτῷ τὴν μεγάλην αὐτοῦ ψυχήν.*

Das Werk ist mit viel Geschick, grosser Wärme und Lebendigkeit, auch sehr verständlich geschrieben und zeugt von ziemlich umfangreicher Belesenheit sowohl in der alten Litteratur als auch in den deutschen einschlägigen Werken. Der Verfasser bezeichnet es selbst als »Forschungen und Vermuthungen«, und allerdings überwiegen die letzteren sogar. Es ist gut, dass sich bei der ganzen Darstellung der gracchischen Händel der richtige Standpunkt hie und da angezeigt findet durch Sätze wie: *εἰ μή με ἀπατᾷ ἡ φαντασία* (S. 36) und desgl. In das Gebiet dieser etwas phantasiereichen Vermuthungen gehört auch der Antagonismus zwischen Blossios und Panaitios während ihres Aufenthaltes in Rom, zweier Mitschüler von Athen her, von denen der letztere bekanntlich sich bei Scipio aufhielt, von diesem hoch geschätzt wurde und nach Renieris diesen auch vielfach in seinem Handeln bestimmte; ebenso der stoische Einfluss auf den geistig schwachen

König Attalos. Die wissenschaftliche Kritik hat sich an diesen Gebilden der Einbildungskraft gar nicht zu üben.

Trotzdem ist anzuerkennen, dass der Verfasser, was ich noch nirgends so scharf hervorgehoben gefunden habe, und was uns hier zunächst angeht, nachdrücklich und zwar dabei auf festem Boden stehend, darauf hinweist, welche Bedeutung den Stoikern als sogenannten Gewissensräthen zukommt. Wie die Herrscher der christlichen Monarchieen ihre »directeurs de conscience« hatten, so in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt die Könige an ihrem Hofe einen stoischen Berather. Die Stoiker werden nicht ganz mit Unrecht in dieser Beziehung mit den Jesuiten verglichen, indem sie es im Alterthume namentlich sind, die eine Casuistik aufstellen, indem sie die Schlüssel der Gewissen haben und sich auch gern als Erzieher verwenden lassen. Damit hängt, wie der Verfasser gut darlegt, der gewaltige Einfluss zusammen, den sie auf die Politik der Herrscher ausüben oder wenigstens auszuüben suchen. Zenon selbst wird schon von Antigonos gerufen, wie es in dem vielleicht unechten, aber doch wohl aus dem Sinne des Königs geschriebenen Briefe an den Philosophen heisst: *οὐχ ἑνὸς ἐμοῦ παιδευτὴς ἔσῃ, πάντων δὲ Μακεδόνων συλλήβδην* (Diog. VII, 7). Und da Zenon selbst seines vorgerückten Alters wegen auf den Vorschlag des Königs nicht eingeht, schickt er wenigstens seinen Schüler Persaios, der sich bekanntlich die höchste Gunst des makedonischen Herrschers zu erobern wusste, so dass ihn dieser sogar zum Phrurarchen von Akrokorinth machte. Bei Kleomenes in Sparta stand in grösstem Ansehen ein anderer Schüler des Zenon, Sphairos, und Renieris macht es ziemlich glaubhaft, dass dieser auf die politischen Maassregeln des unglücklichen Königs nicht unbedeutenden Einfluss geübt habe. In dem plutarchischen Lykurgos sieht der Verfasser mit Oncken »die Staatslehre des Aristoteles« den spartanischen Gesetzgeber, wie er sich im Geiste des stoischen Politikers gebildet hatte. Blossios selbst geht, als er aus Rom nach des Tiberius Tode geflüchtet war, nach Kleinasien zu dem Aristonikos, und auch auf dessen politische Unternehmungen soll er nach dem Verfasser entscheidend eingewirkt haben, bis er nach dem unglücklichen Ausgange dieses Usurpators in stoischer Weise aus dem Leben schied, und es ist dieser Einfluss auf Aristonikos nicht unwahrscheinlich, da derselbe einen Staat in's Leben zu rufen suchte, in welchem er

den Sclaven die Freiheit gab und ein allgemein menschliches Recht zur Geltung bringen wollte. Dass die von Aristonikos neu gegründete oder erst zu gründende Stadt Heliopolis genannt wurde, weil nach Kleanthes die Sonne das *ἡγεμονικόν* der Welt war, scheint mir etwas weit gesucht und die Deutung Mommsen's, Röm. Gesch. II, 51, wahrscheinlicher. — Die äussere Bedeutung der Stoa ist von dem griechischen Verfasser in das richtige Licht gestellt, und es ist so von ihm auch ein brauchbarer Beitrag zur Geschichte dieser Schule geliefert worden.

Mit dem Philosophen Seneca haben sich verschiedene Forscher beschäftigt, sowohl mit seiner Lehre, als auch mit seiner Sprache. Zunächst erwähne ich:

Seneca's Theologie in ihrem Verhältniss zum Stoicismus und zum Christenthum. Inaugural-Dissertation von Rudolf Burgmann. Berlin 1872. 63 S. 8. Preis 12 Sgr.

Der Verfasser dieser Abhandlung geht davon aus, dass Seneca wesentlich Moralphilosoph sei, dass aber, um eine sichere Basis für Beurtheilung seiner Moral zu gewinnen, es nöthig wäre, uns erst Klarheit über das Wesen des Gottesbegriffs bei dem Philosophen zu verschaffen. Nach Burgmann's Ansicht hängt nun Seneca allerdings vielfach als Stoiker in der Gotteslehre von seiner Schule ab, aber er soll doch wesentlich, wenn auch nicht mit voller Sicherheit, über dieselbe hinausgegangen sein und sich dem Christenthume genähert haben. Zuerst soll Gott nach Seneca ein immaterielles Sein zukommen (S. 16), und dies geht dem Verfasser besonders aus Nat. quaest. I Prol. 14 hervor: In illo (Deo) nulla pars extra animum est, totus est ratio. Allein, worin hier das Immaterielle liegen soll, kann ich nicht einsehen; doch nicht in animus, der, gleich *πνεῦμα*, durchaus materiell ist, doch nicht in ratio, welche nach Seneca das Wirkende im Gegensatz zu der gröberen Materie als dem Leidenden ist! Seneca selbst sagt aber Ep. 117, 2: Quicquid facit corpus est, also die ratio ist durchaus körperlich, d. h. materiell bei ihm gedacht. Die Persönlichkeit findet Burgmann ebenfalls deutlich bei Seneca gelehrt. Er glaubt dieselbe ausgesprochen in den Bezeichnungen Gottes als rector, conditor omnium, als arbiter universi, artifex, auctor, formator, custos mundi. Allein bekanntlich legten die alten Stoiker schon auf die *πρόνοια* in der Welt besonderes Gewicht, die wir moder-

nen Menschen uns nur als Attribut einer Person denken können, und wenn man den Hymnus des Kleanthes liest, in welchem wenigstens ein deutlicher Theismus zu Tage tritt, bekommt man die Ueberzeugung, dass Seneca nach dieser Seite über die alte Stoa nicht hinausgegangen ist. Uebrigens wird weder dem Kleanthes noch dem Seneca der Begriff der Persönlichkeit, ebensowenig wie dem ganzen Alterthume aufgegangen sein. Es ist eine ganz gegenstandslose Streitfrage, ob sich die alten Philosophen ihren Gott, ob sich Philon seinen Logos als Person gedacht.

Dasselbe was ich über diese beiden, von dem Verfasser dem Gott Seneca's beigelegten Prädicate hier ausführlicher gesagt habe, lässt sich auch von allen sonstigen Annäherungen des Philosophen an die christliche Gotteslehre, welche der Verfasser annimmt, darthun. Auch wenn er dem Seneca ein tieferes Gefühl für das allgemeine Schuldbewusstsein zuschreibt als irgend einem anderen heidnischen Denker, möchte ich diese Annahme bezweifeln. Schon Chrysippos sagt bei Euseb. Praep. ev. VI, 8. 264, b: dass alle Menschen rasen, ausser dem einen oder den zwei Weisen, die es gegeben habe, und dass alles Gute, was die Menschen wirken, nicht ohne die Gottheit geschehe, lehrt Kleanthes in seinem Hymnus. Weitaus das Meiste, was der Verfasser als dem Seneca specifisch gehörend ansieht, findet sich schon bei der alten Stoa, nur sind die sogenannten moralischen Eigenschaften Gottes bei Seneca seiner ganzen Richtung gemäss mehr in den Vordergrund gestellt, und das rhetorische Pathos waltet bei ihm vor. Wenn Seneca etwas bringt, was die ältere Stoa nicht hat, sind es Annäherungen an die platonische Philosophie oder die anderer Schulen, wie Seneca ja überhaupt bekanntlich nicht strenger Stoiker war, sondern von den übrigen Philosophen, sogar von Epikur, so viel in seine Lehre aufnahm, dass ihn Gassendi noch für einen Epikureer ansehen konnte. Das Richtige sagt der Verfasser, wenn er meint, es sei ein Schwanken bei Seneca zu bemerken zwischen Natur und Gott, zwischen Theismus und Pantheismus, aber eben dieses Schwanken gehört nicht ihm allein unter den Stoikern an, und ebensowenig ist mit diesem Nachweis ein neues Resultat gewonnen.

Viel seltener als die Philosophie des Seneca haben die naturwissenschaftlichen Ansichten dieses Philosophen eine Darstellung

und Prüfung erfahren. Dieser Aufgabe unterzieht sich wenigstens zum Theil folgendes Programm:

Die geologischen Anschauungen des Philosophen Seneca, zusammengestellt von Dr. phil. A. Nehring, Ord. Lehrer am herzoglichen Gymnasium zu Wolfenbüttel. — Separatabdruck aus dem Programm des herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel. Ostern 1873. Wolfenbüttel E. Th. Bindseil Nachfolger. 40 S. 4. Preis 12 Sgr.

Im allgemeinen war das Alterthum auf den Gebieten der Astronomie, der Geographie und Geologie keineswegs so sehr zurück, wie man oft geneigt ist anzunehmen. Nur gingen viele von den wissenschaftlichen Resultaten, die schon früh gewonnen waren, wieder verloren. Der Verfasser vorliegender Abhandlung weiss die Verdienste der Alten auch auf diesen Gebieten zu würdigen. Von der Geologie hebt er zunächst hervor, dass die Alten sich nur mit dem dynamischen Theile dieser Wissenschaft, »welcher die Bildung und Veränderung der Erde, sowie die dabei wirksamen Kräfte in's Auge fasst«, beschäftigen, nicht aber mit der petrographischen und historischen Geologie, dass sie auch auf dem Gebiete der Paläontologie richtigere Ansichten hatten, als das ganze Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der neueren Zeit. Zur speciellen Aufgabe hat er es sich gemacht, die Ansichten der Alten über die vulcanischen Erscheinungen und vor der Hand auch nur die über die Erdbeben im Anschluss an Seneca darzustellen, und er zieht diesen dem Plinius vor, weil bei dem Philosophen die in Rede stehenden Fragen vollständiger und methodischer behandelt sind als bei dem eigentlichen Naturforscher.

Nehring stellt nun nach einander die Vorboten der Erdbeben, die Haupterscheinungen und Wirkungen derselben, die Eintheilung der Erdbeben, ihre Verbreitung nach Raum und Zeit, und endlich ihre Ursachen nach Seneca dar, und es ist merkwürdig zu sehen, wie wenig Neues und Sicheres die heutige Wissenschaft zu dem von Seneca Vorgebrachten hinzufügen kann. Was z. B. die Eintheilung anlangt, so nimmt Seneca, dem Poseidonios folgend, zwei Arten von Erdbeben an, die succussiones und die inclinationes (*βράσται* und *ἐπικλίνται* der Griechen), dieselben beiden Hauptarten, welche noch heutigen Tages von den Geologen unterschieden werden, (indem nur die inclinatorischen undulatorische genannt wer-

den), und bei der Ausführung der Ursachen bestätigt sich das, was A. v. Humboldt in seinem Kosmos sagt, dass in Seneca (Natur. quaest. VI. 4—31) ziemlich vollständig der Keim von Allem liege, was man bis zur neuesten Zeit über die Ursachen der Erdbeben beobachtet und gefabelt habe. Der Philosoph hält die meisten und gefährlichsten Erderschütterungen für vulcanischen Ursprungs, d. h. er sieht als ihre Ursache die Kraft gespannter Dämpfe und Gase an, die sich in grossen unterirdischen Hohlräumen entwickeln. Sind dies die inclinatorischen, so führt er die succussorischen auf Einstürze zurück, nimmt also die beiden Gründe an, die heutigen Tages wieder für die wahrscheinlichsten gelten. Während Aristoteles nun der Ansicht war, dass die Winde erst von aussen in das Erdinnere drängen, ist Seneca auf dem richtigen Wege, indem er die Dämpfe in den Hohlräumen selbst entstehen lässt. Der Verfasser hat so Seneca in das richtige Licht von dieser naturwissenschaftlichen Seite her gestellt und sich ein entschiedenes Verdienst um ihn erworben. Zu bedauern ist es, dass er nicht auf Aristoteles und Strabon, auf die pseudoaristotelische und bekanntlich stoisierende Schrift *Περὶ κόσμου*, sowie auf Poseidonios, von dem der auf diesem Gebiete nicht sehr selbständige Seneca entschieden viel genommen, hat eingehen können.

Mit der Sprache des Philosophen Seneca beschäftigt sich

A. Hoppe, Director des Gymnasiums zu Lauban: Ueber die Sprache des Philosophen Seneca, ein Beitrag zur historischen Syntax der lateinischen Sprache. In dem Osterprogramm des Gymnasiums zu Lauban 1873. 21 S. 4. Preis 12 Sgr.

Sind auch für eine historische Syntax der lateinischen Sprache bedeutende Vorarbeiten schon gemacht, so finden sich doch auf diesem Gebiete der Forschung noch manche Lücken. Auch Dräger's »Gebrauch der Redetheile«, so dankenswerth die Arbeit ist, bedarf nach vielen Seiten einer Ergänzung und Berichtigung. So ist zwar Seneca von Dräger vielfach berücksichtigt, aber wie man schon aus vorliegender Abhandlung sieht, ist doch noch Verschiedenes nachzuholen. Weitaus der grösste Theil vorliegender Arbeit, deren Fortsetzung der Verfasser ankündigt, beschäftigt sich freilich nicht mit der Syntax, sondern mit der Neubildung von Worten bei Seneca. Es werden die Substantiva und Adjectiva, besonders die substantivierten Adjectiva und Participia

aufgeführt, die Seneca gebraucht, ohne dass sie sich bei Cicero finden, dann auch solche, die schon vor Cicero nachweisbar sind. Wiewohl der Verfasser auf diesem Gebiete nicht überall Vollständigkeit beansprucht, so ergiebt sich ihm aus der fleissigen Zusammenstellung doch Folgendes: Die Anzahl von Worten, die wir bei Seneca allein oder bei ihm zum ersten Male finden, ist keine grosse, aber natürlich sind auch diese nicht mit Sicherheit dem Philosophen als ihrem Schöpfer zuzuschreiben. Hieraus und aus gelegentlichen Aeusserungen ersieht man, dass Seneca ein Feind alles Neuen und Auffallenden war. Wo er ein neugebildetes Wort braucht, fügt er öfter zur Entschuldigung »ut ita dicam«, hinzu, so bei superficarius (Ep. 88, 28), bei grandiscapius (Ep. 86, 21) und bei enuntiativum (Ep. 117, 13). Wo er aber die Sprache der Classiker verlässt, da folgt er nur dem Gebrauche seiner Zeit.

Was die Ergänzung des drägerschen Werkes betrifft, so behandelt Hoppe vor der Hand nur den Gebrauch des Substantiv's und von den Adjectivis die Steigerungsformen. Bei dem Substantiv geht er namentlich auf den Plural von Abstractis ein, wobei er nachweist, dass Dräger schon sehr viele Abstracta, die bei Cicero im Plural vorkommen, übergangen hat, und dann 241 aufführt, die bei Seneca sich so gebraucht finden, von denen 85 bei Dräger entweder gar nicht, oder an einer unrichtigen Stelle angeführt sind.

Eine andere Seite von Seneca's Sprachgebrauch erörtert die folgende Abhandlung:

Carolus Naegler, De particularum usu apud Lucium Annaeum Senecam philosophum. Pars I. De particulis concessivis et interrogativis. Dissertatio inauguralis. Halis Saxonum 1873. 38 S. 8. Preis 12 Sgr.

Es lässt sich nicht läugnen, dass gerade die Anwendung der Partikeln für die historische Grammatik von grosser Bedeutung ist, und hierfür liefert der Verfasser einen dankenswerthen und brauchbaren Beitrag, der freilich in nichts Anderem besteht als in Aufzählung der Stellen, in denen die Partikeln vorkommen. Aber gerade solche mechanische Arbeiten müssen ja das Material bilden für den historischen Bau, der aufgeführt werden soll. Natürlich kann diese Aufzählung bei den gewöhnlichsten Partikeln nicht vollständig sein. — Aus den Untersuchungen des Verfassers

ersehen wir unter Anderem, dass tametsi, quamlibet ganz bei Seneca fehlen, dass etsi aber, von dem Haase in seiner Ausgabe Praef. ad vol. III, S. XIV meint: haud scio an recte observaverim nunquam apud Senecam legi, sich doch an einigen Stellen findet; dass quare, welches nach Madvig's Behauptung (Lat. Gramm. § 492 b, Anmerk. 2) nicht in der directen Frage vorkommt, von Seneca oft in dieser Frageform gebraucht wird. Ausserordentlich häufig und in mannigfacher Weise verwendet der Philosoph die Partikel an, und Naegler führt des Weiteren alle die besonderen Redeweisen auf, in denen sie sich findet.

Für die kritische Bearbeitung des Seneca ist auch Einiges geschehen, und ich erwähne hier zuerst eine Abhandlung in den Commentationes in honorem Francisci Buecheleri, Hermanni Useneri editae a societate philologa Bonnensi. Bonnae apud Ad. Marcum 1873. Preis 25 Sgr., nämlich:

Observationes criticae ad L. Annaei Senecae opera minora, scripsit Fridericus Schultess.

Wir finden hier eine Anzahl Bemerkungen und Verbesserungen, die zum grossen Theil beherzigenswerth sind. Ich muss als besonders glückliche Emendation bezeichnen: De brevit. vitae 8, 5 und 9, 1, wo Schultess für potestne quisquam (Haase: quicquam * *) sensus hominum eorum dico vorschlägt: eorum dici; ferner Dial. I, 4, 1, wo er für prospera re * * sed bei Haase lesen will: Prosperae res et, was einen sehr guten Sinn giebt. Ebenso ist zu billigen, wenn er De tranq. an. 9, 6 die Worte honestius inquis, hoc te * inpensae quam in Corinthia pictasque tabulas effuderint ändert in: Hon. inq. huc se inp. etc. Auch muss ich die Emendation Ep. 103, 4 acceptieren, wo er für die Worte: non te ne noceant corrigiert: Non teneo ne noceant.

Hierher gehört ferner:

L. Friedländeri Conjectanea in Senecae Saturam Menippeam in dem index lectionum der Königsberger Universität für den Winter 1873—1874. 2 S. 4. Preis 12 Sgr.

Es finden sich in dieser kurzen Abhandlung einige kritische und erklärende Bemerkungen, unter denen hervorzuheben ist die Conjectur c. 8 S. 223, 28 (Bücheler), wo Friedländer vorschlägt für »quare« inquit »quaero enim, sororem suam?« zu lesen »jure«

inquit etc., und die Erklärung des mulio perpetuarius in C. 6 S. 222, 19, den er gewiss richtig ansieht, entgegen der büchelerschen Meinung als den, »qui peregrinatores eodem vehiculo, eisdem iumentis quocunque vellent deportaret, etiam in locos remotissimos«.

Sogleich im Anschluss an die stoische Philosophie sei es mir gestattet eine Abhandlung über den *Πίναξ* des Kebes zu besprechen, der ja bekanntlich der Stoa nicht so ferne steht. Sie findet sich in dem Oster-Programm 1873 des Gymnasiums zu Neu-Stettin:

Die Zeit des *ΠΙΝΑΞ ΚΕΒΗΤΟΣ*. Aus den Papieren des verstorbenen Oberlehrers Drosihn vom Prorector Dietlein. 15 S. 4. Preis 12 Sgr.

Zwar haben noch in neuerer Zeit Schweighäuser und auch Baehr in der Real-Encyklopädie von Pauly die Ansicht vertreten, die in Rede stehende Schrift stamme von dem Sokratiker Kebes her. Allein erwägt man nur, dass die Peripatetiker darin erwähnt werden, dass der Verfasser die platonischen Gesetze kennt, so ist es nicht möglich, diese Meinung aufrecht zu erhalten. In vorliegender Abhandlung werden nun die äusseren Zeugnisse, in denen von Kebes, und namentlich von einem Kebes als dem Verfasser des *Πίναξ*, die Rede ist, aufgezählt, wird der Inhalt des Schriftchens angegeben und die allegorische Einkleidung besprochen. Schliesslich kommt sie zu dem Resultat, welches auch schon von Anderen angenommen worden ist, dass es das Product eines späteren Kynikers, resp. Stoikers sei. Stoisches findet sich allerdings darin Mancherlei, doch nicht mit der Bestimmtheit, dass man geradezu auf einen Stoiker als Verfasser schliessen müsste, besonders wenn man den Eklekticismus der späteren Zeiten berücksichtigt. Dass man den Kyniker resp. Stoiker Kebes aus Kyzikos, den Athenaios IV, 45 als einen Zeitgenossen der Deipnosophisten erwähnt, für den Verfasser anzusehen habe, weist Drosihn deshalb mit Recht zurück, weil bereits um diese Zeit, nämlich in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts, allgemein der *Πίναξ* dem Sokratiker Kebes beigelegt wurde. Vgl. Luc. De merc. cond. 42; Rhet. praec. 6. Es ergiebt sich so als das Wahrscheinliche, dass ein anonymer Verfasser im Interesse seiner Lehre die Schrift dem Sokratiker Kebes untergeschoben hat, und dass sie mindestens

in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts zurückzuverlegen sei. Ein bestimmtes Resultat über die Zeit der Abfassung hat Drosihn auf Grund des lexicalischen Bestandes zu erzielen versucht. Dieser Theil seiner Abhandlung hat sich aber unter seinen Papieren nicht in druckfertigem Zustand vorgefunden, und ist die Herausgabe desselben wenigstens bis jetzt noch nicht erfolgt.

Von den Arbeiten, die sich sonst mit der nacharistotelischen Philosophie beschäftigen, ist weitaus die bedeutendste:

Celsus' Wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum vom Jahre 178 n. Chr. Wiederhergestellt, aus dem Griechischen übersetzt, untersucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen von Dr. Theodor Keim, ordentlichem Professor der Theologie. Zürich 1873. XV, 293 S. 8. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Aus den Fragmenten des Kelsos, die wir bei Origenes in der Schrift *Κατὰ Κέλσου* finden, steht schon seit geraumer Zeit fest, dass dieser Gegner des Christenthums zu den kenntnissreichsten, urtheilsfähigsten und aufgeklärtesten Männern seiner Zeit gehörte, der auch in der Sorgfalt und dem Ernste der Forschung, ferner in der dialektischen Gewandtheit seines Gleichen sucht. Er ist also dieser seiner Vorzüge wegen zu den hervorragendsten Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts zu zählen. Dann ist aber seine Schrift, wie man neuerdings mehr und mehr eingesehen hat, auch deshalb von bedeutendem Werth und muss auch weiteren Kreisen, nicht nur dem Liebhaber des Alterthums, hohes Interesse einflössen, weil wir in ihr schon alles das breiter oder kürzer an- und ausgeführt finden, was bis auf die neueste Zeiten herab die Gegner des Christenthums von den verschiedensten Standpunkten aus und in der wechselndsten Form vorgebracht haben, sogar die Visionstheorie Renans und Anderer. Die Schrift ist ein wahres Arsenal von Waffen der mannigfaltigsten Art zum Angriff gegen die christliche Religion.

Der Versuch einer Wiederherstellung des Werkes zu einem zusammenhängenden Ganzen war bisher merkwürdiger Weise noch nicht gemacht worden, und es gebührt Keim grosser Dank dafür, dass er sich dieser Aufgabe mit Hingebung, Sachkenntniss und besonnenem Urtheil unterzogen hat. Was zunächst die Herstellbarkeit selbst anlangt, so weist Keim überzeugend nach, dass, was

von der Schrift überhaupt fehlt, nur kleine Defecte sind, da Origenes der Reihe nach das von Kelsos Vorgebrachte widerlegt hat. Einzelne Stellen sind allerdings aus dem Zusammenhange herausgerissen, nach den Andeutungen des Origenes sind aber dieselben ziemlich sicher an ihrer ursprünglichen Stelle einzufügen, und der Anfang der Schrift ist nur in aphoristischer Form erhalten. Etwas Wesentliches wird aber entschieden nicht vermisst. Keim hat sich nun auf die nothwendigen Ergänzungen des Textes mit richtigem Takte beschränkt, und es bestehen seine eigenen Einsätze meist nur in Verbindungen mit dem Vorhergehenden, sind übrigens in den Noten ausdrücklich als solche angegeben.

Die Uebersetzung selbst, die übrigens noch mit werthvollen erläuternden Anmerkungen versehen ist, schliesst sich möglichst genau an das Original an, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von der mosheimschen Uebersetzung der Bücher des Origenes gegen den Kelsos. Sie hat deshalb die Mängel und Vorzüge einer wörtlichen Uebertragung, ist aber für den Uebersetzer, da er das griechische Original nicht zugleich giebt, bei seinem Zwecke das Richtige gewesen. Was das Einzelne anlangt, so würde ich im Ausdruck häufig anders gegriffen haben, namentlich undeutsche Worte und Wendungen, die öfter vorkommen, vermieden haben. Doch ist hier nicht der Ort, darüber zu rechten.

Ein grosses Verdienst hat sich ferner Keim durch die genaue Inhaltsangabe und Gliederung des Buches erworben, die er theils in der Uebersetzung selbst, theils in eigenen Capiteln giebt. Gegenüber den früheren missglückten Versuchen, das Werk des Kelsos in zwei oder in acht Bücher, letzteres nach den acht Büchern des Origenes, zu theilen, betont er, dass Origenes immer nur von einem Buche des Kelsos redet, und zwar theilt Keim diesen *ἀληθὴς λόγος* in das Vorwort und vier Theile. Der erste Theil hat die »geschichtliche Widerlegung des Christenthums vom Standpunkte des Judenthums« zur Aufgabe, der zweite »die principielle Widerlegung vom Standpunkte der Philosophie«, der dritte »die Widerlegung der Einzellehre vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie«, und der vierte soll ein Bekehrungsversuch sein. Es liegt in dieser so formulierten Inhaltsangabe schon, dass nach Keim Kelsos in seiner »wahren Rede« über die Christen nicht einen heftigen und vernichtenden Angriff auf dieselben machen, sondern dass er eine unparteiische Untersuchung des Thatbestan-

des geben wollte. Sein Zweck soll nicht sowohl ein polemischer als ein irenischer sein; er will den Christen angeben, wie sie auf dem Wege der Mässigung und des Nachlassens in ihren Grundsätzen auch noch Duldung im römischen Reiche erlangen könnten. Die Christen sollen also geradezu bekehrt werden. Gegen diese Ansicht Keim's spricht allerdings die schneidende Kälte, die Verachtung und der Hohn, der sich in der Schrift häufig zeigt, aber dafür der Umstand, dass Kelsos noch eine zweite Schrift schrieb, oder schreiben wollte, deren Zweck war, den Weg für diejenigen, die ihm folgten, anzugeben, und auch die Absicht des letzten Theiles unseres *ἀληθὴς λόγος*, die Keim zuerst klar dargelegt hat, ist dieser irenischen Tendenz des Ganzen günstig, so dass man sich für sie entscheiden kann.

Was den philosophischen Standpunkt des Kelsos anlangt, so ist derselbe in neuerer Zeit mehr und mehr als der platonische anerkannt, und auch Keim befestigt mit vollem Recht diese Ansicht dadurch, dass er die platonischen Grundanschauungen des Philosophen ausführlicher darthut, so dass der Platonismus des Kelsos jetzt als ausgemacht gelten kann, und namentlich der Epikureismus, welchen ihm Origenes, freilich auch nur nach eigener Vermuthung, zuschreibt, auf alle Zeiten beseitigt ist. Keim macht auch darauf aufmerksam, dass, wie überhaupt der Platonismus dieser ganzen späteren Zeit, so auch der des Kelsos, einen stark synkretistischen Character trug; nur hätte die Hinneigung zur Stoa, die bei den damaligen Platonikern beinahe allgemein hervortrat, auch bei Kelsos noch mehr betont werden sollen, als dies Keim thut. (S. 211, namentlich Anm., wo er den bei Kelsos sich zeigenden Naturalismus auf stoische Einflüsse zurückführt.) Wenn der Philosoph sagt Orig. V, 14: *Σάρκα αἰώνιον — ἀποφῆναι παρὰ λόγον οὔτε βουλήσεται ὁ θεὸς οὔτε δυνήσεται. Αὐτὸς γάρ ἐστιν ὁ πάντων τῶν ὄντων λόγος· οὐδὲν οὖν οἷόςτε παρὰ λόγον, οὐδὲ παρ' ἑαυτὸν ἐργάσασθαι*, so ist das nicht mehr platonisch, sondern rein stoisch, ebenso wenn er regelmässig auf einander folgende Weltperioden annimmt, z. B. Orig. IV, 68, wenn er ferner sagt, ebend. IV, 69: *ἕκαστα τοῦ ὅλου σωτηρίας εἵνεκα γίνεταί τε καὶ ἀπόλλυται.* So lassen sich noch mancherlei Anklänge an die stoische Lehre, speciell auch an den stoischen Pantheismus, bei Kelsos finden.

Ueber die Persönlichkeit des Verfassers gehen bekanntlich

noch die Meinungen der Forscher auseinander, insofern als die Einen den Verfasser des ἀληθὴς λόγος für identisch ansehen mit dem Freund des Lucian, auch Kelsos genannt, für den dieser sein Buch über den Alexander von Abonoteichos schreibt, und dies würde sich am besten mit der Ansicht des Origenes vereinigen lassen, während die Anderen, zu denen auch Baur und Zeller gehören, diese beiden Männer auseinander halten. Wieder Andere wagen überhaupt keine Entscheidung zu treffen. Das Hauptargument gegen die Identität wird daraus genommen, dass Lucian seinen Freund als Epikureer behandelt, während doch aus der Schrift unseres Kelsos deutlich hervorgeht, dass er Akademiker ist. Keim tritt nun entschieden für die Einheit auf, und zwar entkräftet er zunächst diesen erwähnten Einwand, indem er nachweist, wie Lucian in seiner Schrift den Kelsos zwar seinen besten Freund, doch nie direct einen Epikureer nennt, dass Kelsos daher als solcher aus der ihm dedicierten Schrift nicht erwiesen wird. Ferner zeigt Keim, wie die beiden Kelsos in vielen Punkten gerade grosse Aehnlichkeit oder volle Gleichheit mit einander haben. So passt die Charakterschilderung des Kelsos bei Lucian (Alex. 61) auf den Kelsos des Origenes, wobei ich nur an der γαλήνη βίου, wenn diese auch dem Kelsos des Origenes zugeschrieben werden soll, Anstoss nehmen möchte; ferner haben es alle beide mit der Widerlegung von Goëten zu thun. Der Kelsos des Lucian ist dessen Freund, aber auch der des Origenes berührt sich mit Lucian vielfach in Geistesart und Lebenszweck, und endlich leben die beiden zu derselben Zeit und theilweise sogar an demselben Orte. Durch alle diese Punkte wird es, wenn noch nicht ganz gewiss, so doch höchst wahrscheinlich gemacht, dass die zwei in eine Person zusammen fallen.

Auch in Betreff der Abfassungszeit stellt der Verfasser speciellere Untersuchungen an, und kommt namentlich durch genaue Erwägung der Anzeichen auf politisch-römischem und auf christlichem Gebiete zu dem annehmbaren Resultate, dass die Schrift im Jahre 178 nach Christus verfasst worden ist. Ueber den Ort der Abfassung wagt er nicht Bestimmtes auszusagen; doch hält er es für höchst wahrscheinlich, dass nicht Alexandrien, worauf Andere schlossen, sondern Rom als solcher zu betrachten ist.

Man sieht, Keim hat gründliche, zum Theil abschliessende Untersuchungen über Kelsos angestellt. Der Werth des Buches

wird dadurch noch erhöht, dass in ihm die ziemlich gleichzeitigen Urtheile über das Christenthum von Lucian in seinem Peregrinos und die Einwendungen des Caecilius gegen das Christenthum aus dem Octavius des Minucius Felix zur Vergleichung herangezogen worden sind, wobei es sich auch als höchst wahrscheinlich ergiebt, dass Minucius den Kelsos schon ziemlich stark benutzt hat.

Mit dem letzten der antiken Philosophen und zugleich mit dessen Einfluss auf den grössten italienischen Dichter beschäftigt sich die Abhandlung:

Boetius und Dante von Dr. Gust. Ad. Ludw. Baur. Leipzig 1873. Alex. Edelmann. 44 S. 4. Preis 12 Sgr.,

in der Festschrift zum Rectoratswechsel an der Universität Leipzig. Der Verfasser, der sich früher schon um Boëtius verdient gemacht hat, führt die politische Stellung und die damit zusammenhängenden Schicksale der zwei auf dem Titel genannten Männer uns vor und zeigt, dass sich bei beiden in diesem äusseren Lebensgange schon viel Aehnliches findet. Erfahren wir dabei über Boëtius nicht gerade viel Neues, so ist das kurz entworfene Lebensbild doch sehr lesenswerth, besonders auch die Art, wie der Verfasser den Gesinnungswechsel des Theodorich gegen Ende von dessen Leben erklärt. In die Alterthumswissenschaft als solche gehört nun freilich nicht der Zusammenhang, in welchem Dante mit Boëtius steht, aber dennoch ist es von Bedeutung für die Würdigung des ganzen Alterthums und besonders seiner philosophischen Anschauungen, zu sehen, wie Dante in dem Suchen nach einem inneren Halte, in den Bedrängnissen seines äusseren Lebens sich häufig an Boëtius wandte, und sowohl in seinem Convito als in seiner Commedia deutliche Spuren der Beschäftigung mit diesem Philosophen sehen lässt, in beiden nach verschiedener Seite. Sogar der ganze Gang der Commedia ist schon in der Consolatio vorgezeichnet, indem an die Stelle der Philosophia die Beatrice tritt. Und dass diese Parallelisierung keine willkürliche ist, bezeugt Dante selbst in seinem Dedicationsbrief zum Paradiso (Baur S. 37). Im Einzelnen weist dann Baur die Stellen auf, in denen sich Anklänge an die Consolatio bemerklich machen.

Sehen wir hier die Einwirkungen der schon absterbenden heidnischen Philosophie — denn auf Boetius' Consolatio hat das

Christenthum nachweisbaren Einfluss nicht gehabt — auf einen der grössten christlichen Geister, so wird uns die Bedeutung der griechischen Philosophen, besonders des maestro di color che sanno, des Aristoteles, für das gelehrte Studium der Araber deutlich vor die Augen gestellt in:

Die griechischen Philosophen in der Arabischen Ueberlieferung von August Müller. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1873. 59 S. 8. Preis 15 Sgr.

Wir finden in dieser kleinen Schrift die Uebersetzung der die griechischen Philosophen betreffenden Artikel aus dem ungefähr um das Jahr 1000 nach Christus von Mohammed ibn Ishaq verfassten Fihrist. Dieser Uebersetzung sind in den Anmerkungen noch eine Reihe anderer Angaben über griechische Philosophen aus sonstigen arabischen Schriftstellern hinzugefügt. Auch hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, diese Notizen, die sich namentlich auf die Werke der verschiedenen Philosophen und ihre Uebertragungen in das Arabische beziehen, durch Benutzung der griechischen Litteratur in ihrer häufigen Dunkelheit möglichst zu erhellen. Er giebt freilich selbst zu, dass ein Gewinn für die Kenntniss der Geschichte der griechischen Philosophie aus diesem Material kaum zu ziehen ist; denn das Neue, das wir etwa darin finden, ist von sehr zweifelhaftem Werthe, z. B. wenn uns die Araber bei Platon ausser den bekannten Schriften noch nennen ein Buch der Analogieen, eins über Empfindung und Lust, eins über Substanz und Accidens u. dgl. Doch ist es auch immerhin für den classischen Philologen von Interesse, zu sehen, wie sich die Griechen bei den Arabern spiegeln, und wenn auch nichts für die Kenntniss der Ersteren daraus gewonnen wird, so doch ein gewichtiges Zeugniss für die Bedeutung des griechischen Geistes in seinen Nachwirkungen auf ferne Jahrhunderte und auf ursprünglich anders angelegte Nationen.

Ein einzelner Begriff, der wenigstens eng mit der philosophischen Ethik des Alterthums zusammenhängt, ist behandelt in:

Leopoldi Schmidtii commentatio de εἴρωνος notione apud Aristonem et Theophrastum. 12 S. 4. Preis 12 Sgr.,

welche dem Verzeichniss der Vorlesungen für das Sommersemester 1873 an der Universität Marburg vorausgeschickt ist. Bei Aristo-

teles wird die εἰρωνεία erklärt durch προσποίησις ἐπὶ τὸ ἔλαττον und als das Zuwenig dem Zuviel der ἀλαζονεία gegenübergestellt. Die richtige Mitte bildet dann die ἀλήθεια, Eth. Nic. 1108, a, 19. Aristoteles meint nun, die, welche mässig die εἰρωνεία verwendeten, seien noch χαριέστεροι τὰ ἤθη, also ist der εἴρων noch nicht durchaus tadelnswerth. In der Charakteristik des εἴρων stimmt Ariston, der Peripatetiker, dessen Ansicht wir aus Philodemos (De vitiis lib. X, 33, 34) kennen, mit dem Aristoteles überein, nur dass bei Ariston der mit in Frage stehender Eigenschaft bei Sokrates verbundene feine Witz und die schelmisch anerkennende Behandlung der Anderen besonders hervorgehoben sind, während wir bei Theophrastos (Charact. c. 1) eine andere Schilderung des εἴρων finden, die darauf hinausläuft, dass der εἴρων sein Haben und Können verläugnet, um sich keine Unbequemlichkeiten und Nachtheile im Umgange mit Menschen zuzuziehen, also durchaus kein Lob mehr verdient. In Folge dessen nahm man nach Casaubonus überhaupt zwei verschiedene Bedeutungen des εἴρων an, bis Petersen in seiner Ausgabe des Theophrastos die Ansicht vertrat, es sei kein Unterschied zwischen dem εἴρων des Aristoteles und Ariston und dem des Theophrastos. Gegen diese Nichtanerkennung des Unterschiedes wendet sich nun Schmidt mit vollem Recht und schiebt die Verschiedenheit der Schilderung des εἴρων bei den beiden Peripatetikern dem Umstande zu, dass sie den Gründen einer solchen Selbstverkleinerung nachgespürt hätten, und da habe Ariston nach einer Andeutung des Aristoteles Eth. Nic. 1127, b, 27 den εἴρων als ἀλαζόνος εἶδος aufgefasst, also bei der Selbstverkleinerung gerade die entgegengesetzte Absicht, als es den Anschein hat, angenommen. Theophrastos hingegen habe den Grund für die εἰρωνεία in dem Streben gefunden, sich möglichst wenig durch Andere belästigen zu lassen. Daher mussten die verschiedenen Charakteristiken rühren, und allerdings lassen sich diese in ihrer Differenz aus den von einander abweichenden Motiven erklären. Nur ist es immerhin befremdlich, dass Ariston, der bei seiner Schilderung den Sokrates gezeichnet hat, diesen unter die ἀλαζόνες gerechnet haben soll, so dass für mich die Sache noch nicht vollkommen entschieden ist.

Von seiner Ansicht aus sucht der Verfasser noch einige der Schwierigkeiten, die sich auch bei dem petersenschen Texte der theophrastischen Charactere in dem ersten Capitel finden, zu lösen,

und er scheint mir allerdings in einiges Dunkel Licht gebracht zu haben. Schliesslich weist er darauf hin, wie die Worte εἰρωνικός und εἰρωνεύεσθαι nichts mehr mit der Selbstverkleinerung zu thun haben, sondern nur das spottende Scherzen bedeuten.

Am Ende dieser meiner Uebersicht habe ich noch zu erwähnen eine verdienstliche Ausgabe eines der Commentare des Proklos:

Procli Diadochi in primum Euclidis elementorum librum commentarii e recognitione Godofredi Friedlein. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1873. VIII, 507 S. 8. Preis 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

erschienen in der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum. Nach der Ausgabe des Simon Grynäus aus dem Jahre 1533 ist keine wieder von diesem sowohl für die Mathematik als für die Philosophie wichtigen Commentare des Proklos besorgt worden. Grynäus hatte aber nur einen Codex benutzen können, und deshalb lässt seine Arbeit sehr viel zu wünschen übrig, so dass Barocius darüber urtheilen konnte: Editi enim illi (commentarii) erant, perinde ac si editi nunquam fuissent. Der neuen Ausgabe liegt nun besonders der münchener Codex 427 zu Grunde, den Friedlein etwa dem 11. oder 12. Jahrhundert zuschreibt. Ausserdem sind, um Anderes zu übergehen, an schwierigen oder lückenhaften Stellen zwei Manuscripte der Bibliotheca Barberina aus dem 15. und 16. Jahrhundert benutzt, sowie die lateinische Uebersetzung des Barocius, und eine auf der münchener Bibliothek im Manuscript sich vorfindende des Barth. Zambertus aus dem Jahre 1539. Von sehr grossem Werthe ist dem Herausgeber noch gewesen die Correctur eines Exemplars des ersten Druckes, das ehemals dem Petrus Victorius gehört hat, jetzt auch auf der münchener Bibliothek befindlich. Bemerken will ich, dass ein auf der baseler Bibliothek vorhandenes Exemplar desselben Druckes in den ersten drei Büchern des Proklos fast ganz dieselben Correcturen, wie das münchener Exemplar, von alter Hand aufzuweisen hat, nur wenige mehr, während manche des münchener auch fehlen, so dass hierfür auch eine gute Handschrift gebraucht sein muss. — Dass die neueren Untersuchungen von Knoche und Hultsch und Anderen herangezogen worden sind, versteht sich von selbst. Mit diesen nicht gerade bedeutenden Hülfsmitteln hat der Heraus-

geber, soweit ich seine Arbeit verfolgt habe, in methodischer Weise einen ziemlich lesbaren Text hergestellt, indem er eigene Emendationen mit richtigem Tacte nicht zu viele giebt, und wo er Worte einfügt, diese durch Klammern bemerklich macht. Der kritische Apparat, der hier und da, soweit ich ihn auf die Abweichungen von Grynäus angesehen habe, etwas genauer sein müsste, findet sich unter dem Text. Eine nur flüchtige Vergleichung mit der Ausgabe des Grynäus zeigt, wie viel auf jeder Seite — es ist dies nicht zu viel gesagt — das Werk nun gewonnen hat. Sehr dankbar müssen die das Buch Gebrauchenden dem Herausgeber noch überdies sein für den genauen index nominum und den ziemlich umfangreichen index rerum et verborum.

Jahresbericht über die römischen Epiker.

Von

Dr. E. Bährens
in Jena.

Dem Vater des römischen Epos, Ennius, hat das Jahr 1873 zwei neue Fragmente gebracht. H. Usener hat im Rheinischen Museum, Bd. 28, S. 408 f., darauf hingewiesen, dass in den Worten des Augustinus an den heidnischen Grammatiker zu Madaura, Maximus, (Ausgabe der Benediktiner Bd. II, S. 20 f.) »primo enim Olympi montis et fori uestri comparatio facta est. quae nescio quo pertinuerit, nisi ut me commonefaceret in illo monte Jouem castra posuisse, cum aduersus patrem bella gereret, ut ea docet historia quam uestri etiam sanctam uocant« eine deutliche Beziehung auf den Ennianischen Euhemerus liege. Ein zweites Ennianisches Fragment weist Usener nach bei Hieronymus apol. aduers. Rufinum 2, 11 (Bd. II, 502 Vall.) »sed nos simplices homines et cicures Enniani nec illius sapientiam nec tuam qui interpretatus es intellegere possumus.« — Anderes auf Ennius Bezügliches wird unten bei Silius Italicus zu besprechen sein.

Auf dem Gebiete der Vergil-Litteratur ist zu verzeichnen die 4. Auflage der Ausgabe des Vergilius von Forbiger (pars II, Aeneidos libri I—VI, Lipsiae, Hinrichs). Die Brauchbarkeit dieser Ausgabe, welche allerdings in dieser 4. Auflage noch durch gewissenhaftere Benutzung der neueren Leistungen von Weidner u. A. hätte gewinnen können, ist zu bekannt, als dass wir uns lange bei ihr aufzuhalten brauchten. Ebenso wird es genügen, das Programm von Hermann Löwe (Symbolae ad enarrandum sermonem poetarum latinorum. Pars altera: de elocutione Vergilii, Grimmae 1873) kurz erwähnt zu haben, da diese übrigens fleissige Zusammenstel-

lung weniger wissenschaftlichen Werth besitzt als den praktischen Gesichtspunkt, die Jugend in die Lektüre des Dichters einzuführen, verfolgt. — Die werthvollste Leistung ist sonder Zweifel: »P. Vergilii Maronis opera a Mauricio Hauptio iterum recognita,« Lips (Hirzel) 1873. Zwar für die Bucolica, Georgica und Aeneis bietet diese zweite Auflage wenig oder fast nichts Neues, ihren hauptsächlichsten und bleibenden Werth aber erhält sie dadurch, dass Haupt ihr das unter Nero verfasste Lehrgedicht »Aetna« angehängt hat (S. 583—607). Man kann füglich daran zweifeln, ob die Sammlung der fälschlich unter Vergil's Namen laufenden Gedichte (Culex, Ciris, Moretum, Lydia, Dirae, Aetna) überhaupt in diese Ausgabe aufzunehmen war; auch musste dann Haupt consequenterweise die ebenfalls in dieser Sammlung uns überkommenen Priapea aufnehmen. Indessen haben wir allen Grund uns zu freuen, dass Haupt sich entschlossen hat, das Gedicht Aetna aufzunehmen. Es gehört dasselbe nämlich zu den verdorbensten in der gesammten lateinischen Poesie; und was die früheren, namentlich Scaliger, zur Verbesserung beigetragen haben, ist verhältnissmässig wenig. Haupt hat fast sein ganzes Leben daran gearbeitet, einen lesbaren Text desselben herzustellen; schon seine erste Arbeit, die »Quaestiones Catullianae« (1837) beschäftigen sich damit und dass er es nie aus den Augen gelassen, dafür zeugen zwei Berliner Universitätsprogramme (1854 und 1859) sowie Hermes III, S. 338 bis 341. So unsicher auch viele von Haupt's Aenderungen sind, so ist doch im Gegensatze zu der Ausgabe des Engländers Munro ein sehr grosser Fortschritt nicht zu verkennen; wer nach Haupt eine neue kritische Ausgabe des Gedichtes unternimmt, hat jedenfalls eine brauchbare und solide Vorarbeit. Haupt's sämmtliche Neuerungen einzeln zu besprechen, ist hier um so weniger der Platz, als ich in Bälde an anderer Stelle eine grössere kritische Arbeit über die sogenannten kleineren Vergilischen Gedichte zu veröffentlichen gedenke. — Neben dem Gedicht Aetna haben auch die übrigen Pseudo-Vergiliana manche Verbesserungen erfahren; für die Dirae und Lydia sind dieselben näher begründet im Hermes, Bd. VIII, S. 12—14; für Culex und Ciris in den Monats-Berichten der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin 1873 S. 546—550. Indem ich für die ersteren drei Gedichte auf die eben erwähnte, demnächst erscheinende Abhandlung verweise, bespreche ich kurz Haupt's Aenderungen zur Ciris. Vers

130 will er schreiben »profuerat, ni Scylla nouo correpta furore,« wobei man weder eine Adversativpartikel entbehren noch überhaupt den Wechsel der modi (»uana fuisset, profuerat«) billigen kann. Ich verbleibe daher bei der in meinem, Haupt unbekannten, Aufsatze »Emendationes in Cirin« (Fleckeisens Jahrbücher 1872, S. 833 bis 849) über diese Worte geäusserten Ansicht. — In der Behandlung von Vers 136 »et rabidas docuit uires mansuescere tigres« ist Haupt in allem wesentlichen mit mir zusammengetroffen; nur hat er »nouit«, ich »doctus« für das unhaltbare »docuit« vorgeschlagen; »doctus« erscheint mir noch immer als die leichtere Aenderung. — Vers 139 f. schreibt Haupt »cuius periuria diuae olim si metuere, diu perferre puellae non ulli liceat«, was ich durchaus nicht zu billigen vermag; vergl. Emend. p. 840, wo schon »metuere« vorgeschlagen ist. — Den arg verdorbenen Vers 175 »sedibus ex altis caeli speculatur amorem« constituirt jetzt Haupt so »sedibus ex aulae celsis«. Wer jedoch die in diesem Gedichte zur Geltung kommenden Principien der Kritik kennt, wird zugestehen, dass an »sedibus ex altis« nichts zu ändern ist wegen Verg. Aen. II, 465. Auch hier muss ich demnach auf meiner im Gedanken mit Haupt übereinstimmenden Aenderung (p. 843) »sedibus ex altis arcis« beharren. — Vers 197 »gaudete uagae blandaeque uolucres« hat Ludwig Schwabe in Fleckeisen's Jahrb. 1873, S. 633 f. behandelt. Er hebt mit Recht hervor, dass »blandaeque« weder von Seiten des Sinnes noch der Ueberlieferung empfohlen werde; die besten Handschriften geben dafür »laudate«. Schwabe schlägt »gaudete uolucres« vor; aber weder der Umstand, dass jetzt »gaudete« viermal wiederholt ist (über Catull 64, 22 ff. vergl. Luc. Müller praef.), noch auch, dass so in einem und demselben Verse »gaudete« zweimal vereinigt wird, können diese Vermuthung irgendwie probabel erscheinen lassen. Allerdings ist es schwer zu sagen, was unter dem handschriftlichen »laudate« sich verbirgt. — Vers 374 »inde magno geminat (generata) Joui Stygialia sacra« schreibt Haupt jetzt so »inde magni uenerata Jouis«, ist aber dabei nicht von der besten Ueberlieferung »geminat« ausgegangen; vergl. Emend. p. 848. — Vers 434 schreibt Haupt »aut electro lacrimoso«, richtig, wie mir scheint. — Eine vortreffliche Verbesserung Haupt's ist die zu Catal. 5, 7 »et prostitutae (turpe) contubernio sororis«.

Eine Anzahl Verbesserungen zur Aeneis (und zu den Geor-

gica) hat Madvig im zweiten Bande seiner Adversaria critica, S. 29—50, gegeben. Beachtenswerth sind ganz besonders die denselben vorausgeschickten allgemeineren Bemerkungen über die bei Vergil zu befolgenden kritischen Grundsätze. Diesen von gesundem Urtheile zeugenden Ausführungen wird man seinen Beifall nicht versagen können. Auch unter seinen Conjekturen sind manche recht gelungene, wenngleich, wie ich dies an einer anderen Stelle dargelegt habe, im Ganzen Madvig die nöthige Vertrautheit mit den römischen Dichtern zu sehr abgeht als dass er in diesen dasselbe wie bei den römischen Prosaikern leisten könnte.

Mit der Aeneis beschäftigen sich endlich zwei Schulprogramme: 1) Programm der Klosterschule Rossleben (Halle, 1873), Vergiliana von Herm. Steudener enthaltend. Es sind Stellen des ersten Buches, welche zur Besprechung kommen und theils durch richtigere Erklärung, theils mit Hülfe der Conjektur behandelt werden. Die Verse 48 f., 81 f., 124 f., hat der Verfasser gegenüber den neueren Interpreten ohne Zweifel richtig aufgefasst. Mit seiner Kritik aber wird man sich schwerlich einverstanden erklären können; so soll gleich im Prooemium der Vers »ui superum saeuae memorem Junonis ob iram« gestrichen werden; weshalb, sieht man nicht recht ein. Freilich sollte man sich doch endlich einmal von der Nothwendigkeit der alten Verbesserung in Vers 8 »quo nomine laesa quidue dolens« überzeugen. — 2) Beiträge zur Erklärung des sechsten Buches der Aeneide Vergils von Andreas Schalkhäuser, Bayr. 1873. Dies Schriftchen enthält im Ganzen treffliche und beachtenswerthe Erörterungen über VI, 273—281; 573-577; 601-627; 826—835. Zumal die Erklärung der bisher sehr ungenügend behandelten ersten Stelle dürfte als gelungen bezeichnet werden; nur wäre die Berücksichtigung desjenigen Dichters dabei zu wünschen gewesen, welcher dem Vergil bei dieser Stelle wohl vorschwebte, nämlich des Hesiod (Theog. 211—232).[1])

Zu Lucanus, Valer. Flaccus, Statius und Silius Italicus bringt ebenfalls Madvig a. a. O. S. 129—162 Conjekturen, deren Werth sehr verschieden ist. Es kann natürlich nicht Aufgabe dieses Jahresberichtes sein, diese Stellen sämmtlich eingehend zu be-

---

[1]) [Hinzuzufügen ist 3) die im 24. Programm des k. k. Staats-Gymnasiums zu Innsbruck, 1873, abgedruckte Abhandlung von Dr. Heinrich Dittel »Der Dativ bei Vergil« (24 S. 4), von welcher die Redaction erst nach Einlieferung dieses Berichtes Kenntniss erhalten hat.] Anm. d. Red.

handeln. Die Ausnutzung des von Madvig Gebotenen wird zunächst den Herausgebern jener Dichter zu überlassen sein; und wenn wir von Lucan, Statius und Silius erst kritische Ausgaben erhalten haben werden, dann wird auch die Zeit und Gelegenheit gekommen sein, Madvigs Kritik zu prüfen. Für Valerius Flaccus hat Referent einige, wenn auch wenige brauchbare Vermuthungen gefunden, über welche er in der Vorrede seiner demnächst erscheinenden Ausgabe berichten wird. — Zu den Silven des Statius hat Referent kritische Beiträge geliefert im Rhein. Museum 28, S. 250—263, sowie Ludwig Polster in Fleckeisens Jahrb. 1873, S. 774 f. Richtig hat derselbe wohl silv. II, 2, 140 »degite securi« hergestellt. Ueber die beiden anderen von ihm behandelten Stellen bin ich verschiedener Ansicht. Indem ich in Bezug auf I, 3, 16 auf meine Arbeit verweise, gebe ich Polster gerne zu, dass I, 3, 62 das überlieferte »ignaro« unhaltbar ist. Wenn er aber »at nunc — ignoro — forsan uel lubrica Nais« schreiben will, so dürfte dies »ignoro« doch allzu nüchtern und prosaisch sein. Ich denke, mit »sed nunc ignauos« das Richtige getroffen zu haben.[1])

Für Silius Italicus ist zu verzeichnen: De C. Silii Italici cum fontibus tum exemplis. Dissertatio inauguralis... scripsit Ernestus Wezel. Lipsiae 1873. — Eine ebenso fleissige wie gründliche Arbeit, deren Resultate freilich zum grossen Theile sehr problematischer Natur sind. Ohne uns bei dem ersten Capitel aufzuhalten, welches über die ja hinlänglich bekannte Benutzung des Livius, Vergil und Homer handelt, gehen wir zu dem in vieler Hinsicht interessanten zweiten Capitel, das die Ueberschrift »Ennius« trägt, über. Hier sucht Wezel darzuthun, dass die Annalen des Ennius eine durchgehende Benutzung von Seiten des Silius erfahren haben. Mit grossem Fleisse werden alle Stellen der beiden Dichter, welche in sprachlicher und sachlicher Hinsicht Aehnlichkeit mit einander zu haben scheinen, zusammengestellt. Freilich müssen manche Ennianische Fragmente, um verwerthet zu werden, es sich gefallen lassen, auf Thatsachen bezogen zu werden, für welche in den

[1]) [Dankenswerthe Beiträge zu den Scholien zur Thebais des Statius aus cod. Paris. 10317 saec. X vel XI giebt Dr. Philipp Kohlmann »Neue Scholien zur Thebais des Statius« Posen 1873 (14 S. 4.). Vgl. auch den Aufsatz desselben »Beiträge zur Kritik des Statiusscholiasten« im Philologus Bd. XXXIII, S. 128—138.] Anm. d. Red.

Worten selbst durchaus keine Indicien vorliegen. Manche gleichartige Ausdrücke, welche Nachahmung des Ennius enthalten sollen, würden sich ohne grosse Mühe auch bei anderen römischen Dichtern nachweisen lassen. Ein Beispiel möge genügen. S. 41 wird versichert, Silius habe die Bezeichnung des Pyrrhus als Aeacides von Ennius (v. 186 u. 187) entlehnt; sonst fände sich dieselbe bei keinem römischen Dichter. Ist es nun schon an und für sich ein gewagtes Unternehmen, bei dem mangelhaften Zustande unserer Kenntniss der römischen Poesie daraus den Schluss auf direkte Benutzung zu ziehen, zumal man nicht absieht, wesshalb nicht auch andere Dichter gelegentlich dies Beiwort dem Pyrrhus hätten geben können, so zeigt auch die von Wezel übersehene Stelle des Claudian (de bello Getico 125) »Aeaciden Italo pepulit qui litore Pyrrhum«, dass dies in der That gelegentlich geschehen ist. Dasselbe gilt von Wezel's Versuch nachzuweisen, dass auch in sachlicher Beziehung Silius den Ennius als Quelle benutzt habe. Wenn er dafür z. B. anführt, dass ausser Silius [IV, 763] nur Ennius des Umstandes Erwähnung gethan habe, dass die Karthager den Göttern Knaben als Opfer darbrachten, so spricht auch hier gegen ihn Dracontius (bei Duhn V, 148—151). Und die Sache war gewiss so bekannt und vielbesprochen im Alterthume, dass man es nur als Zufall bezeichnen kann, wenn uns heute nur drei Dichterstellen davon melden. Um mein Urtheil über des Verfassers Bemühen, den Ennius als Quelle des Silius hinzustellen, zusammenzufassen, so glaube ich nicht, dass auch nur bei einer einzigen Stelle ein sicherer und unumstösslicher Beweis dafür beigebracht ist; überall sind den oben gezeigten ähnliche Möglichkeiten offen. Damit fallen natürlich Wezel's Versuche, an der Hand des Silius Ennianischen Fragmenten ihre ursprüngliche Stellung in den Annalen wiederzugeben, zusammen. — Desto dankenswerther sind die auf S. 84—105 gegebenen Nachweise der von Silius nachgeahmten Stellen aus Horatius, Ovidius und Lucanus. Denn wiewohl diese Frage der imitatio eine sehr heikle ist und besonders der Anfänger hier leicht des Guten zuviel thun kann, (worüber ich demnächst ausführlicher in der Vorrede meines Valerius Flaccus handeln werde), so hat doch Wezel manche richtige Beobachtungen zusammengestellt und dadurch einen nicht unwichtigen Beitrag für die Charakteristik des Dichters Silius geliefert.

Mit Claudian beschäftigen sich mehrere Arbeiten. Indem wir im Vorübergehen die Schrift von Cesare Rosa »Claudio Claudiano, saggio critico storico, Ancona 1873« erwähnen, welche, ohne gerade Neues zu bringen, in mehr populärer Darstellung Claudian's Leben und Schriften bespricht, gehen wir sofort zu derjenigen Arbeit über, welche ein gewisses Interesse für sich in Anspruch nimmt, zu dem Aufsatze von Ludwig Jeep, »Die älteste Textesrecension des Claudian«, Rheinisches Museum, Bd. 28, S. 291—304. Davon ausgehend, dass die Gedichtsammlung des Claudian, wie sie uns in den Ausgaben und Handschriften entgegentritt, keineswegs vom Dichter selbst herrühren könne (was hauptsächlich durch das unmöglich dem Dichter angehörige »carmen paschale« bewiesen werde), sucht Jeep zunächst auf genauester Untersuchung des Verhältnisses der einzelnen Handschriften zu einander fussend annähernd die Zeit zu bestimmen, in welcher die uns vorliegende Recension des Claudian entstanden sei. Er gelangt S. 297 zu dem Schluss, dass »das Alter des Codex, in dem die Ansätze zu den späteren Classen der Handschriften noch embryonartig verborgen lagen, zum mindesten in das siebente Jahrhundert zu setzen sei.« Die Beweisführung Jeep's sowie seine Ausführungen über die handschriftliche Tradition eingehender zu prüfen, wird erst dann möglich sein, wenn uns seine Ausgabe des Claudian mit dem vollständigen kritischen Apparat vorliegen wird. Wir prüfen hier nur die Folgerungen, welche er aus dem eben erwähnten Resultat zieht. Das in sämmtlichen Handschriften des Dichters befindliche »carmen paschale« (Nr. 95 bei Gesner) wird mit anderen, zum Theil christlichen carmina in Zusammenhang gebracht. Es sind dies vier Gedichte, welche Iohannes Camers in seiner Claudianausgabe 1510 zuerst publicirte: »laus Christi, miracula Christi, laudes Herculis, epigramma in Sirenas.« Die von Camers hierfür benutzte Handschrift hält Jeep für identisch mit dem von ihm ans Licht gezogenen codex Veronensis CLXIII. Es ist dies schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil »laus Christi« und »miracula Christi« sich im Veronensis nicht vorfinden; denn an einen Ausfall dieser Gedichte aus der Handschrift nach der Zeit des Camers mit Ieep zu denken, hat doch seine sehr grossen Bedenklichkeiten. Um diese Frage zur Lösung zu bringen, ist es nothwendig, den Text der »laudes Herculis« in der Camers'schen Ausgabe mit dem im codex Veronensis zu vergleichen. Von grosser

Wichtigkeit wird es dann sein, ob die Worte Vers 75 f. »Nemeae per lustra leonem ipsa Chimaereae,« welche im Veronensis fehlen und doch unmöglich interpolirt sein können, sich bei Camers schon finden oder nicht, von anderen geringeren Varianten abzusehen. Wie ich die Sache betrachte, besass Camers eine vollständige Claudianhandschrift, in welcher die oben erwähnten vier Gedichte sich befanden (wahrscheinlich in der von Camers bewahrten Reihenfolge); aus derselben Quelle, aus welcher dieser codex des Camers ist auch der Veronensis geflossen, dessen Schreiber jedoch nur eine Blüthenlese der kleineren Claudianea veranstaltete, auch die Reihenfolge seiner Vorlage nicht innehielt (»carmen in Sirenas« und »laudes Herculis« sind von ihm schon getrennt), endlich manches Fremdartige (Lactantii Phoenix, Catonis disticha) von anderer Seite her aufnahm. — Sehen wir uns nun jene vier Gedichte näher an, so springt bei den beiden ersten »laus Christi« und »miracula Christi« der nicht claudianische Ursprung in die Augen. Die beiden anderen hatte bekanntlich Jeep, weil sie im Veronensis die Aufschrift »eiusdem« tragen, dem Claudian vindiciren zu dürfen geglaubt. Was die »laudes Hercules« anbetrifft, so hatte ich Jeep's Ansicht schon in Fleckeisen's Jahrbüchern 1872, S. 499 ff., zurückgewiesen. Jeep nahm die Frage nochmals auf in seinem Aufsatze »L'autore del poema: laudes Herculis« in der Rivista di philologia, Torino 1873, fascic. IX. Hier tritt er abermals auf das energischste für Claudian als den Verfasser des Gedichtes ein. Ich könnte mich damit begnügen darauf hinzuweisen, dass in dem später von mir selbst verglichenen Veronensis in der Ueberschrift »eiusdem laus Herculis« das »eiusdem« zwar von derselben Hand, wie es scheint, wie die Worte »laus Herculis«, aber jedenfalls später als diese und zwar in kleinerer Schrift und mit blässerer Tinte geschrieben ist; so dass jeder Unbefangene sofort erkennt, dass der Schreiber des Veronensis nicht in seiner Vorlage das Gedicht als dem Claudian angehörig vorfand, sondern später auf eigene Faust demselben vindicirte. Was ich schon früher monirt hatte, dass die »laus Herculis«, so anmuthig das Gedicht auch ist, doch tief unter der Claudianischen Muse stehe und im Sprachschatze grosse Verschiedenheiten von Claudian aufweise, das halte ich jetzt noch aufrecht. Darüber kann man sich nicht mit allgemeinen Redensarten hinwegsetzen, wie dies Jeep thut. Wenn man z. B. in einem Gedichte von 137 Versen drei-

mal, und zwar immer bei ähnlichen Darstellungen, das Wort »corripere« findet (Vers 57 »corripis exiguis mox grandia guttura palmis«, Vers 95 »grandia corripiens eluso guttura morsu«, Vers 135 »flammasque uomentem corripis«), so muss man eine Passion des Verfassers gerade für dieses Wort annehmen; mehr als auffällig aber wird es stets bleiben, dass sich dasselbe in den unzweifelhaft echten Gedichten des Claudian nie findet. Es verlohnt sich kaum, die übrigen Entgegnungen Jeep's näher zu beleuchten: die Autorschaft des Claudian für die »laudes Herculis« ist aus äusseren wie inneren Gründen ganz unerweisbar. — Kehren wir nach dieser Digression zu den drei übrigen von Camers zuerst publicirten Gedichten zurück, so ist eines derselben »laus Christi« in einer alten von G. Fabricius (Comment. in poet. eccles. p. 17) benutzten Handschrift dem Merobaudes (»Hispanus Scholasticus«) zugeschrieben. Ist diese Notiz richtig (und es liegt kein Grund vor an ihrer Richtigkeit zu zweifeln), so steht absolut Nichts im Wege, auch die »miracula Christi«, »in Sirenas« und »laus Herculis« als von Merobaudes verfasst zu betrachten. Denn dass die »laus Christi« und »laus Herculis« wenigstens von einem Verfasser herstammen, ist für mich ausgemacht; man vergl. l. Christi 12 »ut posses monstrare deum« mit l. Herculis 24 »ut metus ipse deum monstret«, l. Christi 9 ff. »dignatus iniquas aetatis sentire uices et corporis huius dissimiles perferre modos hominemque subire« mit l. Herc. 24 ff. »nec uiuida caeli semina mortales norunt sentire latebras nec possunt sufferre moras.« Es ist an sich schon sehr wahrscheinlich, dass jene vier Gedichte, von welchen drei nachweislich nichts mit Claudian zu thun haben, einem Verfasser angehören, da sich nur so ihr Zusammensein in einer Claudianhandschrift erklären lässt. Jeep freilich, der nur für die christlichen Stücke den nicht claudianischen Ursprung anerkennt, will das Vorhandensein des »carmen paschale« in allen Handschriften und das von »laus« und »miracula Christi« im codex des Camers daraus erklären, dass Merobaudes, den er auch zum Autor des »carmen paschale« macht, den Claudian recensirt und seine eigenen christlichen Poeme den heidnischen des Claudian beigesellt habe, um von diesem den Ruf eines starren Heiden zu nehmen: eine an sich ganz unglaubliche und in der That durch nichts bewiesene und auf nichts als einer Reihe zweifelhafter Folgerungen sich stützende Hypothese. — Das »carmen paschale«, welches in der Handschrift des

G. Fabricius dem Damasus zugeschrieben wird (diese Notiz anzuzweifeln liegt auch hier kein Grund vor), ist lediglich durch irgend einen Zufall schon frühe in den Archetypus unserer codices gekommen; ebenso sind durch Zufall oder zur Ausfüllung freien Raumes in eine spätere Handschrift (etwa des 8. Jahrhunderts), die Quelle des cod. des Camers und des Veronensis, jene vier Gedichte aufgenommen, welche höchst wahrscheinlich von einem Verfasser, Merobaudes, herstammen. Mit dieser Erkenntniss wird man sich begnügen müssen.

An Claudian werden wir passend das Epyllion des Lactantius »de aue Phoenice« anschliessen, zumal dasselbe deutliche Spuren von Nachahmung jenes Dichters enthält. Zunächst über den Verfasser einige Worte. Riese glaubt (Anthol. lat. II, praef. p. XXVI f.) als denselben den Kirchenschriftsteller Lactantius Firmianus bezeichnen zu dürfen, indem er sich auf den Traktat »de septem miraculis« beruft, wo es beim dritten Wunder, der nach unserem Gedichte erzählten Wiedergeburt des Phoenix, zum Schluss (Ovid. Halieut. ed. Haupt p. 70) heisst: »quod miraculum nostrae resurrectionis fidem adfirmat et manifeste ostendit, qualiter homo luteus in puluerem redactus iterum de ipsis fauillis tuba canente resuscitandus sit«. Daraus möchte Riese den Schluss ziehen, dass das Ende unseres Gedichtes, worin über die Wiederauferstehung des Menschen gehandelt sei, verloren gegangen ist. Allein ganz abgesehen davon, dass unser Gedicht in durchaus würdiger Weise schliesst und wir durchaus nichts vermissen, darf man auch aus den angeführten Worten des Traktats nichts folgern, da der Verfasser desselben fast sämmtlichen von ihm erzählten »miracula« eine Vergleichung und Nutzanwendung »in maiorem dei gloriam« hinzugefügt hat. Wenn schon so Alles gegen Riese's Hypothese spricht, so lässt sich auch der positive Beweis liefern, dass Lactantius Firmianus der Verfasser des Epyllion nicht sein kann, da Hieronymus (de uiris illustr. c. 80), wo er desselben sämmtliche Werke aufzählt, jenes Gedichtes keine Erwähnung thut. Dazu kommt die Nachahmung von Claudian's Gedicht »de aue Phoenice«, welche so offen zu Tage tritt, dass man sich wundern muss, dass dieselbe noch nicht bemerkt worden ist. Wer aber beide Gedichte mit einander vergleicht, wird zugeben müssen, dass Claudian nachgeahmt worden, nicht selbst Nachahmer ist. Da der Name »Lactantius« im Alterthume nicht gerade selten ist, werden wir

also in dem Lactantius (»Lactatius« heisst er in dem ältesten cod. Veronensis) unseres Gedichtes einen uns unbekannten nach Claudian lebenden Namensvetter des Kirchenschriftstellers erblicken müssen. – Die Kritik dieses niedlichen und anziehenden Epyllion (zuletzt bei Riese, anth. lat. II. S. 188—193 abgedruckt) basirte bisher auf dem Vossianus A. 33 saec. X, bis neuerdings L. Jeep es in dem schon mehrfach erwähnten Veronensis saec. IX fand: vergl. die Begrüssungsschrift für die Leipziger Philologenversammlung Seitens der Thomasschule, 1872, S. 45—54. Dieselbe Handschrift ist 1873 auch von mir theilweise verglichen worden. Beiträge zur Verbesserung des stark verdorbenen Textes hat das Jahr 1873 von zwei Seiten gebracht: von Fr. Ritschl, Rhein. Mus. 28, S. 189 bis 192, und vom Ref. in Fleckeis. Jahrb., S. 63 f. Ritschl's Behandlung mehrerer der verdorbensten Stellen kann eine geradezu mustergültige genannt werden, was ich um so rückhaltsloser anerkenne, als ich an einer Stelle seiner Ansicht entgegentreten muss. In der Schilderung der Art und Weise, wie der Vogel Phoenix durch Selbstmord wieder zum Leben ersteht, heisst es Vers 97 bis 100 bei Riese:

Aetherioque procul de lumine concipit ignem:
flagrat, et ambustum soluitur in cinerem.
Quos uelut in massam cineres in morte coactos
conflat, et effectum seminis instar habet.

Dass mit den jüngeren Handschriften »soluitur in cineres« zu lesen, dass sodann Vers 99 »cineres« ganz überflüssig und aus dem vorhergehenden Verse eingedrungen, dass endlich für »in more« (so die codd. statt »in morte«) zu verbessern sei »umore«, hat Ritschl schlagend nachgewiesen. Indem er »natura« an Stelle von »cineres« einsetzt, schreibt er demnach die Worte so »quos uelut in massam natura umore coactos conflat«; er fasst dabei »umore« als die »suci et odores« auf, welche der Vogel vor seiner Verbrennung (Vers 64, 79, 86, 91) zusammen getragen habe. Hierin kann ich ihm nicht beitreten, da diese Ingredienzen zugleich mit dem Vogel verbrannt sind, oder vielmehr noch vor dessen eigener Vernichtung; vergl. Dracont. Medea 108 f. »sic nascitur ignis ante alitem ambrosios iam consumpturus odores«. Aber um diese Asche des Vogels und jener harzigen Ingredienzen zu einer Masse zusammenzuballen, bedarf es allerdings der Feuchtigkeit; und somit bleibt Ritschl's »umore« trotzdem bestehen.

Nur ist unter »umor« kein anderer zu verstehen als, um mit dem Dichter zu sprechen, »umor ille quem serenis astra rorant noctibus«. Sollte sodann in Ritschl's Lesung der Stelle »natura« nicht ein viel zu weiter und unbestimmter Begriff sein? Wird dadurch nicht gerade der Hauptfaktor bei der Wiedergeburt des Vogels, die Mitwirkung des Phoebus, übergangen? Man vergl. z. B. das Gedicht »in laudem Solis« (Anth. lat. R. I 389) Vers 29 f. »namque docet Phoenix busti reparata fauillis omnia Phoebeo uiuescere corpora tactu«. Zunächst haben wir also zu »umore« einen Begriff hinzuzufügen, welcher ausdrückt, dass jene Feuchtigkeit der Thau der Nacht ist. Da wir, wie Ritschl richtig bemerkt, die Freiheit haben jedes beliebige sinngemässe Wort als durch »cineres« verdrängt anzusehen, so schreibe ich zunächst »nocturno umore«. Des Phoebus Mitwirkung kann sodann nur solchermassen erwähnt werden, dass in Gegensatz zum »nocturnus umor« das neue Tageslicht tritt. Sehen wir jetzt die bisher gewonnenen Worte »quos uelut in massam nocturno umore coactos conflat« näher an, so fragen wir sogleich: was will hier »uelut«? genügte ein einfaches »in massam« nicht vollständig? Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der nothwendige Begriff des neuen Tageslichtes in »uelut« steckt. So schreibe ich denn die Stelle mit Benutzung von Ritschl's »umore«:

quos lux in massam nocturno umore coactos
conflat et effectum seminis instar habet.

Das Licht des neuen Tages hat die Wirkung des »semen«; wir werden durch diese Schreibung der Stelle auch der weiteren Aenderung Ritschl's »instar habent« überhoben. — Vorzüglich und kaum widerlegbar ist Ritschl's Behandlung des V. 133 wo er unzweifelhaft richtig »alarum pennas« hergestellt hat und das Uebrige etwa so schreibt »fulgor colluminat, Iris«. Dass aber im folgenden Verse zu emendiren ist »pingere ceu nubes desuper acta solet« habe ich Rhein. Mus. 29, S. 201 dargelegt. — Ebenso sicher scheint mir Ritschl dargethan zu haben, dass in V. 141 »crura tegunt squamae fuluo distincta metallo« die letzten drei Worte aus V. 131 wiederholt sind und die ursprüngliche Lesart verdrängt haben. — Je häufiger man dies Gedicht durchliest, desto mehr überzeugt man sich von der ungemein starken Verderbniss desselben; es scheint im Mittelalter, vielleicht weil man es für ein Werk des Kirchenschriftstellers hielt, sehr viel gelesen worden zu sein.

Zum Epos wird fortan zu rechnen sein das früher unter dem Titel »satira Sulpiciae« cursirende Gedicht der Sulpicia. Dasselbe war bekanntlich von dem Holländer J. C. G. Boot im Jahre 1868 als ein Machwerk des Cinquecento hingestellt worden. Zwar erhob sich von verschiedenen Seiten Widerspruch (Carutti, Hoewen, L. Müller) gegen diese Ansicht, indessen wurde sie von Teuffel in seiner römischen Litteraturgeschichte acceptirt. Ich habe in meiner Habilitationsschrift »De Sulpiciae quae uocatur satira«, Jena, 1873, die gänzliche Unhaltbarkeit der Boot'schen Hypothese nachzuweisen gesucht. Der Gang meiner Beweisführung ist etwa folgender: nach dem auf S. 2—11 die Provenienz des Gedichtes aus einem alten codex Bobiensis, welcher entweder selbst oder in Abschrift den beiden ersten Ausgaben (Venedig 1498 und Parma 1499) zu Grunde lag, nachgewiesen ist, wird von S. 11—36 das Gedicht selbst mit steter Berücksichtigung der von Boot gemachten Ausstellungen der eingehendsten Betrachtung unterzogen und zugleich der Versuch gemacht, die vielen Schwierigkeiten desselben, sei es durch Verbesserung des Textes, welchen schon O. Jahn mit Recht als »foede corruptum« bezeichnet hatte, sei es durch richtigere Erklärung zu lösen. Nachdem sodann der berichtigte Text auf S. 37—40 abgedruckt ist, folgt auf S. 40—42 eine kurze Erörterung über die Abfassungszeit des Epyllion, welche zwischen Ausonius und Fulgentius angesetzt wird. — Es sind meines Wissens drei Recensionen meiner Schrift erschienen: von Teuffel (Jenaer Litteraturzeitung 1874 S. 22 f.), Enea Piccolomini (Riv. di filol. anno II, p. 574), von einem Anonymus (Philol. Anz. VI 189—195). Während ich aus der zuletzt erwähnten oberflächlichen Anzeige[1]) Nichts habe lernen können, verdanke ich den beiden ersten manche Belehrung. Zunächst ist anerkennend zu registriren, dass Piccolomini durch eingehende bibliographische Studien für die angebliche Ausgabe des Ausonius mit Vorrede von Georgius Merula,

---

[1]) Ein Beispiel von vielen möge genügen um dies Urtheil zu motiviren. S. 192 Z. 8 heisst es, Lucilius sei mehrfach nachgeahmt worden. 12 Zeilen weiter wird aus diesem »mehrfach« schon ein »vielfach« und S. 194 Z. 24 ein »öfters« gemacht. Es ist nun diese Ansicht, Lucilius sei nachgeahmt, durch absolut nichts bewiesen; an der einzigen Stelle, V. 36, welche bisher eine Nachahmung zu enthalten schien, ist die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen Annahme von mir dargelegt worden. Freilich kümmert sich der Anonymus hier wie sonst wenig um meine Argumentationen und operirt ruhig mit den alten abgefertigten Erklärungen gegen mich.

Mailand 1497, welche ich S. 6 not. als eine »fabula typographica« bezeichnet hatte, den Ursprung dieser »fabula« schlagend erwiesen hat. Auf die sich leicht darbietende Frage, ob die beiden editiones principes direkt aus dem cod. Bobiensis oder aus einer Abschrift desselben geflossen seien, bin ich nicht näher eingegangen, weil sie eben so schwer zu entscheiden wie übrigens auch gleichgültig ist; Piccolomini vindicirt nun, was übrigens auch mir nicht entgangen war, der Veneta eine grössere fides als der Parmensis. — Wie natürlich ist meine neue Textesgestaltung auf manchen Widerspruch gestossen. In einem Gedichte von nur 70 Versen lassen sich schwer feste Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Verfassers nach seinem dichterischen Werthe gewinnen; es können hier nur allgemeine Normen zur Geltung kommen. Je nach dem Standpunkte des Betrachters werden diese Normen engere oder weitere sein; was dem Einen unerträglich vorkommt, wird dem Anderen noch zulässig erscheinen; die Gefahr, des Guten zu viel in der Verbesserung zu thun und zuweilen den Dichter, nicht seine Abschreiber zu corrigiren, lag daher ziemlich nahe; und ich gestehe jetzt zu, in zwei oder drei Fällen dieser Gefahr nicht entgangen zu sein. Diese Fehler wieder gut zu machen und dem an kritischen Problemen so reichen Epyllion mit Berücksichtigung des von meinen Recensenten Beigesteuerten eine zweite Revision angedeihen zu lassen, dazu wird sich seiner Zeit in den Poetae latini minores Gelegenheit finden.

Eine weniger nach Qualität wie Quantität bedeutende Bereicherung hat das römische Epos durch die aus einer Neapler Handschrift herausgegebenen kleineren Gedichte des D r a c o n t i u s erfahren. Was wir bisher von diesem kannten war christlichen Inhaltes, nämlich das Hexaemeron in drei Büchern und die Satisfactio (316 V.) an den Vandalenkönig Guthamund (484 bis 496). Schon aus diesen Gedichten lernten wir einen mit der alten Litteratur vertrauten Mann kennen, welcher namentlich aus der alten Mythologie seine Beispiele zu nehmen liebt. Mit den erst jetzt edirten kleineren Gedichten desselben hat es eine eigenthümliche Bewandniss. Schon Cataldo Janelli hat 1827 in seinem Cataloge der Handschriften der königlichen Bibliothek zu Neapel auf die IV, E, signirte Handschrift aufmerksam gemacht, in welcher sich eine Anzahl noch unbekannter Gedichte des Dracontius befänden. Janelli selbst hatte 1813 eine Ausgabe der interessantesten

neuen Gedichte, des »raptus Helenae« und der »Medea«, vorbereitet; einige Bogen derselben waren schon gedruckt, als die Missgunst des Präfekten der Bibliothek, Aug. Ant. Scotti, der Ausführung des Unternehmens hindernd in den Weg trat. Die schon gedruckten Bogen hat später Angelo Mai in seiner Ausgabe des »raptus Helenae« benutzt, welche in der »Appendix ad opera edita ab Angelo Maio«, Rom 1871, erschien. Erst durch diese letztere wurde man in Deutschland auf die Neapler Handschrift aufmerksam und der Wunsch, die sämmtlichen unedirten carmina des Drac. kennen zu lernen, rege. Im Sommer des Jahres 1872 reiste Fr. v. Duhn, ein Schüler Fr. Büchelers, nach Neapel und copirte die Handschrift; auch Referent nahm theils im Oktober, theils im December desselben Jahres eine Abschrift. Es sind zehn Gedichte, welche der aus einem alten Bobiensis im 15. Jahrhundert abgeschriebene Neapolitanus enthält: I. Praefatio Dracontii discipuli ad grammaticum Felicianum. II. Hylas. III. Praefatio ad Felicianum. IV. Verba Herculis cum uideret Hydrae serpentis capita pullulare post caedes. V. Controuersia de statua uiri fortis. VI. und VII. Epithalamia. VIII. Raptus Helenae. IX. Deliberatio Achillis an corpus Hectoris uendat. X. Medea.

In diesen Gedichten tritt uns Blossius Aemilius Dracontius (dies ist nach der subscriptio von Ged. V sein vollständiger Name), Advocat zu Carthago, als ein Mann entgegen, welcher eine nicht geringe dichterische Begabung und besonders eine für seine Zeit staunenswerthe Belesenheit in der römischen Litteratur besitzt. Abgesehen von Vergil verrathen seine Schriften eine genaue Bekanntschaft mit Horaz, Ovid, Lucan, Seneca tragicus, Valerius Flaccus, Statius, Juvenal und Claudian. Diese Dichter hat er eingehend studirt und solchermassen sich angeeignet, dass oft deutlicher, oft versteckter hervortretende Reminiscenzen aus denselben sehr viele seiner Verse aufzuweisen haben. Aber trotz dieser guten Muster ist Dracontius ganz Kind seiner Zeit und seines Landes, deren Geschmacke er huldigt und deren Einflusse er sich nicht zu entziehen vermag. Seine Maasslosigkeit in Bildern und im Anhäufen rhetorischer Floskeln verrathen den Afrikaner mit seiner wilden, ungezügelten Phantasie, die Behandlung des Stoffes, namentlich die originelle Contamination von Mythen (vergl. Medea), zeigen die Verwilderung seiner Zeit in Geschmack und Bildung. Interessant aber sind diese Gedichte sonder Zweifel, weil sie unsere Kenntniss

der litterarischen und socialen Zustände in Afrika im 5. Jahrhundert ergänzen und vervollständigen; und unter den Dichtern jener Zeit, einem Luxorius, Felix, Florentinus, nimmt Dracontius nicht den letzten Platz ein.

Nachdem, wie schon bemerkt, A. Mai zuerst den »raptus Helenae« publicirt hatte, zu welchem Stücke bald kritische Beiträge von Bücheler (Rheinisches Museum 27 S. 477) und vom Referenten (Fleckeis. Jahrb. 1873 S. 69) erschienen, kam bald darauf die Ausgabe der gesammten neuen Gedichte heraus: »Dracontii carmina minora plurima inedita ex codice Neapolitano edidit Fridericus de Duhn, Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1873. In meiner Recension dieser Ausgabe, Fleckeis. Jahrb. 1873, S. 265 bis 271, habe ich meine Ansicht dahin ausgesprochen, dass Duhn in keiner Beziehung die geeignete Persönlichkeit für die Herausgabe war; alles irgendwie Gute und Brauchbare hat Bücheler darin geleistet. Mit diesem meinem Urtheile stimmt überein das von M. Schmidt, Rhein. Mus. 29 S. 202, welcher namentlich auch die Ueberstürzung der Herausgabe tadelt. Gleichzeitig mit meiner Recension erschienen die »kritischen Beiträge zu Dracontius« von O. Ribbeck, Rhein. Mus. 28, S. 461—472, später die Anzeige der Duhn'schen Ausgabe von C. Schenkl, Zeitschrift für österr. Gymnasien 1873, 510—522. Indem ich für meine eigenen Verbesserungsvorschläge zum Dracontius'schen Text auf die angeführte Recension (vgl. auch ebend. S. 851 f.) verweise, bespreche ich jetzt in aller Kürze die von den anderen genannten Gelehrten gelieferten Beiträge. I 6 »tunc feras reliquit ira, tunc pauor perterritas« will Ribbeck »tunc perit ferocitas«: vergl. jedoch meine Recension, wo der Ursprung der Corruptel klar gelegt ist. — eb. 19 will Ribb. »non tuas uirtute laudes« schreiben: vergl. meine Rec. — II, 22 stellt Ribb. für »confessus« her »cogemus«: vgl. m. Rec. — eb. 29 hat M. Schmidt vortrefflich mit Hinweis auf Lucan VIII 527 verbessert »uiresque fatetor«; vielleicht ist jedoch noch »fugiens« zu lesen. — eb. 38 vermuthet Schenkl »ac« für »nec«; vielmehr steckt der Fehler in »cupiat«: vergl. m. Rec. — eb. 42—44 setzt Ribbeck ohne irgendwelchen Grund um 44^b, 42, 43, 44^a, indem er den Ausfall zweier Halbverse annimmt. — eb. 56 stellt Schenkl hinter 57, in welchem er »sonat« schreibt; vergl. m. Rec. — eb. 92 ist »cauta« sinnlos. Mit Schenkl's »terrae clara petant« ist freilich nichts gewonnen. Ich vermuthete ein-

mal »aetheris alta petit«; vergl. Verg. Aen. 6, 436; aus dem folgenden ein »turba« zu »petit« zu ergänzen, ist bei unserem Versifex ohne Bedenken. — eb. 103 liest der Neap. »dicite quando parem puero natum natura dedisset«, woraus Duhn »parem puerum natura« machte; besser ist mit Ausmerzung von »puero« zu schreiben »parem natum natura«. — eb. 106 ist zu lesen »iam talis erat«; vergl. Valer. Flacc. III, 538 sqq. — eb. 109 ziehe ich »cum nimium laudatus Hylas« vor. — eb. hat Schenkl nach 127 wohl richtig eine Lücke angenommen. In 129 durfte derselbe »pauidusque« nicht in Schutz nehmen. — eb. 147 schreibt derselbe ohne Noth »uocem dea Herculis hausit«. — eb. 150 »exutas Herculeas spes«. Natürlich: »extinctas« sagt Ribbeck. Weshalb? — III, 1 schreibt Bücheler »fructibus apta quidem cunctis est terra creatrix« für das überlieferte »creatis«; ich möchte »creandis« vorziehen. — eb. 11 will Ribbeck »et limo se abducat ager deceptus inerti«: vergl. m. Rec. — IV, 18 f. vermuthet Ribbeck »horresco. genitor, te in nosmet pessima coniunx compellit«; schwerlich bedarf es solch kräftiger Remedur: vergl. m. Rec. — eb. 30 ist wohl zu lesen »nec Maurus (im Sinne von »iaculis«) adiui«. — eb. 37 schreibt Schenkl richtig« non rapit ecce meus«. — V, 60 will Sch. »ipsa meretur«: vergl. m. Rec. — eb. 65 vermuthet Sch. nicht unwahrscheinlich »paratus« für »per artus«; ausserdem ist aber »tormenta crucis« und 66 »carnificis lamnas« herzustellen. — eb. 68—76 bleiben auch nach Schenkl's Behandlung noch unverständlich. — eb. 86 Sch. richtig »optat«; in 85 wird wohl »temnantur« zu schreiben sein. — Die Verse 92 und 93 will Sch. von ihrer jetzigen Stelle entfernen; wohin sie zu setzen sind, weiss er freilich selbst nicht. Soweit ich sehe, schliessen sie sich passend an 91 an. »Niemals war der Arme muthig«, sagt Drac., »denn wäre er tapfer gewesen, so würde er in stolzem Bewusstsein dessen jetzt eine Belohnung, nicht aber im Asyl der Verklagten Schutz und Gnade gesucht haben.« Man hat also zu interpungiren »fortis erat, saeua uirtute superbus praemia« und in V. 94 ist sodann zu lesen: »quin (quid der Neap.) nihil admisit: crimen u. s. w«. — 104 will Sch. »tua flamina pectus«; es scheint aber etwas Anderes in dem verdorbenen »carmina« zu stecken. — eb. 50 schreibt Sch. »cognoscat laeta uapores«; kaum richtig. Gegenüber meinem früheren Vorschlage möchte ich jetzt »cognoscat tacta uapores« lesen. — VII, 24 will Sch. »et post fata deum

faceret super astra senatum«. Eine ganz willkürliche Aenderung. Wie auf Erden, so hatte Quirinus auch im Himmel einen (aus den Göttern bestehenden) Senat, der über Rom's Geschicke entschied; Sch. musste sich der satura Menippea des Seneca c. 9 erinnern. — eb. 35 verbessert Sch. »Oreades« und »Naides«; derselbe stellt dann 44 f. hinter 42. — eb. nimmt Sch. nach 70 eine Lücke an; indessen fällt der Nachsatz zu 69—73 nach einer langen Parenthese (74—105) erst in V. 106 ff. Für unser Gefühl ist das allerdings ungeheuerlich: aber bei Dracontius ist dies noch zulässig. Uebrigens ist V. 70 zu lesen »carmine pollicito«. — eb. stellt Sch. um 134, 132, 133. — Im Raptus Helenae, wo hauptsächlich der erwähnte Aufsatz Ribbecks zu berücksichtigen ist, werde ich mich darauf beschränken, die richtigen Verbesserungen dieses Gelehrten anzuführen. — V. 13 schlägt Sch. »delibes uerba palato« vor. — 38 hatte ich »dare dura Minervae« vermuthet, was Sch. mit den Worten »war denn Paris nicht Richter?« zurückweist. Glaubt denn Herr Schenkl wohl, dass Jemand, der mit der Kritik der lateinischen Dichter sich beschäftigt, Solches nicht wisse? Ueberhaupt liebt es Sch. Conjekturen anderer Gelehrten mit Erklärungen abzufertigen, welche diese wohl selbst versucht hatten, ehe sie zu Aenderungen schritten; aber man vermisst sehr häufig bei Sch. das tiefere Eindringen. Wenn die drei Göttinnen den Paris zum Schiedsrichter wählten, dann war es natürlich für diesen kein Wagniss Recht zu sprechen (ausum dare iura), wohl aber war es ein solches, durch ein ungünstiges Urtheil der Minerva Leid und Kümmerniss zu bereiten. Ich verbleibe also bei »dare dura Mineruae«. — 73 will Sch. »muri pars uersa (»certa« Neap.) repente concidit«, indem er das von mir vorgeschlagene »recta« als unverständlich verwirft. Ich denke, »ein (bis dahin) aufrecht stehender Theil der Mauer fiel zusammen« ist ziemlich verständlich; empfohlen wird dies »recta repente« noch durch die bei Dracontius häufige Allitteration. Schenkl's »uersa« ist jedenfalls sehr matt. — eb. 85 verwirft Sch. ebenfalls meine sichere, auch von Schmidt gebilligte Verbesserung »cetera natorum turba stipata subibat«. Wie er dies als zuweit von der Ueberlieferung (stipatus abibat) bezeichnen kann, bleibt unklar. Jedenfalls ist sein »adibat« falsch, da er dabei »cetera« als Adverb (»auf der übrigen hinteren Seite«!!!) auffassen muss. — eb. 94 verbessert M. Schmidt »et tu puer indolis almae Troile frater, io fratrem«, Ribbeck. »tu uiribus«, Schenkl »tu uirtus«.

Mir scheint zu genügen »et uiribus indolis alme Troile: frater ego«. — eb. 104 schreibt Ribbeck richtig »uerba, fides, pietas quatiunt«. — eb. 237 schlägt Sch. nicht übel »frenet« vor; wenn derselbe 268 »petens« verbessert, so hat er übersehen, dass dies schon von mir vorgebracht war. — eb. 374 hat Sch. die Schwierigkeit mit seinem »lacessit« beseitigt. — eb. 429 ist durch Schenkl's »classi« der corrupten Stelle ebenso wenig geholfen wie durch die bisherigen Vorschläge. — eb. 512 ff. »culpare maritum coeperat absentem quod iam pulcherrima coniunx a tepido deserta uiro neglecta uacaret, sacra Dionaeae matris uel templa petisset«. Ribbeck hat richtig erkannt, dass es nicht genügt an »uel templa« herumzuändern, da auch so keine rechte Construktion in die Verse kommt. Freilich mit dem von ihm angewandten Mittel der Umstellung ist es auch hier nichts; ebensowenig aber mit Schenkl's Einfall »cum tepido«. Der Fehler steckt in »uacaret«. Für »iam« schreibt Ribbeck unter Sch.'s Billigung »tam«. Ich lese »quoniam pulcherrima coniunx a tepido deserta uiro neglectaue carae sacra Dionaeae matris uel templa petisset«. — eb. 547 will Sch. unnöthig »item« statt »iter«. — 624 »non inuitus adest nec gaudet fortior Hector«. Sch. meint, es müsse »at inuitus adest« heissen, was wohl keines Beweises bedürfe. Aber das Metrum?! Allerdings ist zwischen »non inuitus« und »nec gaudet« ein Widerspruch. Der Neap. gibt »nen gaudet«, woraus sich ergibt »adest (nam gaudet) fortior Hector«. Im folgenden Verse wird es heissen müssen »inuitus nec tamen aeger«. — IX, 29 will Sch. »sphaera« oder »aura polorum«: vergl. m. Rec. — eb. 33 Sch. »si immitis Achilles nec post bella manes«: vergl. m. Rec. — 35 Sch. »si parcis et umbris«; aber die zweite Person Plur. statt des Sing. ist doch nicht ungewöhnlich (vergl. »uos« für »tu«). — eb. 164 schreibt Sch. »dispersa rotis«, wie auch ich vorgeschlagen hatte. — eb. nach 188 nimmt Sch. eine Lücke an: vergl. m. Rec. — eb. 193 ist »uerens«, was Sch. für das unhaltbare »uigens« vermuthet, um nichts besser als das Duhn'sche »uigens«. — X 5 will Sch. »patrare Tonantem«, was etwas weit abliegt. — Mit Recht nimmt Sch. an 32 f. »diues apud Colchos Phrixei uelleris aurum pellis erat seruata diu custode dracone« Anstoss; aber auch hier dürfte er mit seinem »uelleris auro arbor erat« das Richtige nicht getroffen haben. — Mehr Wahrscheinlichkeit hat dagegen, was Sch. 53 herstellt »uenusta suauis«; das handschriftliche »uenustas

amoris« dürfte kaum einen Vertheidiger finden. — eb. 104 hatte ich vorgeschlagen »Phoenix soligena«; ich konnte mit noch leichterer Aenderung »soligenes« herstellen (vergl. VIII, 23 »Musagenes). — eb. 115 vermuthet Sch. »quem sequitur« aber »blando feruore uaporat« in 114 geht doch auf Amor. — eb. 185 ist die Conjectur Sch.'s »strepitu« beachtenswerth. — Der verdorbene V. 281 ist auch durch Schenkl's« Scythiam uacuam iam sponte petebant« um nichts besser geworden. Weshalb denn »uacuam«? — eb. 298 ist Ribbeck's Aenderung »per saecula sortem« ansprechend. — eb. 440 schreibt Sch. »fundunt in membra«; ich ziehe »ludunt per membra« vor. — eb. 441 f. ist zu lesen »dicauit mortibus impietas, affectus funera praestant«. — eb. 454—56 stellt Sch. hinter 460, was manches für sich hat. — eb. 462 liest der Neap. »quo steterat Medea loco telluris hiatus finditur«, was Sinn erhält durch die Aenderung von »finditur« in »panditur«. Sch. will etwas gewaltsam »loco« in »solum« ändern, indem er mit Duhn »hiatu« schreibt.

Jena, Pfingsten 1874.

Jahresbericht über die antike Numismatik.

Von

R. Weil

in Berlin.

Griechische und römische Numismatik behandelt:

Das Königliche Münzkabinet. Geschichte und Uebersicht der Sammlung nebst erklärender Beschreibung der auf Schau-Tischen ausgelegten Auswahl. Von Dr. Julius Friedlaender, Director, und Dr. Alfred von Sallet, Directorial-Assistent des Königlichen Münzkabinets. Mit 9 Kupfertafeln. Berlin 1873. IV, 251 S. 8. Preis 1 Thlr.

Das vorliegende Buch, welches in dem numismatischen Jahresbericht an erster Stelle zu besprechen ist, gehört in die Reihe der Kataloge des Berliner Museums. Es beginnt mit einer ausführlichen Geschichte des Münzkabinets, welche von Friedlaender nach den archivalischen Akten bearbeitet ist. Wenn auch die ersten Anfänge zu einer Münzsammlung bereits unter Kurfürst Joachim II. (1535—1571) und unter Georg Wilhelm gemacht wurden, eigentlicher Begründer der Sammlung ist doch erst der grosse Kurfürst, unter welchem Spanheim und Beger für dieselbe thätig waren. Dann wendete Friedrich der Grosse ihr seine Aufmerksamkeit zu und machte Stosch zum Vorsteher, welcher 1795 starb. Ihm folgte Henry (— 1830), von dem der Plan herrührte, die in den verschiedenen Schlössern zerstreuten Kunstschätze zu einem grossen Museum zu vereinigen; als Assistenten hatte er vom Jahre 1804 bis 1807 Sestini. Was Denon 1806 für seinen Herrn als Kriegsbeute nach Paris entführte, kehrte 1814 und 1815 nur theilweise

nach Berlin zurück, um so bedeutender war aber das Anwachsen der Sammlung in den nächsten Jahren nach den Freiheitskriegen theils durch Ankäufe, theils, wenn auch im geringeren Grade, durch Funde im Inland (S. 23). Als Pinder und bald darauf Friedlaender in die Verwaltung eintraten, begann eine neue Epoche für das Münzkabinet, welches sich innerhalb der letzten dreissig Jahre den dritten Platz unter den europäischen Sammlungen errungen hat.

Die Münzbeschreibungen, welche den zweiten Theil des Buches ausmachen, beziehen sich auf eine Auswahl der am besten erhaltenen und historisch interessantesten Münzen, welche in Glaskästen dem Publicum im Museum ausgestellt sind. Die jetzige Auswahl befolgt aber nicht mehr, wie die früher von Pinder gemachte, die Eckhel'sche Anordnung, sondern ist zugleich bestimmt, dem Beschauer einen Ueberblick über den Entwickelungsgang der Prägkunst zu gewähren; daher sind folgende geographische Gruppen gebildet, und innerhalb derselben wieder die historische Anordnung befolgt: A. Hellas und die kleinasiatischen Colonien 1) Anfänge der Prägung auf Aegina und andern Inseln des ägäischen Meeres, in Hellas und Klein-Asien, 2) alterthümliche Münzen der Inseln, des Peloponnes, von Athen, Böotien, Phokis, Epirus, Thessalien, von Klein-Asien und Afrika, 3) Münzen des vollkommenen Stils derselben Folge, 4) Münzen dieser Länder aus der Epoche der sinkenden Kunst. B. Der Norden Griechenlands 1) Anfänge der Prägung, 2) alterthümliche Münzen, 3) Münzen des vollkommenen Stils, 4) Münzen der makedonischen Könige bis zur Römerherrschaft, der Diadochen und kleinasiatischer Könige. C. Sicilien und Gross-Griechenland: die sicilischen Münzen in drei Gruppen, ferner die sicilischen Königsmünzen; die grossgriechischen Münzen in drei Gruppen, Münzen der Italer und der Barbaren. D. Persien und die semitischen Völker. E. Kaisermünzen aus Griechenland und Klein-Asien. F. Römische Münzen 1) römisches und italisches Schwergeld, 2) Münzen der Republik, 3) der Kaiserzeit, 4) Medaillons. G. Mittelalterliche und neuere Münzen und Medaillen bis ins 16. Jahrhundert. — Kurze Einleitungen, welche den einzelnen Abtheilungen vorangehen, behandeln die Technik der antiken Prägung und charakterisiren die stilistischen und andere Eigenthümlichkeiten. Die Beschreibungen sind überall knapp gehalten; von historischen und mythologischen Erklärungen ist nur

das durchaus Sichere erwähnt. Die getroffene Auswahl der hier beschriebenen Münzen führt, indem sie eine Geschichte der antiken Prägkunst gibt, auf dem Gebiet der Numismatik wenigstens vor Augen, was heute bei der kunstgeschichtlichen Betrachtung der antiken Denkmäler allgemein erstrebt wird, eine Sonderung der verschiedenen localen Stilarten. Besonders lehrreich ist hierfür die Vergleichung von Reihen, wie von Aenos (n. 206—210 t. III) mit Korinth (n. 18. 19. 40. 41. 94—96), Athen (n. 13. 14. 47 bis 54 t. I 120 t. III 175. 176) oder den peloponnesischen, vor Allem Elis (n. 42—44 t. I 100—105 t. II): von letzterem ist auch die viel besprochene Kupfermünze des Hadrian aufgenommen mit der Darstellung der Zeusstatue des Phidias (n. 640 t. IX). N. 113 ist das Didrachmon von Kydonia mit der Künstlerinschrift *Νεύαντος ἐπόει* neben dem Kopf der Bakchantin; n. 416, die syrakusanische Tetradrachme des Kimon mit Arethusakopf von vorn, dient als Vignette S. III. Von den beschriebenen 981 Münzen finden sich etwa 100 (fast alle griechisch) auf den beigegebenen 9 Tafeln abgebildet, welche von C. L. Becker in vorzüglicher Weise ausgeführt sind. Hierdurch lässt sich das Buch auch ausserhalb der Sammlung als numismatisches Handbuch benutzen. Der ungeachtet der eleganten Ausstattung sehr mässige Preis des Buchs war nur durch die Liberalität von Seiten der General-Verwaltung der königlichen Museen zu ermöglichen.

Zu den numismatischen Zeitschriften ist im Frühjahr 1873 hinzugetreten die

Zeitschrift für Numismatik. Herausgegeben von Dr. Alfred von Sallet. Erster Band. Berlin Weidmannsche Buchhandlung. 1874. VII, 402 S. mit 9 Tafeln. 8. 14 Mark.

Dieselbe ist bestimmt für die Münzkunde des Alterthums und des Mittelalters einschliesslich des 16. Jahrhunderts. Ueber die einzelnen Aufsätze wird an anderen Stellen des Jahresberichts zu handeln sein. Durch eine Subvention der Regierung und die Liberalität des Verlegers konnte eine würdige Ausstattung der Zeitschrift erreicht werden; die Abbildungen antiker Münzen auf den Becker'schen Kupfertafeln sind denjenigen der französischen und englischen Zeitschriften völlig ebenbürtig.

Ausserdem konnten für den Jahresbericht noch folgende numismatische Zeitschriften benutzt werden:

Numismatic Chronicle vol. XIII, 1873.

Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. Band VI, 1871—1873.

Periodico di Numismatica e Sfragistica per la Storia d'Italia, diretto dal March. Carlo Strozzi, vol. IV, fasc. 1—4.

Unterbrochen wurde durch den Tod des Herausgebers C. W. Huber die in Wien erscheinende Numismatische Zeitschrift, welche bis zum III. Band (1871) gelangt war. Der kürzlich erschienene 1. Halbband des IV. Bandes (1872) muss dem Jahresbericht für 1874 überlassen bleiben.

Von der Revue Numismatique Française konnte nur das erst 1873 ausgegebene Schlussheft des Jahrgangs 1869 - 1870, Band XIV, Aufnahme finden. Die seit der Belagerung von Paris unterbrochene Herausgabe dieser Zeitschrift nimmt erst jetzt wieder mit Band XV, 1874, ihren regelmässigen Fortgang.

Im Weiteren folgt die Besprechung der erschienenen Special-Arbeiten, gesondert nach den beiden grossen Hauptgebieten der antiken Münzkunde.

I. Griechische Numismatik.

Beginnen mögen hier zwei wenigstens theilweise der Metrologie angehörigen Aufsätze:

L'inscription ΤΡΙΗ sur des monnaies grecques antiques. Par F. Imhoof-Blumer. (Numismatic Chronicle S. 1—18).

Die Frage, ob die auf kleinen griechischen Silbermünzen vorkommende Aufschrift ΤΡΙΗ Werthbezeichnung sei, findet hier eine sorgfältige Erörterung, in welcher Imhoof zu dem Resultat gelangt, dass zwei Klassen unter diesen Münzen zu scheiden sind: auf der einen, die aus Münzen von Korinth und Leukas gebildet wird, ist ΤΡΙΗ Werthbezeichnung für das auf ein Durchschnittsgewicht von 0,73 Gramm ausgeprägte *τριημιωβόλιον*, entsprechend dem densel-

ben Münzstätten angehörenden διωβόλιον mit der Aufschrift ΔΙΟ und ΔΙΩ von 0,97 Gramm. Eine zweite Klasse machen die aus Makedonien und Thrakien stammenden Münzen aus, welche dem kleinasiatischen Münzfuss folgen und auf welchen ΤΡΙΗ einen unbekannten Ortsnamen bezeichnet.

Coins of Alexander's successors in the East. By A. Cunningham. (Num. Chron. S. 187 ff.)

Aus dem das Münzsystem der griechisch-indischen Könige behandelnden Aufsatz ist hervorzuheben, dass es Cunningham gelungen ist, unter den Münzreihen der Könige Pantaleon (seit 246 vor Chr.), Agathokles und Euthydemos mit Hülfe einer chemischen Analyse Nickelstücke nachzuweisen, die wahrscheinlich als Obole gedient haben; doch beschränkt sich die Verwendung des Nickels, das aus China in Indien eingeführt worden sein muss, ausschliesslich auf die Münzen der drei genannten Könige, wogegen es weder bei einheimisch indischen noch bei baktrischen Münzen vorkommt. Das von Curtius IX, 30 erwähnte ferrum candidum, wovon Alexander 100 Talente durch die Oxydraken und Maller erhielt, wird von Cunningham auf Nickel bezogen. An Zinn, das den Griechen hinlänglich bekannt war, wird hier jedenfalls nicht zu denken sein, während Nickel wie Eisen magnetisch ist. Ob auch das Epigramm des Krinagoras Anthol. Gr. VI 261 Χάλκεον ἀργυρέῳ με πανείκελον, Ἰνδικὸν ἔργον, Ὄλπην κτλ. hierher zu ziehen ist, bleibt fraglich.

Hieran schliessen sich drei Aufsätze, welche allgemeinere Themata der griechischen Münzgeschichte behandeln:

Beiträge zur griechischen Wappenkunde. Von J. Brandis. (Zeitschrift für Numismatik I S. 42—68.)

Nach Analogie der herakleischen Tafeln, auf welchen bestimmte Zeichen, wie Blume, Schiffsschnabel, Knie, Kiste als Familienwappen vorkommen, und der knidischen Thonhenkel, auf welchen diese und ähnliche Zeichen nicht zum Namen des eponymen Magistrats, sondern zu dem des Aichungsmeisters gehören, zeigt Brandis, dass auch auf den Münzen die Beizeichen als Siegel des für die Prägung verantwortlichen Münzmeisters zu betrachten sind. Auf den Drachmen und Tetradrachmen neueren Stils von Athen also, wo das Beizeichen, wie schon Beulé (Monnaies d'Athènes S. 123) erkannt hat, zum zweiten Namen ge-

hört, muss dieser als der des Münzmeisters gefasst werden, während der an erster Stelle stehende Name wahrscheinlich der einer jährlich wechselnden, aber wieder wählbaren Magistratsperson ist, der an dritter Stelle aber auf eine mit der Phyle wechselnde sich bezieht. Dasselbe weist Brandis ferner nach für die durch ihre lange Reihe von Magistratsnamen und Beizeichen ausgezeichneten, später, theilweise erst gegen das Ende der römischen Republik geprägten Münzen von Dyrrhachion (das Nämliche gilt für Apollonia), wo das Beizeichen der Hauptseite Siegelbild des auf der Rückseite stehenden Magistrats ist, des Münzmeisters, dessen Namen im Genetiv steht, der auf der Hauptseite geschriebene Name im Nominativ dagegen wahrscheinlich einen jährlich wechselnden Magistrat bezeichnet. — Auf des Verfassers letzte Arbeit einzugehen, seinen

Versuch zur Entzifferung der kyprischen Inschriften (Monatsberichte der Berliner Akademie 1873 S. 643 - 671),

wobei die Aufschriften der kyprischen Münzen besondere Wichtigkeit gehabt haben, ist an dieser Stelle nicht möglich. Brandis hatte bereits vor Jahren die kyprischen Inschriften in seine Studien gezogen. An der vollständigen Entzifferung sollte er nicht mehr Antheil nehmen können, so wenig wie es ihm vergönnt gewesen ist, seinem Münz-, Mass- und Gewichtswesen Vorder-Asiens den zweiten, von ihm in Aussicht genommenen Band, welcher Griechenland und den griechischen Westen umfasst hätte, anzureihen. Auf die kyprischen Münzen zurückzukommen, muss, nachdem inzwischen für das Verständniss der kyprischen Schrift durch die gründlichen Forschungen von M. Schmidt und von Deecke und Siegesmund so überraschende Fortschritte erzielt worden sind, dem Jahresbericht für 1874 vorbehalten bleiben.

Ueber griechische Colonialmünzen. Von E. Curtius. (Zeitschrift für Numismatik I S. 1—16.)

Aus dem reichen Inhalte dieses Aufsatzes kann hier nur Weniges hervorgehoben werden. In der Natur der Verhältnisse lag es, dass die Colonie bei ihrer Gründung und in der nächsten Zeit darauf, so lange die Factoreien der neuen Ansiedelung nur Filiale der Kaufmannshäuser in der Mutterstadt waren, sich auch des Geldes der Mutterstadt bedienen musste, und wenn sie eine eigene

Prägung begann, dieselbe der hauptstädtischen anpasste. Gleichwohl zeigen die Münzen aus der überwiegenden Anzahl der griechischen Colonien einen Unterschied in Gewicht und Typen gegenüber der Mutterstadt. Die Neuerung in dem Münzwesen war in den meisten Fällen wohl eine Folge der Lösung des Bandes zwischen Mutter- und Tochterstadt und die Prägung des neuen Geldes konnte daher als Zeichen der Unabhängigkeitserklärung der Colonie gelten, indem die letztere auf politischem wie mercantilem Gebiete neue Verbindungen einging. Korinth ist die einzige Handelsstadt in Hellas, welcher es gelang auf ihre Colonien sich einen dauernden Einfluss zu erhalten, wenigstens auf die im ionischen und adriatischen Meer, und welche es erreichte, dass ihre Colonien auf die Dauer mit den korinthischen Typen, mit Pegasos und dem behelmten Frauenkopf, nur unter Beifügung des eigenen Stadtnamens, prägten. Korinth brachte es sogar dahin, dass auch Colonien, welche sich von ihm völlig autonom gemacht hatten, wie Syrakus nach der Befreiung durch Timoleon, »gleichsam als neu gegründet« zu den korinthischen Typen zurückkehrten; ebenso tauchen auch auf den späteren Münzreihen von Korkyra als vereinzelte »Reminiscenzen alter Zeit« die Symbole der Mutterstadt wieder auf.

Redende Münzen. Von A. v o n S a l l e t. (Zeitschrift für Numismatik I S. 278—285.)

Durch die Aufschrift ΛΜΒ≶ΙΜƎꓤƎ|ΟΝΛΦ auf einem uralten kleinasiatischen Goldstater ist die insbesondere auf Weihgeschenken der archaischen Kunst gebräuchliche Weise, das Denkmal in erster Person redend einzuführen, zum ersten Mal auch auf einer Münze sicher nachgewiesen. Nach Analogie derselben will Sallet auf dem tarentinischen Didrachmon mit ΤΑΡΑΝΤΙΝΩΝΗΜΙ das zweite Wort *ἡμί*, als dorische Form für *εἰμί* lesen, und ebenso auf dem alten egestäischen Didrachmon mit ΣΕCΕΣΤΑΙΙΒΕΜΙ (rückläufig). Friedlaender hatte in der Wiener Numismatischen Zeitschrift 1870 für die tarentinische wie egestäische Münze *ἡμι*... zu lesen vorgeschlagen.

In geographischer Ordnung lassen wir nun diejenigen Arbeiten folgen, welche sich auf einzelne Landschaften beziehen.

Unter-Italien.

A Catalogue of the greek coins in the British Museum. Italy. London. Printed by Woodfall and Kinder, Milford Lane, Strand. 1873. 8. VIII, 432 S.

Mit diesem Band beginnt die Verwaltung des Britischen Museums die Herausgabe eines Gesammtkatalogs ihrer griechischen Münzen, der reichsten jetzt existirenden Sammlung. Die Bearbeitung desselben haben übernommen Reginald Stuart Poole, Keeper of the Department of Coins and Medals, im Verein mit Barclay V. Head, Assistant-Keeper, und Gardner, Assistant in the Department of Coins and Medals. Der vorliegende erste Band des Katalogs umfasst nur Münzen von Italien, doch wird am Schluss der Vorrede mitgetheilt, dass bereits an dem zweiten Band, welcher die Münzen von Sicilien enthalten soll, gearbeitet wird. Dem mit ächt englischer Eleganz ausgestatteten Buche sind von dem weitaus grössten Theil der nicht im Aes grave del Museo Kircheriano und bei Carelli abgebildeten Münzen meist vortreffliche Holzschnitte in den Text eingefügt. Wenn hierdurch zu Carelli ein Supplement geliefert wird, ist man für die bei ihm abgebildeten doch nach wie vor auf seine völlig unzuverlässigen Abbildungen angewiesen. Der eigentliche Werth des neuen Katalogs beruht aber in der mit grösster Sorgfalt und Genauigkeit gegebenen Beschreibung. Die Anordnung ist diejenige Eckhels, bei den einzelnen Reihen sind die verschiedenen Metalle getrennt und jede dieser Gruppen wieder so weit als möglich historisch geordnet; jedem Stücke ist die Angabe der Grösse in engl. inches, das Gewicht in engl. grains beigefügt, zur Reduction auf Millimeter und die Mionnet'sche Scala dient die Tabelle S. 432, zur Reduction des Gewichts auf das französische Gramm die Tabelle S. 430 und 431. — Einen besonderen Reichthum hat das Britische Museum an aes grave und übertrifft hierin wohl alle übrigen Sammlungen. Zu der schon bekannten etrurischen Silbermünze S. 12: Rennende Gorgo linkshin Rs. Rad Θ𐌚 ΙΣ 171·6 grs. kommt jetzt im Appendix S. 397: Kuhkopf rechtshin OEΣꟷE Rs. Seepferd r. 144·9 grs. aus der

Sammlung Wigan (vgl. Num. Chron. 1873 Taf. III n. 1)[1]. Welchen Reichthum das Kabinet an Münzen der grossgriechischen Städte besitzt, zeigen schon die folgenden Zahlen: Tarent ist vertreten mit 32 Goldmünzen, 442 Silbermünzen, 16 Kupfermünzen, im Appendix S. 400 n. 3 findet sich das Triobolon: Reiter r., darunter ΣΩΚΑΝΝΑΣ; Neapolis in Campanien zählt 140 Silbermünzen, 124 Kupfermünzen; Metapont 1 goldene mit dem Leukipposkopf, 162 Silber-, 43 Kupfermünzen, doch fehlt das alte Didrachmon mit dem Acheloos.

S. 221 ff. werden 16 Kupfermünzen mit der Aufschrift ΓΡΑ aufgeführt als einer unbekannten Stadt Calabriens angehörig; im Bulletino Arch. Napolit. 1854 S. 121 (vgl. Sambon, Rech. [2] S. 229) sind zwei Exemplare derselben Stadt veröffentlicht, welche den Namen vollständiger ΓΡΑΞΑ enthalten. S. 395 wird das Didrachmon (Wigan): Nackter Silen l., den Kantharos in der Rechten, die Weinranke über die linke Schulter haltend ΜΕΡ Rs. Weinranke einer unbekannten Stadt Lukaniens oder Bruttiums beigelegt. Six (Num. Chron. S. 332) will in dem Σερ- den älteren Namen des peuketischen Neapolis (heute Polignano) sehen, welchem auch die Kupfermünze S. 399 des Katalogs (abgeb. Num. Chron. t. III n. 4) angehört. — Was für die Mythologie in dem Katalog von Wichtigkeit ist, ist bereits von Wieseler in seiner Recension, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1873 S. 1801—1835, hervorgehoben und mit gewohnter Gründlichkeit behandelt worden. Auf den Metapontinischen Didrachmen will derselbe S. 1823 die im Halsabschnitt stehenden Namen wie ͰΥΓΙΕΙΑ, ΝΙΚΑ, ebenso wie die auf anderen Exemplaren im Felde stehenden ΝΙΚΑ, ΣΩΤΗΡΙΑ, ͰΟΜΟΝΟΙΑ alle als selbständig verehrte Wesen fassen, nicht als Beinamen der Demeter oder Kora. Welche Ansicht die richtige ist, lässt sich mit den uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln nicht entscheiden; analoge Münzaufschriften lassen sich für die eine Erklärung so gut beibringen, wie für die andere.

Aus dem Verzeichniss der Namen von Stempelschneidern

---

[1]) Wigan hatte eine der grössten Privatsammlungen antiker Münzen in England. Als derselbe vor zwei Jahren starb, konnte das Britische Museum die erste Auswahl daraus machen; die wichtigsten der damals angekauften Stücke hat Head Num. Chron. Heft II und Heft IV t. III—V, XI—XIII mitgetheilt.

S. 427 sind als Magistratsnamen zu streichen: auf Münzen von Neapolis ΑΡΤΕΜΙ, ΓΝΑΙΟΥ, ΔΙΟΦΑΝΟΥΣ, ΠΑΡΜΕ, ΧΑΡΙΛΕΩ, von Metapont wahrscheinlich ΤΡΟ. Auf dem Didrachmon von Metapont S. 250 n. 93 mit dem epheubekränzten männlichen Kopfe r. ist ΠΟΛ im Halsabschnitt der Name desselben Stempelschneiders, welcher anderwärts etwas vollständiger ΠΟΛΥ zu lesen ist, s. v. Sallet, Künstlerinschriften auf griech. Münzen S. 33. Auf dem nächstfolgenden Didrachmon n. 94 mit dem lorbekränzten Apollokopf r., in dessen Halsabschnitt nach der Beschreibung ΣΠΛΥ, nach der Abbildung ΠΑ[Ρ?] stehen würde, scheinen diese Buchstaben undeutlich zu sein; es ist wie auf anderen Exemplaren dieser Münzen ΑΠΟΛ zu lesen (Sallet S. 12), der Name des Gottes, welcher auf dem Exemplar bei Raoul-Rochette ausgeschrieben ist ΑΠΟΛΛΩΝ. Zwei weitere Namen treten dagegen zu den Künstlernamen hinzu: 1. auf dem schönen Didrachmon von Pandosia S. 370 n. 2 (abg.) Kopf der Hera Lakinia von vorn, Rs. Pan linkshin auf einem Felsen sitzend, neben ihm liegt rechts ein Hund, links steht eine ithyphallische bärtige Herme, an welcher ein mit Tänien geschmückter Hermesstab befestigt ist; im F. Φ [ΠΑΝ]ΔΟΣΙΝ; an dem Hermenpfeiler ist von unten nach oben zu lesen ΜΑΛΥΣ, das Σ ist unsicher, vor dem Μ hat schwerlich noch ein Buchstab gestanden. 2. wird auch ΝΙΚΟ auf den beiden kleineren Silbermünzen von Pandosia n. 2 und 3 Künstlername sein.

Eingeritzte Inschriften, welche auch sonst auf unteritalischen Münzen häufiger als anderwärts vorkommen, bietet der Katalog zweimal: auf einem Didrachmon von Metapont mit dem Kopf der ΣΩΤΗΡΙΑ S. 257 n. 145: ΗΣΜ, auf einer Tetradrachme von Rhegion S. 374 n. 12: Löwenkopf von vorn ΠΑΙΔΑΣΚΑΟ. (der 10. Buchstabe zweifelhaft) Rs. sitzender bärtiger Mann PECINOS im Olivenkranz. ΚΑΛΑ eingeritzt auf einem Didrachmon von Terina neben der Nike fand v. Sallet im römischen Münzhandel (Zeitschr. für Num. I S. 88).

Sicilien.

Da das für die Numismatik Siciliens unzweifelhaft wichtigste Werk:

Le Monete delle Antiche Città di Sicilia, descritte ed illustrate da Antonino Salinas. Palermo 1870 ff.

nur sehr langsam fortschreitet und heute erst bis fasc. V gediehen ist, glaubt Referent mit einer Besprechung desselben warten zu dürfen, bis dasselbe erst vollständiger vorliegt. Dagegen sind für die Münzen einzelner Städte Siciliens im Laufe des Jahres mehre werthvolle Untersuchungen veröffentlicht worden.

On the Chronological Sequence of the Coins of Syracuse. By Barclay V. Head. London: John Russell Smith, 36, Soho Square. Paris: MM. Rollin et Feuardent, Place Louvois, No. 4. 1874. (S.-A. aus Num. Chron. 1874. Heft I). 8. VIII, 80 S. mit 15 photolithographischen Tafeln.

Del tipo delle teste muliebri nelle monete di Siracusa, anteriori al IV sec. av. Cr. — A. Salinas. (Bulletino della commissione di antichità e belle arti di Sicilia. n. 6. Settembre 1873, Palermo). 4.

Mr. Head, dessen schon oben bei dem Katalog des Britischen Museums zu gedenken war, hat es unternommen, das reiche Münzwesen von Syrakus chronologisch zu sichten und zu ordnen. Er vertheilt die Münzen der Syrakusaner auf 15 Perioden, von welchen die sechs ersten bis zu der Befreiung der Stadt durch Timoleon reichen. Es sind dies: 1. die Zeit der Geomoren, in welcher die Aufschrift ϟVRAϘOϟION ist; 2. des Gelon, ihr werden zugetheilt die ältesten Tetradrachmen mit dem Viergespann auf der Rückseite, über welchem aufrecht die langbekleidete, geflügelte Nike schwebt, während auf der Vorderseite der Frauenkopf mit langblätterigem Kranz in einem Reif sichtbar ist, umgeben von 4 Delphinen und der Aufschrift ΣΥΡΑϘΟϟΙΟΝ. Die Rückseite bezieht Head auf den Wagensieg Gelon's in Olympia (488), was nach dem Schriftcharakter ebenfalls zulässig ist, da die derselben Regierung angehörigen Damaretien zwar schon K statt Ϙ haben, sonst aber der beschriebenen Tetradrachme sehr nahe stehen. 3. Die Zeit des Hieron, 4. der Demokratie vor der Belagerung, die Zeit des Uebergangsstils 466—415, 5. der Demokratie nach der Belagerung —406, 6. der Tyrannen —345.

Als ältestes syrakusanisches Kupfergeld betrachtet Head die kleinen Stücke: Vorderseite weiblicher Kopf r., dessen Haar auf

dem Scheitel in einen Knoten zusammengebunden ist, Rückseite Thunfisch und .·. (S. 16. t. III 7. 8). Mit Mommsen, Münzwesen S. 81, fasst Head die Reductionen der syrakusanischen Litra von 250 auf 50 und dann auf 25 als jeweiligen Staatsbankrott, von welchem das Werthverhältniss des Silbers zum Kupfer unberührt blieb, so dass hiernach das Kupfer als Zeichenstück, nicht als Werthstück, wie Brandis, Münzwesen Vorder-Asiens S. 278, wollte, zu betrachten ist. Für die ältesten Goldmünzen nimmt Head die kleinen Stücke mit Pallaskopf und mit Herakleskopf auf der Vorderseite und der die alte incuse Prägung nachahmenden Kehrseite (S. 17 t. III n. 9—11).

Bei der grossen Vollständigkeit, in welcher uns die Münzen von Syrakus vorliegen, sind sie zu kunstgeschichtlichen Beobachtungen besonders geeignet, und der Verfasser hat deren eine ganze Reihe seiner Arbeit eingefügt. Die ältere Manier der Haarbehandlung mit punktirten Linien ist bereits vor der Prägung der Damaretien aufgegeben und diejenige mit Wellenlinien an ihre Stelle getreten (S. 8 t. I n. 5. 6). Das Auge im Profil, statt des alterthümlichen von vorn, erscheint gleich nach Beginn der Prägung des Hieron (S. 11 t. II 1. 2). — Ueber die Zeit der ersten Münzen mit Künstlerinschrift gehen Salinas' und Head's Meinung aus einander: Salinas will sie in der an zweiter Stelle angeführten Abhandlung schon um 430 beginnen lassen, Head nach der athenischen Belagerung. Von allen syrakusanischen Stempelschneidern, die ihre Namen auf dem Münzbild eintragen, ist Phrygillos der einzige, auf dessen Münzen regelmässig die Aufschrift ΣΥΡΑΚΟΣΙΟΝ vorkommt, welcher also vor der Annahme des ionischen Alphabets in Syrakus thätig gewesen ist. Alle übrigen gehören in die Jahre des Uebergangs vom localen zum ionischen Alphabet, daher die nur durch die Willkür der einzelnen Stempelschneider zu erklärenden Schwankungen, auf welche Sallet (Künstlerinschr. S. 8 und 23) hingewiesen hat. Dass Head im Rechte ist, wenn er den Künstler Euainetos um den Anfang der Tyrannis des Dionysios I setzt, ergibt sich daraus, dass Euainetos auch gearbeitet hat für Katana, das 403, und für Kamarina, das 405 zerstört worden ist. Das eine seiner kamarinäischen Didrachmen hat den Kopf des Flussgottes Hipparis en face, welcher aus den Wellen emportaucht. Hierdurch wird es zugleich möglich, die Zeit für das Auftreten der

Köpfe von vorn [2]) auf dem Münzbilde zu bestimmen. Denn auch die von Herakleidas und Choirion für Katana gearbeiteten Apolloköpfe von vorn gehören bereits in die letzten Jahre der chalkidischen Periode der Stadt. In Syrakus haben dieselbe Darstellungsweise angewendet für die Köpfe der Arethusa und Pallas die nur wenig jüngeren Stempelschneider Kimon und Eukleidas. Die künstlerische Schwierigkeit bei der Herstellung und praktische Nachtheile für den Verkehr bewirkten jedoch, dass man bald wieder zu der Profildarstellung zurückkehrte.

Bei dem von Head seiner 7. Periode zugewiesenen Silber aus der Zeit des Timoleon 345—317 vermisst man das von Sallet in der Wiener Num. Zeitschr. II (1870) S. 277 publicirte Didrachmon, welches neben dem Pegasos das korinthische Koppa enthält. In die letzte, 15. Periode, die Zeit der römischen Herrschaft (nach 212) setzt Head 17 verschiedene Typen von Kupfermünzen. Das für eine späte Entstehungszeit, wenigstens eines Theils derselben, vorgebrachte Argument aus den Typen, welche sich auf Isis- und Serapiscult beziehen, ist jedoch nicht haltbar. Agathokles hatte in 3. Ehe die ägyptische Prinzessin Theoxena, Ptolemäus' I. Stieftochter, geheirathet und dadurch waren damals ägyptische Culte und Sitte in Sicilien eingeführt worden, von welchen sich besonders in Katana, worauf Holm (das alte Catania S. 11, 44) hingewiesen hat, zahlreiche Spuren erhalten haben.

Eine mythologische Deutung der Frauenköpfe der älteren Münzen gibt Head nicht. Den bekränzten Kopf der Damaretien wollte Poole, Coins of Kamarina p. 10, für Nike erklären. Nach Salinas ist der ährenbekränzte Frauenkopf, welchen die Stempel von Phrygillos und Eumenos zeigen, Demeter (oder Kora); für den Aehrenkranz hat dann Euainetos den zierlicheren, langblätterigen gewählt, der jedoch nicht von Schilf-, sondern von Getreideblättern gebildet wird. Die den Kopf umgebenden Delphine sprechen nicht gegen diese Erklärung; sie befinden sich auch neben dem Pallaskopf, sind also künstlerische Zuthat. Auf den übrigen syrakusanischen Münzen der älteren Zeit ist der Frauenkopf nach Salinas

---

[2]) Für die Geschichte der Vasenmalerei benutzt Dumont das Vorkommen der Köpfe von vorn auf den Münzen in seinen Peintures ceramiques de la Grèce propre S. 48, doch geht er dabei von den die syrakusanischen Arethusaköpfe erst nachahmenden Pharnabazosmünzen aus.

immer Arethusa. Die Athena mit dem Blitz auf den Kupfermünzen aus der Zeit des Pyrrhos (Rückseite Herakleskopf ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ deutet Head auf Athena Aktis, welche in Pella verehrt wurde. Dieser Typus findet sich nämlich zuerst auf den von Ptolemaeus I in Aegypten für Alexander Aigos, welcher als rechtmässiger Erbe Makedoniens auftrat, geschlagenen Münzen. Irrig ist es aber, wenn Head diese makedonische Athena Aktis auch in der als Promaches dargestellten Athena auf den thessalischen Bundesmünzen sehen will. Die Thessaler waren von der makedonischen Herrschaft eben befreit worden, als sie diese Prägung begannen; ihr Münzbild kann daher nur auf die bei ihnen einheimische Itonia bezogen werden. — Was der schönen Arbeit Head's noch einen besonderen Werth verleiht, sind 15 Tafeln, worin die Photolithographie (Autotypie) zum ersten Mal, und mit dem besten Erfolge, für antike Münzen angewendet worden ist. Die Originale der hier in historischer Folge abgebildeten Münzen gehören sämmtlich dem Britischen Museum.

Kamarina. Von J. Schubring. (Philologus XXXII S. 478 bis 530.).

The use of the coins of Kamarina in illustration of the fourth and fifth Olympian Odes of Pindar. By R. Stuart Poole. (Transactions of the Royal Society of Literature. vol. X p. III n. s.) 8. 23 p.

In der bereits oben S. 68 von Holm angezeigten Abhandlung Schubring's werden im zweiten Abschnitt S. 506 — 513 die Münzen von Kamarina besprochen, von Poole am Ende des an zweiter Stelle angeführten Aufsatzes. Schubring will die vorhandenen Silbermünzen der Stadt alle der 3. Periode derselben zwischen 461 und 405 zuweisen; richtiger setzt wohl Poole das Kleinsilber (Athena stehend ΚΑΜΑΡΙΝΑΙΟΝ, Rückseite Nike schwebend in einem Lorbeerkranz) bereits in die 2. mit der Neugründung durch Gelon beginnende. Das übrige Silbergeld gehört bis auf ganz wenige Ausnahmen in die 3. Periode der Stadt; später ist, wenn sie ächt ist, die Drachme Mionnet S. I 136 aus Torremuzza: Frauenkopf Rückseite Pegasos ΚΑΜΑΡΙΝΑΙΩΝ [3]). Der bei Leake

[3]) Auch Eckhel beschreibt eine solche Münze des Wiener Münzkabinets, freilich nicht von vollkommener Erhaltung (Sylloge I 17. Doctr. I 202).

Num. Hell. Ins. 4 erwähnte Künstlername ΕΥΜ auf dem schönen Didrachmon mit dem von Wellen umgebenen Kopf des Hipparis von vorn, wofür Salinas Rev. Num. 1864, 7 ΕΥΗΣ las, wird festgestellt durch die bei Poole S. 19 beschriebene und abgebildete Münze des Britischen Museums: ΕΥΑΙ[νετος]. Bei Erklärung der Typen macht es Schubring wahrscheinlich, dass der kamarinäische Heraklescult, welchem der Haupttypus der Tetradrachmen entnommen ist, eine Fortsetzung des phönikischen Melkartdienstes war, indem der griechischen Niederlassung eine phönikische hier vorangegangen war (S. 491—494). Die auf dem Kleinsilber dargestellte Athena wird gewiss mit Recht mit der aus Rhodos gekommenen Athena Lindia in Verbindung gebracht, welche in Gela nicht nachweisbar ist, dagegen in Akragas wieder auftaucht, und in Kamarina bei [Pindar.] Ol. V als die stadthütende Göttin genannt wird, also wohl auf der Akropolis den Hauptcultus hatte (S. 512. 521).

Was Schubring S. 508 nur andeutungsweise erwähnt, dass das Viergespann der Tetradrachmen sich auf den Maulthiersieg des Psaumis von Kamarina im Jahre 452 (Pindar Ol. IV. V) bezieht, hat Poole ausführlich zu erweisen versucht. Derselbe hat dann auch bei den anderen Städten, auf deren Münztypen Pferde- oder Maulthiergespanne oder Reiter vorkommen, die agonistischen Beziehungen festzustellen gesucht. Darstellungen dieser Art finden sich auf Münzen von Syrakus, Akragas, Kamarina, Katana, Gela, Himera, Leontini, Messana, Rhegion, Segesta, Tarent, Kyrene und Philipp's II von Makedonien. Die sicilischen Städte haben sich immer mit besonderem Eifer an den Spielen von Olympia betheiligt und die dort errungenen Siege sind dann auf ihren Münztypen verewigt worden, wie vor allem die alte, von Poole jedoch gar nicht mit aufgeführte Tetradrachme der Himeräer mit der Beischrift ΠΕΛΟΨ über dem Gespann zeigt. Ferner ist für Anaxilaos von Rhegion sowohl als für Philipp die Verwendung des Gespanns als Münztypus in Folge von olympischen Siegen gesichert, für Syrakus wenigstens wahrscheinlich. Alle weiteren Vermuthungen aber, durch welche Münztypen dieser Art mit bestimmten Siegen in Beziehung gebracht werden, sind bedenklich, zumal in Sicilien, wo durch den überwiegenden Einfluss des syrakusanischen Geldes der Typus der Quadriga Mode geworden ist und Nachahmung gefunden hat.

Münzen von Gela. Von J. Schubring. (Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde VI S. 135—149.)

Der Verfasser hat das in seiner schönen Abhandlung: Historisch-geographische Studien über Alt-Sicilien (Rhein. Mus. XXVIII S. 66—140) benutzte numismatische Material hier noch besonders behandelt. Massgebend zur Zeitbestimmung der Münzen von Gela ist von der Aufschrift nur die Form des Gamma und des O-Lauts, wogegen sowohl die Richtung der Schrift, als die Formen des Sigma Ƹ ≤ Σ als Kriterien für das Alter hier nicht verwendet werden können. So ergeben sich 3 Serien: in der ersten C, in der zweiten < und Γ neben O, in der dritten Γ und Ω; die erste reicht nach Schubring etwa bis zum Jahr 460, die zweite bis 405, bis zur Einnahme der Stadt durch die Karthager, die dritte von der Neugründung durch Dionysios 396 an bis zur Zerstörung Gela's durch die Mamertiner, wird aber vorzugsweise der Zeit des Timoleon angehören. Bedenken erregen kann bei dieser Eintheilung, dass bereits an den Schluss der ersten Periode die ersten Kupfermünzen gesetzt werden. Ob dies zulässig ist, hängt davon ab, in welche Zeit man das älteste syrakusanische Kupfergeld zu setzen hat (s. oben S. 247 f.). Die Aufschrift ΓΕΛΑΣ darf nach Schubring nicht als Genetiv des Stadtnamens gefasst werden, sondern nur als Nominativ des Namens des Flusses, welcher »das Sinnbild der Stadt« ist, und darum bald als Stier, bald als Jüngling mit Stierhörnern, zumeist aber als Mannstier in der Protome dargestellt ist; denn das dieser letztere sich auf den Flussgott bezieht, wird heute nach O. Jahn's Auseinandersetzungen (Arch. Ztg. 1862 S. 326) wohl allgemein angenommen. In der durch die Beischrift als Sosipolis bezeichneten Gottheit, deren Kopf auf kleinen Goldmünzen vorkommt, während sie in ganzer Figur, wie sie den Stier bekränzt, auf Tetradrachmen erscheint, sieht Schubring die Kora[4]), welche nach Her. VII, 153 einen besonders gefeierten Cultus zu Gela besessen hat, vgl. Rhein. Mus. XXVIII, 96. Die dargestellte Gottheit nur mit dem Beinamen bezeichnet findet sich auf Münzen nicht selten; auch die selinuntische Weihinschrift aus dem Apollonion nennt Demeter in ähnlicher Weise *Μαλοφό-*

---

4) Imhoof (Wiener Numismatische Zeitschrift II S. 17) hält die Sosipolis für Nike, die dann ungeflügelt dargestellt wäre, ebenso v. Sallet (Zeitschrift für Numismatik I S. 142).

ρος und Kora *Πασικράτεια.* Als ein Heiligthum der Demeter und Kora betrachtet der Verfasser den dorischen Tempel in den Ruinen von Gela. Ansprechend ist die Vermuthung Holm's, welche jetzt von demselben in seiner Geschichte Siciliens II 415 weiter ausgeführt worden ist, dass der auf einem Didrachmon (s. Imhoof und Berl. Mk.) dargestellte Kampf eines Reiters gegen einen Fusskämpfer, welcher unterliegt, sich auf den Sieg über die Athener bezieht, bei welchem die Geloer mit ihrer auch sonst gerühmten Reiterei (Rhein. Mus. S. 97) betheiligt waren. Eine andere Hinweisung auf den siegreichen Ausgang des Kampfes wider die Athener hat Holm in dem syrakusanischen Didrachmon sehen wollen, wo der Kopf der Göttin mit dem Lorbeerkranz geschmückt ist (Mionnet S. 493. Torremuzza t. 76 n. 3. Head t. III n. 3).

Die Münzen von Selinunt und ihre Typen. Von F. Imhoof-Blumer. (Anhang zu Benndorf, Die Metopen von Selinunt. Berlin Guttentag 1873. S. 73—81.) gr. 4.

Das Verzeichniss der selinuntischen Münzen ist mit grosser Sorgfalt und Uebersichtlichkeit angefertigt und von kurzen Erläuterungen der Münzbilder begleitet. Die kleinen Silbermünzen: stehende Frau mit einer Schlange, Rückseite Mannstier, möchte Imhoof mit Eckhel nach Nonnus Dionys. V 564 auf Persephone und Dionysos Zagreus deuten; doch hält Eckhel den Stier mit Menschenkopf, auch wo er anderwärts in Sicilien und Unter-Italien vorkommt, für Dionysos, während er heute dort auf Flussgötter bezogen wird.

Das alte Catania. Von Ad. Holm. Mit einem Plan. Lübeck. Bolhoevener & Seelig. 1873. 48 S. 4.

Holm hat in dieser schon wiederholt erwähnten Monographie den Münzen von Katana eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden lassen und am Schluss eine Uebersicht derselben gegeben S. 41—46. (Zusätze im Jahresbericht über Topographie von Unter-Italien und Sicilien, Heft I, S. 71). Bis zum Jahre 403, wo die Eroberung durch Dionysios stattfand, dauert die Prägung der chalkidischen Stadt; in den letzten Jahren derselben erscheint das ionische Alphabet, das auch die wenigen Kupfermünzen dieser Periode haben (S. 44 n. 19—23), bereits in vollem Gebrauch. Die jüngere Prägung, nur in Kupfermünzen bestehend, wird kaum vor dem Anfang des 3. Jahrhunderts eröffnet worden sein und

reicht bis in die römische Zeit. Die durch Hieron veranlasste Neugründung von Katana unter dem Namen Aetna hat nur vom Jahre 476—461 bestanden. Mit Sicherheit werden ihr die kleinen Silbermünzen mit Krabbe (*καμμαρίς*) und der Aufschrift ΝΤΙΑ Rückseite Rad zugetheilt (S. 7). Andere mit Silenskopf Rückseite Blitz, welche bis auf die Aufschrift ΑΙΤΝΑΙ, ΑΙΤΝ mit denjenigen von Katana (ΚΑΤΑΝΑΙΟΝ, ΚΑΤΑΝΑΙΩΝ) übereinstimmen, sind ebenso wie die von Soutzo in der Rev. Num. 1869 S. 173 t. VI n. 1 publicirte Kupfermünze in der hieronischen Zeit nicht unterzubringen. Will man daher nicht, was allerdings sehr unwahrscheinlich ist, annehmen, dass Katana nach 403 noch einmal den Namen Aetna erhalten habe, so lassen sich diese Münzen nur Neu-Aetna (Inessa) zutheilen und können dann mit den katanäischen gleichzeitig geprägt worden sein (s. Curtius, Griech. Gesch. II [4] S. 829 Anm. 98, vgl. A. v. Sallet, Zeitschr. für Num. I S. 210).

Griechenland.

Thrakische und makedonische Münzen. Von A. von Sallet. (Zeitschr. für Num. S. 163—171.)

Eine kleine Silbermünze des Katalogs der athenischen Münzsammlung von Postolakkas n. 1097 mit thasischen Typen und der Aufschrift ΣΑΡΑΤΟΚΟ hat Sallet, welcher sie mehreren ähnlichen Silbermünzen anreiht, als eine Dynastenmünze erkannt, welche an die Scheide des 5. und 4. Jahrhunderts gesetzt werden muss. Thasos braucht nicht als Sitz dieses Dynasten angenommen zu werden, da ja neuerdings gerade Tetradrachmen mit thasischen Typen und der Aufschrift ΘΡΑΚΩΝ (auch im Berl. Mk.) zum Vorschein gekommen sind, worin man nur eine irgendwo in Thrakien gemachte Nachahmung des thasischen Geldes sehen kann. Wer freilich Saratokos war, ist ebenso unbekannt, als die Persönlichkeit des von Waddington (Mélanges Numismatiques II 23 f.) entdeckten Dynasten Ketriporis, welcher denselben Gegenden angehört haben muss.[5]) — Unter den von Sallet besprochenen makedonischen Münzen ist zu erwähnen eine Kupfermünze der Colonie Pella mit dem Kopf des Octavianus, worauf dieser und ein sonst

[5]) [Derselbe ist als thrakischer Dynast jetzt auch bezeugt durch eine athenische Inschrift aus Olymp. 106, 1: s. *Ἀρχαιολογικὴ ἐφημερίς Περ. Β'*, N. 435.] Anm. d. Red.

unbekannter Arruntius als duumviri quinquennales genannt werden. Daraus folgt, dass Pella bereits vor 727 Colonie geworden und der Beiname Julia Augusta ihm erst nachträglich beigelegt ist.

Bemerkungen zu den thessalischen Bundesmünzen. Von R. Weil. (Zeitschr. für Num. S. 171—183.)

In diesem Aufsatz hat Referent die Bundes- oder Landschaftsmünzen der Thessaler und der von ihnen abhängigen Stämme der phthiotischen Achäer, Magneten und Perrhaeber besprochen und für die Geschichte zu verwerthen gesucht. — Zu den auf S. 174 aufgezählten Prägstätten Thessaliens ist inzwischen noch Methydrion gekommen; (s. unten S. 254 dieses Jahresberichts). Ferner ist bei den S. 182 verzeichneten Strategen der Thessaler, welche bei Eusebius nicht mit aufgeführt werden, aus der von C. Wachsmuth nach Mustoxidis publicirten korkyräischen Inschrift (Rhein. Mus. XVIII S. 340) nachzutragen die zweite Strategie des *Ἱππόλοχος Ἀλεξίππου Λαρισαῖος*; dieselbe fällt in eins der nächsten Jahre nach 179; die erste Strategie des Hippolochos war 181.

Phokis.

Wiederholte Behandlung haben früher durch Warren und jetzt gleichzeitig durch E. Curtius, Griech. Gesch. III [3] S. 789 und ausführlicher durch Friedlaender in die phokischen Kupfermünzen aus dem heiligen Kriege (Sallet's Zeitschrift S. 296) gefunden. Es sind:

1. Stierkopf von vorn mit herabhängenden Tänien — Rs. ONY / MAP / XOY in einem Kranz.
2. wie n. 1 — Rs. ΦA / ΛAI / KOY
3. Pallaskopf von vorn mit 3 Helmbüschen — Rs. wie n. 2. Grösse 0,016 mr.

Bei Beginn des Krieges stand Philomelos an der Spitze der Phoker als *στρατηγὸς αὐτοκράτωρ*: Diod. XVI 24, Onymarch war ihm beigeordnet (*συνάρχων αὐτῷ*: Diod. 31) und erhielt 106, 3 = 354, wo der erstere bei Tithora fiel, den Oberbefehl (*ἡγεμονία*), den er bis 106, 4 = 352 Frühjahr geführt hat: einem dieser beiden Jahre muss die erste Münze angehören. Auf Onymarch, unter

welchem der Tempelraub seinen Anfang nahm (Curtius a. a. O. S. 436, 789), folgte Phayllos, dem letzteren sein Neffe Phalaikos (wahrscheinlich 107, 2 = 351—350), welcher im Oberbefehl blieb bis zur Capitulation am 23. Skiropherion 108, 2 = 346 und in seiner Amtsführung nur einmal durch den Prozess wegen Unterschlagung von Tempelgeldern (Diod. XVI 56) vorübergehend unterbrochen wurde. Diesen Jahren müssen also die Münzen 2 und 3 angehören. Unter den älteren griechischen autonomen Münzen sind dies wohl die am genauesten datirbaren. Ihnen gleichzeitig werden diejenigen Kupfermünzen sein, welche bei gleicher Vorderseite im Kranz die Aufschrift ΦΩ und ΦΩΚΕΩΝ tragen, so dass die Strategen ihren Namen an die Stelle des Volksnamens gesetzt haben. Das Gleiche findet statt auf den um Weniges älteren, der thebanischen Hegemonie angehörigen Didrachmen und Drachmen, welche nicht den Namen des Staats, sondern nur Magistratsnamen enthalten, also wohl einen der 11 (oder 8) Böotarchen, da HIΣΜ und ΕΠΑΜ mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Ismenias und Epaminondas bezogen werden, so dass dieses Geld, wofür sich auch noch andere Gründe anführen liessen, als boeotisches Bundesgeld zu betrachten ist. Die auffallende Erscheinung, dass sich von den mehr als 10,000 Talente betragenden Tempelschätzen, welche damals zur Einschmelzung gekommen sind, ausser den Kupfermünzen nur Diobole erhalten haben mit dem Apollokopf des freien Stils und der Aufschrift ΦΩ, von Grossstücken in Gold und Silber aber keine Spur, findet ihre Erklärung, wenn, wie bei den Opuntischen Lokrern, welche damals gemünztes phokisches Silbergeld gleichsam als Eigenthum des Gottes sammelten und daraus eine silberne Amphora für das Heiligthum arbeiten liessen (Plut. de Pyth. orac. 16), auch anderwärts religiöser Fanatismus und vielleicht auch ein bei dem Umprägen zu erwartender Gewinn zur Einziehung dieses Geldes geführt hat.

Für die Restauration des delphischen Tempels von Wichtigkeit ist eine von Imhoof in der Zeitschrift für Numismatik S. 115 t. IV n. 9a herausgegebene Münze der Faustina. Der Apollotempel, dessen Frontansicht auf der Rückseite dargestellt ist, zeigt ähnlich wie bei Mionnet S. III 509, 49 sechs Säulen, wahrscheinlich korinthischer Ordnung. In dem Giebelfelde, dessen reiche Statuengruppe auf dem engen Raume nicht wiedergegeben werden konnte, erkennt der Herausgeber als Mittelfigur eine

kämpfende Pallas, rechts und links in den Ecken je einen Panther mit erhobener Vordertatze. In dem besonders breit dargestellten mittleren Intercolumnium, zu welchem drei Stufen führen, steht das E.

Peloponnes.

Zu den in der Numismatik des Peloponnes vertretenen Städten ist jetzt auch Tenea hinzugekommen, von welchem P. Lambros, Zeitschrift für Numismatik S. 319 f. eine Broncemünze der Julia Domna veröffentlicht. Ihr sind anzuschliessen die beiden auf Arkadien bezüglichen Abschnitte der

Beiträge zur Münzkunde und Geographie von Alt-Griechenland und Klein-Asien. Von F. Imhoof-Blumer. (Zeitschrift für Numismatik S. 93—162.)

Bergk hatte im Bulletino dell' Inst. Arch. 1848 S. 139 die Ansicht ausgesprochen, dass ΕΡΙΩΝ, welches auf kleinen arkadischen Silbermünzen neben einem rechts springenden Pferde steht, Beischrift und dialektische Form für Ἀρίων sei, wie das nach arkadischer Landessage auf dem Felde von Thelpusa durch Poseidon und Demeter erzeugte Ross hiess. Es findet dies jetzt seine vollständige Bestätigung durch ein von Imhoof bekannt gemachtes Exemplar einer Kupfermünze der Sammlung Sis in Amsterdam, auf welcher die Rückseite wieder den Namen Ἐρίων, die Hauptseite aber den Stadtnamen von Thelpusa vollständiger als die bisher bekannten gibt. — Dem arkadischen Psophis hat Imhoof eine ganze Reihe kleiner Silbermünzen zugetheilt, deren Aufschrift seither falsch gelesen worden war. Diese lautet ⲯO und anderwärts XOΦI. ⲯ ist die auch im Alphabet der Ozolischen Lokrer vorkommende Form des Psi, von welcher die Münzen von Psophis noch zwei Modificationen zeigen ψ und X.

Colonien am Pontus Euxinus.

Die Münzen von Tyras. Von A. Grimm. (Berliner Blätter für Münzkunde S. 27—44 t. LXV und LXVI.)

Da die Münzen der griechischen Colonien in Süd-Russland in den nicht-russischen Sammlungen meist sehr schwach vertreten sind, und die in Russland erscheinenden Publicationen zum gros-

sen Theile nur wenig Verbreitung finden, bleibt für die Numismatik dieser Gegenden noch viel zu thun. Grimm liefert hier eine Zusammenstellung der Münzen von der selten genannten milesischen Colonie Tyras, die in der Nähe des heutigen Akkerman gelegen war. Abgerechnet die bei Leake Num. Hell. Eur. S. 109 beschriebene Silbermünze, welche vermuthlich Unicum ist, sind für Tyras nur Kupfermünzen vorhanden, an autonomen werden 14 aufgezählt, sämmtlich einer spätern Zeit angehörig, an Kaisermünzen 48, welche bis auf Alexander Severus reichen.

Die Münzen von Chersonnesos in der Krim. Von A. von Sallet. (Zeitschrift für Numismatik S. 17—31.)

Zu den Schriften von Köhler und Köhne über die Münzen von Chersonnesos liefert der Verfasser zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen, insbesondere für die alten dem besten Stil angehörigen Kupfermünzen. Was die alterthümliche Silbermünze mit der Aufschrift EMINAKO betrifft, welche auf dem Boden des alten Olbia gefunden und von Struve im Rhein. Mus. XXV (1870) S. 367, dann von Fröhner im Auctionscatalog der Lemmé'schen Sammlung publicirt worden ist, so weist Sallet Fröhner's Erklärung der Aufschrift mit Recht zurück; eine sichere Zutheilung dieser Münze ist allerdings bis heute noch nicht gefunden. Die Silbermünze S. 22 t. I n. 4 (Herakleskopf Rückseite Artemis den Hirsch erlegend) liefert eines der äusserst seltenen Beispiele einer Ligatur auf griechischen Münzen HPAKΛΤΕΟΥ *Ἡρακλείτου*. Zum Schluss wird nachgewiesen, dass die von Köhler und Köhne als Kaisermünzen beschriebenen Kupfermünzen von Chersonnesos alle unsicher sind; wahrscheinlich existirt von dieser Stadt überhaupt keine Kaisermünze, vielmehr hat dieselbe, gleich den bosporanischen Königen, bis in die Kaiserzeit hinein autonomes Kupfer und Gold geprägt.

Klein-Asien.

Aus den bereits S. 251 erwähnten Beiträgen zur Münzkunde u. s. w. von Imhoof gehört hierher die S. 142 gegebene Beschreibung von Münzen von Knidos, welche zum grossen Theil in der Choix de monnaies grecques desselben Verfassers abgebildet sind. Die gewöhnliche Aufschrift der jetzt in zahlreichen Exemplaren vorhandenen alterthümlichen Münzen von Knidos ist ΙΝΚ; auf dem

S. 142 und t. IV n. 6 mitgetheilten alten Didrachmon steht dagegen ИϽIΔIVꓘ; auch das Berliner Münzcabinet besitzt ein Exemplar dieser Münze, jedoch aus demselben Stempel, wie das Imhoofsche. Ehe demnach das Zeichen Ͻ, welches hier wie in Melos für den kurzen O-Laut gebraucht wird (Kirchhoff, Studien zur Geschichte des Griechischen Alphabets S. 51), während O den langen O-Laut bildet, auch auf anderen Münz- oder Steininschriften aus Knidos oder einer anderen Stadt der kleinasiatischen Dorer nachgewiesen ist, wird man sich auf etwaige Schlüsse, welche aus der angeführten Münzaufschrift für den Entwickelungsgang des dortigen Alphabets gezogen werden könnten, nicht einlassen dürfen.

ΕΠΙΜΕΛΗΤΗΣ auf Münzen. Von J. Friedlaender. Hermes VIII S. 228—230.

Friedlaender gibt hier ein Verzeichniss über das Vorkommen des Titels *ἐπιμελητής* und der damit gleichbedeutenden Verbalformen *ἐπιμελήσαντος* und *ἐπιμεληθέντος* auf Münzen. Danach kommt der Titel der Curatoren vor auf Münzen von Antiochia, Mylasa, Stratonikeia in Karien, Mastaura, Philadelphia in Lydien, Eukarpia in Phrygien, Chalkis auf Euboea, und zwar in der Zeit von Tiberius bis Maximinus.

Bevor wir uns zu den Arbeiten über die Numismatik Syriens wenden, ist noch auf einige Aufsätze einzugehen, welche vorwiegend der Geographie Griechenlands angehören und desshalb am besten im Zusammenhang besprochen werden können.

Damastion, von dessen Lage Strabo VII p. 326 nur eine sehr ungefähre Vorstellung hat, wonach es landeinwärts von den akrokeraunischen Bergen im Gebiet der Dyesten und Encheleer oder Sesarethier gewesen ist, wird von Imhoof (Zeitschrift für Numismatik S. 99—114) mit Hülfe einer jedenfalls aus derselben Gegend stammenden Reihe von Silbermünzen, welche ähnliche Typen führen wie die damastinischen, aber die Aufschrift ΠΕΛΑΓΙΤΩΝ (einmal auch ΠΕΛΑΓΙΤΑΣ), in der Weise zu bestimmen versucht, dass er es mit dem heutigen Dorfe Damesi am südwestlichen Fuss des Asnaosgebirgs identificirt, etwa zwei Stunden nördlich von Tepeleni, dem alten Antigoneia, wogegen er als Prägort der anderen Münzreihe eine Stadt PELAGIA annimmt und sie bei dem heutigen Berat am Apsos, nordwestlich vom Tomarosgebirge, ansetzt. Wenn Berat mit dem alten, wohl nach dem Sohn des

Kassander benannten Antipatreia (Liv. XXXI 27, Polyb. V 108) identificirt wird, so spricht dies noch nicht gegen Imhoofs Vermuthung, da dieser Name, wie die meisten der in der makedonischen Zeit neu benannten Städte, bald wieder vertauscht worden sein kann. Der alte Stadtname Pelagia — oder welche Form im Gebrauch gewesen sein mag — kann während der römischen Herrschaft wieder eingeführt worden sein und sich in den mittelalterlichen Namen der Stadt Belagrita, Belagrada, Berat erhalten haben. Die Hypothese verdient jedenfalls Beachtung, auch wenn ihr durch die Angabe über die Provenienz der damastinischen Münzen, welche wegen des Reichthums der Silbergruben von Damastion in Makedonien sowohl als im inneren Epiros und Illyrien gefunden werden, keine Stütze geboten werden kann. Die Prägung der damastinischen und pelagischen Münzen, welche nur in Silber bestehen, ist mit derjenigen der päonischen Könige Patraos und Audoleon etwa gleichzeitig und reicht nicht über das Ende des 4. Jahrhunderts herab.

Aus derselben Gegend stammt eine Silbermünze mit der Aufschrift ΣΑΡΝΟΑΤΩΝ. Imhoof (a. a. O.) hat sie wohl mit Recht dem sonst nur bei Polyaen II 2, 4 in der Zeit Philipp's II erwähnten Sarnus zugetheilt, welches bei Steph. Byz. als eine *πόλις Ἰλλυρική* bezeichnet wird. *Σαρνοατῶν* führt freilich auf einen Stadtnamen *Σαρνόα*; doch gibt es für Doppelformen von Stadtnamen Analogien, so das kürzlich von Friedlaender gefundene *Σαμισόη* und *Σαμισός* neben dem gewöhnlichen *Ἀμισός*.

Dem nur bei Philoxenos erwähnten Methydrion (Steph. Byz. s. v.) in Thessalien hat Imhoof (a. a. O. S. 93) eine zweifellos dieser Landschaft angehörige Drachme aeginäischen Gewichts zugewiesen. Ueber die Lage der Stadt wird weiter nichts angegeben; doch weist die Gleichartigkeit ihrer Münztypen mit denjenigen von Skotussa und Pherä in die Nähe dieser Städte. Man wird daher dem Herausgeber beistimmen dürfen, wenn er Methydrion in dem auf dem Wege von Trikka nach Pherä gelegenen, bei Livius XXXII 13 genannten Euhydrion sehen will, dessen Name in der Ueberlieferung verderbt ist. Die in diesem Capitel vorkommenden Ortsnamen leiden mehrfach an Fehlern: so hat bereits Leake Trav. in North. Gr. IV 493 erkannt, dass das dort erwähnte, aber durchaus unbekannte Iresiae in Piresiae zu ändern ist (ebenso Postolakka Ann. d. Inst. 1866 p. 331, wogegen zweifelt Bursian

Geogr. I S. 75). — In der Pelasgiotis und zwar in der Gegend von Skotussa wird wahrscheinlich der Prägort der auf S. 173 der Zeitschrift für Numismatik beschriebenen Kupfermünze mit der Aufschrift ΕΥΡΕΑΙΩΝ zu suchen sein.

Auf den südlichsten Theil Thessaliens bezieht sich ein Aufsatz des Referenten (Hermes VII 381 ff.), worin unter Benutzung der Münzen gezeigt wird, dass Malier und Oetäer zwei von einander unabhängige Gemeinwesen gebildet haben. Den Oetäern, welche wiederum von den zu beiden Seiten des oberen Spercheios wohnenden Aenianen zu unterscheiden sind, gehörte seit dem Jahre 370 das trachinische Herakleia.

Stateren des kleinasiatischen Fusses mit der Aufschrift ΠΟΣ gibt Imhoof (Zeitschrift für Numismatik S. 153) der Stadt Poseidion auf Karpathos (Ptolem. V 2). In den athenischen Tributlisten findet sich der Name Poseidion nicht vor, dagegen werden dort als auf Karpathos befindlich genannt: *Βρυκούντιοι, Καρπάθου Ἀρχέσεια, Καρπάθιοι* und *Ἐτεοκαρπάθιοι*; für den Sitz der letzten hält Imhoof Poseidion.

Was schliesslich Unter-Italien betrifft, so ist die Frage nach dem Prägort der pandosinischen Münzen nun endgültig entschieden durch das aus der Sammlung Wigan an das britische Museum gekommene Didrachmon, auf dessen Rückseite der Flussgott mit der Aufschrift ΚΡΑΘΙΜ dargestellt ist (Catal. of Brit. Mus. I 370 n. 1. Num. Chron. 1873 t. III n. 8. Sambon, Recherches[2]). Das achäische Pandosia war demnach am oberen Krathis zwischen den Gebieten von Terina und Kroton gelegen, während das andere aus den herakleischen Tafeln bekannte am Akiris nur von geringer Bedeutung gewesen zu sein scheint.

Syrien und Aegypten.

F. De Saulcy, membre de l'Institut — Numismatique de la Terre Sainte description des monnaies autonomes et impériales de la Palestine et de l'Arabie Pétrée ornée de 25 planches gravées par L. Dardel. Paris Rothschild éditeur 13 rue des Saints-Pères — 1874. XVI, 406 S. 25 Kupfertafeln. 4.

Nachdem der Verfasser in seinen 1854 erschienenen Recherches sur la numismatique judaique die jüdischen Münzen behandelt hatte, bringt er in dem hier vorliegenden Bande eine Bear-

beitung der autonomen und Kaisermünzen der Städte Palästina's und des peträischen Arabiens und verspricht als einen weiteren Band auch noch einen catalogue raisonné der jüdischen Königsmünzen. Das jetzt erschienene Werk behandelt, indem es sich der Reihenfolge im Synekdemos des Hierokles anschliesst: I. Phönikien am Libanon (*ἐπαρχία Φοινίκης Λιβανησίας*) mit Laodikeia am Libanon, Heliopolis, Leukas, Damaskus, Demetrias, Palmyra; II. Palästina I mit Jerusalem-Aelia Capitolina, Apollonia, Caesarea, Dora, Sykaminon, Ptolemais, Diospolis, Nikopolis, Joppe, Askalon, Gaza, Agrippaion-Anthedon, Raphia, Eleutheropolis, Neapolis, Sebaste, Azotos; III. Palästina II mit Nysa-Skythopolis, Pella, Gadara, Kapitolias, Abila, Panias, Sepphoris-Diocaesarea Dabora, Tiberias, Gaba, Hippon; IV. Palaestina III mit Petra, Rabbat-môba; V. Peträisches Arabien mit Bostra, Adraa, Dion, Gerasa, Philadelphia, Essebon, Philippopolis, Kanatha. Das Buch hat die Form eines erweiterten Katalogs: bei jeder einzelnen Stadt wird eine kurze Einleitung historischen oder geographischen Inhalts vorausgeschickt; bei der Beschreibung der einzelnen Münzen werden dann die weiteren Erläuterungen gegeben über Darstellungen auf den Münztypen, Jahreszahlen u. s. w., und hierauf gerade hat der Verfasser besonderen Fleiss verwendet, ohne sich allerdings auf umfangreichere Excurse einzulassen. Für seine auf wiederholten Reisen in Palästina erworbene genaue Kenntniss des Landes findet er daher vielfach Verwendung, wovon hier nur einige Beispiele angeführt werden können. So zeigt er auf S. 20, dass Abila, die Stadt des Tetrarchen Lysanias, identisch ist mit dem am Chrysorhoas gelegenen Leukas. Arka-Caesarea am Libanon, welches von Andern bei dem Dorfe Arka, am Wege von Tripolis nach Qalâat-el-Heusn angesetzt wird, östlich von dem alten Orthosia, sucht De Saulcy etwas südwärts von Sarfent, wo sich der Name von Kaisarieh in demjenigen des Bachs Nahr-Hassarani erhalten haben soll. Die Lage von Dora wird S. 142, von Sykaminon S. 149 besprochen. Hervorgehoben zu werden verdient noch auf S. 247, wo die Münzen der Stadt Neapolis, des alten Sichem, behandelt werden, die Stelle über den Berg Garizim. Der heilige Berg der Samaritaner, gekrönt von dem in griechischer Weise gebauten Tempel, ist nämlich auf Münzen von Neapolis dargestellt, welche von Antoninus bis auf Volusianus reichen.

Das Material für die Numismatik des heiligen Landes haben

De Saulcy neben den älteren Sammelwerken geliefert: die reichen Sammlungen des Pariser Cabinets und des britischen Museums, ferner eine Reihe in Deutschland nur wenig bekannter Privatsammlungen, Walcher, Moustier, Clermont-Ganneau, Wigan, Vogüé und besonders seine eigene zum grossen Theil in Palästina selbst zusammengebrachte. Was die von De Saulcy aufgestellten neuen Zutheilungen betrifft, so betrachtet Friedlaender, Zeitschrift für Numismatik S. 393, die dem phönicischen Apollonia zugewiesene (S. 111) für illyrisch; auch die Zutheilung der auf S. 151 beschriebenen Münzen nach Sykaminon ist zweifelhaft; richtig dagegen wohl diejenige der Münze des Elagabal nach Dabora (S. 332). Für nicht palästinensisch hält der Verfasser mit Recht die bisher nach Demetrias (S. 57), Azotos (282) und Moka (402) gegebenen Stücke. Im Einzelnen wird für manche eine von De Saulcy abweichende Bestimmung getroffen werden müssen, wie z. B. Friedlaender die S. 173 t. VI 3 aufgeführte Münze von Nikopolis für epirotisch hält (Zeitschr. für Numism. S. 393), die S. 96 n. 2 unter Aelia Capitolina beschriebene des Severus nach Carrhae gehört. Sehr unsicher ist es, wenn die S. 157 erwähnte Münze »des Caligula oder des Tiberius« mit dem Perseustypus nach Ptolemais gegeben wird (abgeb. t. VIII n. 5). Einige weitere Berichtigungen liefern Merzbacher und v. Sallet in der Zeitschrift für Numismatik S. 390f.

Obwohl der Verfasser, indem er sich auf die französischen und englischen Sammlungen beschränkt hat, seiner Numismatik von Palästina keine eigentliche Vollständigkeit geben konnte, bringt er doch eine grosse Anzahl wichtiger, noch unedirter Münzen. Hierher gehören die beiden Legionsmünzen der legia decima Fretensis (S. 83f. t. V 3. 4), die beiden auf die Besiegung Judaea's bezüglichen Münzen des Vespasian (S. 79), diejenige des Piscennius Niger mit COL. AEL. CAP. COMM. P. F. (S. 95 t. V n. 7) wogegen die des Commodus (S. 94), welche nach De Saulcy den Beinamen der Colonie Commodiana ebenfalls enthalten soll, nur von mangelhafter Erhaltung und auf den Tafeln auch nicht mitgetheilt ist; endlich die Münze des Uranius Antoninus von Aelia Capitolina (S. 104 t. V 8). — Die Benutzung der Tafeln wird dadurch dem Leser erschwert, dass nirgends im Text auf sie Bezug genommen ist und die Reihenfolge der Städte auf den Tafeln mehrfach von der im Text befolgten abweicht.

Numismatique Palmyrienne. Par F. De Saulcy. Revue archéologique XXII S. 291—303.

Die hier beschriebenen Münzen von Palmyra sind auch in die Num. de la Terre Sainte mit aufgenommen S. 57—66 t. XXIV 5—10, t. XXV 1—36.

Eugenius Merzbacher De siclis, nummis antiquissimis Judaeorum. Dissertatio inauguralis. Berol. 1873. 31 S. 8.

Gegenüber den abweichenden Ansichten Ewald's und De Saulcy's, von welchen der letztere noch in der Revue archéologique 1872 S. 2 ff. die jüdischen Sekel (mit Kelch und Lilienzweig) in die Zeit Esras's, also c. 450 v. Chr., setzen will, vertritt der Verfasser die früher aufgestellte Ansicht, dass diese Münzen der Periode der jüdischen Autonomie angehören, welche mit 173,4 der Seleukidenära = 140,39 v. Chr. ihren Anfang nimmt, und sie sich somit den Sekeln von Alexander Bala, Demetrius II und Tryphon anschliessen. Er gibt dann das Verzeichniss der Typen der Sekel und ihrer Halbstücke nebst Gewichtstabelle und eine genaue paläographische Tafel über die auf den jüdischen Münzen vorkommenden Buchstabenformen in chronologischer Folge, wobei das Alphabet der Mesa-Inschrift zur Vergleichung gegenübergestellt ist.

Jüdische Aufstandsmünzen aus der Zeit Nero's und Hadrian's. Von E. Merzbacher. (Zeitschrift für Numismatik S. 219—237.)

Behandelt wird hierin die schwierige Frage, welche der vorhandenen jüdischen Aufstandsmünzen dem ersten Aufstand unter Nero 66—70 und welche dem zweiten des Barkochba unter Hadrian zuzutheilen sind.

F. De Saulcy — Numismatique des rois Nabathéens de Pétra. Auch unter dem Titel: Lettre à M. Chabouillet conservateur du cabinet des médailles sur la numismatique des rois Nabathéens de Pétra. Annuaire de la Société Française de Numismatique et d'Archéologie. [1873.] Paris au siège de la société, 58 rue de l'Université. 35 S. mit 2 Tafeln von Dardel. 8.

Die Reihe der nabathäischen Königsmünzen erhält mehrfache Bereicherungen. S. 32 wird aus der Sammlung Clermont-Ganneau

ein gut erhaltenes Didrachmon von König Malchus I (seit 145) mitgetheilt, das im Gewicht wie Typus die Didachmen der Ptolemäer Epiphanes und Philometor-Euergetes II nachahmt (Taf. I 1), zugleich die älteste der bis jetzt bekannten Nabathäermünzen. Die Nachahmung der ptolemäischen Didrachmen haben dann fortgesetzt König Obodas I (S. 18 n. 22, t. I n. 2, vgl. Levy in der Wiener Numismatischen Zeitschrift III S. 445) und Aretas IV Philodemos (S. 21 n. 35, t. I n. 10). — Erwähnt sei hier noch die in Deutschland wenig bekannt gewordene Arbeit desselben Verfassers über die Daten der Seleukidenmünzen: Mémoire sur les monnaies datées des Seleucides (VI. 89. Mit einer Tafel der Monogramme), erschienen im Jahrgang 1871 des Annuaire de la soc. de numismatique.

Monnaies des nomes de l'Égypte par Jacques de Rougé. Paris 1873. Extrait de la Revue numismatique. N. S. tome XIV 1869—1870 (s. oben S. 234). 71 S. Mit 2 Kupfertafeln. 8.

Die ägyptischen Nomenmünzen finden hier zum ersten Mal eine ausführliche Behandlung durch einen Aegyptologen, welcher nicht einen alles numismatische Detail umfassenden Katalog liefern will, wohl aber die für die Geographie und Religionsgeschichte Aegyptens in so vielfacher Hinsicht interessanten Typen eingehend erklärt. Rougé gibt für die einzelnen Nomen die ägyptischen Namen, ihren Hauptort in der ägyptischen und koptischen Namensform, bezeichnet in Kürze den dort ansässigen Hauptcult, um sich dann zur Erklärung der einzelnen Münzbilder zu wenden. Ober-Aegypten umfasst S. 4—32, Unter-Aegypten S. 33—71.

II. Römische Numismatik.

Ueber den innern Gehalt und den Metallwerth griechischer und römischer Silbermünzen nach preussischem Gelde. Von A. v. Rauch. (Zeitschrift für Numismatik S. 32—42.)

Die zur Ermittelung des Feingehalts vorgenommenen Schmelzungen, über welche hier berichtet wird, erstrecken sich zum kleineren Theil auf griechische, zum grösseren auf römische Münzen. Bei ersteren ergibt sich, dass im Allgemeinen die älteren Münzen feiner, die jüngeren etwas minderhaltig sind. Während nämlich eine Tetradrachme von Syrakus, ein Didrachmon von Aegina, von

Kaulonia, von Kroton 960 Tausendtheile Silber enthält, liefern jüngere Drachmen von Velia und Herakleia nur 930, ein Diobol und Obol von Herakleia 920, ein Obol von Thurioi 915, von Tarent 910 Tausendtheile. Untersuchungen dieser Art sind natürlich vielfachen Zufälligkeiten ausgesetzt, insbesondere bei griechischen autonomen Münzen. Zufällig mag es sein, wenn ein jüngeres Didrachmon von Tarent nur 880 Tausendtheile Silber ergab, während ein älteres 948 gehabt hatte. Den niedrigsten Feingehalt lieferte eine Tetradrachme des syrischen Königs Philipp mit 678 T. den höchsten eine des Königs Antiochos I von Syrien, 990 T., was in heutigem Gelde 29,7 Sgr., oder, wenn die Erhaltung der Münze eine durchaus vollkommne ist, genau 1 Thlr. entspricht. Der Feingehalt der römischen Münzen ist, wie auch durch die früher von Rauch und Schiassi vorgenommenen Schmelzungen bestätigt wird (Mommsen, Römisches Münzwesen S. 385 Anm. 59), ein etwas höherer als derjenige der griechischen, bei 95 Stücken von 55 Familien, davon 87 Denare, der Durchschnittsgehalt 966 Tausendtheile; Angaben über das Resultat bei den einzelnen Stücken, welche eine erwünschte Ergänzung zu den früheren Untersuchungen bieten würden, werden nicht gemacht. Den Werth des Denars der republikanischen Zeit berechnet v. Rauch auf 5,985, bei ganz vollkommener Erhaltung auf 6 Sgr. Das Ergebniss dreier geschmolzener Goldmünzen betrug für Nero 993, für Titus 996, für Verus 990 Tausendtheile Gold.

Les Types monétaires de la guerre sociale — étude numismatique par H. Ferdinand Bompois. Paris A. Detaille, éditeur 1873. 116 S. Mit 3 Tafeln. 4.

Friedlaender's Schrift über die oskischen Münzen, in welcher den Münzen der Italer ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, war dem des Deutschen unkundigen Verfasser nicht zugänglich; daher kommt es, dass er Vieles, was von dem deutschen Numismatiker dargelegt ist, vorträgt, ohne auf diesen Bezug nehmen zu können. Hier kann nur auf einen Punkt der Bompois'schen Abhandlung hingewiesen werden. Bekanntlich existirt unter den Bundesgenossenmünzen eine jetzt dem Pariser Cabinet angehörige Goldmünze, dem Gewicht des attischen Staters entsprechend. Mommsen, welcher (Münzw. S. 406) darauf aufmerksam gemacht hat, knüpft daran die Vermuthung, dass die Italiker, vielleicht in Folge ihrer

Beziehungen zu Mithradates, ihre wenigen Goldstücke dem gewöhnlichen griechischen Goldfuss angepasst haben. Dies findet seine Bestätigung durch den von Bompois gelieferten Nachweis, dass in der italischen Goldmünze (epheubekränzter Kopf rechts, Rückseite bakchische Ciste nebst dem mit Tänien geschmückten Thyrsos) eine unverkennbare Nachahmung der derselben Zeit angehörigen Kupfermünzen von Amisos, der Residenz des Mithradates, vorliegt (S. 28 ff. t. III n. 1. 2). Danach wird der Aureus der Italiker mit dem Denar zusammenzustellen sein, in dessen Darstellung Friedlaender (Oskische Münzen S. 84) den Hinweis auf die von Mithradates den Italikern in Aussicht gestellte Landung auf italischem Boden erkannt hat (Mommsen S. 587 n. 216 g. Bompois t. III n. 5).

Système monétaire de la république romaine à l'époque de Jules César par F. De Saulcy, membre de l'Institut. — Extrait des mémoires de la société française de numismatique et d'archéologie, section d'attributions numismatiques, publiés sous la direction de A. Lemaitre, membre titulaire. Paris au siège de la société etc. 1873. IV, 32 S. Mit 10 Tafeln. gr. 4.

Diese Arbeit verdankt, wie im Vorwort mitgetheilt wird, ihre Entstehung einem Auftrag des Kaisers Napoleon, und ist, da sie nach dem Sturz des Kaiserthums keine weitere Verwendung mehr fand, jetzt vom Verfasser der Oeffentlichkeit übergeben worden. Auf eine Uebersicht über das römische Münzwesen zu Cäsar's Zeit folgt die mit kurzen Bemerkungen versehene Beschreibung. Verdienstlich ist die chronologisch geordnete Zusammenstellung der hierher gehörigen Münzen auf 10 trefflich ausgeführten Tafeln. Tafel I die Denare aus dem Jahre 705 f. mit der Aufschrift CAESAR oder CAESAR IMP. Tafel II Denar des Allienus, die Goldstücke und Denare aus der 2. und 3. Dictatur von 707 und 708, die Goldstücke des Hirtius von 708. Tafel VI folgen auf die Denare des Clodius und Flaminius auch die Silbermünzen der gallischen Häuptlinge Duratius und Togirix. Tafel VII zu Rom und in der Provinz geschlagene Münzen mit dem Divus Julius. Tafel X die auf Cäsar's Tod bezüglichen Denare der republikanischen Partei und restituirte Cäsarmünzen von Trajan.

Der kaiserliche Oberpontificat. Von Th. Mommsen. (Zeitschrift für Numismatik S. 238—244.)

Die bevorzugte Stellung, welche der Oberpontificat unter den kaiserlichen Würden einnahm, brachte es mit sich, dass der Kaiser dieses Amt nicht gleich bei seinem Regierungsantritt, sondern in der Regel etwas später übernahm, indem dabei der für die Priesterwahlen vorgeschriebene Termin inne gehalten wurde. Wo daher auf Münzen, welche die vollständige Titulatur des Kaisers geben, der Oberpontificat fehlt, lässt sich zwar nicht mit völliger Sicherheit, aber doch mit hoher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass als diese Münzen geprägt wurden, der Kaiser den Oberpontificat noch nicht übernommen hatte. In dem vorliegenden Aufsatz wird nun, was sich über die Annahme des Oberpontificats bei den einzelnen Kaisern aus Autoren, Inschriften und Münzen ergibt, zusammengestellt. Dabei zeigt sich, dass, von ganz vereinzelten Ausnahmen aus der Regierung des Vitellius und Vespasian abgesehen, der Senat mit seiner Kupferprägung erst begonnen hat, nachdem der Kaiser auch pontifex maximus geworden war. Der letzte Kaiser, von dem es sich nachweisen lässt, dass er erst nachträglich den Oberpontificat übernommen, ist Domitian. Zum Schluss wird darauf hingewiesen, dass der Titel pontifex maximus seit 141 auf Münzen des Antoninus Pius und dann des Marcus Aurelius gar nicht mehr genannt wird, sondern erst wieder unter Commodus.

Ueber einige römische Medaillons. Von J. Friedlaender. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1873. Mit einer Tafel. Berlin 1873. In Commission bei F. Dümmler's Verlags-Buchhandlung (Harrwitz und Gossmann). S. 65—77 des Jahrgangs 1873 der Abhandlungen der Philosophisch-historischen Klasse. 4.

Die hier beschriebenen prachtvollen Medaillons gehören zu den 1872 für das Münzkabinet erworbenen, welche erst im Besitz des Grafen Tyskiewicz gewesen sind, dann in der Sammlung Biedermann in Wien. 1. Das grosse Goldmedaillon des Kaisers Philippus mit dem Kopf des Kaisers, der Otacilia und ihres Sohnes Philippus CONCORDIA AVGVSTORVM, auf der Rückseite mit einer Darstellung des Circus Maximus SAECVLARES AVGG.

Die auf den beiden Münzen des Trajan und des Caracalla (diese vergrössert auf der Tafel zu 1) vorkommende Darstellung des Circus unterscheidet sich von dem Medaillon des Philippus dadurch, dass sie die Längenansicht vom Palatin aus gibt. Auf dem Medaillon ist der Circus, wie auf dem Relief von Fuligno (Annali d. Inst. Arch. XLII 1870 S. 232ff. t. L. M.)[5]), vom Aventin aus aufgenommen, nur ist die dem Beschauer zunächst liegende Langseite weggelassen, während links die carceres, rechts die porta triumphalis sichtbar ist. Die Spina, die auf den beiden Münzen den bekannten Obelisk von Heliopolis in der Mitte enthält, wird auf dem Medaillon in abweichender Form dargestellt, welche, weil auf den Contorniaten aus dem 4. Jahrhundert wieder die gewöhnliche vorkommt, wohl nur vorübergehend gewesen zu sein scheint. An Stelle des Obelisken steht nämlich ein kolossaler Palmbaum, die metae sind nicht die drei Spitzsäulen, sondern tempelförmige nach der Arena zu abgerundete Bauwerke. An der Langseite erscheint links hinter dem Palmbaum das auf Säulen ruhende Pulvinar. 2. Unedirtes Broncemedaillon des Galerius auf seinen Sieg über den Perserkönig Narses 397 mit der Aufschrift VICTORIA PERSICA. 3. Ein Goldmedaillon der Fausta, der Gemahlin Constantin's des Grossen: die Kaiserin thronend, den Nimbus um das Haupt, mit einem Kinde auf dem Schoss, zur Seite Providentia und Felicitas, zu ihren Füssen je zwei Genien mit Kränzen. Cohen's Meinung, auf dem Medaillon sei die Maria mit dem Christuskind dargestellt (Med. Imp. VI 182 Anm. 1) wird von Friedlaender S. 73 f. widerlegt, welcher zeigt, dass hier eine der der antiken Welt angehörigen Darstellungen vorliegt, welche erst, und noch dazu recht spät, in anderer Bedeutung auf das Christenthum übertragen worden sind. Das Medaillon ist geprägt 316 vor Geburt des zweiten Sohnes der Fausta. 4. Grosses Goldmedaillon des Constantius II, 40,95 gr. wiegend, also nahezu 9 solidi; auf der Rückseite der Kaiser als Triumphator mit dem sechsspännigen Wagen, von vorn gesehen; rechts und links schwebt eine Victoria

---

5) Das auf dem Relief innerhalb der Arena dargestellte Tempelchen am Fuss des Aventin, welches nach Zangemeister das Heiligthum der Venus Murcia ist, erscheint, wie Friedlaender bemerkt, auf den beiden Münzen an seiner richtigen Stelle, eingemauert in die Sitzreihen, wo die Rundung des Circus beginnt.

heran, das mit dem Nimbus umgebene Haupt des Kaisers zu bekränzen. D N CONSTANTIVS VICTOR SEMPER AVGVSTVS; AN im Abschnitt zur Bezeichnung der Prägstätte Antiochia. Im Abschnitt befindet sich auch ein mit Geldstücken gefülltes Gefäss, welches dem in der Notitia Dignitatum (ed. Böcking II S. 46*) unter den Insignien des Comes sacrarum largitionum gezeichneten entspricht und dort bisher noch nicht richtig erklärt worden war. 5. Silbermedaillon des Hadrian, auf der Rückseite Felicitas stehend.

Pertinax Caesar, Sohn des Kaisers Pertinax. Von A. von Sallet. (Zeitschrift für Numismatik S. 314—318. t. IX n. 2.)

Nach Capitolinus (p. 108, 23 ed. Peter) ist bei Ernennung des Pertinax zum Augustus durch den Senat seiner Gemahlin Flavia Titiana der Titel Augusta, seinem Sohne P. Helvius Pertinax der Titel Caesar beigelegt worden, beides habe aber der Kaiser bescheiden abgelehnt. Obwohl nun diese Ablehnung, wenn sie wirklich stattgefunden, unmittelbar nachdem der Senatsbeschluss bekannt geworden war, erfolgt sein wird, zeigt doch eine in Metz gefundene Inschrift, welche von einem Sclaven des kaiserlichen Hauses gesetzt worden ist, Titiana und Pertinax im Besitz ihrer Titel neben dem Kaiser (Schöpflin, Alsatia I 586 = Orelli 895). Denselben Pertinax weist nun Sallet nach auf einer Alexandriner Potinmünze mit der Aufschrift ΠΕΡΤΙΝΑ[Ξ] ΚΑΙϹΑΡ. Ist die Ablehnung erfolgt, so muss man, bevor dieselbe noch bekannt war, in Alexandria sich beeilt haben, auch mit dem Bild des jungen Pertinax zu prägen, gleich nachdem die Nachricht der Ernennung eingetroffen war. Ob freilich Capitolin's Angabe unrichtig ist, erweist natürlich die Inschrift eines Provincialen so wenig wie der Alexandriner, denn das Cäsarenthum des Pertinax musste mit der Thronbesteigung des Didius Julianus, also nach Verlauf von kaum zwei Monaten, ein Ende nehmen.

De la signification des lettres OB sur les monnaies d'or byzantines par M. Pinder et J. Friedlaender. — Seconde édition augmentée d'un appendice par J. Friedlaender. — Berlin 1873. 8.

Bei der Münzreform Constantin's des Grossen wurde das Gewicht des Solidus auf 1/72 Pfund Gold bestimmt, und in Folge

hiervon findet sich auf einigen seiner Goldmünzen (Cohen VI 112 n. 123) sowie auf solchen seines Sohnes Constans I im Felde der Rückseite LXXII beigeschrieben (Cohen VI 255 n. 65), was allgemein als Werthbezeichnung betrachtet zu werden pflegt. Das Münzgesetz des Constantin ist alsdann erneuert worden durch eine Verordnung des Kaisers Valentinianus I und seines Mitregenten Valens; ein Jahr darauf, 368, erscheint auf Goldmünzen des Valentinian zum erster Mal, und zwar ebenfalls auf der Rückseite im Felde stehend, OB, welches Zeichen nun, wenn auch je nach den verschiedenen Prägstätten des Reichs in verschiedener Weise, bald in die Umschrift aufgenommen wird. Von Pinder und Friedländer ist zuerst, unter Zurückweisung der früheren Erklärungsversuche, OB als Zahlzeichen gefasst worden, gleichbedeutend mit dem auf den constantinischen Goldmünzen stehenden LXXII, und wo es sich in späterer Zeit auf Theilmünzen des Solidus oder auch auf grösseren Stücken findet. war damit die Bezeichnung der Währung nach dem 72. Münzfuss gegeben. Als diese Erklärung namentlich bei den französischen Numismatikern Widerspruch fand, begründeten die Urheber derselben ihre Ansicht ausführlich in der im Jahre 1851 erschienenen ersten Auflage der vorliegenden Schrift. Dieselbe hat inzwischen fast allgemeine Billigung gefunden ausser in Frankreich, wesshalb es Madden unternahm im Num. Chron. 1861 und 1862 die von dort aus geltend gemachten Einwände zurückzuweisen. Cohen's Polemik (VI 392 und 112 Anm.), dazu die neuerdings erfolgte Veröffentlichung eines Solidus aus der Zeit des Kaiser Zeno, wobei der Herausgeber Graf Brambilla in der Aufschrift OBRV eine Bestätigung der älteren Erklärung OBRYzum gefunden zu haben glaubte, veranlassten Friedlaender zu der zweiten Auflage seiner Schrift, welcher ein wider die neueren Entgegnungen gerichteter Anhang S. 29—44 angeschlossen ist. Cohen hatte behauptet, OB finde sich auch auf Silber- und Kupfermünzen; dem gegenüber wird gezeigt, dass diese Stücke, wie zahlreich sie auch zu sein scheinen, entweder auf Beschreibungen von älteren Numismatikern zurückgehen, wie Mezzabarba, Banduri, Tanini, und desshalb für unzuverlässig gelten müssen, oder auf modernen Fälschungen, insbesondere auf Silberabgüssen von Goldmünzen beruhen. Die weitere Behauptung Cohen's, dass griechische Zahlzeichen auf Münzen nie durch das Münzbild von einander getrennt vorkämen, wird durch den Hinweis auf die bekannten

Jahreszahlen der Alexandriner aus der Kaiserzeit widerlegt. Wenn so die wider die Erklärung der deutschen Numismatiker vorgebrachten Gründe wenig stichhaltig sind, stellt Cohen ihr die folgende Erklärung gegenüber, dass OB im Felde Name einer uns unbekannten Prägstätte, etwa OlBiopolis sein möge, im Abschnitt aber seine Bedeutung unbekannt sei. Diese Deutung ist jedoch aus doppeltem Grunde unhaltbar: weil sie weder auf die hier vorliegende Münzreihe und die Weise, in welcher die Siglen angeordnet werden, Rücksicht nimmt, noch darauf, dass ja auch Chiffern der Prägstätten bald im Münzfelde, bald im Abschnitt erscheinen. Die zweifellose Richtigkeit der Friedlaender'schen Erklärung zeigt am besten folgende chronologisch geordnete Reihe der Aufschriften, welche ergibt, wie die Werthbezeichnung mit den Sigeln des Prägorts verbunden erscheint:

$\frac{\overset{\text{P}}{+}\,|\,\text{LXXII}}{\text{SMAN}}$ $\frac{\text{O}\,|\,\text{B}}{\text{CONS}}$ $\frac{|}{\text{CONOB}}$ $\frac{|}{\text{TROB}}$ $\frac{\text{R}\,|\,\text{M}}{\text{CONOB}}$ $\frac{|}{\text{CORMOB}}$.

Was den Solidus des Zeno betrifft, so enthält derselbe, wie die unsymmetrische Vertheilung der Schrift anzeigt, einen Stempelfehler, welcher wahrscheinlich dadurch hervorgerufen worden ist, dass durch die zu gross gerathene Victoria dem Stempelschneider kein Platz mehr für die Prägstätte geblieben ist und er daher das RV, die Sigle von RaVenna, in die Umschrift bringen musste, woraus dann das $\frac{|}{\text{CONOBRV}}$ entstand. — In der Revue Numismatique Belge 5. sér. vol. V S. 478 f. befindet sich eine Recension der Friedlaender'schen Schrift, unterzeichnet H. S., also wohl von H. Sabatier, welcher für die Ansicht seines Vaters eintritt. Der Recensent scheint übrigens nur durch Klügmann's Anzeige im Bulletino d. Inst. Arch. 1873 S. 94 ff. Kunde erhalten zu haben von der Existenz der neuen Auflage; auf die hierin vorgetragenen Auseinandersetzungen nimmt er wenigstens keinen Bezug, ebenso wie er auch offenbar Pinder bei dem Wiedererscheinen der Schrift für betheiligt hält.

Early Christian Numismatics, and other antiquarian tracts by C. W. King M. A., author of *Antique Gems*, London Bell & Daldy 1873. 8.

Der auf dem Gebiete der Gemmenkunde so thätige Verfasser begegnet uns hier mit einem Bande vermischter Abhandlungen,

vorwiegend numismatischen Inhalts. Die erste und umfangreichste derselben: Early christian numismaties, S. 1—94 umfassend, beginnt mit dem ins Englische übersetzten Aufsatz Garrucci's aus der Revue Num. 1866: les signes de christianisme qui se trouvent sur les monnaies de Constantin et de ses fils avant et après la mort de Licinius (bei King S. 1—35), woran dann weitere Erörterungen geknüpft werden. King sucht vielfach Beziehungen auf das Christenthum in den Münztypen, wo dieselben heute nur noch von Wenigen anerkannt werden, so auf dem Denar der Salonina, der Gemahlin des Gallienus, was schon De Witte Rev. Num. 1857 S. 71 zurückgewiesen hatte. Vergleiche über diesen Gegenstand die Bemerkungen Friedlaender's Abh. der Berl. Ak. 1873 S. 73 f. — Auch der Aufsatz über die Contorniatenprägung S. 253—62 bietet nichts Neues. — Ferner hat der Verfasser ein Paar kürzere Abhandlungen über Gemmen beigefügt. Für die Geschichte der Ergänzung der Laokoongruppe ist nicht ohne Interesse das von King mitgetheilte Siegel des Priors Thomas Colyns von Tywardreth (in Cornwallis) mit einer Darstellung der Gruppe, aus dem 2. oder 3. Decennium des 16. Jahrhunderts. S. 263 veröffentlicht er eine schöne archaische Gemme der Sammlung Demidoff mit einer Niobide, welche den vor ihr auf den Knien liegenden Bruder mit dem Gewand schützt. Bei dem S. 265 ff. besprochenen grossen Sardonyx der Marlborough-Sammlung ist die Deutung auf Commodus und Marcia jedenfalls nur in ihrer ersten Hälfte zulässig; denn dass auf dem bekannten Medaillon, welches den Kopf des Commodus neben der als Amazone dargestellten Roma zeigt, die letztere das Porträt der Marcia enthalte, ist noch keineswegs sicher.

Jahresbericht über die auf die attischen Redner bezüglichen, im Jahre 1873 erschienenen Schriften.

Von

Professor Dr. F. Blass

in Königsberg i. Pr.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit einem der Litteraturgeschichte gewidmeten und sich auf eine grössere Anzahl Redner erstreckenden Werke:

Georges Perrot, l'éloquence politique et judiciaire à Athènes. Première partie: les précurseurs de Démosthène. Paris, Librairie Hachette & Cie., 1873. 8. 405 p.

Wir können über dieses Buch kurz sein. Es ist eine hübsche und angenehm zu lesende Verarbeitung des bereit liegenden und vordem zugerichteten Materials, mit Verständniss, Wärme und Geschmack verfasst; aber neue wissenschaftliche Ergebnisse sind darin nicht zu suchen. Der Verfasser kennt die ältere deutsche Litteratur zu den Rednern und benutzt namentlich überall O. Müller; das Buch des Referenten über den gleichen Gegenstand ist ihm nicht zu Gesicht gekommen. Was mir die Hauptsache war, die Entwickelung des rednerischen Stils, fesselt sein Interesse in geringerem Grade; hingegen holt er gelegentlich sehr weit aus, wie bei Antiphon, wo er eine genaue Beschreibung der Oertlichkeit von Rhamnus und seines eigenen Besuches derselben liefert, oder er schweift weit ab, wie bei Isaïos, wo er auf's umständlichste das attische Erbrecht auseinandersetzt. Er schätzt auch an Isaios, wiewohl er den Kunstwerth seiner Reden nicht verkennt und mit Wärme darlegt, doch den Rechtsgelehrten fast noch mehr als den Redner. Schwierigere kritische Probleme werden kurz und ohne

scharfes Urtheil behandelt, so auf S. 248 die Frage nach dem Ursprung des lysianischen Epitaphios, den er mit Jules Girard (sur l'authenticité de l'oraison funèbre de Lysias, Revue archéolog. juin et juillet 1872) für echt zu halten wenigstens geneigt ist.

H. Sauppe, Symbolae ad emendandos oratores Atticos. Göttinger Universitäts-Programm 1873—1874. 4°. 14 S.

In dem vorliegenden Programme sind zu der Mehrzahl der attischen Redner kritische Beiträge geliefert: es fehlen nämlich nur Aeschines, Lykurg und Deinarchos. Die Ordnung ist durch dir Zeitfolge bestimmt. — Antiphon 5, 13 ff. will Sauppe den ganzen §. 13 nach §. 18 umstellen, unter Tilgung des auch in der 6. Rede vorkommenden §. 14, doch so, dass das *καίτοι* §. 14 beibehalten und dafür *οὕτως* §. 15 init. gestrichen wird. Umstellungen sind in dieser Rede freilich schon mehrfach nöthig gewesen; von der Nothwendigkeit der hier vorgeschlagenen indes kann ich mich nicht überzeugen. Denn die Fesselung (*ἐλελύμην* §. 13) geschah in Folge der angewandten Klagform der *ἀπαγωγή* (§. 8—12), und von der Unbilligkeit dieser Form wird im zweiten Theil des §. 13 auch wieder gehandelt, so dass der Zusammenhang nicht gestört ist. *Ἐλελύμην* aber bezeichnet nicht die Lösung aus schon angelegten Fesseln — von einer Lösung ist auch §. 17 nicht die Rede; das Stellen der Bürgen hätte die Fesselung überhaupt verhindert —, sondern den Zustand des Gelöstseins und der Freiheit. Der §. 14 aber erscheint freilich etwas nachlässig eingefügt, aber er ist Gemeinplatz, und diese Gemeinplätze des Antiphon stechen in der 6. Rede noch viel mehr vom übrigen ab, so dass man sie dort erst recht tilgen müsste. — Ebend. 44: *καὶ μὴν πολλῷ πλέον γε ἀγνοεῖν ἔστι νύκτωρ ἢ μεθ' ἡμέραν, ἐπ' ἀκτῆς ἢ κατὰ πόλιν*, wo ich in meiner Ausgabe für *γε ἀγνοεῖν* nach Cobet *γεγωνεῖν* geschrieben habe. Sauppe findet dabei das *πλέον* anstössig, mit Recht, aber wenn er nun die Conjektur *πολλῷ ἐπὶ πλέον γε δὴ νοεῖν ἔστι* der von Cobet entgegenstellt, so lässt sich ja das *ἐπὶ* auch bei dieser einschieben, und sie ist dann nicht schlechter als *γε δὴ νοεῖν*. *Νοεῖν* ist zu unbestimmt, da doch vom Hören allein die Rede ist. — or. VI, 17: *αἰτιῶνται δὲ οὗτοι μὲν ἐκ τούτων, ὡς οὗτος κελεύσειε πιεῖν τὸν παῖδα τὸ φάρμακον ἢ ἠνάγκασεν ἢ ἔδωκεν.* Sauppe nimmt an *οὗτος* gegründeten Anstoss; ob seine Herstellung: *ὡς αἴτιος ὃς ἐκέλευσε κτέ.*, das Richtige trifft, wage ich nicht zu entscheiden. —

Andok. 2, 16: *οὐκ ἔστιν ὅ,τι ἕτερον ἔργον περὶ πλείονος ἐποιούμην ἢ κτέ.*, wo im cod. A *ἕτερον* erst durch Correktur hinzugefügt ist. Ich vermuthete in meiner Ausgabe, dass *ἔργον* zu tilgen sei; Sauppe will sowohl *ἕτερον* als *ἔργον* streichen, vielleicht mit Recht. — Ebend. §. 12: *οὐ περὶ τοῦ σῶσαι τὰς Ἀθήνας ὁ κίνδυνος ἦν αὐτοῖς μᾶλλον ἢ περὶ τοῦ μηδ' αὐτοὺς σωθῆναι.* Sauppe beweist, dass *ὁ κίνδ.* in dieser Wendung entbehrt werden kann, und völlig passend ist es hier auch nicht; vielleicht also ist es mit ihm zu tilgen. — or. I, 78 (Psephisma des Patrokleides) schreibt Sauppe: — — *ἢ ὑπὸ τῶν βασιλέων [ἢ] ἐπὶ φόνῳ τίς ἐστι φυγή, ἢ θάνατος κατεγνώσθη ἢ σφαγεῦσιν ἢ τυράννοις.* Droysen (de Demophanti Patroclidis Tisameni populiscitis, Berl. 1873) will dagegen: *ἢ ἐξ Ἀρείου πάγου — — καταδικασθεῖσιν (ἐδικάσθη ἢ* codd.) *ὑπὸ τῶν βασιλ. ἐπὶ φόνῳ τίς ἐστι φυγὴ ἢ σφαγαῖσιν ἢ τυραννίδι*, die letzten Worte nach Kirchhoff. Sauppe versteht die *φυλοβασιλεῖς*, Dr. die Archonten des Namens. — Lysias XXII, 22: *περὶ μὲν γὰρ τῶν ἄλλων τῶν ἀδικούντων, ὅτε δικάζονται, δεῖ παρὰ τῶν κατηγόρων πυθέσθαι.* Sauppe der die Unmöglichkeit dieser Lesart vortrefflich erweist, ändert *ὅτε* in *ὅτου*, wobei mir dann nur noch *δικάζονται*, = angeklagt sein, anstössig ist. — XXV, 7 tilgt Sauppe die Worte *καὶ ὑμεῖς γνώσεσθε*, was eine befriedigendere und nicht schwerere Heilung für die verdorbene Stelle ist als die bisher vorgeschlagenen. — XIII, 5 *τὰ πράγματα τὰ ἐν τῇ πόλει ἀσθενέστερα ἐγεγένητο* Sauppe, bisher ohne das zweite *τά*. Der Ausdruck ist freilich auch so noch nicht klar und bestimmt genug. — Ebend. 67: *ἐκεῖθεν δὲ παιδίσκην ἀστῆς ἐξάγων (ἐξαγαγὼν) ἁλίσκεται* die Ausgaben nach C; der Palat. hat für *ἀστῆς αὐτός*, und darnach Sauppe *αὖθις*. — Ebend. 90: *οὐδένα γὰρ ὅρκον οἱ ἐν Πειραιεῖ τοῖς ἐν ἄστει ὤμοσαν* überliefert; Baiter schob *ἢ* vor *τοῖς ἐν ἄ.* ein; Sauppe will jetzt: — — *οἱ ἐν Π. (τοῖς ἐν Π. ἀλλὰ μόνον) τοῖς ἐν ἄ. ὤμοσαν.* Fast ebenso Scheibe (Praef. edit. II), der lediglich das *μόνον* nicht hinzufügt. — Bei Isokrates rechtfertigt Sauppe zunächst die Ueberlieferung or. VIII, 8 gegen Ritschl; dann schlägt er XV, 285 für *ἀμελήσαντες*, welches schon eine ganze Reihe von Conjekturen hervorgerufen hat, *ἀπελάσαντες* vor, weil gleich darauf *ἀπελαύνετε* folgt. Aber vergleicht man das Vorhergehende (284), so erscheint *ἀπελάσαντες* doch als wenig entsprechend.— Ebend. 198 *διαφθείρεσθαι καὶ γίγνεσθαι χείρους*, gerechtfertigt durch 241, was Sauppe selbst anführt: *διαφθειρομένους καὶ πονηροὺς γιγνομένους.* An jener Stelle hat der Urb. *καὶ γίγνεσθαι χ.* vom

Correktor an Stelle von nur 6 Buchstaben, d. h. es stand ursprünglich bloss χείρους da, indem καὶ γίγν. wegen des gleichen Ausgangs übersehen war. Sauppe aber will statt καὶ γίγν. χ. schreiben πάντως. — Ebend. 122: τῷ δ' ἤθει τῷ αὑτοῦ τὴν εὔνοιαν τὴν τῶν ἄλλων προσήγετο. Den Hiatus, den Benseler durch Tilgung von τῷ αὑτοῦ entfernte — was nicht gebilligt werden kann — beseitigt Sauppe auf etwas bequeme Weise durch Einschiebung von γ'. — Isaeus IV, 10: τοῦτο δ' ἦν αὐτῷ ὡς ἢ τῶν χρημάτων κληρονομήσοντι ἢ τὸ παιδίον ἀστὸν ποιήσοντι. Sauppe will: ταὐτὸ δ' ἦν αὐτῷ ἴσως, ἢ — κληρονομήσαντι ἢ — ποιήσαντι, was mir keineswegs der vulg. vorzuziehen scheint. — VI, 44 stellt Sauppe wohl mit unzweifelhaftem Rechte Ἡγήμονος für Φιλοκτήμονος her, und bei dieser Gelegenheit emendirt er zwei Stellen andrer Autoren, wo gleichfalls Eigennamen verwischt sind: Xenoph. Hell. I, 2, 8 οἱ δ' ἐκ τῆς πόλεως ἐβοήθησαν σφίσιν, οἵ τε σύμμαχοι κτέ., wo für σφίσιν Ἐφέσιοι zu schreiben, und Polyaen. 6. 18, 1: Θεσσαλοὺς für ἄλλους.— Isae. X, 23: ἐπιδεικνύναι κελεύετε εἰ δικαίως τὰ ἑαυτοῦ· τοῦτο γὰρ δίκαιόν ἐστι. Im cod. A. ist εἰ erst vom 2. Correktor hinzugefügt, demselben, der bei Antiphon so viel verkehrt emendirt hat, und es ist mit Sauppe zu schreiben: ἐπ. κελ. καὶ ὡς τὰ ἑαυτοῦ. — Demosth. XVIII, 110 will Sauppe: τὸ γὰρ ὡς τὰ ἄριστά τε ἔπραττον (καὶ ἔλεγον) καὶ διὰ παντὸς εὔνους εἰμὶ — δεδηλῶσθαί μοι νομίζω, mit Vergleichung von §. 57 und 59. — Ebend. 151: ὡς δ' οἱ μὲν οὐκ ἦλθον, οἱ δ' ἐλθόντες οὐδὲν ἐποίουν vulg.; in Σ und im Laur. fehlt von erster Hand οἱ δ' ἐλθόντες, woraus Sauppe auf eine alte Lücke schliesst und lieber οἳ δ' ἦλθον ergänzt, was leichter ausfallen konnte. — or. XXX, 4 stellt Sauppe für γνώσεσθε ὅτι (γνώσεθ' ὅτι oder γνώσεται ὅτι die Ausgaben) unzweifelhaft richtig γνώσεσθαι ὅτι her. — Ebend. 18 schreibt er: οἳ γὰρ ἐν τοσούτῳ χρόνῳ καὶ ὀφειλῆσαι καὶ ἀποδοῦναι καὶ τὴν γυναῖκ' ἀπολιπεῖν καὶ οὐ κομίσασθαι (καὶ οὐ κομ. καὶ τὴν γ. ἀπ. vulg.) — φασι, πῶς οὐ φανερὸν ἐκ τοῦ πράγματος ὅτι τὰ καταγνωσθένθ' ὑφ' ὑμῶν ἀποστερῆσαί με ζητοῦσιν (mit Einschiebung von τὰ, sonst nach Σ, während die vulg.: ὅτι προστάντες τοῦ πράγμ. τὰ γνωσθένθ' κτέ.) Die Umstellung ist unzweifelhaft richtig. — or. XLI, 19: κατὰ μὲν τοῦθ' ὑμῖν οὐκ ἔστιν ἀποψηφίσασθαι Σπουδίου vulg., aber Σ hat, statt ἀποψ., καὶ τὸ ψηφ., und ursprünglich nicht Σπουδίου sondern Σπουδί . ., woraus Sauppe herstellt: οὐκ ἔστι δικαίως ψηφίσασθαι Σπουδίᾳ. — XLIII, 41 tilgt er οὐδὲ Φιλάγρου

τοῦ Ἁγνίου und §. 49 *τοῦ ἀνεψιοῦ τοῦ Ἁγνίου*, wo Andre Andres vorgeschlagen hatten. — LVIII, 65 tilgt er *σώζειν ἔστι* und *μηδὲν παθεῖν*, welche Worte die Satzconstruktion sehr verwirrt machen; andrerseits sehen sie nicht eben wie Interpolationen aus, da sie mit einander und mit dem folgenden *διώσασθαι* einen guten Parallelismus geben. — Endlich Hypereides c. Doroth. Frg. 100 (113 Turr.) ist, wie schon H. Hager gesehen (de Graecitate Hyperidea, in Curtius' Studien, p. 108), mit einem neuen von E. Miller (Mélanges de littérature Grecque p. 121) hervorgezogenen Fragment zu verbinden, in welchem Sauppe für *ἀναμφισβητήσαντος* der Handschrift (*ἀμφισβητήσαντα* Miller) *ἀμφισβητῆσαι* vorschlägt.

Lysias.

Emil Gotthold Sachse, Quaest. Lysiac. specimen. Doktordissertation Halle 1873. 8. 49 S.

(R. Schoell, Quaest. fiscales iuris Attici ex Lysiae orationibus illustratae. Berlin Weidmann 1873.)

Die zweitgenannte Schrift, deren Ziel auf einem andern Gebiete liegt, muss gleichwohl hier mit berücksichtigt werden, da sie in ihrem ersten Theile dieselbe Rede wie die Sachse'sche Dissertation, die 18. über die Güter des Eukrates, behandelt. Schoell giebt für die Stelle dieser Rede §. 14 f., woraus der vorliegende Fall wesentlich bestimmt werden muss, folgende Verbesserung: *καὶ περὶ τούτων δὴ ἀμφοτέρων Ἀθηναῖοι παρανόμως, φεύγοντος* (statt *παρανόμων φεύγοντος*) *τοῦ αὐτοῦ ἀνδρός, τἀναντία σφίσιν αὐτοῖς ἐψηφίσαντο.* Der *φεύγων* ist nach ihm Eukrates; gegen denselben ist schon früher von einem Andern derselbe Confiskationsprozess, wie gegenwärtig von Poliochos, angestrengt worden, damals indess haben die Richter die Klage abgewiesen, und zwar durch den Einfluss desselben Poliochos; darum in der Rede gleich vorher: *τότε μὲν χιλίαις δραχμαῖς ἐζημίωσε τὸν βουλόμενον τὴν ἡμετέραν γῆν δημοσίαν ποιῆσαι.* Ob nun *ἐζημίωσε* wirklich in dieser Weise zu schützen, oder, wie vorlängst vorgeschlagen, in *ἐζημιώσατε* zu ändern ist, will ich nicht erörtern; davon hat Schoell mich jedenfalls nicht gänzlich überzeugt, dass P. bei dem früheren und wiederum bei dem gegenwärtigen Prozess als *συλλογεύς* (delator fiscalis) fungirte. Seine Herstellung des §. 16: *ὅτι οὕτως ἤδη οἱ τὰ τῆς πόλεως πράττοντες διάκεινται* (codd., Scheibe tilgt *οἱ* und *πράττ.*),

ὥστ᾽ οὐχ ὅ,τι ἂν τῇ πόλει βέλτιστον ᾖ, τοῦτο [οἱ ῥήτορες] λέγουσι, ἀλλ᾽ ἀφ᾽ ὧν ἂν αὐτοὶ κερδαίνειν μέλλωσι, [ταῦτα ὑμεῖς ψηφίζεσθε], ist härter als die von Scheibe und beweist trotzdem nicht was sie soll, dass Poliochos Magistratsperson ist. Hingegen die Conjektur *παρανόμως* ist aller Beachtung werth; sie lässt freilich in Bezug auf den Rechtsfall immer noch verschiedene Möglichkeiten offen, indem *τοῦ αὐτοῦ ἀνδρός* auf Eukrates und auch auf Poliochos bezogen werden kann.

Sachse nun, der im 1. Capitel (S. 7—28) gleichfalls den Rechtsfall behandelt, kommt lange zu keinem festen Resultat, doch ist er zuletzt geneigt (s. S. 22), die Rede als eine Art Anklagerede, nämlich in einer *παραγραφή*, zu fassen, jene Worte aber etwa mit Meier in *παρανόμων διώκοντος καὶ φεύγοντος τοῦ αὐτοῦ ἀνδρός* zu emendiren. An *ἐζημίωσε* hält er fest; demnach stand bei der früheren Anklage Poliochos den Söhnen des Eukrates zur Seite. Eine *παραγραφή* indess kann hier, in einer Criminalklage, nicht vorliegen, und dazu stimmt auch weder das *παρανόμων* noch der Titel *κατὰ Πολιόχου*, den Galen der Rede giebt. Man muss schliesslich sagen: non liquet; durch Sachse sind wir in dieser Frage nicht weiter gebracht, und — ein Vorwurf, den man ihm nicht ersparen kann — in Folge seiner breiten und verwirrten Schreibweise und des nicht besondern Lateins kostet es schwere Mühe zu erkennen, was er will und wieweit er es will.

Das 2. Capitel der Dissertation (28 - 49) behandelt die Form und die Kritik der Rede. Verdienstlich ist es, dass er S. 30 ff. auf die bisher noch nicht beachtete wörtliche Uebereinstimmung mancher Stellen mit Isokrates' Rede über das Gespann aufmerksam macht. Für die Kritik ist nichts Erhebliches geleistet.

Schoell zieht in den Kreis seiner Betrachtung noch zwei andere Reden hinein, die XXI. und die XXVII. Jene ist nach seiner Annahme (S. 11 ff.) eine Vertheidigung gegen eine *ἀπογραφή*, in dieser bestehen Epikrates und Genossen einen Rechenschaftsprozess für das Amt von *συλλογεῖς*.

Friedr. Kirchner, de vicesima Lysiae oratione. Gymnasial-Programm Ohlau 1873. XVIII S.

Die Schrift scheint veranlasst durch ein Programm von Hoffmeister (Stargard 1872), worin die 20. lysianische Rede (für Polystratos) im einzelnen durchgenommen und als des Lysias ganz

unwürdig erwiesen wird. Kirchner will dagegen den Verfasser nach Möglichkeit rechtfertigen und, wenn auch nicht mit aller Bestimmtheit, die Rede als echtes Werk des Lysias halten. Da nun in der Verworrenheit des ersten Theils und der Unklarheit, in welcher wir über die eigentliche Sache gehalten werden, ein Hauptargument gegen die Echtheit liegt, so sucht Kirchner durch grosse Umstellungen beidem abzuhelfen, indem er §. 13—15 *πῶς δ' ἂν — ἔδοξαν ἀδικεῖν* zwischen §. 2 und 3, den Satz §. 15 aber: *πῶς οὐκ ἂν δεινὰ πάσχοιμεν* nach §. 4 einschiebt. Nun nimmt er die Befehlshaberstelle, die nach §.15 Polystratos im Kampfe bei Eretria bekleidete, als das Amt, von dem er hier Rechenschaft giebt, und bezieht darauf die Worte §. 2: *ᾑρέθη ὑπὸ τῶν φυλετῶν*, mit Berufung auf Schoemann Gr. Alterth. I, 435. Aber Schoemann sagt durchaus nicht, dass ein Strateg von jeder Phyle, sondern dass wahrscheinlich einer aus jeder Phyle gewählt sei. Wenn also es sich auch wirklich hier um Rechenschaft für ein Strategenamt handelt, und wenn man ferner die grossartige Umstellung als möglich zulässt, so ist der Verfasser der Rede noch nicht gerechtfertigt; denn er beginnt nicht, wie er sollte, mit der Strategie, und handelt auch §. 13 noch nicht davon, sondern erst §. 14, und zwar um gleich darauf wieder abzuschweifen. Nun aber wird niemand jener Umstellung beipflichten wollen, zumal da *οἱ μὲν γάρ, δοκοῦντες ἀδικεῖν* (§. 15) nicht etwa einen jetzt nicht vorhandenen Gegensatz wie *οὗτος δὲ* §. 3 fordert, sondern den Gegensatz *οἱ δ', ἀδικοῦντες*, in §. 15 selber findet. Auch dass ein Rechenschaftsprozess jetzt vorliege, und eine Klage *δήμου καταλύσεως* — wie Harpokration die Rede *δήμου καταλ.* betitelt — bei dem früheren Prozesse vorgelegen habe, hat Kirchner keineswegs bewiesen; denn es ist durchaus nicht nothwendig, §. 13 (*καταλύουσι τὸν δῆμον*) auf den früheren Prozess zu beziehen, §. 10 aber (*λογιστήριον*) auf den gegenwärtigen, während *γεγένηνται* voraufgeht und gleich darauf von den früheren Anklagen die Rede ist. Auch §. 17: *πάντα μᾶλλον κατηγοροῦσιν ἢ εἰς τὴν ἀρχήν*, liefert noch keinen Beweis; denn eben wegen des Amtes konnte er auch in anderer Weise belangt sein.

Glücklich ist der Verfasser in der Zurückweisung manches Tadels, den im Einzelnen namentlich Francken und Hoffmeister gegen die Rede gerichtet haben. Aber mag sie immerhin viel besser sein als jene sie machen, den Namen des Lysias verdient sie doch nicht, und wenn Kirchner von einem Jugendwerke spricht,

indem der eben aus Thurioi zurückgekehrte Lysias erst 22 Jahre gezählt habe, so weiss ich nicht, wer des Redners Geburt in das Jahr 433 setzt, glaube aber beweisen zu können, dass er ganz bedeutend älter war.

P. R. Müller, des Lysias Rede gegen Evander. Gymnasial-Programm. Merseburg 1873. 25 S.

Das Programm enthält eine Ausgabe der XXVI. Rede gegen Euandros mit kritischem Commentar unter dem Text, sodann (S. 12—20) kritische Ausführungen zu einzelnen Stellen dieser Rede, und als Anhang (S. 20—25) solche zu Stellen verschiedener andrer Reden. Ich zähle die hauptsächlichsten Conjekturen kurz auf. — §. 1 . . . *ἡγούμενος — ποιήσασθαι* X; *οὐκ ἂν*] *ἡγ. — ποιήσασθαι* Müller. Wenn aber nach Sauppe's Angabe in X vor *ἡγ.* anscheinend *οὐδ'* steht, warum nicht dieses aufnehmen und mit Taylor *ποιήσεσθαι* schreiben? — *ὧν ἐπιλελῆσθαι καὶ οὐδ' ἀναμνησθήσεσθαι ἐνίους αὐτῶν νομίζεις* X, *ἐνίων αὐτοὺς* gut M. — §. 3 *καὶ νυνὶ αὐτὸν ἀκούομεν ὑπὲρ τῶν — κατηγορουμένων — ἀπολογήσεσθαι. Ἀκούω μὲν* Scheibe, *ἀκούω μέλλειν* M. Aber Scheibe scheint die Corruptel in ihrem Ursprunge richtig erkannt zu haben; nur ist *μὲν*, welches man ungern entbehrt, nach *ὑπὲρ* einzusetzen (wie auch Rauchenstein in der Recension derselben Schrift, Phil. Anz. V, 348, ausspricht). — §. 6 *τάδ' ἐνθυμήθητε, ὅτι κτέ.*: *τόδ'* M., der den Sprachgebrauch mit vielen Belegstellen begründet. — §. 7 *εἰ δὲ ταῦτα πάνθ' οὗτος ὥστε γενέσθαι διαπέπρακται, τί προσδοκῆσαι δεῖ δοκιμασθέντ' αὐτὸν ποιήσειν;* Mit Recht bezeichnet Müller den Vordersatz als lückenhaft, da der Gegensatz zu *δοκιμ.* fehlt; ob er mit *ὥστε ἄρχων γενέσθαι* das Wahre getroffen, ist noch die Frage. — §. 10: *εἰ δι' οὓς ἡ δημοκρατία κατελύετο, οὗτοι ἐν αὐτῇ τῇ πολιτείᾳ πάλιν ἄρξουσι. Ἐν αὐτῇ ταύτῃ τῇ π.* will M., ähnlich wie schon Dobree: *ἐν τῇ αὐτῇ πολ.*; etwas derartiges ist gewiss zu schreiben. — §. 10 fängt an: *εἰ μὲν βουλεύσων κτέ.* X, *εἰ μὲν δὴ β.* C. Nachdem man früher C. gefolgt war, hat Scheibe zuletzt sich an X angeschlossen. Aber eine Conjunktion muss stehen; darum gut Müller *καὶ εἰ μὲν.* — Ebend. *ὅτε μὴ μόνον ἱππευκὼς μηδὲ βεβουλευκὼς ἀλλὰ καὶ εἰς τὸ πλῆθος ἐξημαρτηκὼς φαίνεται.* Müller tilgt *μὴ μόνον* bis *ἀλλὰ*, ohne Nothwendigkeit. — §. 11 *πενταχοσιωστὸς ὤν*, Müller vermuthet *π. αὐτὸς ὤν.* — §. 21 streicht er *ὅς αὐτῷ ἀπολογήσεται.* wie schon Pluygers vorgeschlagen. Die

Nothwendigkeit dieser ultima ratio scheint noch nicht erwiesen. — (Anhang). Or. I de caede Erat. 21 τῶν πρὸς ἔμ' ὡμολογημένων: M. mit Taylor τῶν προσωμολογημένων. — or. III, 4 οἷς ἅπασιν ἐμποδὼν ἐμοὶ γεγένηται Σίμων οὑτοσί, ὡς ἐγὼ ὑμῖν ἀποδείξω. M. tilgt ἅπασιν nach οἷς und setzt πᾶσιν nach ἐγὼ ein; dass es in dieser Formel üblich, belegt er mit vielen Beispielen. Allerdings ist es nach οἷς recht anstössig. — Beiläufig ändert er Isaeus 2, 45: ἅπασι τοῖς ἀνθρώποις, wo ἅπασι wieder sehr unpassend, dasselbe in ἄπαισι. Aber man sagt ja nicht ἄπαισι τοῖς ἀνθρώποις, sondern τοῖς ἄπαισι τῶν ἀνθρώπων. Ich habe ἅπασι τοῖς ἀγενέσι vermuthet, nach Harpocr. v. ἀγενής. — or. III, 39: ἐπισκήψασθαι εἰς ὑμᾶς. M. δείσας ὑμᾶς, unnöthig, da die Wendung durch das, was er selbst anführt, genügend belegt ist. — Ebend.: ὅταν ἐρῶσι καὶ ἀποστερῶνται ὧν ἐπιθυμοῦσι καὶ συγκοπῶσι, wo ἐρῶσι καὶ, wohl mit Recht, zu streichen vorgeschlagen war. M., indem er ἀποτυγχάνωσιν ὧν vor ἐρ. einschiebt, vervollständigt das Glossem. — or. X (c. Theomn.) 7 will M. nach ὀνομάτων einschieben αὐτῶν, ohne Noth. — XXII, 7 καὶ μακρότερον εἰπεῖν, wo schon Cobet μακρότερα wollte; M. richtig διὰ μακροτέρων nach dem constanten Sprachgebrauch. — XXV, 33: ἡγούμενοι νῦν μὲν διὰ τοὺς ἐκ Πειραιῶς κινδύνους αὐτοῖς ἐξεῖναι ποιεῖν ὅ,τι ἂν βούλωνται. Müller διὰ τοὺς ἐκ Π. ἀκινδύνως, wobei indes das Adverbium ziemlich müssig sein würde. — XXVII, 2: ῥᾳδίως παρὰ τῶν ἀδικούντων χρήματα λαμβάνουσι; Müller παρὰ τῶν μηδὲν ἀδικούντων. Indes die Ueberlieferung: »sie nehmen Geld von den Schuldigen und lassen diese dadurch entschlüpfen, so dass der Staat überall zu kurz kommt« (§. 3), ist dem Gedanken nach durchaus correkt; bei M.'s Herstellung geht der Zusammenhang mit §. 3 völlig verloren.

H. Usener, Lysias' Rede über die Wiederherstellung der Demokratie. In den neuen Jahrbüchern f. Philologie 1873, Heft III. u. IV. S. 145—174.

Die in mehr als einer Beziehung verdienstvolle Abhandlung giebt zunächst eine genaue Uebersicht der handschriftlichen Ueberlieferung von Dionysios' rhetorischen Schriften, in denen uns die 34. Rede des Lysias erhalten ist. Es folgt der Text der Rede, mit vollständig hinzugefügtem kritischen Apparat, und alsdann eine Reihe längerer oder kürzerer, theils kritischer, theils sachlicher Bemerkungen zu einzelnen Stellen. — §. 1 und ebenso §. 3 u. s. f. hat Usener statt ὦ Ἀθηναῖοι gemäss dem lysianischen Gebrauch,

den er umständlich darlegt, ὦ ἄνδρες Ἀθ. geschrieben, indem er die Abbreviatur der ältesten Handschrift (ω mit übergeschr. θ) ebenso wie im Augustanus des Demosthenes in dieser Weise auflöst. — §. 2 τῶν Πειραιεῖ πραγμάτων die beiden ersten Handschriftenklassen; darnach U. evident τῶν Πειραιοῖ πρ., statt Reiske's Conjektur τῶν ἐκ Πειραιῶς πραγμ., die von den Herausgebern aufgenommen war. — ebend. statt ἄστεος nach der ältesten Handschrift (F) ἄστεως Us., der die ausschliessliche Berechtigung dieser Form bei Attikern nachweist. — §. 3 hatte Sauppe ergänzt: (οὔτε οὐσίᾳ) οὔτε γένει ἀπελαυνόμενος; Usener bessert nach, indem er hinter οὐσίᾳ noch ein τῶν κοινῶν oder τῆς πολιτείας ausgefallen sein lässt, was man allerdings ungern entbehrt. Vielleicht indess fehlt auch noch ein dem ἀπελ. entsprechendes und gleich ausgehendes Participium, wodurch die Lücke besser erklärt wird. — ebend. καὶ τὰ χρήματα καὶ συμμάχους überliefert; U. streicht mit Recht den Artikel vor χρήματα. — §. 4 u. 5 schreibt Cobet πίθησθε statt πείθησθε, was Usener als hier unzulässig zurückweist; ebenso §. 4 Cobet's βεβαιότερον statt βεβαίως. — Zu ὁπλίτας πολλούς §. 4 entwickelt er sehr gut, wie im Laufe des pelop. Krieges allmählich auch die Theten zum Hoplitendienste zugelassen worden waren. — ebend. die Handschriften: ἐπίστασθε γὰρ ταῖς ἐφ' ἡμῶν ὀλιγαρχίαις γεγενημέναις καὶ οὐ τοὺς γῆν κεκτημένους ἔχοντας τὴν πόλιν κτέ.; man hatte nach Markland und J. Franz καὶ vor οὐ gestrichen und dafür κἂν vor ταῖς eingesetzt. Usener erweist diese Herstellung als unzulänglich, indem kein Zusammenhang mit dem Vorhergehenden da ist; was er schreiben möchte: ἐπ. γὰρ (πλείονας τῇ πόλει συμφορὰς ἐν) ταῖς ἐφ' ἡμ. ὀλιγ. γεγενημένας (so pr. F.), καὶ οὐ κτέ., kann ungefähr richtig sein. — Zu §. 5: οὓς ὁ δῆμος καταγαγὼν ὑμῖν μὲν κτέ. liefert er einen trefflichen längeren Exkurs, in welchem er nachweist, wie die gegenwärtige Volksversammlung aus den nach der letzten gesetzlichen Feststellung, dem Psephisma des Drakontides, berechtigten Bürgern bestanden habe, mit Ausschluss der unvermögenden Klasse, um deren Schicksal es sich hier handelt. — §. 7 ἡγοῦμαι γάρ, ἐὰν μὲν πείθω κτέ. die Handschrift, wobei dem μὲν nichts entspricht. Usener ändert πείσω und nimmt dann nach κίνδυνον eine Lücke an. Ich glaube, wenn man bei ἀμφοτέροις die Laked. und Athener versteht, so ist das letztere durchaus unnöthig. Ebend. schreibt U. εἶναι κοινὸν (τὸν) κίνδυνον nach corr. F., statt κοινὸν εἶναι τ. κ.; er hebt her-

vor, wie sich bei jener Stellung der Ausfall des Artikels besser erklärt. — §. 8 ergänzt er nach ἴσασι γάρ die Worte οἱ Λακεδαιμόνιοι; ebend. schreibt er τούτους (οὐδὲ) καταδουλώσασθαί γε (mit Sylburg für — σεσθαι), welcher Lesart ich die Scheibe'sche τ. οὐ καταδουλώσεσθαί γε weitaus vorziehe. — §. 10 ist seine Emendation: πιστεύοντας μὲν τοῖς θεοῖς καὶ ἐλπίζοντας, ἐπεὶ (codd. ἐπὶ) τὸ δίκαιον μετὰ τῶν ἀδικουμένων ἔσται (codd. ἔσεσθαι) jedenfalls verfehlt; die Verderbniss liegt tiefer, indem es selbstverständlich ist, dass das Recht auf Seiten der ἀδικούμενοι sein wird, zu hoffen dagegen, dass auch die Götter es sein werden. Im Rhein. Mus. XXI S. 283 f. habe ich vorgeschlagen: πιστ. μὲν τῷ δικαίῳ, ἐλπίζοντας δὲ καὶ τοὺς θεοὺς μετὰ κτέ.; dieser Sinn scheint mir auch jetzt der allein richtige.

Isokrates.

Ernst Heinr. Haupt, de Isocratis epistulis prima, sexta, octava. Leipziger Doktor-Dissertation. Zittau bei R. Menzel 1873. 8. 41 S.

Im ersten Capitel dieser Schrift (S. 5—19) wird für einen Theil der isokratischen Briefe: I, VI, VIII, der Nachweis der Echtheit geführt. Der Verfasser zweifelt auch an den übrigen nicht, und überhaupt ist ja im allgemeinen die Echtheit dieser Briefe anerkannt, wiewohl gerade der erste von F. Vater in einer in Deutschland wenig bekannt gewordenen Schrift (Quaest. histor. fasc. I. de Is. qui fertur epistulis, P. I Kasan 1846) als eine Fälschung angefochten ist. Immerhin ist es nicht ohne Verdienst, dass H. die Uebereinstimmung der Briefe mit den Reden im Sprachgebrauch und überhaupt in der Form ausführlich dargethan hat. — Von Conjekturen werden (S. 10 f.) folgende gegeben: 6, 10 δι' ὧν τοῦτ' (statt ταῦτ') ἐξεργασθήσεται, kaum richtig, da das Pron. auf τὰ τοῦ λόγου μέρη, nicht auf τί sich zurückbezieht; ebend. 13 streicht er τῷ πράγματι und 8, 10 αὐτοῖς, beides ohne rechten Grund; 8, 4 will er μετίσχοντας oder μετέχοντας für μετασχόντας.

Das zweite Capitel (S. 20—41) erörtert die Zeit der Abfassung der drei Briefe. H. setzt den sechsten Brief Ende Sommers 373, indem er ohne jeden auch nur scheinbaren Grund und dem gesammten Inhalt zuwider den Iason als lebend annimmt.

Das Schriftstück fällt vielmehr nach Alexander's Ermordung (um 359), vgl. des Ref. Attische Bereds. II, 272, wo ich leider übersehen habe, dass Tisiphonos Lykophron Peitholaos, die Mörder Alexanders, eben die Söhne Jason's sind. — Beim ersten Brief kommt H. zu einem richtigen Resultate, doch hätte sich dasselbe auf viel kürzerem Wege erreichen lassen. Den achten setzt er zwischen 354 und 352, indem er annimmt, dass in Mitylene damals Demokratie bestanden habe, wegen der Ueberschrift *τοῖς Μιτυληναίων ἄρχουσι*, an die Behörden (Archonten Haupt) von Mitylene. Umgekehrt: in keiner Demokratie stand den Behörden die Rückberufung von Verbannten zu; also war damals Oligarchie, und der Brief fällt um 350 (Att. Bereds. II 303).

Carl Reinhardt, de Isocratis aemulis. Bonn (Max Cohen & Söhne) 1873. 44 S.

Die F. Bücheler und H. Usener gewidmete Schrift behandelt nach einander die einzelnen Männer, die sich als Nebenbuhler des Isokrates bezeichnen lassen, in ihrem Verhältniss zu diesem. Ueber Lysias (S. 2—4) liess sich nicht viel und noch weniger sicheres beibringen. Es folgt, um das Unwichtigere zu übergehen, Alkidamas (S. 6—24), gegen den zunächst, wie R. auszuführen sucht, Is.'s Rede gegen die Sophisten zum Theil gerichtet ist. Es werden dort an zweiter Stelle *οἱ τοὺς πολιτικοὺς λόγους ὑπισχνούμενοι* angegriffen, weil sie verhiessen die Rhetorik mit gleicher Sicherheit wie die Kenntniss der Buchstaben beizubringen, während doch, wie I. ausführt, zur Beredsamkeit Naturanlage das Erste, Uebung das Zweite, Theorie und Unterricht erst das Dritte ist. R. untersucht, wie Is. zu dieser geringen Schätzung des letzten Moments komme; mir scheint der Grund kein anderer zu sein, als dass diese Schätzung die richtige ist und dass Is. seine Kunst verstand. Der Vergleich mit den Buchstaben wird S. 11 f. richtig erläutert; der Beweis aber, dass Alkid. ihn gebraucht und dass überhaupt Is.'s Angriff gegen diesen gehe, ist nicht ausreichend geführt. Denn die Erklärung von Alk. Soph. 33: *τοῖς ἐνθυμήμασι καὶ τῇ τάξει μετὰ προνοίας ἡγούμεθα δεῖν χρῆσθαι τοὺς ῥήτορας*, wonach die *πρόνοια* nicht auf Meditiren, sondern auf Kenntniss der loci gehen soll, halte ich nicht einmal für zulässig, und andrerseits spricht dieser Redner von den geschriebenen und gelernten loci communes, wie sie Gorgias gebrauchte, durchaus nicht mit beson-

derer Werthschätzung (§. 14). Die Beziehungen in dieser Rede endlich auf Isokrates' Rede gegen die Sophisten, die R. zu finden meint (S. 15), sind ganz undeutlich. — Dagegen ist es ein glänzendes Ergebniss, wenn er weiterhin (S. 16) Isokr. Paneg. 11 auf die Rede des Alkid. (§. 12f., 6) bezieht und damit die Abfassungszeit letzterer Rede — vor 380 — feststellt. Die Auffassung des Is. vom Wesen der Rhetorik wird gut entwickelt; um aber auch hier zwischen ihm und Alk. einen Gegensatz zu erkennen, mangelt uns das Material, als welches ich späte Scholiastennotizen nicht anerkennen kann. Auch darin geht R. zu weit, wenn er die fünftheilige argumentatio des Cornificius bei Alk. wiederfindet: in dem angezogenen Beispiele §. 15—17 ist weder der erste langausgeführte Satz *δεινὸν δ' ἐστὶ — φαίνεσθαι* propositio des Folgenden, noch der dritte Satz *ὅταν γάρ τις ἐθισθῇ — ἐπίπροσθεν γίνεται*, der eine Einheit bildet, in confirmatio, exemplum und conclusio zu zerlegen. — Von S. 24—28 handelt der Verf. von Antisthenes, auf den er mit Ueberweg den ersten Theil der isokr. Rede gegen die Sophisten bezieht, nach meiner Meinung mit Unrecht, indem Ueb. mit nichten erwiesen hat, worauf es zumeist ankommt, dass A. sich für seinen Unterricht habe bezahlen lassen. R. ist überhaupt im Schliessen und Deuten allzu schnell und allzu sicher: die Erklärung der Stelle des Aristoteles bei Cic. Brut. 48: cum ex eo (dass Isokr. gerichtl. Reden schrieb) saepe ipse in iudicium vocaretur, was er nach Usener auf Antisth.'s Gegenschrift wider den Amartyros bezieht, ist zum mindesten willkürlich und gewaltsam. So sind der scheinbaren Resultate bei ihm weit mehr als der wirklichen, zumal auch bei der nun folgenden Darstellung des Verhältnisses zwischen Isokr. und Plato (28—39). Wie kann man denn solche allgemeingültige Stellen wie Phaed. p. 82: *οἱ τὴν δημοτικήν τε καὶ πολιτικὴν ἀρετὴν ἐπιτετηδευκότες, ἣν δὴ καλοῦσι σωφροσύνην τε καὶ δικαιοσύνην, ἐξ ἔθους τε καὶ μελέτης γεγονυῖαν ἄνευ φιλοσοφίας τε καὶ νοῦ*, gerade auf Isokrates beziehen? Und wenn er Rep. III, 410 B: *οἱ καθιστάντες μουσικῇ καὶ γυμναστικῇ παιδεύειν κτέ.*, auf Isokr. Antid. 181 deutet, so vernachlässigt er gänzlich, dass Isokr. gar nicht von *μουσική*, sondern von *φιλοσοφία* spricht, ist aber doch seiner Sache so sicher, dass er unbedenklich diesen Theil des Staats nach der Antidosis, also nach 353, geschrieben sein lässt. — *Τοιαῦτ' ἄττα ῥήματα ἐξεπίτηδες ἀλλήλοις ὡμοιωμένα* (Rep. VI, 498 D) geht nicht etwa auf Is.'s Areopagitikos,

wie R. meint (S. 39), sondern auf das eben vorher dem Sokr. entschlüpfte Paromoion: γενόμενον τὸ νῦν λεγόμενον. — Zum Schluss (S. 40—44) wird über Aristoteles und Speusippos, sowie über Kephisodoros und andere Isokrateer einiges beigebracht.

Demosthenes.

H. Weil, Δημοσθένους αἱ δημηγορίαι, Les harangues de Dém., texte Grec publié d'après les travaux les plus récents de la philologie, avec un commentaire critique et explicatif, une introduction générale et des notices sur chaque discours. Paris, Hachette & Cie. 8. 482 S.

Das Werk wird am Schluss als I. Band bezeichnet und vor dem Titelblatt eine Ausgabe der plaidoyers politiques de D. von demselben Verfasser angekündigt. — Die allgemeine Einleitung zerfällt in zwei Abschnitte: la vie de D. (I—XXXV) und le texte de D. (XXXVI—LI). Jede Rede sodann hat ihre besondere Einleitung, die sich gelegentlich, wie bei der 4. Philippica, bis über 10 Seiten ausdehnt. Die Folge der Reden ist nicht die überlieferte, sondern die historische. Unter dem Text steht zunächst der kritische Commentar, der sich indes im allgemeinen auf die Angabe der Lesarten von Σ (bez. Σ und L), sowie der vulgata vor Reiske und Bekker beschränkt. Darunter der erklärende Commentar, manchmal die Hälfte der Seite und mehr einnehmend; es wird indes nur solches, was auch für Kundigere der Erklärung bedarf, darin berücksichtigt.

Die Ausgabe rechtfertigt im allgemeinen durchaus die hohen Erwartungen, mit denen wir an einen Weil'schen Demosthenes herantreten: überall Klarheit der Darlegung, Geschmack und Urtheil, neuer Gedanken und Vermuthungen die Fülle. — In der höheren Kritik zunächst, von der hier sehr viele Fragen zur Erörterung kommen mussten, zeigt sich W. so conservativ wie es nur irgend angeht: gleichwie er in der allgemeinen Einleitung gelegentlich die Rede gegen Olympiodoros, eine der schlechtesten in der ganzen Sammlung der Privatreden, als demosthenisch in Schutz nimmt (S. X f.), so sucht er auch bei den Staatsreden überall, wenn nicht die Urheberschaft des Demosthenes zu retten, so doch die dagegen vorgebrachten Gründe möglichst abzuschwächen. So opfert er, ausser den Reden über Halonnesos und über die Ver-

träge mit Alexander, als Fälschungen nur die Rede von der Anordnung und den grössten Theil der Rede gegen Philipp's Brief (§. 7—23); er hält dagegen als demosthenisch den Anfang letzterer Rede und, wenn auch nicht mit Entschiedenheit, die ganze vierte Philippika, ausserdem die in Σ fehlenden Stücke der dritten; als echt gilt ihm auch Philipp's Brief. Nun ist es ja richtig, dass in diesen letzteren Fällen die vorhandenen Schwierigkeiten durch die Einschiebung einer unbekannten und beliebig construirten Grösse, des Fälschers oder Rhetors, nur scheinbar beseitigt werden. Diese Fälscher, deren Geistesarmuth auf der einen Seite durch ihr Abschreiben und Zusammenflicken aus andern Reden sich erweist, sollen andrerseits wieder Leute von genauen historischen Kenntnissen gewesen sein, und ferner, was in den Reden nicht abgeschrieben ist, mitunter, wie Weil darlegt, nach Inhalt und Form tadellose und sogar vortreffliche Stücke, wird alles unbedenklich demselben geistesarmen Fälscher beigelegt. Wenn man da nun meint, durch eine solche ungeheuerliche Construktion die Entstehung der Rede erklärt zu haben, so ist das eine eigenthümliche Selbsttäuschung. Es ist also durchaus anzuerkennen, wenn Weil, statt auf solche Weise die Schwierigkeiten hinwegzuschieben, lieber auf andern Wegen sich abmüht; bezüglich der vierten Philippika freilich ist es eine Unmöglichkeit, dass sie, als Ganzes und nach jedem ihrer Theile, von Demosthenes herrühre.

In der Wortkritik hält sich Weil von jenem Cultus des Codex Σ gebührend fern — c'est de la superstition, bemerkt er zu Chers. 50 gegen Voemel —, doch räumt er demselben etwas mehr als Dindorf ein. Seltsame und harte Lesarten in Σ weist er oft treffend als durch Irrthum entstanden nach und entzieht ihnen dadurch die ungebührende Autorität. Ferner erkennt auch er, dass von Interpolationen und sonstigen alten Verderbnissen selbst die beste Handschrift nicht frei ist, und das darauf sich gründende Recht der Conjektur bringt er nicht selten, theils zu Gunsten fremder, theils eigener Vermuthungen, zur Geltung. Ich hebe eine geringe Anzahl Stellen heraus. Rhod. 15 die Handschriften: *εἰ οἷόν τε τοῦτ' εἰπεῖν τῷ συναγορεύοντι τῇ σωτηρίᾳ αὐτῶν*, mit fehlerhaftem Hiatus. Weil nach E. Tournier glücklich: — — *εἰπεῖν αὐτῶν συναγ. τῇ σωτηρίᾳ.* — Ebend.: *παρὸν αὐτοῖς Ἕλλησι καὶ βελτίοσιν αὐτῶν ὑμῖν ἐξ ἴσου συμμαχεῖν* Σ, die vulg. hat *ὑμῖν* vor *αὐτῶν.* Weil setzt es nach Tournier in Klammern, wohl mit Recht. —

Ein ähnlicher Fall Olynth. 3, 10: *εἰσὶ γὰρ ὑμῖν ἱκανοί* vulg., Σ — — *ἱκανοὶ ὑμῖν* mit Hiatus. Weil folgt der vulg., besser wäre es gewesen auch hier *ὑμῖν* zu tilgen. — de pace 8 lässt Σ *ἐποιήσατο* nach *πολεμίους* aus; Weil setzt *ποιούμενος* dafür ein, welches nach *πολεμίους* leicht ausfallen konnte (*ποιησάμενος* wollte Tournier). Die Lesart von Σ ist unmöglich, die vulg. fehlerhaft, die Aenderung Weil's sehr treffend, falls nicht die von Tournier noch vorzuziehen ist. — Phil. II, 20 *λέγοντος ἂν τινος πιστεῦσαι οἴεσθε* Σ mit Hiatus. Weil vermuthet, dass *οἴεσθε*, welches schon vorher vorkommt, zu tilgen sei. Wohl mit Recht; in der vulg. ist die Interpolation zu *οὐκ οἴεσθέ γε* geworden. — Halonn. 7 *ὁπότε γὰρ* die Handschriften, *ὁπότε δὲ* Weil. Die vulg. enthält eine Nachlässigkeit, indem dem voraufgehenden *πρῶτον μὲν* nichts entspricht; aber auch *ὁπότε δὲ* entspricht nur mangelhaft, und wir thun besser hier, bei Hegesippos, nichts zu ändern. — Ebend. 33 *ὅτ' ἐπιστομιεῖν ἡμᾶς ἔφη* überliefert, mit nicht geringer Härte; Weil nach Tournier *ὅσ' ἐπιστομιεῖν, ἔφη, ἡμᾶς.., ἐὰν ἡ εἰρήνη γένηται, τοσαῦθ' ὑμᾶς ἀγαθὰ ποιήσειν.* Die Conjektur ist jedenfalls glänzend. — Chers. 67: *ἐκ δὲ τοῦ τούτων ὀλιγώρως ἔχειν καὶ ἐᾶν ταῦτα φέρεσθαι* vulg.; Σ hat *ταῦτα στέρεσθαι.* Weil: Que dire des éditeurs qui ont pensé que *ἐᾶν στέρεσθαι* était grec! Er selbst schreibt *ταύτῃ φέρεσθαι*, zu welcher trefflichen Vermuthung ihm Phil. IV, 69, wo in derselben Stelle es *τοῦτον τὸν τρόπον φέρεσθαι* heisst, die Grundlage gab. — Phil. IV, 52 *τοῦ πρωτεύειν ἀντιποιοῦνται μὲν πάντες, ἀφεστᾶσι δ' ἔνιοι* vulg.; Weil wieder vortrefflich *ἀφεστᾶσι δ' ἔργῳ.* Weiter: *καὶ φθονοῦσι καὶ ἀπιστοῦσιν αὑτοῖς, οὐχ ὡς ἔδει.* Weil *οὐχ οἷς ἔδει*, wohl ohne Frage richtig. — Ebend. 53: *ἀλλ' ὅμως εἰς τοσαῦτα μέρη — διῃρημένων τῶν Ἑλληνικῶν πραγμάτων*; die letzten drei Worte kehren zwei Zeilen darauf wieder. A. Schäfer führt diese ungeschickte Wiederholung unter den Beweisen für die Unechtheit der Rede auf; richtiger denkt W. an Verderbniss. Er schlägt vor, die drei Worte hier zu streichen; doch genügte es *τῶν Ἑλλήνων* zu schreiben.

Diese Auszüge reichen wohl hin, die Bedeutung der vorliegenden, übrigens hübsch ausgestatteten und correct gedruckten Ausgabe darzulegen.

Demosthenes' ausgewählte Reden, erklärt von C. Rehdantz. Erstes Heft: I—III. Olynthische Reden.

IV. Erste Rede gegen Philippos. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig Teubner 1873. 8. 158 S.

Der bedeutende Werth der Rehdantz'schen Demosthenes-Ausgabe, deren Hauptziel es ist, die Werke des Redners als Kunstwerke im Ganzen und im Einzelnen darzulegen, bedarf wohl keiner weiteren Hinweisung, zumal da die allgemeine Anerkennung auch äusserlich in der raschen Folge der Auflagen sich zeigt. Es genügt also zu bemerken, dass der Verf. auch in dieser Auflage sorgsam bemüht gewesen ist, überall nachzutragen, was entweder in der inzwischen erschienenen Litteratur oder sonst irgendwo sich Brauchbares noch zu bieten schien. Somit ist, gegenüber den 130 Seiten der II., und den 141 der III. Aufl., die gegenwärtige bis zu 158 angewachsen, und vergleicht man im Einzelnen, so findet man fast auf jeder Seite sowohl der Einleitung wie des Commentars Bereicherungen. Principielle Unterschiede von den früheren Auflagen sind natürlich nicht vorhanden.

O. Gilbert, die Rede des Demosthenes περὶ παραπρεσβείας. Berlin Weidmann 1873. 8. 131 S.

Gottfr. Römheldt, zur Disposition der Rede des Demosthenes von der Truggesandtschaft. In den neuen Jahrb. f. Philologie 1873, Heft X u. XI, S. 729—744.

Die scheinbare oder wirkliche Unordnung, welche in der 19. Rede des Demosthenes an mehreren Punkten hervortritt, hat schon zu einer ganzen Reihe von Herstellungsversuchen Anlass gegeben, wobei die verschiedensten Mittel der Kritik: Umstellungen im grössten Massstabe, Annahme bedeutender Lücken, Streichung längerer Stücke in Anwendung gebracht worden sind. Dasselbe geschieht nun auch in den beiden vorliegenden Schriften, von denen die erste nicht bloss dem Umfange nach weitaus die bedeutendere ist. Gilbert rechtfertigt zuerst sehr gut und genügend den ganzen Haupttheil der Rede, bis 181, als in sich völlig geschlossen und allen Anforderungen entsprechend; er lässt sich auf Controversen dabei nicht ein, sondern entwickelt einfach den Plan und Zusammenhang. Römheldt dagegen ist geneigt, mit Dahms (N. Jahrb. 1865 S. 129) eine bedeutende Lücke im Hauptbeweise anzunehmen, in welcher ein dritter Punkt desselben, über die Theilnahme des Aeschines am Frieden des Philokrates, ausgefallen wäre. Die Wider-

legung dieses Einfalls giebt R. selber (S. 731 f.); er hätte ihr nur Glauben schenken sollen. Daneben nimmt er an, dass §. 91—97 von Dem. erst nach dem Prozesse eingefügt seien, mit wenig entscheidenden Gründen, und weist dann mit Recht die Meinung von Dahms zurück, dass nach §. 181 wieder ein bedeutender Ausfall stattgefunden habe. — Weiterhin nun beginnen auch für Gilbert die Schwierigkeiten, denen er durch Annahme höchst umfangreicher Interpolationen eines Rhetors zu begegnen sucht. Hier ist nun allerdings von neuem principielle Verwahrung einzulegen gegen die nur zu häufig geübte Praxis, bei schwierigen Problemen ohne weiteres, gleichwie einen deus ex machina, den Interpolator oder Fälscher einzuführen, um den Knoten zu zerhauen. Es liegt hier geradezu ein philologischer Aberglaube zu Grunde, indem man beliebig viele, wenn nicht über- so doch unnatürliche Existenzen annimmt, die sich gleich einem Proteus in alle Gestalten wandeln, nach Bedürfniss und Belieben des Kritikers. Der Interpolator G.'s hat »im allgemeinen seine Sache nicht ganz ohne Geschick gemacht« (S. 53. 118. 121. 123); er hat sich ferner »in Dem.'s Stil und Redeweise so eingelebt, dass er wirklich im Stande war, eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm zu erzielen« (S. 56); sogar manches Schöne konnte er gelegentlich hervorbringen (S. 118). Aber dann laufen auch wieder Dummheiten mit unter, an denen er sich verräth; G. legt ihm unter anderm eine fast ungeheuerliche Verwechselung der Verwüstung von Olynth mit der von Phokis bei, so dass er den Aeschines für jene verantwortlich mache (S. 91 f.). Endlich aber sieht er sich veranlasst, noch einen Interpolator des Interpolators anzunehmen. Ich meine, ehe G. uns zumuthete derartiges zu glauben, musste er auf's Erschöpfendste und Gründlichste darlegen, dass eine Erklärung auf natürlichem Wege nicht vorhanden sei. Denn eine Vereinigung von Dummheit und grösstem Genie in demselben Menschen ist doch wohl nicht natürlich, und überhaupt der geniale Fälscher ist etwas Unnatürliches und Unreales; ein Genie aber gehörte dazu, einen Demosthenes täuschend nachzuahmen und im Wetteifer mit ihm sogar Schönes zu leisten.

Also die Erklärung, zu der G. seine Zuflucht nimmt, ist principiell abzuweisen, wenigstens bis zum Moment der höchsten Noth. Es sind ihm nun folgende Stücke anstössig: §. 187 (den Römheldt S. 740 f. umstellen möchte), dann §. 201—236; endlich §. 329—340. Nach Ausscheidung dieser Partien, meint er, ergebe sich ein un-

tadeliges, ebenso schön als reich gegliedertes Kunstwerk. Römheldt hingegen will §. 188—200 umstellen, vor die §. 177 beginnende Recapitulation (so jedoch, dass 199 f. erst nachträglich von D. eingefügt sei), und zwischen diesem Stück und der Recapitulation soll noch der Abschnitt 315—331 seinen Platz erhalten. Endlich §. 332—336 ist nach ihm vom Vf. später eingefügt und mit dem schon früher vorhandenen Stücke §. 337—340 verwebt. Dass nun Umstellungen in diesem Maasse nicht eben zu den erlaubten Mitteln zählen, hat Gilbert S. 107 f. gegen Spengel und Voemel sehr richtig erörtert. Die Annahme hingegen, dass Dem. nach stattgehabter Vertheidigung des Aesch. Einzelnes neu hinzugefügt habe, ist an sich vollkommen zulässig, und betreffs der §§. 332 ff. ist auch Gilbert der Meinung, dass sie mit Rücksicht auf Aeschines' Vertheidigung zugefügt (interpolirt) seien. Ich will die sehr schwierige Frage betreffs des Epilogs nicht weiter erörtern — dass hier gegründete Anstösse wenigstens in Bezug auf die Stellung der fraglichen Partien seien, ist klar — und will nur noch über die erste grosse Interpolation G.'s Einiges bemerken. Der Hauptgrund der Ausscheidung ist, dass diese Partie den Zusammenhang stört; es kommt hinzu, dass sie sich im Inhalt und auch namentlich nach Anfang und Schluss mit dem vorhergehenden Abschnitt (§. 188—200) vollkommen deckt; sodann als äusseres Kennzeichen des Einschubs, dass cod. Σ bei §. 201 die Randbemerkung hat: *ἄποθεν λείπει ἡμᾶς ἕως τοῦ ὁμοίου σημείου*, das entsprechende Zeichen ist gleichwohl nicht aufzufinden. Diese Gründe sind anzuerkennen; was aber Gilbert ausserdem zum Beweise des fremden Ursprungs dieses Stückes mühsam zusammenstellt und weitläuftig ausführt, hat grösstentheils wenig zu bedeuten. Denn für Härten und Dunkelheiten des Ausdrucks ist erstlich die Conjektur da, die z. B. die Anakoluthie §. 217 *ἐξετάσαντες* (für — *τας*) längst beseitigt hat, und dann, ist denn wirklich in Demosthenes' anerkannten Erzeugnissen gar nichts dunkel? Wenn ferner Dem., wie G. S. 63 ff. zu beweisen sucht, zur Zeit des Prozesses immer noch *ὑπεύθυνος* war, so beweist das nichts gegen § 211 f., wo nur gesagt wird, dass er Rechenschaft habe geben wollen. Und die §. 211 erwähnten *μάρτυρες* sind solche, wie man sie bei Protesten immer zuzog. Ferner, ist es wirklich ein geschichtlicher Verstoss, wenn § 230 Phalaikos' Heer auf 10,000 Hopliten und 1000 Reiter angegeben wird, während Diodor nur von 8000 spricht, und wenn Dem., um der Ver-

schärfung und um einer Antithese willen, sagt, dass diese Truppen Philipp's Kriegsgefangene geworden seien, während sie nach den Historikern auf freien Abzug capitulirten? Und doch nimmt G., der eben nach weiteren Verdachtsgründen sucht, hieran so sehr Anstoss, dass er eine Nachahmung von §. 265 ff. darin findet, wo für das Heer der Olynthier die gleiche runde Zahl und für die Hälfte der Reiter das gleiche Schicksal angegeben wird; der Interpolator habe, in jener schon erwähnten Geistesverwirrung, auch hier an Olynth gedacht — Namen sind nämlich nicht in der Stelle genannt — und daher auch den Ausdruck *ὅλον τόπον* gebraucht, der auf Olynth passe, auf Phokis nicht. Ganz im Gegentheil: *τόπος* heisst Land und passt auf Phokis, nicht aber auf Olynth. — Mehr Berechtigung hat es, wenn G. an §. 208 Anstoss nimmt, wo Philokrates wie noch in der Stadt befindlich erwähnt wird, während er doch zur Zeit des Prozesses schon flüchtig war. Aber dies und die andern wirklichen Schwierigkeiten und Verdachtsgründe nöthigen höchstens zu der Annahme, dass wir an dem fraglichen Abschnitte ein Stück der ersten Redaktion haben, welches von dem, was D. später an die Stelle setzte, zwar zurück-, aber nicht hinausgedrängt worden ist. Solche stehengebliebenen Reste einer verschiedenen Redaktion finden sich auch in Isokrates' Antidosis, §. 222 ff. und anscheinend auch §. 230—236 (vgl. meine Att. Bereds. II, 285, 287 Anm.), welches letztere Stück sich mit §. 306 ff. inhaltlich deckt. In dieser Weise modificirt, ist G.'s Aufstellung jedenfalls sehr beachtenswerth. Was die §§ 213 f. und 234 ff. betrifft, die er als Interpolationen in der Interpolation betrachtet, so sind die dafür angebrachten Gründe wenig bedeutend. Dem. benutzt beidemal die Zeit zwischen seinem Aufrufen der Zeugen und dem Auftreten derselben, um kurze anderweitige Ausführungen einzuschieben: eine Weise die ihm auch sonst nicht fremd ist — ein Beispiel de corona §. 219 f. — und die zur Lebendigkeit und dem Anschein von Zwanglosigkeit, der sich für die gesprochene Rede eignet, das Ihrige beiträgt.

Joh. Sigg, der Verfasser neun angeblich von Demosthenes für Apollodor geschriebener Reden. Besonderer Abdruck aus dem VI. Suppl.-Bande der neuen Jahrbücher f. klass. Philologie. Leipzig, B. G. Teubner 1873. 8. S. 397—434.

Diese kleine Abhandlung kann in vieler Beziehung als ein

Muster einer kritischen Untersuchung bezeichnet werden, und sie ist für ihren Gegenstand, der zuvor schon oft, zuletzt von A. Schäfer und Franz Lortzing (de orationibus quas Dem. pro Apollodoro scripsisse fertur, Berlin 1863) behandelt worden, so ziemlich erschöpfend und abschliessend. — Sigg sucht den oder die Verfasser der betr. Reden (45—47; 49—53; 59) nach drei Arten von Kriterien zu ermitteln: I. Ueberlieferung (S. 399—402); II. Stoff (a. chronolog. Verhältnisse, 402—408, b. persönliche Verhältnisse, 408—410, c. sachliche Verhältnisse, 410—414); III. Behandlungsweise (a. Anlage 414—416, b. Tropen und Figuren, 417 bis 423, c. natürlicher Stil, 423—431). Unter I. weist S. auf, dass die Ueberlieferung einer Rede unter Dem.'s Namen noch wenig Sicherheit bietet; IIa. ergibt, dass die Reden gegen Kallippos und Nikostr. für Dem. zu alt sind; IIb. behandelt das persönliche Verhältniss zwischen Dem. und Apollodor, IIc. die Güte der in den Reden vertretenen Sachen, und es werden nach b. und c. die Reden gegen Stephanos I. II. und gegen Neaera, nach b. die Rede für den trierarchischen Kranz verworfen. In der Anlage (IIIa) steht nur die I. gegen Stephanos den Demosthenischen nicht nach. Recht gründlich werden IIIb. und c. behandelt; unter natürlichem Stil versteht S. das, was nach Abzug des künstlich aufgelegten Schmuckes (b) als unmittelbares Erzeugniss des individuellen Sprachsinns übrig bleibt. Ich gestehe, dass ich die Scheidung von b und c nicht billigen kann. S. hat nun hier für gewisse grammatische Erscheinungen und sprachliche Wendungen eine Statistik aufgestellt, mit der er die Unechtheit der Reden zu erweisen sucht. Erstlich liebt Dem. sehr den substantivischen Gebrauch des Infinitivs mit Artikel, und hat ihn in den Privatreden etwa auf 5 §§ einmal; hingegen von diesen Reden haben nur gegen Steph. I und f. d. trier. Kr. einen annähernd gleichen Gebrauch. — Zweitens setzt D. selten zu Eigennamen den Artikel, etwa nur einmal unter fünf Fällen; anders diese Reden, ausgenommen gegen Steph. I und II und f. d. trier. Kranz. — Drittens führt Dem. die Verlesung von Zeugnissen, Gesetzen u. s. w. meistentheils mit einer Form von λαμβάνειν ein; von diesen Reden hat nur die I gegen Steph. den gleichen Gebrauch. — Hier ist nun freilich zu bemerken: erstlich, dass dies drei beliebig herausgenommene Kriterien neben sehr vielen andern sind, und zweitens, dass die 7 Privatreden (gegen Aphob. I II Onetor I II Konon Phormion Eubulides),

nach denen S. bestimmt, kaum zahlreich genug und jedenfalls nicht ausschliesslich berechtigt sind, einen Massstab zu liefern. Z. B. die Rede gegen Pantainetos, die mir so echt wie irgend eine scheint, wird von Sigg ausgeschlossen: in ihr kommt nämlich λαμβάνειν in jenem Falle minder häufig vor. So gut wie S. sie darum, wie es scheint — neben andern Gründen vielleicht — verwirft, kann ich umgekehrt mit dieser Rede das Gesetz umstossen. Besonders aber kann man doch unmöglich in solcher Beziehung die δημόσιοι λόγοι von den ἰδιωτικοί völlig trennen: nun kommt z. B. in der Rede gegen Aristokrates unter 24 Fällen nur 4 Mal λαμβάνειν vor. Es heisst in der That zu weit gehen, durch Zählungen von Infinitiven und nach der Bevorzugung dieser oder jener Formel, wenn doch Demosth. überall auch andre daneben gebraucht, über die Echtheit einer Rede zu erkennen. Die Statistik ist ein vortreffliches Mittel, aber sie muss sehr vorsichtig gebraucht werden.

Die schliesslichen Resultate S.'s sind folgende: keine der 9 Reden ist von Dem.; 7 sind höchst wahrscheinlich von Apoll. selbst, die gegen Steph. I dagegen nicht von ihm, sondern von einem Sachwalter, und von einem andern Sachwalter die Rede für den trierarchischen Kranz. Diese Resultate scheinen auch mir genügend festzustehen.

Für die griechischen Rhetoren, die in diesem Jahresbericht mit umfasst sein sollten, ist mir keine neue Litteratur zu Gesicht gekommen, ausser einer englischen Eselsbrücke zu Longinos περὶ ὕψους, über welche zu schweigen besser ist. [1])

---

[1]) [Die dem Referenten nicht zugekommene Schrift: Dionysii Halicarnassensis scriptorum rhetoricorum fragmenta collegit, disposuit, praefatus est Carolos Theodorus Roessler. Mitweidensis. Dissertatio philologica ad summos in philosophia honoros rite impetrandos scripta. Lipsiae 1873. 43 S. 8., wird im nächsten Jahresbericht besprochen werden.] Anm. d. Red.

Jahresbericht über Herodot.

Von

Director Dr. H. Stein

in Oldenburg.

In den herodotischen Studien ist aus dem Jahre 1873 kein irgend erheblicher Fortschritt zu berichten. Weder zur Prüfung der neuen kritischen Grundlage, wie sie seit einigen Jahren in meiner Ausgabe vorliegt, noch zur Feststellung des Dialektes, noch endlich zur Besserung verderbter oder verdächtiger Stellen liegt ein grösserer Beitrag vor. Dagegen hat die durch A. Kirchhoff in zwei akademischen Abhandlungen (»die Abfassungszeit des herodotischen Geschichtswerks«. Berlin 1868) und (»Nachträgliche Bemerkungen zu der Abhandlung über die Abfassungszeit des herodotischen Geschichtswerks«. Berlin 1872) unter neue Gesichtspunkte gestellte Frage nach Zeit, Ort und Art der Abfassung des Werkes einige weitere Lösungsversuche angeregt, die sich zu den Resultaten Kirchhoff's mehr oder weniger ablehnend verhalten, und zu einer systematischen Darstellung der herodotischen Syntax ist ein erfreulicher Anfang gemacht worden.

Eine sehr gründliche Kenntniss des Autors und ein feines Verständniss seiner Eigenthümlichkeit bekundet die Arbeit von

Otto Nietzsch, Dir. Dr., Abhandlung über Herodot: 1) Spuren älterer Redaction im Herodot. 2) Ueber den Schluss des herodot. Werkes. (Aus dem Jahresberichte über das Gymnasium und die Realschule 1. O. zu Bielefeld.) Bielefeld 1873. 16 S. 4.

Der erste dieser beiden Aufsätze enthält einen mit vielem Scharfsinn durchgeführten Versuch, mittelst einer sprachlichen Beob-

achtung einen Einblick in die Redactionsweise des Autors zu eröffnen. Herodot bedient sich ziemlich häufig gewisser Rückweisungs- oder, nach dem Ausdruck des Verfassers, Recapitulationsformeln, um zu erinnern, dass er bereits an einer früheren Stelle dasselbe gesagt oder besprochen habe, wie *ὡς καὶ πρότερόν μοι δεδήλωται*, *ὥσπερ ὀλίγῳ πρότερον εἴρηκα*, *τοῦ καὶ ὀλίγῳ τι πρότερον τούτων μνήμην εἶχον*, und ähnl., und zwar meist in einer dem natürlichen Gefühle entsprechenden Weise, d. h. »nicht bevor eine gewisse räumliche oder zeitliche Entfernung des Wiederholten eine Wiedererinnerung begründet«. »Indess kommen in dem vorliegenden Texte einige Stellen vor, in welchen dieses nicht der Fall ist und Erinnerungen an bereits Erzähltes auffallend schnell, ja unmittelbar der ersten Erwähnung folgen«. In solchen Fällen dränge sich die Frage auf ob nicht in einer früheren Textesgestaltung zwischen der ersten Erwähnung und der auf sie bezogenen Zurückweisung etwas gestanden habe, was später aus irgend einem Grunde herausgenommen wurde, oder auch etwas gefehlt hat, was später eingefügt worden«. Solcher Stellen glaubt der Verfasser überhaupt fünf gefunden zu haben, denen ungefähr dreissig gegenüber stehen, in welchen der Gebrauch jener Wendungen nichts Auffallendes hat. Jene Stelle sind I 18, IV 16, 79, V 35 und II 14. Bei der Prüfung der ersten kommt er zu dem Schlusse, dass in einer ersten Redaction in c. 17 vor den Worten *ἐπελαύνων γὰρ* . . . die Erzählung des Krieges zwischen Alyattes und Kyaxares gestanden haben möchte, welche jetzt c. 73 f. gelesen wird, will aber auch die Möglichkeit zugeben, dass die ganze Stelle (c. 18), welche eben die auffällige Wiederholungsformel ententhält, *τὰ μὲν νυν ἕξ ἔτεα — πόλεμον συνδιήνεικαν*, erst zugesetzt sei, als jene Erzählung herausgenommen ward. Ebenso habe ursprünglich zwischen IV 15 und IV 16 der Abschnitt von den Hyperboreern (IV 32 — 36 *οὐδὲν σιτεόμενος*) gestanden. Hingegen IV 79 seien die Worte *μέλλοντι δέ οἱ* bis *ἐπετέλεσε τὴν τελετήν*, und ebenso V 35 die Stelle *ὁ γὰρ Ἱστιαῖος* bis *κατοχὴν τὴν ἐν Σούσοισι* erst später bei der Verarbeitung in das Gesammtwerk hinzugekommen. Weniger anstössig sei die Anwendung der Formel II 14, unmöglich aber auch hier nicht, dass der Abschnitt von c. 13 *δοκέουσί τε μοι* bis zu Ausgang des 14. cap. erst später in den Zusammenhang aufgenommen sei. — Alle diese Annahmen und Aushülfen, die mit guten Gründen bestreitbar sind, beweisen

meines Erachtens vielmehr die Unhaltbarkeit der engen Grenzen, welche der Verfasser jenen Formeln setzen möchte. Z. B. ist die Formel IV 79 für das genaue Verständniss geradezu unentbehrlich, weil ohne sie der Leser die Identität der *οἰκία* mit der *περιβολὴ οἰκίης μεγάλης καὶ πολυτελέος* nicht erkennen könnte, und doch greift sie nirgends auf eine so geringe Entfernung zurück als hier. Dass sie etwas breit und zudringlich ins Ohr fällt, soll nicht bestritten werden, aber etwa breiter als jene zahlreichen Epanalepsen und Wiederholungen, wie z. B. II 140 *ταύτην τὴν νῆσον*.., III 61 *ἣν οἱ ἀδελφεός*.., IV 92 *ἀποδέξας χῶρον*, VI 52 *ὑποθέσθαι ἄνδρα Μεσσήνιον*, VI 58 *νόμος δὲ τοῖσι Λακεδαιμονίοισι*? Dagegen in I 18 liegen die vom Verfasser mit zutreffender Schärfe entwickelten Schwierigkeiten des vorliegenden Textes keineswegs in der verfrühten Anwendung der Formel allein oder nur vorzugsweise, und darin, glaube ich, hat er die Wahrheit berührt, dass er in den Worten *τὰ μέν νυν ἓξ ἔτεα*.. eine spätere Zuthat des Autors vermuthet. Diese Zuthat reicht aber nur bis zu den Worten *προσεῖχε ἐντεταμένως*; denn der folgende Abschnitt, den der Verfasser auch noch dazu rechnet, *τοῖσι δὲ Μιλησίοισι* bis *συνδιήνεικαν*, stand ursprünglich in enger Verknüpfung mit der Erzählung von den Niederlagen der Milesier. Derartige Zusätze, bald wie hier berichtigenden und ergänzenden, bald mehr beiläufigen und episodischen Inhaltes, in der Regel erkennbar an der losen oder störenden Einfügung, zeigt der überlieferte Text in ziemlich grosser Zahl (s. meine Note zu IX 83), und sie beweisen allerdings wenigstens die Anfänge einer späteren Ueberarbeitung. — Nebenher wird S. 4 die Aufstellung Schöll's, dass die drei letzten Bücher in ihrer ersten Form vor den sechs ersten Büchern verfasst seien, ausführlich bestritten.

In dem zweiten Aufsatze (S. 11—16) bekämpft der Verf die zuletzt wieder von Kirchhoff aufgenommene Ansicht, dass Her sein Werk nicht bis zu dem von ihm beabsichtigten Ende fortgeführt, sondern unvollendet hinterlassen habe. Seine Gründe sind folgende. Her. habe seine Aufgabe auf den *Μηδικὸς πόλεμος* oder *τὰ Μηδικά* im eigentlichen Sinne, d. h. auf den gemeinsamen gegen Xerxes geführten Vertheidigungskrieg beschränkt; mit dem Rückzuge des Xerxes und dem Angriffskrieg der Athener habe der Krieg den panhellenischen Krieg verloren, und weil eben Her. den panhellenischen Standpunkt in seinem ganzen Werke entschieden

einnehme und consequent festhalte, so habe er ein volles Recht mit der Einnahme von Sestos abzuschliessen, mit welcher die panhellenische Epoche des Krieges zu Ende gieng. Auch müsse es auffallen, wenn Her. die Erzählung bis zum Stillstand (466) oder völligen Abschluss des Krieges (449) fortzuführen beabsichtigt hätte, dass er auf diese spätere Partie seines Werkes nirgends vorgreife und verweise. Das Schlusscapitel sei wohl geeignet durch den Contrast, in welchen es die Perser des Xerxes zu den idealen Persern des Kyros stelle, einen abschliessenden Rückblick auf die Geschichte des Xerxes zu vermitteln, und die ganze Oekonomie des Werkes, das mit der Katastrophe des Xerxes seinen tragischen Höhepunkt erreiche, mache einen neuen Anlauf nach derselben ganz undenkbar. Diesen Gründen gegenüber erscheine das Bedenken verhältnissmässig gering, dass VII 213 die Erzählung des Anlasses zum Tode des Verräthers Epialtes *ἐν τοῖσι ὀπίσω λόγοισι* versprochen wird, ohne dass in dem vorliegenden Texte dies Versprechen erfüllt werde. Es sei dies mit demselben Rechte als ein Versehen des Autors anzusehen, wie das unerfüllt gebliebene Versprechen der *Ἀσσύριοι λόγοι*, wenn man nicht lieber darin einen stehen gebliebenen Rest eines früheren Textes von Vorträgen erkennen wolle, welche vor der Conception des Gesammtwerkes vor den asiatischen und europäischen Griechen gehalten wurden. Dagegen ist nun zu bemerken, dass die *Ἀσσύριοι λόγοι* innerhalb des aufgestellten Rahmens Platz finden konnten, wenn Her. nicht nachträglich verzichtet oder vergessen hätte sie aufzunehmen, während der Tod des Epialtes jenseits der vom Verf. angenommenen Grenze lag. Auch gegen den ersten Grund, so probabel er sonst scheinen mag, ist einzuwenden, dass er zuviel beweist. Der gemeinsame panhellenische Krieg endigte mit der Schlacht bei Mykale, die Einnahme von Sestos war der erste Act des neuen athenischen Angriffskrieges (s. Her. IX 114. Thukyd. I 89). So hätte das Werk, nach dem Sinne des Verf., schon mit c. 113 schliessen müssen (eine Bemerkung, die auch Woods in seiner später anzuführenden Ausgabe p. XXXV gemacht hat). Und endlich, wie nahe lag es, statt der Worte c. 121 *καὶ κατὰ τὸ ἔτος τοῦτο οὐδὲν ἔτι πλέον τούτων ἐγένετο*, wenn nichts weiteres erzählt werden sollte, eine definitiv abschliessende Wendung zu gebrauchen.

Einen theilweise verwandten Inhalt hat die folgende akademische Abhandlung:

Zur egyptischen Forschung Herodots. Eine kritische Untersuchung von Max Büdinger. (Abdruck aus den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Bd. LXXII, S. 563 ff.) Wien. 26 S. 1873.

Dieselbe enthält eine Anzahl ziemlich flüchtig ausgeführter Bemerkungen in sechs Abschnitten. Im ersten (»Gesammtanlage des Werkes«) wird gegen die Voraussetzung Kirchhoff's, »dass die Arbeit auch in der uns vorliegenden Reihenfolge ihrer Stücke durchgeführt sein müsse und die so häufigen Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse (?) als entscheidende Beweise für die Entstehung (?) der einzelnen Theile anzusehen seien«, geltend gemacht, dass der Beginn des siebenten Buchs eine selbständige Darstellung einleitet, »weil hier eine ganze Reihe von Personen, die der Leser aus den vorhergehenden Theilen längst kennt, wie Dareios, Artabanos, Mardonios, Demaratos noch einmal wie Unbekannte mit dem Namen ihrer Väter genannt sind«, und noch einmal an die Verbrennung von Sardis erinnert wird. Von Gewicht und wirklich schlagend ist ein zweiter Einwand. Wenn, wie Kirchhoff annimmt, Herodot die beiden ersten Bücher und die grössere Hälfte des dritten zuerst um 445—443 in Athen verfasst und veröffentlicht, und dafür um dieselbe Zeit auf Veranlassung des Perikles vom athenischen Rath den erstaunlich hohen Ehrenlohn von 10 Talenten erhalten hat, so bleibt unbegreiflich, wie solche Auszeichnung durch den Inhalt jener Bücher gerade in Athen begründet werden konnte. (Kirchhoff scheint übrigens diesen Einwand vorempfunden zu haben, Abfass. S. 11, aber die Wendung, »dass das Werk augenscheinlich darauf angelegt war, die politische Mission Athens, wie sie die perikleische Zeit auffasste, zu verherrlichen«, enthält eine starke Uebertreibung und verhüllt nur die Schwierigkeit; denn eben jene Partien [V—IX], die sich vielleicht so deuten liessen, sind nach K. erst seit 430 verfasst). Der Verfasser bezieht die Belohnung vielmehr auf die Bücher VII—IX, mit deren Vorlesung Her. bald nach 445 die Athener begeisterte. — § 2. »Charakter des zweiten Buchs.« Auch dieses bilde vom 2. Cap. an ein geschlossenes Ganze, das erst später in den Rahmen des Werkes eingefügt worden. Im Schlussatz von II 1 sei der Unwille (?)

über die Heeresfolge seiner Landsleute ("Ἴωνας μὲν καὶ Αἰολέας ὡς δούλους πατρωΐους ἐόντας ἐνόμιζε) unverständlich, der Satz müsse von späterer Hand umgeformt sein. Einer späteren Hand gehöre auch die Insulte gegen die Hellenen in II 2 ("Ελληνες δὲ λέγουσι ἄλλα τε μάταια πολλὰ κτλ.) an! — In §. 3 wird die Zeit der aegyptischen Reise in eine der beiden »Friedensepochen« verlegt, welche Aegypten vor 456, während der Herrschaft des Inaros und der Athener, und nach der Schlacht von Salamis (449) genossen habe, und zwar lieber noch in die erste (460—456), »denn die Landmessungen(?) hatten damals für die Athener ein praktisches militärisches Interesse« u. s. w. — Im §. 4 »die Liste der Könige« hat der Verf. aus Herodot herausgelesen, dass sich derselbe gegen die chronologischen Listen und Zahlen der aegyptischen Priester ablehnend verhalten und dagegen, »gleich dem edlen milesischen Forscher Hekataios«, chronologische Daten aus griechischer Specialgeschichte geltend gemacht hat. Aber solcher Unglaube und Gleichgültigkeit blieb nicht ungestraft. Denn dass er auf Moeris unmittelbar den Sesostris folgen lässt, ist nur eine Folge davon. — §. 5 handelt von der aethiopischen Dynastie. Nach der Liste der Priester hatten von Menes (richtiger: Min) bis Moeris 330 Könige, darunter 18 Aethiopen, regiert (II 100). Diese 18 Königsnamen habe Her. »unter den zehn oder elf n a c h seinem Moeris genannten nicht mehr unterbringen können«. Natürlich seien dieselben aber keine anderen als die drei Könige der 25. Dynastie. Herodots Irrthum erkläre sich dadurch, dass er in seiner thebanischen Aufzeichnung die Zahl der Aethiopen durch Striche markierte, die er bei der Ausarbeitung für *I II* d. i. 18 las, ein Versehen, das bei seiner halikarnassischen Schreibweise des Jota leicht entstehen konnte. Zur Strafe für seinen Unglauben habe er dann »in aller Unschuld« doch von dem dritten jener aethiopischen Könige ausführlich erzählt. (Nicht auch von dem ersten II 137?) Denn jener König der Ammonier Etearchos (II 32 f.) sei offenbar kein anderer als der Tehark der Inschriften, der Ταρκός od. Ταρακός des Manetho, der Thirhaka der Bibel. Unzweifelhaft also, dass bei Her. statt Ἀμμωνίων und Ἀμμωνίου zu lesen sei Αἰθιόπων und Αἰθίοπος. — In letztem §. »die Pyramidenkönige« wird ein gestrenges und gelehrtes Gericht gehalten über die Legenden, die sich Her. von seinem Periegeten über die grossen Pyramiden und ihre Inschriften habe aufbinden lassen.

Zur Frage über den Dialekt enthält die Abhandlung von

Adolfus Fritsch, de vocalium graecarum hyphaeresi (in Curtius' Studien zur griech. und latein. Grammatik. Bd. VI p. 87—138)

einen kleinen Beitrag. Statt der überlieferten *ἐνδεᾶ καταδεᾶ ἀκλεᾶ* verlangt der Verf. *ἐνδέα καταδέα ἀκλέα*, mit Hyphaeresis des *ε* aus *ἐνδεέα* cet. Weil überhaupt im »neu-ionischen« Dialekt *εω* nach jedem Vokal in *ω* verkürzt werde, so müsse nicht bloss *βορέω Ἑρμέω* u. ä., sondern auch *Ἀσίω* (st. *Ἀσίεω* IV 45), *Πακτύω* (st. *Πακτύεω* I 158) hergestellt werden. Auch das überlieferte *γενεέων* (II 142. VI 98), welches ich festgehalten, sei eine Interpolation der Abschreiber st. *γενέων*: wobei vom Verf. sowohl der Einfluss des Accentes unbeachtet geblieben ist als die dem Autor gewiss bewusste Nothwendigkeit das Wort von *γενέων* (*γένος*) zu unterscheiden. Endlich wird unter Widerspruch gegen meine Ausführung praefat. p. XXXIII, die verkürzte Verbalendung *έαι* st. *έεαι* (*φοβέαι-φοβέεαι*) auf Grund der Analogie von *έο* st. *έεο* (*αἰτέο-αἰτέεο*) vertheidigt.

Brandt, Oberlehrer, De modorum apud Herodotum usu. Partt. I. II. (Aus dem Programm des Herzogl. Gymnasiums zu Cöthen 1872. 1873). 31 und 23 S. 4.

Ein sehr dankenswerther Beitrag zur systematischen Darstellung der herodotischen Syntax. Das ganze Material wird in guter Ordnung vorgelegt, unter steter Rücksicht auf den entsprechenden Gebrauch einerseits des Homer und anderseits der Attiker. Indem dabei die schwierigen oder zweifelhaften Stellen geprüft und fast durchgängig mit zutreffendem Urtheil erledigt werden, bleibt auch die Kritik und Exegese nicht ohne mancherlei Ertrag. Vielleicht entschliesst sich der Verf., diese Moduslehre zu einer vollständigen aber gedrängten Darstellung der herod. Syntax zu erweitern, und so wieder eine mehr historische Betrachtungsweise der griechischen Syntax überhaupt anzuregen, im Gegensatz zu der ziemlich engen und kurzsichtigen Dogmatik unserer attischen Puristen. — Verwunderlich ist, dass der Verf., der sich mit dem Stande der Kritik sonst wohl vertraut erweist, doch gewisse unzweifelhafte Interpolationen, wie *οὖρος* (st. *ὄρος*), *οὐνο-*

μάζειν (st. *ὀνομάζειν*), *βωθέειν* (st. *βοηθέειν*), *Ἀρταφέρνης* (st. *Ἀρταφρένης*) noch conserviert.

Die in ihrer sachlichen Bedeutung schwierige und oft behandelte Stelle V 71 von der Ermordung der Kyloneer: *τούτους ἀνιστᾶσι μὲν οἱ πρυτάνιες τῶν ναυκράρων, οἵ περ ἔνεμον τότε τὰς Ἀθήνας, ὑπεγγύους πλὴν θανάτου· φονεῦσαι δὲ αὐτοὺς αἰτίη ἔχει Ἀλκμεωνίδας,* wird von

Wecklein, der Areopag, die Epheten und die Naukraren, (Sitzungs-Ber. der bayer. Akademie der Wiss. Philos.-philol. Classe 1873 S. 1 ff.)

S. 32—35 ins richtige Licht gestellt. Herodot gibt die den Alkmeoniden günstigere, ihre Schuld am *ἄγος Κυλώνειον* vertuschende Darstellung, wie er sie zu Athen in der Umgebung des Perikles empfangen; der Zusatz *οἵ περ ἔνεμον τότε τὰς Ἀθήνας* soll die ganze Verantwortung von den Archonten (Megakles) auf die Prytanen abwälzen. Thukydides I 126 bekämpft diese Tendenz, indem er die damalige Stellung der Archonten nachdrücklich betont.

Ich schliesse den diesjährigen Bericht mit einem kurzen Hinweis auf zwei Schulausgaben von sehr ungleichem Umfang und Werthe.

Herodotus. With english notes and introduction by Henry George Woods, M. A., Fellow and tutor of Trinity College Oxford. London 1873. Book I. II. LXXII u. 369 S. (Aus der Catena Classicorum von Holmes und Brigg, Verlag von Rivingtons).

Ἡροδότου ἐκλογαί. Récits d'Hérodote (texte grec) précédés d'un commentaire sur le dialecte Jonien et accompagnés de notes historiques, littéraires et grammaticales. Par M. Ch. Lebaigue, professeur au Lycée Charlemagne. Paris (ohne Jahr). XX und 189 S.

Die Ausgabe von Woods, soweit sie bis jetzt vorliegt, entspricht in ihrer ganzen Anlage und Haltung ungefähr den Ausgaben der Weidmannschen Sammlung, und ist, mit einiger Beschränkung, als eine durchweg respectable Leistung zu bezeichnen. Einen erheblichen Fortschritt der Exegese enthält sie nicht, sie stellt die Resultate der Vorgänger in bündiger Kürze zusammen, sehr häufig mit wörtlicher Benutzung, aber fast immer auch mit

gewissenhafter Bezeichnung ihrer Quelle, und niemals ohne selbständiges Urtheil. Die ausführliche Einleitung behandelt das Leben, den Stil, den Dialekt des Autors, und die Textgeschichte. Ueber den Stil macht der Verfasser einige feine Bemerkungen (z. B. p. XXXVII. He has a strong appreciation of »smartness«, both in speech and action. The anecdotes which he tells with the greatest gusto are those which turn on some clever trick or sharp saying). Das Capitel über die Textgeschichte ist in seinem Inhalte grösstentheils veraltet, was um so auffälliger ist, als der Verf. die 3. Aufl. meiner commentierten Ausgabe (1870 f.), welche auf den Text der kritischen (1869—1871) gegründet ist, in dem Capitel über den Dialekt und in den erklärenden Noten durchweg benutzt hat. Die kritische Seite ist überhaupt die schwächste der Ausgabe; der Text ist im Ganzen noch der sog. Bähr'sche. Eine Notiz über die vom Verf. geprüften drei Handschriften der Bodleiana in Oxford (p. LX) bestätigt das Urtheil über den geringen Werth derselben. Von dem grammatischen Standpunkte der Erklärung gibt die Berufung auf Devarii liber de graecae linguae particulis (neben Madvig und Krüger), sowie Noten, wie die folgende zu I 1 *τῇ τε ἄλλῃ χώρῃ ἐσαπικνέεσθαι* »Bähr and Krüger following one MS. strike out *χώρῃ*, because *τῇ ἄλλῃ* is a common adverbial phrase, and the dat. after *ἐσαπικν.* would be »ungrammatical«. But why should not a dat. after a verb of motion be as grammatical as *ἐς* with the acc. after a verb of rest?« — eine bedenkliche Andeutung. — Was die französische Auslese anbetrifft, so genüge es zu bemerken, dass für den Herausgeber die Geschichte des Textes mit der Dindorfiana (1844) abschliesst, und dass der ganze Zuschnitt unseren Chrestomathien aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ähnelt.

Jahresbericht über die die griechischen und römischen Bukoliker betreffenden Schriften aus dem Jahre 1873.

Von

Hofrath Professor Dr. H. Fritzsche
in Leipzig.

I. Theokritos.

1) Commentatio in Theocriti carmen undecimum Scr. Th. Borsdorf. Programm. Jauer. 22 S. 4.

Ein sehr beachtenswerther Beitrag zur Kritik und Erklärung des Theokrit, in welchem auch die Feinheiten, welche Theokrit in der Anwendung des milderen und härteren dorischen Dialekts hat, ganz klar durchschaut sind (p. 3). Recht sinnig wird der Gegensatz *ἐξ ἀοῦς*, V. 15, und *νυκτὸς ἀωρί,* V. 40, markirt (ut appareat insaniae amantis Cyclopis fuisse quandam quasi constantiam), auf die Wirkung des wiederholten *ὥνεκα* (V. 30, 31) aufmerksam gemacht, das Komische in *μία ὀφρῦς* (V. 32) im Gegensatz zu *κόρα σύνοφρυς* (Id. VIII, 72) hervorgehoben und die Wirkung des am Schlusse des Verses gesetzten Epitheton *μακρά* (V. 32) als ächt Theokritisch bezeichnet. Eine evidente Besserung ist V. 51 *ὑπὸ σποδῶ* für Vulg. *ὑπὸ σποδῷ*, welche durch Ilias VIII, 14, namentlich aber durch Odyss. IX, 375 (*μοχλὸν ὑπὸ σποδοῦ ἤλασα πολλῆς*) deshalb geschützt wird, weil die Anklänge an Homer's *Κυκλώπεια* in dieser Idylle unverkennbar sind.

2) Blätter für das Bayr. Gymnasialwesen. 1874 p. 117. Zettel, zu Theokrit XVII.

Der Verfasser dieses Aufsatzes vertheidigt XVII, 4 den Superlativ *προφερέστατος ἀνδρῶν,* den zuletzt Paley mit älteren

Herausgebern geschrieben hat, während Ahrens u. A. mit cod. Vat. 9 und Paris. M. den Comparativus προφερέστερος (praestantior quam alii omnes) geben, welcher ganz der Diction Theokrit's entspricht; vgl. XV, 139. XII, 32. XXV, 48. III, 43. Z. sagt, die Harmonie der Darstellung verlange den Superlativ und Theokrit beobachte zwar nicht immer, aber doch gewöhnlich diese Harmonie. Aber von Harmonie kann hier schwerlich die Rede sein, da blos V. 2 ein Superlativ (ἄριστον) steht, der dort vom Zeus nothwendig, oder doch typisch ist, weiter aber weder Superlativ noch Comparativ sich im ganzen Prooemium finden. Giebt aber Z. zu, dass Theokrit diese Harmonie nicht immer befolge, so liegt der Einwurf nahe, dass er sie hier — zugegeben, dass eine statt finde — eben auch nicht befolge.

XVII, 10 nimmt Z. Anstoss an den Worten: παπταίνει, παρεόντος ἄδην, πόθεν ἄρξεται ἔργου. »Ob von παπταίνω ein indirecter Fragesatz abhängig sein darf, weiss ich nicht; bisher ist es mir nicht gelungen, solche Stellen ausfindig zu machen. In der Regel wird das bezeichnete Verbum mit ἀμφί, ἀνά, κατά τι — mit einer adverbiellen Ortsbezeichnung, z. B. πάντῃ oder mit einem Satze, der μή einleitet, verbunden«. Ref. trägt Bedenken, deshalb die Worte Theokrit's zu verdächtigen. So gut nämlich z. B. Aesch. Prom. 334 πάπταινε μὴ — steht, so gut ein Adverbium des Ortes, πάντῃ, bei παπταίνω, stehet, eben so gut kann diesem Verbum des Schauens ein abhängiger Satz, der mit dem Adverbium des Ortes πόθεν eingeleitet ist, folgen, so gut wie in dem ganz nahe liegenden Beispiele, Theokr. XVI, 16, dem Verbum des Schauens ἀθρέω, dasselbe Adverbium des Ortes mit einem Satze folgt: ἀθρεῖ πόθεν οἴσεται ἄργυρον. Consequenter Weise wäre denn auch XXV, 228 sprachwidrig gesagt: δεδεγμένος ὁππόθ' ἵκοιτο. Grosses Bedenken erregt es aber, wenn Z. aus dem Vorhandensein der ihm anstössigen Construction παπταίνει πόθεν — folgert, dass das ganze Gedicht XVII unächt sei. Er schreibt: »da überhaupt in diesem Enkomion viele Wörter vorkommen, die Theokr. nicht zu brauchen pflegt, so gewinnt die Ansicht immer mehr Boden, dass das Gedicht einen andern Verfasser habe«. Gegen diese Folgerung ist, ähnlich wie oben, einzuwenden, dass der Begriff des Pflegens ein so dehnbarer ist, dass mit demselben in Fragen über Aechtheit nicht operirt werden kann. Denn pflegt der Dichter Wörter nicht zu haben, so hat

er sie doch mannigmal. Wie oft darf er sie nun haben? Ausserdem kann in einem Zusammenhange wie hier bei dem relativ kleinen Umfange der theokritischen Gedichtsammlung von Pflegen nicht die Rede sein; ja es sind eine Masse Wörter bei Theokrit, die er der Natur der Sache nach nur einmal brauchen konnte, wie z. B. blos einmal in der fraglichen Stelle das Wort *ὑλατόμος* (XVII, 9) vorkommt, da anderwärts keine Veranlassung war von Holzhauern zu reden. Beim blossen Blättern wird man in den unzweifelhaft ächten Gedichten eine Masse Belege finden, wie z. B. XIV, 6 *ἀνυπόδητος* oder IV, 56 *ἀνάλιπος*, weil von Barfüsslern nicht anderwärts die Rede ist; II, 66 *κανηφόρος* u. s. w.

So viel Ref. weiss, ist übrigens die Aechtheit von No. 17 noch von Niemand bestritten worden. Im Gegentheil steht dasselbe mit No. 14 und No. 15 in solcher inneren Verbindung, dass man es beinahe für Theokritisch halten würde, wenn es erst jetzt in irgend welchem Miscellencodex unter irgend welchem Versgute entdeckt würde. Eingehende Belege für die Aechtheit liegen ausserhalb der Grenzen dieses Berichtes.

3) Jahrbücher für classische Philologie von Fleckeisen 1873, XIX p. 57f. Ch. Friedr. Sehrwald, zu Theokr. Id. XVIII.

Theokrit XVIII. 11 ist dem Verf. *πολύν* anstössig, selbst wenn man eine Ellipse von *οἶνον* zu *πολύν* zugebe; *ὅτ'* = *ὅτε* aber kann nach seiner Ansicht nicht gut erklärt werden. Er conjicirt *ἦ ῥα πλέον τί γ' ἔπινες, ὅ τ' εἰς εὐνὰν κατέβαλλεν*; ungefähr = »oder hast du vielleicht einen Schluck zu viel gethan, der dich (*τὲ* für *σὲ*) auf das Lager niederstreckte?« Gäbe man auch alles Andere zu, so ist doch zu entgegnen, dass *τὲ* als Accusativ nie enclitisch ist, also nicht *ὅ τ'* geschrieben werden könnte, ausserdem aber es keine Stelle giebt, wo dieses seltene *τὲ* elidirt ist. Vgl. Ref. über den Dorismus, ed. III p. 290. Dass aber die Ellipse von *οἶνον* bei *πολύν* nicht ohne Analogie ist, hat Hickie ad h. l. nachgewiesen. Vgl. Eur. Cycl. 569: *ὅστις ἂν πίνῃ πολύν*. Endlich darf *ὅτ'* nicht als elidirtes *ὅτε* betrachtet werden, weil der Dorismus hier *ὅκα* verlangt. Vielmehr ist es das elidirte *ὅτι* wie XI, 79. Vgl. Ref. zu XI, 54 ed. mai. Meineke zu Mosch. II, 156.

XVIII, 25 wird Köchly's Conjectur *τᾶν οὐ μάν* — empfohlen, wofür V. 35 *οὐ μὰν* — spreche. Ref. scheint auch jetzt noch Ahrens' Emendation das Einfachste — *τᾶν οὐ Δᾶν*. Vgl. IV, 17.

XVIII, 26 wird für 'Αώς conjicirt ἀλλ' ὡς, wie früher von Bücheler. So verlockend auch die ästhetischen Begründungen dieser Vermuthung sind, so steht ihr doch das Wesen der Partikel ἀλλά entgegen, deren Eintritt nur dann motivirt wäre, wenn man am Schlusse von V. 25 Komma setzte. Dem widerstrebt aber wieder die Abrundung der einzelnen Sätze dieses Gedichtes, um nicht zu sagen die Stropheneintheilung.

XVIII, 38 vermuthet S. εὐνέτις für οἰκέτις, weil Letzteres nicht heissen könne »Gattin«, für welche Bedeutung die Lexica blos unsere Stelle bringen. Deshalb ist jedoch noch nichts zu ändern, da in dem Worte οἰκέτις hier etwas Neckisches gefunden werden kann, wie Anderes derart in dem Brautliede XVIII ist: »du gehörst nun in's Haus, holdes Mägdlein (nicht mehr auf die Rennbahn), du bist nun Hausgenossin (Aesch. Ag. 733 οἰκέτης, vgl. Odyss. XVII, 533)« — was auf Bettgenossin hin spielt — um nicht freier zu übersetzen: ade nun, Jugendlust; du bist nun eine Hausunke.

XVIII, 48 ist S. Δωριστί anstössig; dafür conjicirt er σπουδαῖσι, was mit σεβου zu verbinden sei. Abgesehen von der völligen Verschiedenheit der Charaktere, ist es schwerlich griechisch zu sagen σέβεσθαί τινα σπουδαῖς. Refer. wird sich freuen, wenn er eines Besseren belehrt wird. Anders ist z. B. Pind. Ol. V, 5—7.

4) De carmine Theocriti quod dicitur Aeolico tertio scripsit Edm. Schneidewind, phil. doctor., Gymn. Isenacensis praeceptor ordin. Eisenach, Hofbuchdruckerei. 14 S. 4. (Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresbericht über das Karl-Friedrichs-Gymnasium in Eisenach 1873.)

Der Text des von Ziegler im cod. Ambros. 75 entdeckten, seit Bergk (Halle 1865) wiederholt behandelten Gedichtes, welches Ref. als No. 30 in seine Ausgabe aufgenommen hat, ist so verderbt, dass jeder Emendationsversuch willkommen sein muss, sollte er auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, da oft eine kleine Aenderung in dem angebahnten Wege zur Evidenz führt. Die Aechtheit des Gedichtes glaubt Ref. in seiner grossen Ausgabe p. 262f. dargethan zu haben; Schn. hegt noch Zweifel darüber: quaestionem de auctore carminis satis difficilem et priusquam redintegratum sit vix bene absolvendam instituere non est in animo (p. 2). Da aber über eine Anzahl Stellen die Ansichten

stets variiren werden, wenn nicht ein günstiger Fund in einer noch verborgenen Handschrift Licht bringt, so würde die Frage muthmasslich stets offen bleiben.

Die vier ersten Verse emendirt Schn. so:

Ὤιαι τῶ χαλέπω καἰνομόρω τῶδε νοσήματος· τέτορται, τὸν ἔχει παῖδος ἔρως εὖντα [lege *εὖντα*] *γεραίτερον κάλω, μελλιχρόω, σαῦλ', ὃ πόθον τὤππατι περρέχει, αὖγας τοῦτο χάρις, ταῖς δὲ παραύαις γλύκυ μειδίαι.*

Es wäre zu wünschen, dass der Verf. eine vollständige Uebersetzung dieser Conformation des Textes gegeben hätte.

V. 5 wird conjicirt — *τλαιπαθέας φρένας*; V. 7 — *παῖς λέπτα με λάθριος*; V. 10 — *καὶ τὸ πόθω βέλος*; V. 11 — *θῦμον ἐμαυτοῦ διέκνιξ' ἔγων*; V. 12 *τί δῆτ' αὖτε πόθης*; V. 13 *αἴησθ'* für *ἐπϊσθησθ'* und natürlich *τρίχας*, wie Th. Fritzsche zuerst schrieb und worauf Jeder augenblicklich verfällt, trotz Bergk's *τρίας*, scil. *τρίχας* »weisst du nicht, dass du schon drei weisse Haare hast?« wogegen schon Ahrens einwendete: quemvis nunc cogitare de tribus illis capillis, unde nunc salus Germaniae suspensa est. V. 14 — *γηραλέος*, wo Ref. u. A. *μὴ τὺ νέος* (cod. *μὴ..ινέος*). V. 16 *ἐθάλει, τὸ* — für *ἐλάθειτο*. V. 17 — *ἐρώτων ποτὶ γῆραι*. V. 18 *τῷ μὲν γὰρ βίος ἔρπει ῥα γόναις ἶσ' ἐλάφω θόαις* wäre *ῥα* schwerlich vom Dichter gesetzt worden. V. 19 *σαλέει δ' ἄτ' ἔρα ποντοπόρην ὤριον ὤμπορός*. V. 20 — *ἄνθεμον ἄβας πελίω λύκω μέλει*. V. 21 *τῷ* (Fr. *τῶ*). V. 23 *ἐνιαύτοις*, das Uebrige wie Ref. V. 24 — *πύλλων τότ' ἔμον κτλ.* V. 29 *ὤγαθέ* wie Th. Fritzsche u. A. V. 32 *ὀνέλων αἶνα φορεῖ νότος*. Ausserdem recipirt Schn. die vom Ref. gegebenen theils eigenen, theils anderen Gelehrten verdankten Conjekturen.

5) Jo. Madvigii Adversaria critica ad scriptores graecos et latinos. Vol. I. Havniae 1871. 8.

Dass von den Theokrit zugeschriebenen Idyllen einige unächt sind, wird heutzutage wohl Niemand bezweifeln. Id. XIX, der Honigdieb; Id. XX, der verschmähete Liebhaber; Id. XXI, die Fischer; Id. XXVII, das Liebesgespräch, sind sicher nicht von dem Verfasser der ersten 17 Idyllen; noch weniger XXIII, der unglückliche Liebhaber. Referent gewinnt immer mehr die Ueberzeugung, dass No. XIX und XX von Moschos herrühren, während er für die Aechtheit von No. XXII und XXV neue Belege gefunden

zu haben glaubt. Es wäre ein Verdienst gewesen, wenn M. p. 172 seine Behauptung ausführlich begründet hätte, dass Gedichte in dem corpus Theocr. theilweise aus byzantinischem Zeitalter seien, oder wenigstens dieselben bezeichnet hätte. Früher hat man wohl No. XXVII einem verliebten Mönche zuschreiben wollen, aber Eleganz der Diction und des Versbaues sprechen für die Richtigkeit von Hermann's Ansicht, dass das Gedicht einen guten Dichter älterer Zeit zum Verfasser habe. Und das Schlüpfrige? — Wird es nicht durch des Longus Pastoralia überboten? Dass Ovid die XXIII. Idylle kannte, behauptet Ref. auch jetzt noch (vgl. besonders V, 16f. und Met. XIV, 716f.); ja, auf die Gefahr hin, eine alucinatio zum Besten zu geben, fügt er hinzu, dass, so oft er den Schluss von Aeneis X und den Anfang von Aeneis XI liest, es ihm immer ist, als wäre Vergil bei Abfassung jener Partien recens von der Lectüre dieser Idylle gekommen. Man vergl. V. 43 mit Aen. X, 903—904, V. 20 mit Aen. X, 881 und V. 44 mit Aen. XI, 97f., wonach die Stelle vielleicht zu emendiren ist. Jedenfalls ist in Aen. X Vieles, was an Theokrit lebhaft erinnert, z. B. X, 607 = Theokr. XVII, 130;

Aen. X, 727 = XXII, 172;
Aen. X. 745 = XXII, 204 (Iliad. XI, 241);
Aen. X, 763—764 = VII, 54;
Aen. X, 814—815 = I, 139—140;
Aen. X, 835 adclinis = III, 38 *ἀποκλινθείς*;
Aen. X, 873 = XIII, 58.

Aen. X, 891 bellatoris equi = Theokr. XV, 52 *τοὶ πολεμισταὶ ἵπποι*, und sofort Aen. X. 892 tollit se arrectum quadrupes = *ὀρθὸς ἀνέστα ὁ πυρρός*, Theokr. XV, 53.

Die von M. behandelten Stellen des Theokrit sind folgende:

Theokrit I, 140 wird in Abrede gestellt, dass *ῥόος* vom Acheron verstanden werden könne, obwohl der Zusammenhang von selbst darauf führt. *Ἔβα* wird mit discessit evanuit erklärt, analog Eur. Suppl. 1163. Dann interpungirt M. hinter *ἔβα* und verbindet *ῥόου δίνα*. Dagegen wäre aber zunächst einzuwenden, dass der Dorismus wenigstens *ῥόω* verlangt, noch mehr aber ein metrisches Bedenken. Denn nirgends hat Theokrit einen Vers mit folgenden zwei ausserordentlichen Einschnitten: *ἐκ Μοιρᾶν — χὠ Δάφνις ἔβα — ῥόου ἔκλυσε δίνα*, so dass das Wort nach der caesura *ἐφθημερής* sammt den übrigen Wörtern zum Sinne des

nächsten Verses gehörte, während nichts häufiger ist als der Abschluss des Gedankens mit der bukolischen Cäsur und Uebergang der letzten Worte in den nächsten Vers (I, 2—3). Madvig könnte vielleicht II, 108 anführen *οὐδέ τι φωνᾶσαι δυνάμαν — οὐδ' ὅσσον ἐν ὕπνῳ κνυζεῦνται —*. Aber dieser Vers gehört in die Kategorie der von Theokrit gern angebrachten Verse, wo das den Vers beginnende Wort nach der caes. *ἑφθημ.* wiederkehrt, wie I, 74; XVII, 76; wozu IX, 17 (*φαίνονται — πολλὰς μὲν ὄϊς, πολλὰς δὲ χιμαίρας*) oder XV, 5 und II, 38 kommen, wo der Sinn trotz der *τομή* in der zweiten Arsis oder vor derselben mit dem Verse abschliesst. Zur Erklärung und Rechtfertigung der Ueberlieferung beruft sich Ref. auf Bursian, lit. Centralbl. 1856 No. 46.

V, 109 sucht M. die Vulgata *λωβάσησθ' ε* zu schützen, obwohl nach der Ueberzeugung des Ref. Ahrens *λωβασεῖσθε* völlig begründet hat; Philol. VII p. 444 und adn. crit. p. 42. Zu *μὴ* — numne? vgl. Theokr. V, 74 und Ref. zu XXX, 15 p. 275 ed. mai.

VI, 30 wird für *αὐτᾶς* conjicirt *Αὔγας*, freilich mit dem naiven Zusatze: sed de Auga a Cyclope amata nihil usquam repperi. Madvig hat vergessen, dass die ganze Idylle sich an Philoxenus' Cyclops anlehnt, der Dichter aber auch ohne das fingirt, dass Galatea vorher einmal — wär's nur um den Polyphem zu necken — auf dem Lande gewesen war, worauf Vers 14 führt, abgesehen von Idylle XI, Vers 22—23. Auch Theokr. XI, 26 kommt ja Galatea mit der Mutter des Polyphem in die Berge zum Blumenpflücken, wo Polyphem den angenehmen Führer macht. Konnte dazumal nicht auch das Hündlein sie beschnopern? Vgl. VI, 30 *ἐκνυζεῖτο ποτ' ἰσχία ῥύγχος ἔχοισα.* (M. schreibt p. 293 ohne Weiteres *ἔχουσα* gegen alle Codices).

VII, 70 conjicirt M. *αὔαις ἐν κυλίκεσσι καὶ ἐς τρύγα χεῖλος ἐρείδων* für *αὐταῖσιν*. Er beachtete nicht, dass darauf schon Heinr. Schäfer 1809 gekommen war, der freilich correcter schrieb *αὔαις ἰν κυλίκεσσι* und mit gewissem Scheine des Rechten Hor. Od. I, 35, 26 verglich. Die handschriftliche Lesart hat Ameis sattsam in Schutz genommen.

VIII, 68 soll Theokrit geschrieben haben: *ποίας· οὔτι καμεῖσθ' ὄκα πάλιν ἅδε φύηται* »non defatigabimini laborando, ut haec denuo crescat.« Subridicule pastor oves opere rustico liberas esse significat. Was das heissen soll, ist nicht verständlich. Theokrit erhält hier eine neue Partikel, *ὄκα*, ut. Ihre Existenz musste

wenigstens belegt werden. Theokrit, oder vielmehr die Metrik der Alten, erhält zugleich eine neue Art Hexameter, nämlich einen mit Trochäus im dritten Fusse.

IX, 21 conjicirt M. *ὡς* für *ᾗ*, was längst von Hermann, Vorrede zu Sophocles ed. Schäfer 1810 p. VIII vindicirt worden ist.

Zu XI, 60 schreibt Madvig: suspicor timide *νῦν μάν, ὦ κόριον, δύνειν ποκὰ νεῖν τε μαθεῦμαι.* Vor allen Dingen war gegen Cobet, Varr. lect. p. 42, das angebliche Futurum *μαθεῦμαι* zu belegen. *Μεμαθεῦμαι*, wie auch cod. m. in Ziegler's neuester Collation hat, hält Meineke ed. III mit Recht fest, obwohl er zu rasch *δύπτειν* aus Hermann's Conjectur für *νεῖν* (*νῦν αὐτόγα νεῖν*) aufnahm.

In der dreizehnten Idylle tilgt M. Vers 61, der allerdings im Cod. k fehlt, und verlangt: *Νεβροῦ φθεγξαμένας δ' ὡς ἐν ὤρεσιν ὠμοφάγος λὶς Ἐξ εὐνᾶς ἔσπευσεν ἑτοιμοτάταν ἐπὶ δαῖτα, Ἡρακλέης τοιοῖτος.* Theokrit soll also im dritten Fusse des Hexameter einen Antibacchius (— *νας δ' ὡς ἐν*) statt Daktylus gebraucht haben! Oder soll *ὡς* eine Kürze sein?

XV, 7 conjicirt M. *τὺ δ' ἑκαστέρω ἄμιν ἀποικεῖς* gegen den ductus elementorum. Eine correctio palmaris bleibt aber trotzdem die von Meineke: *τύ δ' ἑκαστέρω, ὦ μέλ', ἀποικεῖς.*

XV, 127 ist die Ueberlieferung *ἔστρωται κλίνα τῷ Ἀδώνιδι τῷ καλῷ* ΑΛΛΑ (*ἄλλα* Ziegler). Wenn irgend etwas gewiss ist, so ist es das, was Ahrens gesehen hat ΑΜΑ (*ἁμά*) und ed. 1856 p. VI ganz sachgemäss erklärt: noster — a nobis paratus — est lectus Adonidi stratus; lecti stragula ex optima lana Samia facta sunt.

XVI, 38 wird für *ἐνδιάασκον* conjicirt *ἐνδιέτασσον.* Die Bücherler'sche Besserung (*ἐμμενές* V. 39) hält Ref. noch jetzt für gelungen.

XVIII, 27, in der crux critic., vermuthet M., dass die Worte *πότνια νὺξ* Reste eines auf die Eos gehenden Epitheton seien, was den Sinn von ungefähr *χρυσάμπυξ* gehabt habe, indess wagt er nicht zu substituiren *ποτνάμπυξ* oder *πυρράμπυξ.* Referent hält auch noch jetzt Hermann's Emendation, die er im Texte gegeben, für das Treffende. Vgl. oben p. 302.

XXI, 16 wird für *πάντ'* conjicirt *πάκτ'.* Allein *πάντα* kann doch nach dem Zusammenhange heissen: omnia, quae in universum homines ad custodiendam domum faciunt, veluti ianua claudenda, canis foribus adliganda cet.

XXI, 39 wird ἐν gerügt und dafür ἐπ' vermuthet, was aber in diesem Zusammenhange nicht heissen kann: obdormivi marinis laboribus interdiu perfunctus. Ἐν (in mediis laboribus, Ameis) paraphrasirt Eob. Hessus gut mit: per mare desumpti cum corpora fessa laboris deposui.

XXII, 66 berichtet M., dass er in der ed. Comm. seine Vermuthung bereits gedruckt sehe, nämlich ἅμματα δ' ὀρθᾷ, »sublata manu« (!). Vielmehr ist mit cod. 9 Ahr. ὀρθῶς zu lesen, wenn man nicht ἅμματα δ' ὀρθά mit Ahrens aus ed. Juntina vorzieht.

Dass XXIII, 42 die alte Vulgata οὐ δύναμαι ζῆν — nicht stichhaltig sei, hat Briggs und Ref. De poetis Gr. buc. p. 68 nachgewiesen. Codd. 18 und c haben in Einklang mit Ald. I — ειν, den Rest eines ausgefallenen Verbum. Ahrens vermuthet οὐ δύναμαι σίνειν σε, Madvig dagegen οὐ δύναμαι μισεῖν σε. Dies scheint im Widerspruche mit dem Zusammenhange zu sein, da vorhergeht — μή με φοβηθῇς. Ref. hat bereits De poetis buc. l. l. vermuthet οὐ δύναμ' ἀντιφιλεῖν, wie Meineke ed. III hat drucken lassen. Ein derartiges Wort verlangt jedenfalls der Sinn. Welches? lässt sich nicht mit Sicherheit eruiren.

XXV, 116 ist die unnöthige Aenderung οὐ δέχ' ἀολλῶν für οὐδὲ δέχ' ἄλλων vorgeschlagen. Das ist gegen die Bedeutung von ἀολλής. Conferantur lexica.

XXVI, 27 glaubt M. den Schaden durch folgende Aenderung heilen zu können: οὐκ ἀλέγω μηδ' ἄλλος, ἀπεχθόμενοι Διωνύσῳ, φροντίζοι, μηδ' εἰ χαλεπώτερα τῶνδ' ἐμόγησαν. Die evidente Besserung von Kreussler, Emend. II p. 18 muss, M. fremd geblieben sein. Siehe Fr. ed. III p. 241.

XXVII, 27 conjicirt M. μᾶλλον ἀεὶ κρατέουσί τιν' ἢ τρομέουσι γυναῖκες. Dieses ist ganz gegen den Sinn des zärtlichen Liebhabers; der textus receptus dagegen enthält eine schmeichelhafte Anerkennung der Frauenmacht.

II. Bion.

6) Cobet, Mnemosyne, nova ser. II, 1, p. 110 conjicirt Bion. VI, 11 ed. Mein. δὴ τόκα μοι χαρίεσσα διὰ στόματος ῥέει αὐδά für καὶ τόκα μοι χαίροισα — ᾠδά bei Stobaeus. Δὴ τόκα war schon Hermann in den Sinn gekommen; das Natürlichste ist, mit Meineke zu schreiben ναὶ τόκα, oder eine Lücke anzunehmen, d. h. den

Wegfall eines folgenden Verses, wo dem *καὶ* ein zweites *καὶ* entsprach. Dass *χαίροισα* nicht anzufechten sei, hat schon Meineke p. 421 klar dargethan. Uebrigens wollte schon Lennep *χαρίεσσα* für *χαίροισα*.

Ebendaselbst behandelt Cobet Bion IX, 8 ed. Mein., wo er für *ἀλλ' ἐράω* lesen will *ἀλλ' ἔραμαι*, »Vehementer suspecta est forma *ἐράω*. Quam commode inter se haec componuntur: *ἀλλ' ἔραμαι, καλὸν δέ τ' ἐρασσαμένῳ συνέρασθαι*. Et apud Homerum et apud tragicos forma *ἔραμαι* notissima est«. Bis auf Schäfer wurde gelesen *συνερᾶσθαι*. Meineke vermuthet *συναρέσθαι*, opitulari, favere: »ineptum est enim aliquem amanti facem praeferentum *συνέρασθαι* dici«. Ziegler hat *συναρέσθαι* aufgenommen. Aber Theokr. I, 78 lehrt, dass *συνερᾶσθαι* gesagt werden konnte (s. Ref. Anm. ed. III). Der Dichter gefällt sich nach alexandrinischer Art in der Spielerei, nach welcher die Formen variirt werden: *ἐράω, ἐρασσαμένῳ* — *συνερᾶσθαι*. Dass die Präsensform *ἐράω* keineswegs »vehementer suspecta« ist ergiebt sich aus Soph. Antig. 1336 *ὧν ἐρῶ*, Theogn. 696 — *οὔτι σὺ μοῦνος ἐρᾷς* und andern bei Ellendt Lex. Soph. p. 268 ed. II, Dindorf, Lex. Aesch. p. 131 u. s. w. längst verzeichneten Stellen. Selbst Pindar Ol. I, 82 (128) ist *ἐρῶντας* festzuhalten statt des Glossems *μναστῆρας*.

III. Vergilius.

7) Ueber das Verhältniss von Vergil's Eklogen zu Theokrit's Idyllen. Von Ernst Büttner. Progr. Insterburg 1873. 22 (50) S. 4.

Ohne vorausgeschickte Einleitung[1]) giebt der Verf. gleich auf der ersten Seite und dann weiter eine Zusammenstellung von Versen des Vergil, denen gegenüber Verse des Theokrit abgedruckt sind. Der Zweck derselben scheint zunächst der zu sein, dem Schüler bei der Lectüre der Eclogen sofort Parallelstellen des Theokrit an die Hand zu geben und durch gewisse Charakteristiken dem Anfänger für Vergil und Theokrit Interesse einzuflössen.

---

[1]) Abgesehen von den ersten Worten, dass Vergil Ecl. VI. 1 (Prima Syracusio dignata est ludere versu — Thalia) vornehmlich auf Theokrit als sein Vorbild hinweise.

Dass der Verfasser nicht Fachgelehrte bei Abfassung des Programms vor Augen hatte, lässt sich wenigstens aus der Unvollständigkeit der Parallelstellen, aus der Anordnung, welche vielleicht pädagogische Zwecke hat, aber nicht streng wissenschaftlich ist (Ecl. II ist doppelt, p. 3 f. und nochmals p. 10 behandelt; anderes, z. B. Ecl. II. 37 = Theokr. V. 8; IV, 30 p. 10, ist in Noten behandelt, wo es Niemand sucht), endlich aus der Art folgern, wie über Vergil und Theokrit Vieles von den bekanntesten Dingen (p. 8, p. 17 f.) gegeben. das Metrische aber und das Rhetorische p. 21 auffallend kurz abgemacht wird.

Kann man auch über viele Stellen streiten und wird sich von denselben nie mit Bestimmtheit behaupten lassen, dass Vergil den Theokrit mit Bewusstsein imitirt oder mit ihm gewetteifert habe, ist es vielmehr oft glaublich, dass es nur eine mehr oder minder dunkle Erinnerung war, welche dem Römer vorschwebte und in Wort- oder Versbau ein trüberes Abbild des Originales hervorrief, so haben wir doch eine grosse Anzahl Stellen, wo Absichtlichkeit des Dichters evident ist, so dass Teuffel, Römische Literaturgesch., in gewisser Beziehung befugt ist zu sagen, Vergil habe den Theokrit übersetzt. Manches dieser Art ist schon übersichtlich in Ribbeck's Ausgabe des Vergil. I p. 235 und III p. 421 f. verzeichnet; neuerdings hat Schaper, De eclogis Vergilii interpretandis Pos. 1872, 4., höchst Beachtenswerthes veröffentlicht. Bei Ribbeck III p. 424 ist z. B. ganz überzeugend zu Ecl. II, 36 est mihi disparibus — Theokr. V 104 *ἔστι δέ μοι κτλ.* verglichen, ebendas. Ecl. II, 51 mit Theokr. III, 10 in Verbindung gebracht (was eine Contamination von Ecl. III, 70 keineswegs ausschliesst), ebendaselbst I p. 238 zu Ecl. II, 48 mit Recht auf Theokr. VII, 63 (florem iungit bene olentis anethi — *ἀνήτινον στέφανον*) verwiesen.

Dieses und Aehnliches sucht Ref. vergeblich in der Schrift Büttner's. Die ausdrückliche Bezeichnung vieler metrischer Feinheiten hat der Verfasser vielleicht dem Unterrichte aufbewahrt, während sie dem Leser bei der hier gegebenen Zusammenstellung entgehen, z. B. Ecl. II, 56, wo der Anfang des Verses mit dem Choriambus Rusticus es — von Schaper De ecl. Verg. p. 19 überzeugend als Nachahmung von Theokr. XX, 3 *Βουκόλος ὤν* — bezeichnet wird, so gewiss als der daktylische Anfang Ecl. II, 66

Aspice — seine Parallele bei Theokr. II. 38 *Ἠνίδε* — hat (vergl. Schaper l. l.), u. s. w.

Für Ecl. IV bringt der Verf. p. 12 aus Theokrit nur eine einzige Parallele: IV, 21 = Theokr. XI, 12. Ref. fügt nur Einiges hinzu, dessen Richtigkeit der Leser, welcher freilich den Theokrit in sucum et sanguinem aufgenommen haben muss, prüfen möge. Gleich der Anfang, Ecl. IV, 1, Sicelides Musae erinnert — auch wegen der Haltung der bis zur caes. *πενθημ.* geführten Worte — an Theokr. X, 24 *Μῶσαι Πιερίδες*. Den Ausschlag giebt Mosch. III, 8 ed. Ziegler: *Σικελικαὶ* .. *Μοῖσαι*, dazu Pseudotheokr. IX, 8 *Βουκολικαὶ Μοῖσαι*. Ecl. IV, 19 Errantis hederas passim cum baccare ist Anklang an Theokr. I, 30—31: hederae = *κισσός*, errantis = *ἕλιξ εἱλεῖται*, baccar = *καρπός*. In der Schilderung des künftigen friedlichen Zeitalters (vgl. Lactant. Instit. VII, 24) sagt Vergil V. 22: nec magnos metuent armenta leones. Wollen wir nicht, wie verschiedene Theosophen, den Propheten Jesaia XI, 6, LXV, 25, mit in's Spiel bringen, so dürfen wir wohl eine bestimmte Erinnerung an Theokrit hier annehmen, welcher Id. XXIV unter Teiresias' Vaticinien über das Wunderkind Herakles V. 84—85 auch sagen lässt: *ἔσται δὴ τοῦτ' ἆμαρ, ὁπηνίκα νεβρὸν ἐν εὐνᾷ καρχαρόδων σίνεσθαι ἰδὼν λύκος οὐκ ἐθελήσει.* — Mit Ecl. IV, 34—35 ist unbedingt zu vergleichen Theokr. XIII, 18, 21 *πασᾶν ἐκ πολίων προλελεγμένοι* — *ἐς Ἀργώ*, quae uehat Argo delectos heroas. Ecl. IV, 29 steht im Zusammenhang mit Theokr. I, 132 (aber schwerlich Anklang bei Hor. Epist. I, 16, 9), vielleicht auch Ecl. IV, 57 mit Theokr. XXIV, 103—104, um Anderes hier zu übergehen.

8) Die zehn Hirtenlieder des Virgil in freier Uebertragung von Dr. W. Kopp, Direktor des Gymn. zu Freienwalde a. O. Berlin, Springer, 1873. 53 S. kl. 8.

Es ist dankenswerth, wenn Gelehrte, welche einen classischen Dichter in Folge langen Studiums völlig in sich aufgenommen haben, den Regenerationsprocess in sich vorgehen lassen und die antike Dichtung in solch einer gebundenen Form ihrer Muttersprache wiedergeben, dass selbst der Fachgelehrte das Original auf einen Augenblick vergisst um es im Spiegelbilde mit frischem Genuss wieder vor sich zu sehen. Wer den wahren Werth der hier anzuzeigenden Uebersetzungen von Vergil's Eclogen ganz würdigen will, der lese einmal wieder Hölty's unvergleichliche Idylle »das

F e u e r i m W a l d e« (Zween Knaben hüteten die Pferde u. s. w.) und nehmen dann K.'s Vergilübersetzung zur Hand. Das Congeniale zwischen Hölty und dem Uebersetzer wird er sofort mit Vergnügen empfinden. Wie Hölty den freiern iambischen Vers, der uns in Thomson's Seasons und ähnlichen englischen Dichtungen anmuthet, in jener Idylle hat, so hat ihn K. in seiner Uebertragung des Vergil. Gerade diese Form aber führt den Inhalt des Hirtenliedes dem modernen Culturmenschen wahrhaft zu Gemüthe, während z. B. Vossens rumpelige Hexameter heutzutage Niemand mehr lesen mag und man durch dieselben ein ganz falsches Bild von dem Meister in der Form, Vergil, bekommt. Das Buch ist keine Damenlectüre. Das einzelne Wort, was der Verf. mit Bewusstsein gesetzt, giebt dem Philologen zu denken und hilft oft weiter als Heyne'sche Commentarphrasen. Ein unangenehmer Druckfehler in dem eleganten Buche ist p. 50 Trauben für Tauben — non canimus surdis.

9) M i s c e l l e n z u V e r g i l i u s. Von W. K l o u c e k. (Jahresbericht des Ober-Gymnasiums zu Leitmeritz für das Schuljahr 1873. Leitmeritz, Verlag des Ober-Gymnasiums. S. 18—25).

Der Vers Ecl. IV, 23, hat nach der Ansicht von K. seine wahre Stelle vorher, unmittelbar nach V. 20, sodass mit einer Anaphora auf einander folgten:

Ipsa tibi blandos fundent cunabula flores.
Ipsae lacte domum referent distenta capellae
Ubera —.

Dann schlösse sich auch f u n d e n t in V. 23 sehr natürlich an f u n d e t in V. 20 (mixtaque ridenti colocasia fundet acantho).

Die Auseinandersetzung des Verf. hat in der That viel Verlockendes. Aber Ref. giebt zu erwägen, ob eine Umstellung hier nicht eben so gewagt ist, wie z. B. Hor, Od. I, 36, wo die Vermuthung nahe liegt, dass V. 15—16 (neu desint epulis rosae neu vivax apium neu breve lilium) hinter V. 11 gehören, so dass die Erwähnung der Damalis V. 13 und 17 in Einem fort ginge. Keller und andere neueste Herausgeber haben sich aber nicht täuschen lassen und die Tradition festgehalten. Auch das scheinbar Unerwartete oder von unserem Gefühle Abweichende hat in der Hand des Künstlers am rechten Orte seine Berechtigung.

Zu Ecl. VII, 11 bemerkt Kl. zunächst ganz treffend, dass

der redend eingeführte Meliboeus nicht, wie Ladewig in die Einleitung sagt, als Kuhhirte betrachtet und doch V. 11 die »Stierherde« des Daphnis mit iuvenci gemeint sein kann, sondern dass V. 11 die Rede von den Stieren des Meliboeus sei, den man als Besitzer sowohl einer Ziegenherde als einer Rinderherde betrachten muss. Dann möchte Kl. Vers 11 hinter V. 13 stellen. Der ästhetischen Motivirung des an sich recht plausibeln Vorschläge können wir auch hier nur das oben Gesagte entgegen halten. Die treffende Bemerkung über die Einleitung der Sätze durch huc — hic (vergl. Ecl. X, 41—42) findet übrigens ihre Stütze bei Theokrit V, 45 f., I, 106—107.

10) Vergil's Georgica nach Plan und Motiven erklärt von Friedr. Bockemüller. Stade, Verl. von J. Steudel sen. 1874, 84 S. 8.

Nach der Ansicht des Verfassers sind die Georgica Vergil's kein blosses Lehrgedicht über den Landbau, sondern eine indirecte [oder directe?] Polemik gegen den Epikureismus des Lucrez, durch welche »der von den Römern hochgehaltene Glaube an die nationalen Götter, welche die Welt ausdrücklich zur Wohlfahrt des Volkes umgeschaffen hatten und welche das Geschaffene in fest geregelten Bahnen zusammenhielten, mit einem Schlage beseitigt war und die Grossthaten der Väter im Lichte der importirten Lehre als eine zusammenhängende Reihe von Thorheiten erschienen.« »Augustus musste ein Grausen überlaufen bei dem Gedanken an diese Weisheit, welche nothwendig immer mehr Verbreitung finden musste, so lange die sechs Bücher über die Natur der Dinge das beste Lehrgedicht der römischen Literatur blieben u. s. w.« Vergilius war daher für Augustus »der rechte Mann, einen Antilucretius zu schreiben«, gleichviel ob der erste Gedanke von Maecenas oder Augustus selbst ausgegangen ist (p. 12). So findet denn B. in den Georgicis nicht eine Sammlung »locker verbundener Bauernregeln, welche als Noth- und Hülfsbüchlein für den Landwirth zusammen gestellt wären«, sondern »einen jener zahlreichen Proteste, welche in einem gesunden Gemeinwesen jedesmal dann auf dem Fundamente des volksthümlichen Glaubens erfolgen, wenn ein gelehrter Kosmopolit den Versuch macht, durch eine neue Wissenschaft und einen neuen Glauben das nationale Bewusstsein zu stören . . Das neue Reich — unter Augustus — erhob

seinen feierlichen Protest durch den Mund Vergil's in diesen vier Büchern über die Landwirthschaft« (p. 84).

Eine überzeugende Widerlegung dieser profunden Auffassung der Georgica, die derjenigen der Mystiker nahe steht, welche in der vierten Ecloge Vaticinien auf Christus finden, würde ein starkes Buch füllen. Hier genüge ein Blick auf die Art, wie der Verfasser das vierte Buch, besonders den Mythus von Aristaeus am Schlusse desselben erklärt. »Das Bienenleben ist Beleg für die Unterblichkeit der ätherischen Seelen« und — »als Welten, innerhalb deren dem Menschen verwandte Geister ihrer weiteren Bestimmung entgegen gehen, haben wir z. B. das Wasser und die Unterwelt anzusehen«. So lautet denn der Grundgedanke von Buch 4 also: »›Und der Lohn für alle Mühen, welche der fleissige Arbeiter, der getreue und wackere Sohn seines Vaterlandes in diesem Leben zu tragen und zu bestehen hat, wartet seiner auf der Stufe, die diesem Leben folgt, denn die dem Aether entsprossene Seele ist unsterblich und entwickelt sich innerhalb der verschiedenen Lebensstadien zu der für sie von vornherein ausersehenen Vollendung. Und auf unserem Lebenswege dürfen wir schon den Weisungen folgen, die uns von Seiten der erprobten Sänger zugehen‹«.

11) De Georgicis a Vergilio emendatis scripsit C. Schaper. Berol. apud Calvary eiusque socium. 1873, 72 S. gr. 4.

Der wackere Metriker und Erklärer des Vergil lässt seiner Schrift De eclogis Vergilii interpretandis et emendandis (Pos. 1872) die gleich wichtige Schrift über die Georgica folgen, bei deren Anzeige die Rücksicht auf den Raum uns nöthigt, nur die Hauptmomente hervorzuheben und die Leser wegen der vielen klaren und feinen Observationen auf das Buch selbst hinzuweisen.

Vergil verfasste die vier Bücher Georgica innerhalb der Jahre 717—724 p. urb. c. Als aber Gallus 728 bei Cäsar in Ungnade gefallen war und selbst Hand an sich gelegt hatte, so änderte Vergil den Schluss des vierten Buches, in welchem er den Gallus verherrlicht hatte (Schaper p. 2) und fügte statt jenes Encomium die Erzählung über Aristaeus, Orpheus und Eurydice (IV, 315—558) als Schluss hinzu. In dieser zweiten Umarbeitung veröffentlichte Vergil die Georgica im J. 729 (Schaper p. 72). Neuerdings ist nun namentlich von Ribbeck angenommen worden, dass Vergil

eine dritte Bearbeitung beabsichtigt und Aenderungen in seinem Exemplare der Georgica angemerkt habe, welche durch Plotius Tucca in den uns erhaltenen Text gekommen seien. Mit ausserordentlicher Gründlichkeit beleuchtet nun Sch. die circa 90 Stellen der Georgica, an denen Ribbeck, Peerlkamp u. A. solche *φροντίδες δεύτεραι* gefunden und am Zusammenhange oder dem Ausdrucke Anstoss genommen haben (p. 9—32) und deckt die Willkühr auf, mit welcher hierbei der Ueberlieferung keck entgegengetreten wird, z. B. I, 100—104, wo nach Schaper's überzeugender Auseinandersetzung die vier Verse umida solstitia cet. vollständig und einzig richtig am Platze sind, während Ribbeck sie in Klammern geschlossen und prolegg. p. 32 mit puren Scheingründen verdächtigt hat. Wer sich ernstlich mit Vergil beschäftigt, kann die klaren, eingehenden Widerlegungen, in welchen Sch. Meister ist, nicht entbehren. Die Dichtung in Gedanken, Ausdruck, Vers lehrt, dass Alles ächter Vergil — wie er es 729 war — heute sei. »Vergilius qua erat sollertia et assiduitate sine dubio operam dedit ut carmen quam emendatissimum evaderet. Quod si non perfecit, homo fuit; nec, si qua in re iustae reprehensionis ansam dedit, a se descivisse putandus est.« Weiter unterwirft Sch. (p. 33 f.) die angeblichen Zeugnisse der Alten einer Kritik, auf welche hin Ribbeck eine Anzahl Stellen der Georgica zu verdächtigen sucht, wo Ribbeck's Folgesätze und Prämissen als nichtig bezeichnet werden. Die summa der Beweisführung lautet p. 39: nullum igitur non solum testimonium, sed ne levissimum quidem indicium paratae a Vergilio tertiae editionis remanet.

Einen Schatz von Beobachtungen giebt nun Sch. in dem Folgenden (p. 39, sqq.), wo er darthut, dass aus metrischen Gründen sich bei Vergil Etwas für Verschiedenheit der Zeit argumentiren lasse. Hier beherzige Jeder die goldenen Worte p. 40: si verum quaerimus, non eidem poetae eadem semper placuere; sed tempore progrediente mutatoque aurium iudicio ingeniosissimus quisque a rudimentis primae artis longissime discessit cet. So werden dann die Feinheiten im Versbau der Georgica dargelegt, zunächst in der Anwendung, resp. Beschränkung der Elision (p. 41 f.) und in den Versstellen, wo sich der Dichter Elisionen gestattete. Dann spricht der Verf. über diejenigen Vokale, welche Vergil zu elidiren wagte (p. 51 f.), und zwar auch je nach der Gestalt, in welcher das Wort als Pyrrhichius, Iambus, Trochaeus u. s. w. er-

scheint (p. 55 f.); über die Häufung der Elisionen in einem Verse an bestimmten Versstellen, z. B. vor der zweiten Arsis bis zur Hauptcäsur IV, 331: ure sata et duram — in vitis molire bipennem. Dabei stellt sich heraus, dass in den ersten Büchern der Georg. Vergil weniger genau war als im vierten Buche (z. B. sogar drei Elisionen I, 213 tempus humo tegere et iamdudum incumbere aratris. III, 109. III, 232. III, 505 u. a.; p. 59). Nicht minder zeigt Buch IV bedeutende Beschränkungen des Hiatus (p. 60). Dann werden die einzelnen Versglieder einer eingehenden Sichtung unterworfen; wir erwähnen nur die Anwendung des choriambischen Wortes im Anfange des Verses, welches sich an den vorigen Vers mit Kraft anschliesst: II, 338 — aliumve habuisse tenorem crediderim; II, 272 — restituant; II, 311 — incubuit; II, 368 — exierint u. s. w. p. 61); was in dem umgearbeiteten, letzten, Theile des vierten Buches nur dreimal vorkommt: einmal mit dem Verbum (— aspiciunt, IV, 555), zweimal mit Nom. propr. (IV; 372 — Eridanus; 483 — Eumenides). Nicht minder unterliegen die verschiedenen Cäsuren einer strengen Gesetzmässigkeit (p. 63 f.), eine besondere Eleganz ist die Dreitheilung des Verses wie I, 467. I, 412 u. s. w. — II, 469. IV, 222 u. s. w. (p. 66 f.); der wohlberechnete Wechsel von Spondeen und Dactylen macht, dass der Vers immer wieder neu und jung erscheint (p. 69 f.), wie z. B. in der anapästischen Form I, 62 — Deucalion vacuom lapides inactavit in orbem u. a.

12) Philologus, Herausg. von E. v. Leutsch. Band 32. (1873).

Verg. Georg. I, 83 wird von E. Glaser in Giessen inaratae als Participium von inarare, beackern, gefasst. Hierdurch wird der Gedanke dieser: die Felder ruhen bei der Wechselcultur aus, und doch (nec nulla V. 83 im Anschlusse an V. 82 requiescunt) bringt der beackerte Boden auch erklecklichen Ertrag (Philol. p. 743). Nach dem Zusammenhange des Ganzen scheint es natürlicher, inaratus ungepflügt zu übersetzen. Interessant ist es übrigens, dass der Aufsatz über diese Stelle (ausgenommen einige Wörter) buchstäblich auch zu lesen ist in Fleckeisen's Jahrb. 1873 (XIX) p. 329—330.

Georg. IV, 319 erklärt E. v. Leutsch caput amnis von der Mündung des Flusses und versucht dann eine Interpretation von

V. 329 f. (Philol. p. 405), auf die Ref. nur hinweist, ebenso wie auf Philol. p. 441, wo über Georg. IV, 333 f. gesprochen ist.

13) Jo. Nic. Madvigii Adversaria critica ad scriptores graecos et latinos. Vol. II. Havniae 1873. 8.

Indem Ref. das von Madvig über Vergil's Aeneide Vorgebrachte der Beurtheilung seines Fachgenossen überlässt, beschränkt er sich hier nur auf das die Eclogen und Georgica Betreffende.

Ecl. III, 110, wo Ladewig Ribbeck's Conjectur, wenn auch mit anderer Orthographie aufgenommen hat (— et quisquis amores hau temnet dulcis, haut experietur amaros), glaubt M. die überlieferte Lesart durch andere Construction als gewöhnlich geschieht, retten zu können. Die Vulgata ist — et quisquis amores aut metuet dulcis aut experietur amaros. »Non quisquis, sagt er, in amore infelix est aut ne sit metuit, dignus illo praemio (vitula) dici posse videtur, sed quisquis eam infelicitatem certo modo fert solaturque, velut cantando lenit.« Dieser Sinn liege in dem Worte dulcis, wenn man dasselbe nicht — wie gewöhnlich geschieht — als Accusativus Plural., sondern als Nominativus Sing. nehme. Die Dehnung der Endung — is als Nominativ vergleicht M. mit Aen. I, 478 (pulvis) und Aen. XI, 69 (languentis). An ersterer Stelle steht die Endung in der Arsis des vierten Fusses und könnte also wohl füglich verglichen, wohl auch — was Ref. hinzufügt — auf Tibull. I, 6, 66, wo sanguis vor der Caesur des Pentameter, hingewiesen worden. Aber auf Aen. XI, 69 (seu languentis hyacinthi) darf M. sich nicht berufen, weil dort die Dehnung in der Arsis des fünften Fusses durch die Prärogative gerechtfertigt ist, welche bei Vergil u. a. die griechischen Wörter hyacinthus und hymenaeus haben, wie z. B. Ecl. VI, 53 — fultus hyacintho, Aen. X, 720 — profugus hymenaeos, Catull. LXII, 4. Vgl. Ref. zu Hor. Serm. I, 8, 13. Trotz der Möglichkeit dulcis als Nominativus zu vertheidigen, bleibt aber der Sinn immer dunkel, da man für dulcis vielmehr facilis erwartet, wie Tib. I, 3, 57: sed me, quod facilis tenero sum semper Amori, ipsa Venus campos ducet ad Elysios. Referent ist der Ansicht, dass die überlieferte Lesart richtig sei, wenn man sie nur mit Anderen so erklärt: und Jeder, welcher der Liebe in der rechten Weise dienet, im Glück Wechsel fürchtet — metuit dulcis — im Liebeseide Standhaftigkeit bewahrt, den Kampf nicht scheuet, wie es vom Daphnis Theokr. I, 93 heisst:

τὸν αὐτῷ ἄνυε πικρὸν (hier amaros) ἔρωτα, wo Ref. mit Beibehaltung der Verse zu seiner früheren Erklärung zurückkehrt (er führte den Kampf mit der Liebe bis zum Ende). Dulcis erinnert an Theokr. II. 118 γλυκὺς Ἔρως, an Hor. Od. I, 9, 15 dulcis amores. Eros heisst ja selbst bei Sappho γλυκύπικρον ὄρπετον (Bergk poet. lyr. Gr. III, p. 890).

Georg. I, 320 wird Heyne's Conjectur ut für ita in überzeugender Weise empfohlen. Die von Ladewig gegebene Erklärung hat das gegen sich, dass stipulae da steht, und nicht palea — Stoppeln, wie Ladewig erklärt; — vgl. gleich vorher Vers 315 stipula viridis. Dazu kommt, dass culmus hier, wie anderwärts, nur den Aehrenhalm »auf dem Stamme« bezeichnen kann; vergl. Hor. Sermon. II, 2, 124 Ceres . . culmo susgeret alto. Ferner zwingt das zu hiemps gesetzte Verbum ferret uns, hiemps hier vom Sturme zu verstehen, wie Aen. IV, 52 u. a. Endlich hat der Vergleich, den L. annimmt (»nicht anders als ob im Winter ein Wirbel leichtes Stroh und fliegende Stoppeln, die vom Stoppelmähen zurückgeblieben, umhertriebe«), das gegen sich, dass das Unbedeutende zur Versinnlichung des Bedeutenden — gravidam late segetem . . sublimem expulsam eruerent — angewendet würde.

Georg. II, 247 zieht M. die Variante amaro vor. Aber vgl. Ribbeck ad h. l., mit welchem amaror zu schreiben ist.

Georg. II, 267 wird für ante locum similem exquirunt, ubi prima paretur arboribus seges et quo mox digesta feratur conjicirt: — ei quo mox digesta und dazu aus cod. Pal. ferantur empfohlen. Liesse sich ei einsilbig auch rechtfertigen, so ist doch die Aenderung darum unnöthig, weil similis locus hier selbstverständlich ist = ein Boden, der dem ähnlich ist, wo der Weinstock künftig stehen soll. Allen Zweifel nimmt der Zusatz V. 268 weg: ne ignorent subito mutatam matrem.

Georg. III, 391 Munere sic niveo lanae — Pan, te Luna, fefellit. Für sic vermuthet M. sub — wir wollen nicht sagen, im Anklange an Heyne's Note: sub specie candida arietis; aber nach unserer Ansicht ohne genügenden Grund. Denn sic schliesst sich mit einer gewissen Kürze der Gedankenverbindung an das Vorige an, wie z. B. Hor. Od. III, 27, 25 sic et Europe mit der vom Ref. zu Theokr. VIII, 52 gegebenen Erklärung und wie ὥς bei Theokr. VIII, 52, VII, 45. In gewisser Beziehung lässt sich

noch vergleichen Hor. Epist. II, 1, 157. Liv. I, 5. Munere im Zusammenhange der Stelle erinnert an Theokr. XV, 127, mit Ahrens' Emendation *ἁμά*.

Georg. IV, 39 ist M. fuco anstössig, wofür er die alte Variante bei Heyne succo (suco) empfiehlt, welche jedenfalls nur Conjectur ist. Diese liegt zwar sehr nahe, jedoch lässt sich fucus, gleichsam Putz (wie der Maurer z. B. Kalk als solchen benutzt), nach Analogie der Phrase fucum facere u. s. w., erklären, wenn man es eng mit dem folgenden floribus als Hendiadys verbindet. Harz (Mühlmann thes.) darf man freilich nicht übersetzen. Noch weniger kann von Seetang die Rede sein.

14) Der Dativ bei Vergil. Von Dr. Heinr. Dittel, k. k. Gymnasial-Professor. Im Programm des k. k. Staats-Gymnasium zu Innsbruck, Sommersem. 1873. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchdr. 24 (40 S.) 4.

Der Verf. giebt eine sehr genaue Uebersicht über die verschiedenen Arten, in welchen Vergil den Dativ anwendet, aus den Eclogen, Georg. und Aeneide. Jedem, welcher sich nicht oberflächlich mit Vergil beschäftigt, wird diese mühsame Arbeit willkommen sein, mit deren Hülfe namentlich die Frage, ob an gewissen Stellen der Dativ oder der Ablativ anzunehmen sei, oft glücklich entschieden wird. Das undis in evadere undis, Aen. IX, 99, ist z. B. als Dativus geschützt durch die Analogie Aen. XI, 702 evadere pugnae. Ingleichen ist animo in exciderant animo, Aen. I, 26, nicht Ablativ, sondern Dativ. Während collo Aen. II, 236 (stuppea vincula collo intendunt) von Ladewig als Abl. instrum. bezeichnet wird, unterliegt es nach den Analogien, welche p. 13 gegeben werden, keinem Zweifel, dass es auch nach Vergil's Sprachgebrauch (vgl. Hor. Od. III, 23, 1 u. a.) der Dativ sein muss. In der Stelle Georg. II, 141 haec loca — invertere — dentibus nahm Ladewig satis als Dat. commodi: Ref. bringt den Ausdruck in Verbindung mit solchen, wie Hor. Serm. II, 8, 39: invertunt Allifanis vinaria tota. — Georg. II, 206 ist mit Forbiger iuvencis als Dat. zu betrachten nach Analogie von Georg. III, 170 (illis) und ähnlichen p. 22 verzeichneten Ausdrücken, obwohl man geneigt sein könnte, einen Abl. instr. anzunehmen, wie Haase bei Hor. S. I, 6, 116 (pueris) mit Recht thut. Die Stelle Aen. I, 79 konnte

allerdings p. 8 zu den Stellen wie Aen. I, 65 (tibi mulcere dedit fluctus) genannt werden, insofern als zu das der Dat. mihi zu suppliren ist, es wäre aber anzugeben gewesen, dass sie wegen accumbere epulis nochmals unten, p. 16, ihren Platz findet. Dass Aen. XI, 374 (habes) mit Hor. Serm. I, 3, 3 (habebat) in Verbindung zu bringen sei, bezweifelt Ref., da hoc habebat bei Horaz vielmehr heisst: Tigellius hätte so die Manier, die Art, wie Cic. Phil. II, 32: habebat hoc Caesar. Vergl. Ref. zu d. St. Ein Druckfehler ist p. 23 ita für it.

Jahresbericht über Plutarch's Moralia.

Von

Dr. H. Heinze
in Marienburg W./Pr.

Der von Volkmann in der Einleitung zum 2. Theile seines Buches über »Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch von Chaeronea« Berlin. 1869. p. IX ausgesprochene Wunsch, dass »seine Schrift dazu beitragen möge, dem gemüthvollen, liebenswürdigen Plutarch recht zahlreiche Freunde zuzuführen« scheint sich in der That zu verwirklichen; das beweist die Zahl der seit jenem Jahre erschienenen Plutarchea, von denen einige von hoher Bedeutung für die Erforschung und Erklärung der Moralia geworden sind. Auch das Jahr 1873 hat eine grössere Anzahl Plutarch-Arbeiten aufzuweisen, unter denen obenansteht:

Max Treu, Der sogenannte Lamprias-Catalog der Plutarch-Schriften. Programm des Gymnasiums zu Waldenburg i. Schl. 54 S. 8.[1])

Der Verfasser beginnt seine Abhandlung mit dem Abdruck des 227 Nummern umfassenden *Πίναξ* selbst (p. 7—16), vor welchem der griechische Dedicationsbrief eines ungenannten Sohnes eines nicht näher bezeichneten Plutarch an einen ungenannten Freund steht (vgl. p. 32). Vor den Titeln der Plutarch-Schriften findet sich die

[1]) Ueber diese Abhandlung ist im Band VI des philologischen Anzeigers (1874) p. 174—178 von C. Hartung ein Referat gegeben, mit welchem, da es ganz sachlich ist, mein Referat in vielen Punkten nothwendig übereinstimmen muss.

Bezeichnung des betreffenden Codex mit den Buchstaben A—E, in dem der Titel steht, wobei unter dem Text die Varianten der verschiedenen Codd. abgedruckt sind. — Der Hauptheil der Abhandlung beschäftigt sich zunächst mit der Ueberlieferung des Lamprias-Cataloges und zwar auf p. 17—27. Zuerst mit der handschriftlichen:

Cod. A. = Burbonicus III B 29. Darin ist der Catalog hinter Laertius Diogenes von einer späteren Hand am Ende des XIV. Jahrb. auf p. 246 und 47 verzeichnet. Bekannt ist derselbe schon durch C. Wachsmuth im Philologus XIX, 577 f.; nach dessen Mittheilung hat der Codex theilweise sehr gelitten und das Verzeichniss am Ende ist unvollständig, da es mit No. 222 abschliesst.

Cod. B. = Paris. 1751. Dieser Codex, dessen Vergleichung von Jules Soury für Treu besorgt wurde, ist sowohl identisch mit dem Cod. des Erzbischofs M. de Montchal von Toulouse, als auch mit No. 3392; denn No. 1751 trägt auf dem vorgehefteten leeren Blatte ausser dieser Nummer auch die alte Bibliotheksnummer 3392. Geschrieben ist cod. 1751 in der letzten Zeit des XVI. Jahrb. von *Ἰωαννὴς ὁ Σαγκταμαύρας*. Beide Mss. sind aus A ungenau abgeschrieben, den die Abschreiber schon in demselben schlechten Zustande vorfanden, wie er jetzt ist.

Cod. C. = Marcian. 481 ist verhältnissmässig am Werthvollsten; Treu hat ihn, sowie die beiden folgenden D und E, selbst verglichen. Geschrieben ist C von Max. Planudes mit der Zeitangabe: September 1302. Eine Beschreibung dieses Cod. findet sich in einer Schrift G. Kinkel's, des Entdeckers des Cod., »Die Ueberlieferung der Paraphrase des Evangeliums Johannis von Nonnos.« Zürich 1870. p. 5 ff. Planudes bringt nicht den vollständigen sogenannten Lamprias-Catalog, wie er dem Schreiber von A vorlag, sondern er giebt nach ihm vorliegenden Plutarch-Handschriften zuerst die Titel der Vitae und dann die der in ihnen enthaltenen moralischen Schriften, schliesslich aus dem Catalog nur die Titel derjenigen Schriften, welche nach seiner Meinung nicht mehr vorhanden waren. Dieser aus dem Lamprias-Catalog entnommene Theil in C kann nicht aus A, auch nicht, als er noch unversehrt war, stammen, vielmehr beruht C

auf einem vollständigeren Exemplar, wie A, vermuthlich demselben, aus welchem A selbst entnommen ist.

Cod. D. = Marcian. 186, aus dem Anfang des XV. Jahrh., sehr leserlich und von einer Hand geschrieben. Der Cod. ist entschieden aus C abgeschrieben mit Ausnahme des letzten Theiles. Die Abweichungen von C beziehen sich nur auf die Orthographie.

Cod. E = Marcian. 248 — ein sehr schöner Pergamentfoliant von der Hand des kretischen Priesters Joannes Rhosus, nach der Unterschrift am 1. Februar 1455 vollendet. Ihm liegt D vollständig zu Grunde und er hat wie D nur die moralischen Schriften. (Die Vitae von Rhosus' Hand bilden den Cod. Marcian. 384 und sind laut Unterschrift erst am 25. October 1467 vollendet.) Interessant ist der Nachweis eines Irrthums bei Rhosus, wie ihn Treu giebt: Rhosus hatte die in D befindlichen Kreuze nicht richtig verstanden und die Titel, vor denen sie standen, ganz fortgelassen. Dann hat er die Ueberschrift in D *Καὶ αἱ συνόψεις* etc., die sich nur auf vier Titel bezog, so verstanden, als ob sie sich auf alle folgenden bezöge und so ist er zu der Ansicht gekommen, als wenn von allen den Schriften, die er als verloren gegangene bezeichnet, *συνόψεις* vorhanden gewesen, aber auch von diesen nur die Titel erhalten wären. Mit dieser Erklärung Treu's fällt Wyttenbach's von Vielen adoptirte Hypothese einer byzantinischen Excerptensammlung der Plutarchschriften über den Haufen.

Dann behandelt Treu p. 27—30 die Ueberlieferung des *Πίναξ* durch den Druck. H. Stephanus veröffentlichte die wesentlichen Bestandtheile des Catalogs zuerst in seiner in Genf 1572 erschienenen Plutarch-Ausgabe; er hat aus A oder aus einer der beiden Abschriften des Fulvius Ursinus, aus denen B stammt, geschöpft.

Darauf edirte Dav. Hoeschel 1597 in Augsburg den Catalog, wozu er das Ms. von dem gelehrten Jesuiten Andreas Schott erhielt. Treu zeigt, dass Schott nur die beiden Abschriften des Fulv. Ursinus benutzte; das Ms. stammte also nicht aus A, wie Wachsmuth und Schaefer meinen. Schaefer's Notiz, dass der Catalog sich in einem Florentiner Cod. befinde, ist falsch; sie beruht auf Westermann, der sich auf Joan. Jonsius stützte, letzterer aber hatte eine Bemerkung des Phil. Labbeus falsch verstan-

den. Endlich ist der ganze Catalog D noch abgedruckt von Harles in der II. Ausgabe von Fabricius' Biblioth. gr. V p. 167 bis 171, auf Grund einer von Prof. Siebenkees in Altdorf veranstalteten — aber sehr mangelhaften — Vergleichung.

Sodann wendet sich Treu zur Besprechung der Entstehung und des Werthes des *Πίναξ* und zwar tritt er zuerst der Angabe der Ueberlieferung entgegen, dass der Catalog von Lamprias, einem Sohne Plutarch's, verfasst sei. Diese ganze Angabe beruht nur auf Suidas (seine Beweisführung kann ich übergehen, da er sich mit A. Schaefer, Comm. de libro vit. X oratorum. Dresd. 1844 p. 23ff. in Uebereinstimmung befindet). Aber auch die Ansichten der Neueren über die Entstehung sind nach Treu unhaltbar und darin hat er sicher Recht. Wyttenbach kam zu keiner bestimmten Ansicht; der Brief galt ihm allerdings als gefälscht, ob aber auch der *Πίναξ*, darüber war er im Zweifel; jedenfalls glaubte er, gestützt auf eine falsch verstandene Stelle des J. Rhosus, dass Auszüge von allen plut. Schriften vorhanden gewesen seien. Seine Vermuthungen über die Abfassungszeit widersprechen sich. Die Ansicht Schaefer's über diese Frage ist auch nicht richtig; letzterer glaubte, dass der Catalog nicht viel vor dem Zeitalter des Suidas verfasst sei. Treu zeigt nun ganz richtig, dass Schaefer nur das eine bewiesen hat, dass der Catalog nicht aus der Zeit unmittelbar nach Plutarch sein kann; dass aber der erste Theil des Catalogs vom anderen zu trennen sei, wie Schaefer glaubt, ist durch dessen Beweisführung noch keineswegs sicher (vgl. p. 35ff.). Treu macht dann die 16 Titel erhaltener plut. Schriften, die im Index fehlen, namhaft (p. 38f.) und zeigt, dass von denselben drei wahrscheinlich unecht, fünf wahrscheinlich oder gewiss durch entsprechende Titel zu erklären, fünf in Bruchstücken vorhanden seien es bleiben also nur drei Titel übrig, von denen No. 2 (*περὶ τύχης*) wohl wegen seines geringen Umfanges übersehen werden konnte, No. 16 (*περὶ σαρκοφαγίας*) von sehr zweifelhafter Beschaffenheit ist und das umfangreiche Werk No. 12 (*Συμποσιακῶν προβλημάτων βιβλία θ'*) fast nur in besonderen Mss., getrennt von den übrigen, gefunden wird. Auf p. 40—42 beschäftigt sich Treu mit den Fragmenten von Schriften, deren Titel durch den Index nicht zu belegen sind. Was endlich die Ansicht Volkmann's über den Lamprias-Catalog anlangt, so hat sich derselbe ganz dar-

auf beschränkt, Wyttenbach's und Schaefer's Ansichten zu wiederholen.

In Treu's »Bemerkungen zu einer neuen Vermuthung über die Entstehung des Catalogs« heisst es, dass auch seine Ansicht nur als eine Hypothese gelten kann, welche aber — und hierin stimmen wir ihm gern bei — den grössten Schein der Richtigkeit für sich hat. Für ihn ist die Art der Anordnung entscheidend, da der ganze Catalog sich deutlich in drei streng geschiedene Gruppen zerlegen lässt: No. 1—41 alle rein biographischen Schriften; No. 42 bis 62 nur mehrere Bücher umfassende Werke; No. 63 bis zum Schluss nur *μονόβιβλα* nicht biographischen Inhalts: innerhalb jeder Gruppe ist die Reihenfolge fast ganz willkürlich, nur in der dritten Gruppe ist im Anfange der Versuch gemacht, Verwandtes zusammenzustellen. Da diese Anordnung keine absichtslose und zufällige sein kann, so liegt für Treu der Grund derselben nur in einer bibliothekarischen Anordnung; es ist für ihn also der Lamprias-Catalog nur ein Verzeichniss der in irgend einer grossen Bibliothek unter Plutarch's Namen zusammengestellten Werke. Die Richtigkeit der Treu'schen Ansicht wird die Probe bestehen, wenn 1. untersucht wird, welches das Verhältniss der überlieferten Plutarch-Schriften zu diesem Verzeichniss ist, ob die Anordnung derselben in den Mss. eine Aehnlichkeit mit der des Catalogs aufweist, 2. nachgewiesen wird, wie die ganze sonstige Beschaffenheit des Catalogs dafür spricht. Die erste Frage ist nicht zu entscheiden, da es vor Allem noch an einer kritischen Geschichte der handschriftlichen Ueberlieferung fehlt; die zweite Frage dagegen beantwortet Treu dahin, dass allerdings die Beschaffenheit des Catalogs für seine Annahme spreche, da die Besitzer grosser Bibliotheken, darauf bedacht, ihre Sammlungen nur immer mehr zu vervollständigen, jeden neuen Zuwachs freigebig bezahlten; namenlos überlieferte Schriften, nicht gering der Zahl nach, Reden aller Art waren für solche literarische Betrügerei besonders geeignet. Diese und andere von Treu (p. 46 — 51) nachgewiesenen Mängel des Catalogs finden gerade in dem Werke desselben ihre Erklärung und sind hinreichend, den Grad der Zuverlässigkeit als in vieler Beziehung sehr gering hinzustellen; auf keinen Fall aber darf man sich auf die Autorität des Catalogs als einen Beweis für die Echtheit eines plut. Werkes berufen; höchstens kann man behaupten, dass eine

darin aufgeführte Schrift Plutarch schon früh beigelegt sei. Trotzdem ist der Werth dieser Zusammenstellung nicht gering, da sie ja auch die Titel der meisten echt plutarch. Schriften enthält, von welchen Treu p. 51—53 handelt.

Die Zeit der Abfassung wagt der Verfasser nicht mit Sicherheit zu bestimmen: man könnte meinen, er sei erst nach dem Neuplatoniker Plutarch von Athen (c. 350—433) zusammengestellt worden, allein diese Ansicht ist ihm nicht recht glaublich, da sich keine von dessen Schriften mit Sicherheit im Catalog nachweisen lässt und Treu es für undenkbar hält, dass ein Grammatiker die Schriften des Chaeroneers unter der einfachen Bezeichnung: *Πλουτάρχου βιβλίων πίναξ* hätte aufzählen können, wenn schon die Schriften eines anderen, sehr bedeutenden Schriftstellers dieses Namens im Umlauf waren. Nach Treu ist der Catalog im 3. oder 4. Jahrhundert angefertigt worden, eine Ansicht, der ich mich als der wahrscheinlicheren anschliesse, während C. Hartung in dem in der Anmerkung auf S. 320 genannten Referat die erstere, von Treu aufgestellte und wieder verworfene Ansicht annimmt. Es ist aber schliesslich ziemlich gleichgültig, welche Ansicht man bevorzugt, da man hier doch über Vermuthungen nicht hinauskommen wird.

Georg Hofmann, Ueber eine von Plutarch in seiner Schrift »de facie quae in orbe lunae appareat« erwähnte Sonnenfinsterniss. Programm des k. k. Gymnas. in Triest. 29 S. 8.

Aus der Einleitung dieser Programm-Abhandlung scheinen mir zwei Puncte besonders beachtenswerth: einmal belehrt uns der durch vielfache Untersuchungen auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie des Alterthums bekannte Verfasser darüber, dass Plutarch, der sich zwar selbst mit seinen mathematischen Studien rühmt und der überall voll des Lobes ist für Astronomie und Mathematik, diesen beiden Fächern und den Naturwissenschaften gegenüber nur Dilettant gewesen sei — ein Urtheil, welches das von Volkmann I p. 27 seines Buches über Plutarch Gesagte wesentlich rectificirt. Andererseits ist für den Leser dieser plut. Schrift die Besprechung der Quellen, aus denen Plutarch schöpfte, interessant (p. 4: Aristarchos von Samos und Hipparchos). Die Abhandlung selbst enthält Wichtiges für die Plutarch-Forschung nur im I. Theile (p. 7—14). Zunächst zeigt H., dass

die im Cap. XIX der oben genannten Schrift erwähnte Sonnenfinsterniss nach Plutarch's Darstellung

1. in Griechenland beobachtet wurde; denn die Erscheinung wird als ein Ereigniss hingestellt, welches von allen bei der Unterhaltung anwesenden Personen beobachtet wurde;
2. total gewesen sei, »da nur bei einer totalen Sonnenfinsterniss viele Sterne an vielen Puncten des Himmels sichtbar werden und die Luft eine Färbung gleich der Dämmerung annehmen kann«;
3. bald nach Mittag beobachtet wurde.

H. zeigt nun durch sorgfältige Berechnung aller ekliptischen Conjunctionen des Mondes der Jahre 59—120, dass in diesem Zeitraum nur die am 30. April 59 den von Plutarch gegebenen Anzeichen entspreche. Dabei ist vor Allem das Interessanteste, dass diese Sonnenfinsterniss dieselbe ist, welche Tacitus (Annal. XIV, 12), der ältere Plinius (H. n. II, 70) und Dio Cassius (LXVII, 16) erwähnen, dass also drei von einander unabhängige Berichte über diese eine Finsterniss vorhanden sind.

Der II. und III. Theil der Hofmann'schen Abhandlung beschäftigt sich mit Plutarch's Leben und enthält einen Versuch, eine chronologische Reihenfolge der Plutarchschriften aufzustellen. Dass H., gestützt auf seine Entdeckung der Sonnenfinsterniss, jetzt das Geburtsjahr Pl.'s auf's Jahr 40 p. Chr. datirt, ist wohl annehmbar; auch Volkmann I p. 27 entschied sich schon mehr für 40, als für 50. Dann erzählt uns H. von Pl.'s Leben, seinen Brüdern, seinem Lehrer Ammonius, vom Sossius Senecio, seinen Aemtern, seiner Familie etc., dabei giebt er in gedrängter Kürze ungefähr dasselbe, was Volkmann ausführlich bespricht. S. 18 spricht H. noch immer von einer Enkelin Pl.'s in Tanagra (*παρὰ τῆς θυγατριδῆς*) obgleich von Volkmann I p. 29 schon nachgewiesen ist, dass das Wort hier nur »Nichte« heissen kann. Dass H. noch immer am Lampriasmärchen festhält, ist wunderbar genug: »möglicherweise ist einer dieser späteren Söhne Pl.'s jener Lamprias, von dem uns Suidas ein Verzeichniss der Schriften seines Vaters mittheilt«; da H. Volkmann's Buch kannte und es selbst citirt, so musste er schon aus I p. 28 wissen, dass diese Suidasnotiz in's Bereich der Fabel gehöre. Noch willkürlicher verfährt H., wenn er als Pl.'s Söhne nur Autobulus und Flavianus (Eroticus) und

Soclarus (De aud. poet. I) erwähnt (p. 19): den vielbestrittenen Flavianus kennt er, aber Chäron (Consol. ad uxor. 5 genannt) und Plutarchus (dem er de anim. procreat. e Timaeo widmete) kennt er nicht? Pl.'s Todesjahr setzt H. noch vor 118.

Von S. 20 an beginnt der III. Theil; hier hat H. ebensowenig etwas Sicheres gefunden, wie andere vor ihm (vgl. Volkmann I p. 78). Es giebt ja nur wenige Schriften Pl.'s mit irgend einem Datum als Anhalt für die Entstehungszeit; es ist aber ganz gleichgültig, ob der eine Plutarchforscher eine Schrift Pl.'s für früher geschrieben hält, als ein anderer; das wenige positiv Sichere steht bei Volkmann l. l. und hierzu kommt noch der Anhalt, den H.'s Untersuchung über De facie in orbe lunae liefert, wodurch das von Volkmann I p. 79 Gesagte modificirt wird. Uebrigens zeigt H. in diesem Theile seiner Abhandlung noch, dass er in Betreff der Frage über Echtheit und Unechtheit plutarch. Schriften mit anderen Plutarchforschern nicht übereinstimmt; so hält er die Consolat. ad Apollon. für echt, ebenso das VII. Sap. convivium, während Volkmann I p. 129 ff. und p. 188 ff. den Beweis der Unechtheit beider Schriften geliefert hat: auch andere sind dieser Ansicht; so hielt Wyttenbach die Consolatio für unecht; Berthold Müller in Breslau hält beide für unecht; Schellens spricht von der Consol. als sehr verderbt, Treu meint, dass sie wahrscheinlich unecht sei etc. Wenn nun H. anderer Ansicht ist, warum giebt er die Gründe dafür nicht an? Uebrigens will ich mit diesen gegen Theil II und III gerichteten Bemerkungen die Bedeutung des I. Theiles der Abhandlung durchaus nicht herabsetzen.

Berthold Müller, Plutarch über die Seelenschöpfung im Timaeus. — Programm des Gymn. zu St. Elisabet in Breslau. 55 S. 4.

Die Ansichten früherer Plutarchforscher von der Lückenhaftigkeit des Textes in De anim. procr. haben seit Müller's im Hermes IV S. 390 ff. geführten, auch handschriftlich beglaubigten, Nachweis einer Blättervertauschung keine Geltung mehr. Diese plut. Schrift gehört hinsichtlich der Ueberlieferung im Ganzen zu den besser erhaltenen. Die für diese Schrift vorhandenen Handschriften sind folgende:

Paris. 1672 (Wyttenb. E), verglichen von Wyttenbach, dann von dem Neugriechen Kontos (Grundlage der Didot'schen Ausgabe) und für Müller verglichen von Dr. Prinz.

Parisin. 1675 (Wyttenb. B), Saec. XIV oder XV, verglichen von Wyttenbach und Kontos.

Parisin. 1042. Miscellancodex des XVI. Jahrb., der diese Schrift als einzige plut. enthält. verglichen von Kontos.

Oxoniensis, nur diese Schrift enthaltend, von Wyttenbach benutzt.

Wyttenbachs Angabe, den Codex Venetus Marcian. 248 benutzt zu haben, beruht auf einer Verwechselung mit einem anderen Cod. Venet, da nach Treu's Angabe dieser Codex nur die Epitome zu De anim. procreat. enthält.

Marcian. 184 (Ma.), Platocodex des XV. Jahrb. fol. 486 v—494 v enthält, die zu mehreren Stellen der Schrift gehörigen geometrischen Figuren. Treu hat ihn zum Theil verglichen und die Figuren daraus abgezeichnet.

Marcian. 187 (Mb.), auch Platocodex, fol. 141 r — 153 v, nach Zanetti aus dem Jahrb. XV, von Treu ebensoweit verglichen.

Marcian. 523 (Mc.) nach Zanetti XV., Miscellancodex, fol. 208 r bis 224 r, mit Figuren; der Anfang auch von Treu verglichen.

Die drei Veneti stimmen im allgemeinen mit dem Texte des Parisin. E; die Abweichungen sind theils einfache Schreibfehler, theils betreffen sie das längere Citat aus Plato im Cap. I. — Noch zu erwähnen ist eine Florent. Miscellanhandschrift der Laurentiana plut. 70 cod. 5., die nach Bandini unter No. 22 unsere Schrift, am Rande mit geometrischen Figuren versehen enthält und aus Saec. XV stammt. Da die *Ἐπιτομὴ τοῦ περὶ τῆς ἐν Τιμαίῳ ψυχογονίας* grösstentheils eine wörtliche Wiederholung der cap. 22—25 der Schrift selbst ist, so sind auch ihre Mss. zu beachten.

2 Parisini B und E, von Wyttenbach für die Epitome allein benutzt.

Paris. 1671. (Wyttenbach A).

Venet. Marcian. 248 Saec. XV, in der Reihenfolge der einzelnen Abhandlungen genau mit Par. E übereinstimmend, aber nicht so vollständig.

Venet. Platocodex Saec., XII. in der ungedruckten Appendix ad codices Graecos als class. IV Cod. 1. bezeichnet.

Laurent.	plut.	80	cod.	5	Saec.	XIV.
»	»	80	»	21	»	XV.
»	»	80	»	22	»	XIV.
»	»	80	»	30	»	XV.
»	»	59	»	1	»	XIV.
»	»	85	»	9	»	XIII.

die beiden letzteren gesellen die Epitome dem platonischen Timaeus bei.

Als wichtigster Codex für die Moralia überhaupt gilt seit Wyttenbach der Paris. E., über dessen Alter zwei sehr abweichende Angaben vorhanden sind, deren eine (von Baehr vertreten) dahin geht, dass der Codex dem XVI. Jahrh. angehöre, während er nach Villoison ins XIII. Jahrh. gehört. Dagegen giebt die, allerdings dürftige, Geschichte des Codex E den Zeitpunkt an, über den herab er nicht gerückt werden darf: danach stammt der Codex aus dem XIII. Jahrh., keinesfalls aber aus einer späteren Zeit, als der ersten Hälfte des XV. Jahrh. (p. 5—7). Villoisons Angabe, dass die Schrift im ganzen Codex von einer Hand sei, ist nicht richtig; nach einer Angabe von Kontos und der genaueren Bemerkung von Prinz ist bis zum Ende unserer Schrift, also bis fol. 875 v, im ganzen Cod. dieselbe Hand; dahinter, d. h. in den Symposiaca, eine zweite und später noch eine dritte.

Die von Wyttenbach aufgestellte Ansicht, E sei aus A abgeschrieben, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; im Gegentheil liefert eine Vergleichung der Ordnung des Inhalts beider Mss. mit der im Paris. C und den beiden Florent. Laurent. 80, 5 und 80, 22 befolgten den positiven Beweis, dass letztere mit E näher verwandt sind, als A. — Müller giebt dann auf p. 8—11 die Tabelle des Inhalts, aus der sich folgende Thatsachen ergeben:

1. von den 78 in E enthaltenen Abhandlungen hat A nur 69 und diese sind in ganz verschiedener Ordnung, die andern neun aber bilden in E den Schluss;
2. dieselben 69 Schriften, die A und E gemeinsam sind, finden sich auch im Laurent. 80, 5 und Marcian. 248 und zwar genau in derselben Reihenfolge, wie in E;
3. mehrere kleinere handschriftliche Moraliensammlungen schliessen sich mit geringen Abweichungen gleichfalls dieser Reihenfolge an und halten sich innerhalb desselben Kreises von 69 Schriften.

Demnach muss im XIII. Jahrh. eine abgeschlossene Sammlung existirt haben, welche jene 69 Schriften in der in E vorliegenden Ordnung umfasste. Dass aber die Reihenfolge von E die ursprüngliche ist, ergiebt sich aus der Zahl der Mss., die ihr folgen, und aus dem Mangel eines darin herrschenden Princips der Anordnung, während der Schreiber von A die Schriften ordnete, allerdings nicht mit besonderer Consequenz und Genauigkeit, aber doch dem Inhalte nach in gewisse Kategorien eintheilend, so nach Pädagogik, Lebensregeln, Geschichte, Theologie etc. Uebrigens muss die an der Spitze von E befindliche kleine Sammlung ethischer Schriften schon viel früher als solche vorhanden gewesen sei, da die in derselben beobachtete Ordnung in mehreren älteren Mss. ganz ebenso wiederkehrt, wie die von E. Auch scheint es, dass jene neun Schriften, die erst in E den übrigen zugesellt sind, vorher eine solche kleine Sammlung bildeten, da auch sie eine feste Ordnung haben. Die von Müller dafür gegebene Erklärung, dass De anim. procreat. sowohl im Excerpt, als auch in unverkürzter Gestalt in E Aufnahme fand, übergehe ich als eine dem Verfasser selbst noch unsichere.

Alle von De anim. procreat. bekannten Mss. stammen aus einer Quelle, denn sie enthalten alle im Wesentlichen dieselben Verderbnisse des Textes und besonders die Umstellung zweier an Umfang gleicher Abschnitte. Ihr bester Repräsentant ist E, denn wo verschiedene Lesarten vorliegen, erweist sich die seinige fast immer als richtig oder doch am wenigsten verdorben; er ist auch wohl der älteste Codex für unsere Schrift und steht endlich jenem Exemplar, in welchem die Blättervertauschung vor sich ging, d. h. der gemeinschaftlichen Quelle aller, noch so nahe, dass Spuren der richtigen Ordnung sich in ihm erhalten haben. Von den Ausgaben hat nur die Aldina den Werth eines Ms. und zwar steht sie E nahe. Ausserdem hat Müller noch verglichen die Basileensis von 1542, die edit. von H. Stephanus Genf 1572, die Francofurtana von 1599 und die Wyttenbach'sche; eine Separat-Ausgabe unserer Schrift hat Müller kennen gelernt, die Athen 1848 erschienen, von Maurommatos ohne neues handschriftliches Material edirt ist. Schliesslich kommt M. zur Hiatusfrage: auch er glaubt, dass Plutarch den Hiat bis auf gewisse, bestimmten Gesetzen unterworfene Fälle sorgfältig vermieden hat; allein M. meint, und hierin kann man ihm wohl beistimmen, dass die für die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit ganzer Schriften ohne Zweifel höchst wichtige

Hiatfrage doch bei der Kritik des Textes nur mit grosser Vorsicht angewandt werden darf und dass man namentlich nicht berechtigt ist, eine Stelle, lediglich eines Hiatus wegen, zu emendiren; denn einmal sind die Hiatgesetze bei Plutarch noch durchaus nicht mit der nöthigen Sicherheit festgestellt, zumal da für die Moralia die unentbehrliche Grundlage hierzu, ein ausreichender kritischer Apparat, mangelte; auch ist noch nicht festgestellt, ob nicht zuweilen, auch wo wir nichts davon ahnen, einzelne Sätze oder Wendungen aus anderen Schriftstellern entlehnt sind; denn Plutarch hat oft einzelne Sätze oder Wendungen aus den alten Klassikern, deren Kenntniss er bei seinen Lesern voraussetzen durfte, ohne Nennung der Quellen in seine Darstellung aufgenommen und zwar nicht selten als integrierenden Theil seiner eigenen Sätze. — Im Folgenden fügt Müller zu den bekannten sieben Hiatfällen bei Plutarch (vgl. E. Rasmus De Plutarchi qui inscribitur de communibus notitiis commentatio, Franc. a. O. 1872, Progr. p. 3 und mein Referat darüber Philolog. Anzeiger 1872 No. 7 p. 335) noch einen n e u e n hinzu, nämlich die Hiatzulassung nach dem Diphthong *αι* (nicht nur *α-ε-ο* und in gewissen Fällen *ι*, sondern auch *αι* sind elidirbar). Der Diphthong *αι* findet sich also vor einem vokalisch anlautendenden Worte A in Verbalendungen *μαι—ται—νται—σθαι* (fügt hinzu De Herod. malign. 13 *βούλεσθαι αὐτός*), im Inf. Aor. Act., im Infin. auf *ναι*; B in Nominalendungen, sowohl unbetont, als betont. Die von Müller zahlreich angeführten Beweisstellen aus den Viten und Moralien lassen es als unzweifelhaft erscheinen, dass der Hiat nach *αι* von Plutarch nicht vermieden wurde; nur über die Fälle, wo Oxytona auf *αι* vor Vocalen stehen, lässt sich wegen ihrer geringen Anzahl nicht mit Sicherheit urtheilen. Eine Erklärung dieser Hiaterscheinung findet Müller mit Recht in der Aspiration des zweiten Vocals, die namentlich nach Lahmeyer dann eintritt, wenn vorher *ε* steht; das *αι* wurde aber schon zu Plut. Zeiten nicht sehr verschieden von *ε* ausgesprochen und hierin liegt wohl der Hauptgrund der Hiatzulässigkeit von *αι*. Den Schluss der Abhandlung bildet der Text der Schrift De an. procr. mit den Varianten des Paris. E und der Aldina; eine Rechtfertigung des Textes und einige erläuternde Bemerkungen verspricht M. bei einer späteren Gelegenheit zu geben. M.'s Programmarbeit ist für Pl.'s Moralia von hoher Bedeutung, denn sie enthält den Anfang

zu einer kritischen Geschichte der handschriftlichen Ueberlieferung der Moralia.

Schliesslich möchte ich noch auf die von M. Treu in der oben besprochenen Schrift p. 45 zu Müller's Arbeit gegebenen Addenda aufmerksam machen.

Hermanni Sauppii Commentatio de amphictionia delphica et hieromnemone attico. Index schol. in acad. Georgia Augusta per sem. aest. a. MDCCCLXXIII habendarum. 16 S. 4.

Aus dieser für die Geschichte des delphischen Amphictionenbundes höchst wichtigen Abhandlung ist für unseren Zweck nur p. 12 von Bedeutung. Nachdem der Verfasser auf p. 11 auseinandergesetzt hat, dass die Hieromnemonen den Kalender gesetzmässig zu ordnen hatten, dass der Hieromnemon, wie die Archonten, jährlich und durch's Loos gewählt wurde, und dass möglicherweise die zehnte Tribus, die bei der Archontenwahl nichts zu thun hatte, den Hieromnemon in Athen wählte, zeigt er, während W. Vischer diese Wahl als jährliche, durch's Loos stattfindende, für die Zeit des Kleisthenes zugiebt, allein für die spätere Zeit eine Ernennung durch Abstimmung in der Volksversammlung und zwar eine Ernennung auf Lebenszeit annimmt, dass dies, gestützt auf Plut. An seni ger. sit resp. cap. 20 gar nicht nach Athen gehört. An der genannten Stelle steht . . . . *καὶ νὴ Δία τὸ πρόσχημα τῆς Ἀμφικτυονίας, ἥν σοι διὰ τοῦ βίου παντὸς ἡ πατρὶς ἀνατέθεικε κ. τ. λ.* Dieses *σοι* würde sich dann auf den Athener Euphanes beziehen; aber Plutarch will ja seinen Freund dahin bringen, dass er nicht, unter dem Vorwand des Greisenalters, sich ganz vom öffentlichen Leben zurückziehe, und hierzu beruft er sich auf sein eigenes Leben. Und an einer anderen Stelle derselben Schrift (cap. 17) sagt Plutarch zum Euphanes: du weisst ja, dass ich dem pythischen Apollo schon seit vielen Pythiaden gedient habe etc. Hätte nun Euphanes auch in Delphi ein gleiches Amt bekleidet, so hätte Plutarch dies hier erwähnen müssen; er thut dies nicht, sondern setzt seiner delphischen Thätigkeit die Würde des Euphanes in Athen, die Präsidentschaft des areopagitischen Raths, entgegen. Demzufolge muss sich das in cap. 20 über die Ehre der Amphictionie Gesagte auf Plutarch beziehen, nicht auf Euphanes, und es ist demnach dort zu schreiben

ἥν μοι διὰ τοῦ βίου παντὸς ἡ πατρὶς ἀνατέθεικε. Es ist also falsch, was von Volkmann II p. 214 über Euphanes gesagt ist.

R. Volkmann Observationes miscellae XXXV—LX. Programm des städt. ev. Gymn. zu Jauer. 21 S. 8.

XXXV. Volkmann versucht, auf Grund einer brieflichen Mittheilung des Prof. G. Hofmann in Triest, nach welcher die im cap. 19 der plut. Schrift De facie in orbe lunae erwähnte totale Sonnenfinsterniss auf das Jahr 118 n. Chr. datirt wird (Hofmann hatte zuerst nur die Jahre 70—120 in Betracht gezogen, erst später ging er von 70 rückwärts bis 50), den Nachweis zu liefern, dass sich das ganz gut mit dem vereinigen lasse, was man sonst über Pl.'s Lebensschicksale wisse. Diese Mittheilung sowohl, als auch alle daran von Volkmann geknüpften Muthmassungen erweisen sich als nicht zutreffend, da, wie schon oben gezeigt ist, Hofmann die fragliche Sonnenfinsterniss auf das Jahr 59 fixirt hat.

XXXVII giebt Volkmann an, dass bei Origenes im V. Buche seines Werkes contra Celsum (p. 268 ed. Spencer.) sich eine Stelle finde, die über Plut. verlorene Schrift περὶ ψυχῆς spreche, es werde zwar damit kein Fragment gewonnen, aber angegeben, dass der Inhalt dieser Schrift sich mit παράδοξα πράγματα beschäftigt habe.

XXXVIII. Volkm., der schon in seinem Buche über Plutarch I p. 92 darauf aufmerksam machte, dass die Angabe des Joh. Sarisberiensis, Pl. sei der Lehrer des Trajan gewesen, in's Bereich der Fabel gehöre, zeigt hier, dass aus eben desselben Autors Policratic. ein gewisser Fronto als neuer Enkel des Plutarch zu Tage komme, was ebenfalls unrichtig sei.

XL giebt einige Addenda zu Volkmann's Ausgabe der unter Plutarch's Namen gehenden Schrift De musica.

XLI endlich spricht über die handschriftliche Ueberlieferung von De musica und fügt zu den bekannten Mss. noch zwei andere Venediger hinzu, die M. Treu an Ort und Stelle collationirt hat. Das erstere der beiden Mss. scheint im XIII. Jahrb. geschrieben zu sein, es war das Eigenthum des Franc. Barbatus; in diesem Miscellancodex ist Plutarch's Name, der auf der ersten Seite von De musica von einer anderen Hand hingeschrieben war, ausradirt, so dass hier die Schrift als das Werk eines Anonymus sich findet. Der andere, ebenfalls auf der St. Marcusbibliothek befindliche Codex enthält De musica neben verschiedenen anderen auf Musik

bezüglichen Schriften, nach Treu in die erste Hälfte des XV. Jahrb. gehörig; er war im Besitz des Cardinals Bessarion. Schliesslich giebt Volkmann die Lesarten beider Codd., des Barb. und Bessar., soweit sie von der Tauchnitz'schen Ausgabe abweichen, und fügt die Bemerkung hinzu, dass beide Codd. aus ein und derselben Quelle stammen, einer Quelle, auf welche auch der von Volkmann in seiner Ausgabe benutzte Vaticanus zurückgeht. Die übrigen Nummern dieser Programm-Abhandlung beschäftigen sich mit anderen Autoren.

Hermann Heinze, Sachlicher Commentar zu Plutarch *περὶ ἀδολεσχίας*. Programm des Gymnasiums zu Marienburg W.-Pr. 20 S. 4.

Der Verfasser giebt nach einigen einleitenden Bemerkungen zunächst eine Disposition der Schrift, durch welche er dem Nichtkenner derselben den Inhalt logisch geordnet klar zu legen versucht (p. 1—5). Im Cap. II: »Zwei logische Fehler bei Plutarch« versuchte ich zwei Begriffseintheilungen Plutarch's als unlogisch zu erweisen, ein Verfahren, das ich jetzt als verfehlt erkannt habe; seit der Abfassungszeit dieser Programmabhandlung (Mich. 1872) habe ich mich eingehender mit Pl.'s Logik und Philosophie beschäftigt und so fand ich Volkmann's Urtheil immer mehr bestätigt (I p. 13: »Ebensowenig war Plutarch als Philosoph ein systematischer, streng logischer Denker«). Die eigentliche Arbeit p. 8—20 giebt einen sachlichen Commentar zu einer bis jetzt commentarlosen Plutarchabhandlung, dem ich hier einige kurze Addenda beifügen will. Zunächst bin ich E. Rasmus für sein wohlwollendes Referat über diese und eine frühere Arbeit von mir (im Philolog. Anzeiger 1873 Heft 11 p. 535—541) sehr verbunden, nur wäre es wohl nicht nöthig gewesen, so gar polemisch gegen die Dichotomie, die ich in der Disposition des Inhalts befolgte (eigentlich doch nur einer Nebensache bei der Arbeit) aufzutreten; abgesehen hiervon bin ich ihm auch sehr dankbar für die unzweifelhaft richtige Conjectur in Cap. III *ὁ πυρὸς εἰς ἄργιλον καταμιχθείς* statt *εἰς ἀγγεῖον κατακλεισθείς*. — Zu p. 9 *ἀγγεῖον* kann noch verglichen werden Vit. Pericl. 6 wo *ἀγγεῖον* (jedes natürliche oder künstliche Behältniss) Hirnkammer bezeichnet. — Eb. zu dem Citiren des Aristoteles ist zu vergleichen Volkmann II p. 21 und besonders 22. — Zu p. 11 zu Leaena vgl. Polyaen. VIII 45 und

B. Jacobi. Jahrb. für Philol. 1873 p. 366 ff. endlich zu p. 17 über die *Κελτίβηρες* vgl. Martial. IV 55, XII 18; Strabo III p. 148 und 162 ff. Das Vorkommen mehrerer Druckfehler und der oft ungeschickte Satz der griechischen Worte sind z. Th. dadurch zu erklären, dass hier zum ersten Male mit griechischen Buchstaben gedruckt wurde.

Albinus Haebler, Quaestiones plutarcheae duae. Dissertat. inaugur. Lipsiae. 60 S. 4.

Von den beiden von Haebler behandelten Fragen interessirt den Berichterstatter nur die erste: De auctore libri qui inscribitur *περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας* p. 1—21; die andere Frage beschäftigt sich mit der Quellenuntersuchung zu Plutarch's Vitae des Themistocles und Aristides. Als H. sich mit dieser letzteren Frage beschäftigte, fand er, dass ein grosser Theil jeder einzelnen der beiden Vitae mit dem bei Herodot Erzählten derart übereinstimme, dass Plutarch aus Herodot vieles entnommen zu haben schien. Die Schrift De Herodoti malign. betreffend, bemerkt H. zuerst, dass der Autor derselben sich in Faseleien selbst überboten habe; alle Anschuldigungen des Herodot seien längst als falsch zurückgewiesen, daher denn auch schon oft und lange die Ansicht aufgetreten sei, dass ein solches Geschreibsel vom gelehrten und gebildeten Plutarch nicht herrühren könne, eine Meinung, die namentlich von Creuzer, Baehr, Westermann und Roscher vertreten wurde. 1848 schrieb auf Anregung der Göttinger Universität Gustav Lahmeyer seine preisgekrönte Schrift De libelli Plutarchei, qui de malignitate Herodoti inscribitur et auctoritate et auctore, worin er die Autorschaft des Plutarch als ausser Frage stehend darstellte. Baehr liess sich dadurch nicht überzeugen, während andere, wie E. Curtius, Dinse, Dunker, Berg, der Ansicht Lahmeyer's beipflichteten, noch andere endlich, wie Doehner und Volkmann, ein bestimmtes Urtheil sich noch nicht bildeten. Da also die Frage noch nicht allseitig entschieden ist, entschloss sich H. dieselbe zu lösen, zumal sie ihm den Weg bahnte zur Behandlung der zweiten Frage. Nachdem H. die von Plutarch im Cap. 2 — 10 aufgestellten *ἴχνη καὶ γνωρίσματα κακοήθους διηγήσεως* angegeben hat, zeigt er, dass der Autor von De Herod. malign. den Herodot auch der Lüge beschuldige, freilich auch ohne jeden Beweis für seine Behauptung. Von p. 5 an wendet sich H. zu der Frage, wie

es denn gekommen sei, dass Plutarchkenner diese Schrift als plutarcheische anerkennen konnten. Zunächst bemerkt H., dass die Aufführung der Schrift De Herod. mal. im sogenannten Catalog des Lamprias nur von geringer Bedeutung sei (sie steht übrigens in allen Codd. A—E. No. 122; vgl. Treu in der oben besprochenen Schrift p. 12). Sodann wendet sich H. gegen das Cap. IV der Lahmeyer'schen Abhandlung (De Plutarchei nominis veritate deque universo, quod auctor in scribendo hoc libello secutus est, consilio. p. 81 ff.). Bis p. 11 recapitulirt H. alle von Lahmeyer als Stützpunkte seiner Ansicht erbrachten Beweismittel, als Citate ähnlicher Stellen, Hiatfrage etc.; von da an beginnt eigentlich erst des Verfassers eigene Arbeit, indem er alles von Lahm. pro Angeführte in contra umzustimmen versucht; und dieser Versuch ist nicht immer von glücklichem Erfolge begleitet. Wenn H. behauptet, Plutarch sei gar nicht so vaterlandsliebend gewesen, wie ihn Lahm. darstellt, so ist aus dem für seine Behauptung aufgestellten Argument, dass in der Vita des Pelopidas davon sich keine Spur finde, ja dass man in ihr nicht einmal herausfühle, dass sie ein Boeoter geschrieben habe, nichts abzuleiten (vgl. vielmehr das von Volkmann über Plutarch's Localpatriotismus Gesagte I p. 53 und 54). Nicht minder irrelevant ist das, was H. gegen Lahm. darauf vorbringt. Lahm. hatte, um die Echtheit dieser Schrift zu erweisen, ähnliche Redensarten, Stellen, Citate aus anderen, als echt anerkannten Schriften Pl.'s gesammelt und sie den in De Herod. mal. sich findenden entgegengestellt; auf diesen Beweis giebt H. nichts, und doch ist gerade diese Art von Beweisführung von anderen Plutarchforschern wiederholt angewandt worden, da es als ausgemacht gilt, dass Pl. sich sowohl hinsichtlich des Inhalts, als namentlich in der Form in seinen Schriften oft widerholt; so erinnere ich mich z. B., dass M. Dinse in seinem mir jetzt nicht zu Gebote stehenden Programm De libello qui inscribitur *γυναικῶν ἀρεταί* einen Hauptbeweis für die Echtheit der Schrift aus einer derartigen Vergleichung entnimmt; auch E. Rasmus beobachtete dasselbe Verfahren mit Glück in der Commentatio de communibus notitiis Stoicorum. Ueber andere Gründe von Lahm. geht H. kurz hinweg, oft auf Baehr's, dem Lahmeyer's entgegenstehendes, Urtheil sich stützend. Sind nun die bis jetzt von H. aufgestellten Argumente nicht von der Art, um uns von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen, so hält er uns allerdings von p. 13 an Argumente

entgegen, die uns in unserem Urtheil wohl schwankend zu machen im Stande sind. Das sind Stellen, wie Cap. 2 verglichen mit Plut. Nic. 2 und 7 oder Cap. 5 verglichen mit Them. 23 oder Capitel 7 verglichen mit Aem. Paul. Capitel 12. Vor Allem aber fällt in's Gewicht die von H. zum ersten Male als Argument mit viel Geschick verwandte Stelle aus Non posse suav. vivi sec. Epic. 10, aus welcher hervorgeht, wie sehr Pl. die Geschichtsschreibung des Herodot sowohl des Inhalts, als der Form wegen gelobt habe. Aus diesen Stellen will H. beweisen, dass Pl., der so oft von Herodot mit Achtung spricht, unmöglich eine Schrift, wie De Herod. mal., verfasst haben könne. Im Folgenden bespricht H. Wyttenbach's Ansicht, der die Schrift für eine Jugendarbeit Pl.'s hielt, die nach Art der Rhetorenarbeiten abgefasst sei. Die Ansicht W.'s sei scheinbar ganz acceptabel allein die Schrift habe so wenige Hiate; demnach müsste sie, da Pl., je älter er wurde, um so sorgfältiger die Hiate vermied (?), in seinen späteren Jahren geschrieben sein; dem widerspricht wieder jene Disharmonie im Inhalt, folglich ist sie unecht. Kann man auch, wie schon bemerkt, nicht überall und namentlich nicht in dem gegen Lahm. Angeführten H.'s Ausführungen beitreten, so muss man doch zugestehen, dass er durch die geschickte Benutzung neuer Argumente die Zweifel an der Echtheit der Schrift bedeutend vermehrt hat: ein abschliessendes Urtheil habe ich wenigstens, auch durch H.'s Arbeit, noch nicht mir bilden können.

Den Schluss des Jahresberichtes möge die Besprechung eines Buches bilden, welches sowohl seinem Inhalt, als auch der Nationalität des Verfassers nach, allen bis jetzt besprochenen entgegensteht; es ist dies:

Plutarch. His life, his lives and his morals. Four lectures by Richard Chenevix Trench. D. D. Archbishop of Dublin. London, Macmillan and Co. 131 S. 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

Der Verfasser wollte in einer litterarischen Gesellschaft eine Vorlesung über Plutarch halten und während der Arbeit wuchs ihm der Stoff zu vier Vorlesungen an. Diese Vorlesungen treten uns hier entgegen, nicht eine streng wissenschaftliche Arbeit enthaltend, sondern als Essays. Die erste Vorlesung p. 1—28 giebt zunächst die Quellen von Pl.'s Leben, erzählt uns von seinem Geburtsort, seinen Studien, seinen Reisen, seiner politischen Stellung;

behandelt die Freunde Pl.'s sowohl in der Heimath, als auch in Rom; sehr anziehend ist das Bild, welches uns der Verfasser von der ganzen plutarch. Zeit überhaupt entrollt. Er schildert uns den Pl. als Schriftsteller und namentlich als Biographen, sagt, dass er nie Vergil oder Ovid citire, die doch sehr passend in den Fragen über römische Geschichte hätten zu Rathe gezogen werden können, dass überhaupt nie, nur mit einer Ausnahme (Horaz in der Vit. Luculli XXXIX) ein römischer Dichter von Pl. citirt werde; ebenso unbekannt sei er mit der prosaischen Literatur der Römer gewesen, nur zwei Stellen im Leben Cicero's könnten allenfalls eine gewisse Bekanntschaft mit dessen philosophischen Schriften vermuthen lassen; sie könnten aber auch aus Tiro's Lebensbeschreibung sein, einem Buche, dem Pl. sonst noch viel verdanke. Dann schildert er uns den Pl. als Repräsentanten einer edlen Partei, welche die alte Religion retten wollte gegenüber dem Sittenverfall ihrer Zeit; er wundert sich, dass ihm das Christenthum so ganz unbekannt gewesen sei. dass er auch nicht einmal von ihm spreche, und findet eine Erklärung nur darin, dass er es, wie auch andere Schriftsteller, wahrscheinlich nur für eine Secte der Juden, von denen er oft spricht, gehalten habe (die Stelle Praec. conjug. 19 bezieht er auf orientalische Gebräuche). Dann erzählt er uns von den späteren Lebensjahren des Plutarch, die er in Chaeronea zugebracht habe, und wie er überall in Griechenland bekannt gewesen sei, in Sparta, Delphi, Theben etc. Die Symposiaca sind ihm ein Beweis, dass Pl. nicht Phantasieproducte uns hinterlassen hat, sondern zum grossen Theil wirklich gehaltene Gespräche; endlich kommt er noch auf seine Familienverhältnisse zu sprechen.

Ein eigenthümliches Versehen passirt dem Verf. auf p. 24; unter den Localitäten, in denen die Tischgespräche gehalten worden, nennt er zweimal Galepsus, sowohl im Text, als in einer Note, in der er sich auf Symp. IV, 4 bezieht und die dort stehende anziehende Schilderung des Badeortes Aidepsos übersetzt: Galepsus, a town of Euboea etc. (das kleine Galepsus in Macedonien wird nur einmal im ganzen Plutarch, in der Vita Aem. Pauli 23 genannt). Den Schluss der ersten Vorlesung bildet der sehr gut verwandte Trostbrief Pl.'s an seine Frau. Die zweite Vorlesung p. 29 bis 72 handelt nur von den Vitae des Plutarch. Nachdem er unter Berufung auf Vit. Aem. Paul. 1 über das Ziel und den Plan der

Biographie gesprochen, theilt er mit, wie beliebt Pl.'s Biographien, die eigentlich allein seinen Ruhm begründet hätten, da die Moralien leider den Meisten unbekannt wären, zu allen Zeiten gewesen seien; Heinrich IV. von Frankreich habe sie hoch geschätzt; dann vertheidigt er ihn gegen den Vorwurf der Anecdotenjägerei, rühmt ihn in seiner anschaulichen Schilderung und kommt auf die älteste englische Uebersetzung der Vitae zu sprechen, welche von Sir Thomas North aus dem Jahre 1579 stammt, ein Buch, welches dadurch den höchsten Anspruch auf Ehre erlangt habe, dass Shakespeare es für seine drei Römerdramen, Coriolanus, Julius Caesar, Antonius und Cleopatra benutzt habe; hierbei zeigt er, was Shakespeare daraus entnommen und was er hinzugedichtet habe. Aber auch Milton hat in seinem verlorenen Paradies I, 549—559 nicht, wie die Ausleger meinen, Thucydides V 70, sondern Plut. Vit. Lycurg. 22 vor Augen gehabt. Den Schluss dieser Vorlesung bildet das Lob der Unparteilichkeit Pl.'s.

Die dritte und vierte Vorlesung p. 73—100 und 101—131 beschäftigen sich mit den Moralien. Die Moralien sind eine Ergänzung der Vitae, die letzteren sind ohne die ersteren nicht überall verständlich; sie sind ihrem Inhalt nach hauptsächlich ethisch, daher der Name. Auch von den Moralia existirt eine alte englische Uebersetzung vom Jahre 1603, des Arztes Philemon Holland in Coventry. Nachdem Trench den Unterschied zwischen Philosophen und Sophisten zur Zeit Pl.'s klargelegt hat, sagt er, dass Pl.'s Vorlesungen nicht Schaustellungen seien, sondern ernsthafte Anstrengungen eines Seelenarztes; dann spricht er von Pl.'s Hinneigung zum Plato, nennt ihn einen Neuplatoniker mit orientalischem Anstrich, beruft sich dabei auf die Darstellung Zeller's in der Philosophie der Griechen III p. 141—152, dann bespricht er Pl.'s Stellung zu den Epikureern und Stoikern und würzt seine Darstellung mit vielen wörtlich aus Pl.'s Schriften übersetzten Stellen. Die vierte Vorlesung giebt uns Analysen plutarch. Abhandlungen; von De garrulitate sagt er, dass diese Schrift ein Commentar sei zu den Worten des Psalmisten: Ein Mann voll von Worten soll nicht gedeihen auf der Erde! So analysirt er De curiositate, De vit. peud., zeigt, wie Pl. oft von Geistlichen benutzt worden sei, vom heil. Basilius, aber auch von Montaigne und dem Engländer Jeremias Taylor. Dann analysirt er De adulat. et amico, De superstit., wobei er auf p. 115 in der Note eine philologische

Anmerkung über Pl.'s philosophische Terminologie macht. Endlich geht er auf De sera num. vind. über, spricht über Orakel und Inspiration mit Berücksichtigung von De Pyth. oracul. und De tranquill. anim. und schliesst mit einem Gesammturtheil, in welchem er Plutarch als Optimisten darstellt, ab. Eigenthümlich ist dem mit grosser Liebe für Pl. geschriebenen Buche das sehr starke Hervortreten des christlichen Standpunktes des Verfassers; man fühlt auf jeder Seite, dass ein Theologe dasselbe geschrieben hat.

[N. S. Aus einer Notiz in Calvary's Bibl. phil. class. s. v. Plut. ersehe ich, dass von diesem Buch Trench's im Magazin für die Literatur des Auslandes No. 4 schon eine Recension gegeben ist; ich habe dieselbe leider nicht erlangen und einsehen können. Auch gebietet mir die Pflicht der Dankbarkeit, hier zu bemerken, dass mir der Inhalt des Trench'schen Buches nur durch die liebenswürdige Unterstützung meines verehrten Herrn Collegen Kirschstein zugänglich geworden ist.]

Jahresbericht über T. Maccius Plautus.

Von

Gymnasial-Lehrer **August Lorenz**
in Berlin.

Die überaus reiche und so verschiedene Ansichten repräsentirende Litteratur der beiden letzten Decennien macht es nothwendig, vorerst die wichtigsten Erscheinungen derselben, auf welche der folgende Jahresbericht fortwährend Bezug nehmen wird, in einem kurzen Resumée zusammenzufassen.

In der fast vierzehnjährigen Pause, in welcher Ritschl nach dem Stocken seiner kritischen Gesammtausgabe (1854) sich hauptsächlich dem Studium altlateinischer Inschriften zuwandte und nur gelegentlich wieder auf den Plautus zurückkam[1]), machte sich das

[1]) In den Prooemien zu den Bonner Lectionsverzeichnissen: 1854/55 (über *naugae nogae nugae* und *iurigare iurgare*), 1855/56 (*isdem* als Nom. Sing.), 1856 (Onomatologisches zum Poenulus), 1858/59 (Restitution eines Theiles von Poen. I 2), 1865 (desgl. von Poen. II). Von den epigraphischen Aufsätzen im »Rheinischen Museum für Philologie« ist für Plautus der vierte der »epigraphischen Briefe«, Bd. XIV (1859), über Abfall der Endconsonanten, von besonderer Wichtigkeit, s. besonders S 394—404. Mit Bd. XXIII (1868) beginnt auch hier wieder Ritschl's eigene, umfassende Thätigkeit auf Plautinischem Gebiete: neben den später zu nennenden kritischen Beiträgen und den Artikeln »Zur Plautuslitteratur« (XXIII S. 660ff., XXVI S. 483ff., 640, XXVII S. 333ff., XXVIII S. 150ff.) ist vor Allem wichtig die Auseinandersetzung des »Canticum und Diverbium« XXVI S. 599—637 (Nachträge dazu XXVII S. 186ff. 352), deren Resultat um so eher als ein sicheres und sofort als Gemeingut in die Wissenschaft aufzunehmendes bezeichnet werden darf, da auch zu gleicher Zeit Th. Bergk unabhängig und ohne die handschriftlichen Schätze Ritschl's zu besitzen zu wesentlich ganz demselben gelangte, s. die »Lösungen«, I, im Philologus XXXI S. 229—246.

Bedürfniss zur Auffindung conservativerer Gesichtspunkte in der Kritik desselben immer mehr geltend. Solche verfocht entschieden W. Corssen in seinem bekannten Werke über »Aussprache, Vocalismus und Betonung des Lateinischen«, dessen erste Auflage 1858f. erschien, auf dem ganzen Gebiete der Prosodie und Metrik; Th. Bergk, der von Anfang an die kritische Gesammtausgabe mit einer Reihe vorzüglicher Recensionen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1848—1855 begleitet hatte, verlor auch jetzt nicht den Plautus aus den Augen, wie die Prooemien zu den Haller Lectionscatalogen bezeugen[2]; endlich traten, zum Theil von Bergk angeregt, mehrere jüngere Gelehrte hervor, die in kleineren Monographien sich bemühten, auch für die Cantica durch genaueres Erforschen der metrischen Licenzen und durch Aufsuchen seltenerer, bis dahin zum Theil unbekannter Versarten einen weit engeren Anschluss an die Ueberlieferung zu ermöglichen, als Ritschl und Fleckeisen für rathsam erachtet hatten. Dem Hiatus, den diese Gelehrten bekanntlich, ausser bei Personenwechsel, Gedankenpausen und Diäresen gewisser Metra, unbedingt beseitigt hatten, wurde ebenfalls um die Ueberlieferung mehr zu schonen ein möglichst weiter Spielraum gelassen. So namentlich von Andreas Spengel in seiner diss. inaug. »*de uersuum creticorum usu Plautino*«, Berol. 1861, und im »*T. Maccius Plautus. Kritik, Prosodie, Metrik*«. (Göttingen 1865)[3]; von Wilhelm Studemund in der diss. inaug. »*de canticis Plautinis*«, Halis 1864 und von Oscar Seyffert in seiner gleichzeitig erschienenen diss. inaug. »*quaestionum metricarum particula: de bacchiacorum uersuum usu Plautino*«, Berol. 1864. Ihre Ansichten übten grossen Einfluss auf die Textesgestaltung in den bald nachher erschienenen Ausgaben einzelner Komoedien mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen: von Julius Brix, der Studemund's Dissertation eine lobende und gehaltvolle Besprechung gewidmet hatte in den »Neuen Jahrbüchern f. Philol.« Bd. XCI (1865) S. 58ff., in drei Bänd-

[2]) 1858/59 (*de Plautinis fabulis emendandis*), 1860 (*quaestiones Ennianae*), 1862 (*de cantico Menaechm.* IV 2; v. 578sqq.), 1862/63 (*emendd. in Menaechm.*), zum 2. August 1862 (zu verschiedenen Komoedien), 1864 (Paelignische Inschriften), 1866 (*de elisione et aphaeresi in uocabulis Plautinis*), 1867 (Anschluss an das vorletzte Pr.)

[3]) Hierzu eine sehr wichtige Besprechung von W. Studemund in den N. Jahrb. f. Philol. Bd. XCIII (1866) S. 49—64.

chen: *Trinummus* (1864), *Captivi* (1865, zweite Auflage 1870), *Menaechmi* (1866, s. zur Hiatusfrage daselbst die Einl. S. 9 f.); und vom Referenten, in zwei Bändchen: *Mostellaria* (1866) und *Miles gloriosus* (1869). Zurückhaltender, namentlich in Betreff der Zulässigkeit des Hiats, zeigte sich Wilhelm Wagner in seiner Ausgabe der *Aulularia »with notes critical and exegetical and an introduction on Plautian prosody«*, Cambridge 1866[4]), und A. Spengel scheint in der Ausgabe des *Truculentus (cum apparatu critico Guil. Studemund et epistula eiusdem de codicis Ambrosiani reliquiis*, Gottingae 1868) ebenfalls schwankend geworden zu sein, da er in den Anmerkungen fast stets die Mittel zur Tilgung des Hiats angiebt.

Ritschl wies indessen, als er 1868 seine Arbeiten *»zu Plautus und lateinischer Sprachkunde«*, in einen Band vereinigt und mit vielen Zusätzen versehen, als vol. II der *opuscula philologica* erscheinen liess, fast alle jene Bestrebungen und Ansichten entschieden zurück, in der Vorrede sowohl wie gelegentlich in den Opuskeln selbst, und zeigte bald darauf in den *»Neuen Plautinischen Excursen«* (Heft 1: *»Auslautendes d im alten Latein.«* Leipzig 1869)[5]) und in der zweiten Bearbeitung des *Trinummus* (Tomi I fasciculus 1 der Gesammtausgabe, Lips. 1871), dass er, wenn auch die epigraphischen Forschungen seine Ansichten über einige prosodische Fragen und über die inne zu haltende Orthographie geändert haben, doch im Grossen und Ganzen den Plautus nach den früher verfochtenen Grundsätzen herzustellen gesonnen ist: unter stäter Beobachtung des im fünfzehnten Capitel der *prolegomena priora* (vor der ersten Ausg. des Trin., Bonn 1848) dargelegten »Einflusses des Wortaccentes auf den Versbau«, in den Cantica nach den rythmischen Sätzen Hermann'scher Metrik, und mit unerbittlich strenger Tilgung des Hiatus. Nur soll dieser nicht mehr wie früher durch Umstellungen, Einschiebsel und dgl.

---

[4]) Die handschriftliche Grundlage dieser Komoedie, im Codex *B* wie im *D*, hat Referent veröffentlicht im Programm des Köllnischen Gymnasiums, Berlin 1872.

[5]) Hierzu kommen die *Curae secundae* im Rhein Mus. XXIV S. 482—492, und die Vorschläge über *cubi cunde cusquam cuter* und Aehnl. für *ub* u. s. w., ebendas. XXV (1870) S. 306—312.

entfernt werden, sondern durch Einführung alter, durch das Studium der archaischen Inschriften gewonnener Beugungs- und anderer Wortbildungsformen, und zwar wo möglich überall, selbst an solchen Stellen, wo er nach den früher (*prolegg. priora* pag. CLXXXVIII sq.) aufgestellten Ansichten geduldet werden konnte. So wird denn zuerst jenes auslautende ablativische *d*, das Ritschl früher nur in *med* und *ted* anerkennen wollte[6]), nicht blos für ein entsprechendes *sed* und überhaupt für das ganze Nominalgebiet (*eod*, *quod*, *quad*, *quid*, *utrod*, *illod*, *bonod*, *mead*, *equod*, *lanternad*, *tribud*, *red*, *aetated*, *luctantod*) in Anspruch genommen, sondern auch für Adverbia auf *a*, *o*, *u*, *e*, die auf einen nominalen Ablativ zurückzuführen sind (*interead*, *propteread*, *modod*, *ergod*, *noctud*, *diud*, *planed*, *hodied*; dazu noch §. 24: *quod* = »wohin«, *introd*, *ultrod*), für einige Präpositionen, wie *prod*, *praed*, *sed* = *sine*, *anted*, *posted* (§. 28), endlich für den Imperativ auf *o*, z. B. *saluetod* (§. 29). — Auch andere archaische Casusendungen werden schliesslich §§. 32—34 als Hiatustilger empfohlen, so Gen. Sing. auf *ais* — *as*[7]) und Nom. Plur. auf *as* und *is*.

Dass der all' diesen Vorschlägen zu Grunde liegende Gedanke, der in vorzüglicher Darstellung und mit grosser dialektischer Gewandtheit vorgeführt wird, überaus ansprechend ist, fühlt jeder Kenner altlateinischer Dichter: er wird hierdurch an manche verkrüppelte Verse erinnert, die durch ein *sapientiai* für —*iae*, *simitu* für *simul*, *potarier* für *bibi*, *congredibor* für —*iar* und Aehnliches mit einem Schlage gesund wurden. Die Vorschläge haben denn auch in den vier Jahren, die seit ihrem Erscheinen verflossen sind, eine überraschend schnelle Ausbreitung und Erweiterung gefunden. So hat Otto Ribbeck in der zweiten Auflage seiner *Scaenicae Romanorum poesis fragmenta* (I: 1871, II: 1873) viele archaische Formen in den Text gesetzt, sogar bei Accius (84 sq., 131, 644). H. A. Koch hat mit grosser Gelehrsamkeit und umsichtigem Fleisse Ritschl's Bestrebungen fortgesetzt und im Rhein. Mus. XXV S. 617—622, wie auch in den Neuen Jahrb. f. Philol.

---

[6]) Prolegg. priora p. XCI: *generatim hoc definiri potest ut exploratissimum, in Plautinam artem ex antiquitatis consuetudine sola med et ted pronomina transisse nullo ablatiui accusatiuique discrimine, alius uocis eodem incremento auctae nullius uel fidem uel uestigium esse, ne gemella quidem sed forma excepta*

[7]) Früher gleichfalls auf's Entschiedenste verurtheilt: l. l. p. CCCXVIII sq.

Bd. CI (1870) S. 283 ff., 685 ff., Bd. CIII (1871) S. 826—828, eine Anzahl mehr oder weniger sicherer archaischer Formen ans Licht gezogen, die entweder einen Hiat tilgen (*fostis* für *hostis*, *fariola* für *ariola*, *uoxor* für *uxor* u. a.) oder sonstige prosodische und metrische Schwierigkeiten beseitigen (*ulam* = *uolam*, *uluntas* = *uoluntas*, *ucare* = *uocare*, *fexe* = *fecisse*, *cepse* = *cepisse*, *austin* = *audistin*, *seque* = *sequere*, *obfuat*, *tamine*, *nec* für finales und interrogatives *ne* u. a. m.). Brix hat sich in der zweiten Auflage seiner Bearbeitungen von Menaechmi (1873) und Trinummus (1873) derselben Richtung angeschlossen und den Text danach gestaltet (s. besonders zu Trin. 10, 539, 158), wenn er auch *praed*, *prod* und Aehnliches nebst *saluetod* bei Seite lässt, bei Anderem die Verschreibungen der Handschriften gebührend ins Gewicht fallen lässt (zu Trin. 35, krit. Anm. zu 924, S. 127) und besonnen genug ist, den Hiatus bei (gewissen) metrischen Abschnitten und bei Sinnespausen nicht anzutasten (Einl. z. Trin. S. 19 f., Anm. zu 185 extr.). Einer der jüngsten Schüler Ritschl's, Paul Mohr, conjicirt in seiner diss. inaug. »*de iambico apud Plautum septenario*«, Lips. 1873, für verschiedene Stellen ein *periclod*, *imponitod*, *impuned* u. A.

Bei so raschem Fortschreiten auf einer kaum eröffneten Bahn, deren Sicherheit noch keineswegs von allen Seiten geprüft worden ist, erscheint es als ein Glück für die Wissenschaft, dass sich auch warnende Stimmen urtheilsfähiger Männer dagegen erhoben haben. C. F. W. Müller, der bereits in seinem grossen Werke über »Plautinische Prosodie« (Berlin 1869) S. 215 Anm. gegen die Einführung des Nom. Plur. auf *is* von Substantiven (denn *hisce* ist sicher) in den Plautustext Bedenken erhoben hatte, sprach sich in den »Nachträgen« zu derselben (Berl. 1871) noch weit entschiedener gegen jenen Nominativ wie gegen den auf —*as* (S. 47 f. Anm.) aus, desgleichen gegen ein neben *sese* völlig überflüssiges *sed* (S. 113 f.), gegen Ablative auf *d* im Nominalgebiete (S 72 bis 80), ja selbst gegen eine zu häufige Anwendung des übrigens sicheren *med* und *ted* (S. 114—116). Seine Verneinung stützt sich auf Thatsächliches, nämlich auf die Resultate der mit unermüdlicher Geduld und ausserordentlichem Fleisse unternommenen Untersuchung der Ueberlieferung, welche sich durch die Zusammenstellung der für jede Frage in Betracht kommenden Beispiele

als eine so unzuverlässige erweiset, dass wir durch ihre Zeugnisse allein nicht dazu berechtigt werden jene archaischen Formen in den Text einzuführen. Denn einerseits liesse sich mit diesem Mittel zumal in Hiatusangelegenheiten alles Mögliche beweisen, andererseits giebt es eine Menge von indirecten Beweisen gegen jene Formen: denn oft sind, wo sie den Hiatus hätten tilgen können, ganz andere Mittel dazu angewandt. — Wir müssen uns also nach ganz anders sicheren Belegen für die zur Zeit des Plautus noch in der Volkssprache erhaltenen Archaismen umsehen: nur wenn solche beigebracht werden können, sind wir, eventuell mit Hinzuziehung handschriftlicher Zeugnisse und Spuren, berechtigt die bezüglichen archaischen Formen in den Text zu nehmen. Da aber gerade diese nothwendige Vorbedingung überall, ausser für *med* und *ted* (Accus. wie Abl.), fehlt, so verneint Th. Bergk in seinen »Beiträgen zur lateinischen Grammatik, I: Auslautendes *d* im alten Latein« (Halle 1870) entschieden die Berechtigung der Einführung dieses *d* in *sed* und in allen folgenden Beispielen aus verschiedenen Sprachgebieten. Er verfolgt in diesen »Beiträgen« Ritschl's Abhandlung auf Schritt und Tritt, erkennt den Vorzug, der in dem vorgeschlagenen Verfahren liegt, willig an, hebt aber hervor, dass die Zahl der inschriftlichen Zeugnisse aus der Plautinischen Zeit selbst so gering sei[8]), das Stillschweigen der Grammatiker so auffällig und jede handschriftliche Spur so verwischt, dass man das Vorkommen jenes *d* selbst in der beginnenden römischen Litteratur nur in geringem Masse annehmen dürfe, in der Volkssprache zur Zeit des Plautus aber gar nicht.

Kann denn nun auch diesem »Universalmittel« zur Tilgung lästiger Hiate ausser für *med* und *ted* nur noch in sonst ganz unerklärlichen Fällen eine nachwirkende Kraft, etwa wie die des anlautenden *F* bei Homer, beigemessen werden, so ist doch damit

[8]) Und auch diese beziehen sich nur auf das Nominal- und Adverbialgebiet. Das *quid* (*quod*), das Bergk schon vor Ritschl vermuthungsweise als alten Ablativ erkannt hatte, bezeichnet er jetzt selbst (S. 53—58) als unsicher, und zwar aus mehreren Gründen, die Brix in den Anm. zu Trin.[2] 35 und 807 (S. 126) wiederholt: die völlige Unzuverlässigkeit der Handschriften beweist auch hier wieder durch grosse Sammlungen K. F. W. Müller, Nachtr. z. Pl. Pr. S. 31—35. — In der Litteratur haben wir ein einziges sicheres Beispiel, Naevius bell. Pun. 8 V.: *Noctú Troiád exíbant cápitibús opértis.*

keineswegs denselben ein weiterer Spielraum eröffnet. Müller, der in seiner Prosodie S. 481—766 erschöpfende Zusammenstellungen aller möglichen Fälle liefert, bekämpft jeden Hiat; Bergk ist soweit davon entfernt ihn unbedingt in Schutz zu nehmen, dass er selbst einige Möglichkeiten andeutet (S. 112ff.), wie die altrömischen Dichter ihn vermieden hätten: auslautendes *m* sei mehrfach nicht elidirt worden, ja habe sich damals vielleicht noch gefunden in mehreren Verbalformen, die es später einbüssten (vgl. S. 97); ein *n* sei mehrfach als phonetischer Zusatz im In- und Auslaut nachzuweisen (S. 119f.); die schon früher an's Licht gezogenen alten Formen *hocedie* (Zeitschr. für Alterthums-Wissenschaft 1855, S. 291f.) und *homo — ōnis* (Philol. XVII S. 56) könnten öfter eingesetzt werden; bei *ubi*, *usquam*, *uter* und Aehnlichem habe vielleicht noch der ursprüngliche Anlaut *c* (vgl. *ali cubi*, *ali-cunde*, *κόσος*, *κοῖος*, *κῶς* etc.) nachgewirkt. In den letzten Annahmen befindet Bergk sich in erfreulicher Uebereinstimmung mit Ritschl: s. für *hocedie* neben *hodied* dessen Neue Plautin. Exc. I § 27; für *homo-ōnis* ist das zweite Heft derselben in Aussicht genommen; für *cubi* u. s. w. Rhein. Mus. XXV (1870) S. 306—312; desgl. mit Brix, s. z. Trin.[2] 158 und Men.[2] 89. Müller dagegen verhält sich sehr zweifelnd auch diesen archaischen Formen gegenüber (über *homo-ōnis*, Pros. S. 502 Anm. 1, Nachtr. S. 80f., öfter helfe ein *hŏmo* der Versnoth ab: Pros. S. 664 Anm., Nachtr. S. 105f.; über *hocedie* Nachtr. S. 92 Anm., 118f. Anm., 131f.; über *cubi* Nachtr. S. 29 Anm. 45) und erschöpft sich zur Tilgung des Hiats in den früheren Einschiebseln, Umstellungen und anderen Möglichkeiten, ein Verfahren, das, bei manchen glücklichen Resultaten im Einzelnen, dennoch im Grossen und Ganzen dem Leser nur das unbehagliche Gefühl haltloser Unsicherheit einflössen kann.

Es geht aus Allem hervor, dass zwar in dieser brennenden Frage noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist, dass aber fast alle Plautusforscher sich mehr und mehr von weitgehenden Hiatlicenzen abwenden; dass der Hiat im Flusse des Dialogs durch Einsetzung alter und erwiesen Plautinischer Formen oder durch wahrscheinliche Nachwirkung solcher getilgt werden wird, und dass somit Ritschl's frühere Ansicht, wonach er überall verpönt ist ausser in (gewissen) metrischen und Sinnespausen, wahrscheinlich den Sieg davon tragen wird. Ob zu diesen metrischen

Pausen auch die Hauptcäsur des iambischen Senars zu zählen sei, ist noch streitig: Bergk scheint es a. a. O. S. 113 festzuhalten; von anderen Seiten fehlen noch gewichtige Stimmen; Brix ist in der zweiten Auflage seiner drei Komoedien zu den früheren Ansichten Ritschl's zurückgekehrt, und Referent selbst, der sich schon 1870 damit einverstanden erklärt hatte (Philol. Anz. II p. 246, 520; Philol. XXX S. 584f.), wird sich in der Fortsetzung seiner Ausgabe denselben anschliessen.

Von anderen bedeutenden Erscheinungen des letzten Decenniums nennen wir noch die durch Fleiss und Scharfsinn ausgezeichneten kritischen Arbeiten O. Seyffert's (Philol. XXV und ff. Bände) und das schon mehrfach genannte grosse Werk Müller's. Als eine in nicht wenigen Partien das richtige Resultat ganz oder annähernd treffende, im Einzelnen manche schöne Beobachtung und klare Emendation liefernde, stets aber gründliche und erschöpfende Materialsammlung wird es lange seinen Werth behaupten, aber seine prosodisch-metrischen Theorien fallen völlig in sich zusammen, weil sie, im merkwürdigen Gegensatze zu Müller's sonstigem Verfahren, aus der Ueberlieferung abstrahirt sind und nicht auf der einzig richtigen Grundlage jedes volksthümlichen Schauspiels aufgebaut sind: auf der volksthümlichen Umgangssprache zur Zeit des Dichters selbst, eine Grundlage, die durch Inschriften, Grammatikerzeugnisse und andere Hülfsmittel historisch zu erforschen Männer wie Ritschl, Fleckeisen, Corssen, Bergk schon lange glücklich versucht haben und noch versuchen.

Vor Allen jedoch hat Wilhelm Studemund die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, nachdem er im Hermes I S. 281—311 durch seine »Plautin. und unplautin. Wortformen« die ersten Früchte mehrjähriger Beschäftigung mit dem cod. A bekannt gemacht und darin nicht blos einen seltenen Grad energischer Ausdauer, sondern auch kritische Genialität und glänzende Combinationsgabe an den Tag gelegt hatte. Seine späteren Publicationen haben dieses Urtheil im vollsten Masse bestätigt; leider sind sie aber bis jetzt noch gering an Zahl und Umfang[9]), auch lässt der

[9]) »Der Plautin. Trin. im Cod. Ambr.« Rhein. Mus. XXI S. 574 - 621; »Zur Kritik des Plautus« im Festgruss der philol. Gesellschaft zu Würzburg an die XXVI. Philologenversammlung, Würzburg 1868, S. 38—76; zwei Prooemien zu den Greifswalder Lectionskatalogen: 1870—71 *Commentatio de Vidularia Plautina*, 1871—72 *Emendationes Plautinae*.

längst in Aussicht gestellte Abdruck des A noch immer auf sich warten.

In jüngster Zeit jedoch hat der bereits so hoch verdiente Gelehrte ein Unternehmen begonnen, das wir, besonders nach dem Erscheinen des ersten Bandes desselben, mit den frohesten Erwartungen begrüssen dürfen, und das wir, als das jedenfalls bedeutendste und ausgiebigste Erzeugniss des Jahres 1873, uns freuen an die Spitze der Revue desselben stellen zu können. Es sind die

> *Studia in priscos scriptores Latinos collata. Vol. I fasc. prior.* Auch unter dem Titel: *Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins, herausgegeben von Wilhelm Studemund, Band I, Heft 1.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1873. VIII und 316 pp. 8. — 2 Thlr.,

eine Sammlung je nach der Zweckmässigkeit lateinisch oder deutsch geschriebener Monographien, in welchen unter Studemund's Leitung und mit Unterstützung aus seinen Collationen zweifelhafte Partien der altlateinischen Grammatik, Prosodie, Metrik von seinen Schülern bearbeitet werden. Auch eigene Beiträge stellt der Herausgeber in Aussicht, so für das zweite Heft des ersten Bandes: *Quaestiones metricae.*

Wir werden den reichen Stoff so vertheilen, dass zuerst über die Leistungen von allgemeiner Tragweite auf den verschiedenen Gebieten des Plautusstudiums referirt wird (und zwar über die Geschichte des Plautus und seiner Komödien, Grammatik, Prosodie, Metrik, Sprache), alsdann die kritischen und exegetischen Beiträge zu den einzelnen Komödien aufgezählt werden.

A. Allgemeines.

1. Geschichtliches

über den Dichter und seine Leistungen hat das vergangene Jahr nicht gebracht: denn nur als lächerliches Curiosum, hingeworfen von einem höchst unwissenden und affectirten Schwätzer, kann bezeichnet werden

Plauto ed il suo teatro. Scene Romane. Studio storico per Ulisse Barbieri. Milano, Carlo Barbini editore, 1873. 8. min. 109 pp. — 7½ Sgr.,

eine phantastische Novelle: Plautus kömmt verarmt nach Rom, tritt bei einem *pistor* in Dienst, wird durch dessen Härte gezwungen sich dem Theater zuzuwenden, hat nebenbei ein rührendes, fast platonisches (!) Liebesverhältniss — und was des Unsinns mehr ist.

2. Grammatisches.

Den ersten Platz in Studemund's oben erwähnten »Studien« behauptet unstreitig die p. 113—314 enthaltene Arbeit

De syntaxi interrogationum obliquarum apud priscos scriptores Latinos. Scripsit Eduardus Becker.

Erschöpfender Fleiss, gute Ordnung des Materials, strenge Methode in der Behandlung desselben und meistens glückliche Handhabung der Kritik machen diese Abhandlung zu einem wirklichen Fortschritt; kann auch nicht sofort jede Einzelheit erklärt werden und bleibt auch der Sprachgebrauch in mehreren Fällen schwankend, so ist er doch im Wesentlichen jetzt festgestellt und die Annahme einer beliebigen Modusvermischung des alten Lateins in indirecten Fragesätzen zurückgewiesen [10]). Wir folgen dem Gange der Untersuchung und theilen die feststehenden Resultate derselben mit, die daraus folgenden nothwendigen Emendationen sogleich mitnehmend, andere, die nicht direct mit dem Thema in Verbindung stehen, unter die einzelnen Komödien verweisend.

Im ersten Capitel (p. 120—211) behandelt der Verfasser die als »eigentliche« *(propriae)* bezeichneten Fragesätze, d. h. diejenigen Fragen, die nach *dic*, *loquere*, *rogo*, *uolo scire*, *uiso*, *cogito* und ähnlichen Ausdrücken, *quibus aliquo modo nos de aliqua re certiores fieri uelle indicatur* (p. 121), folgen, also von einem wirklich eine Frage ausdrückenden Hauptsatze abhängen. Hier ist in einer grossen Zahl von Fällen die Verbindung

---

[10]) Eine kurz vorher erschienene Abhandlung von Carl Fuhrmann: »der Indicativ in den sogenannten indirecten Fragesätzen bei Plautus« (Neue Jahrbücher für Philologie. Band CV, 1872, S. 869ff.), muss, obwohl auch eine respectable Arbeit, doch hinter der Becker'schen zurückstehen.

zwischen Hauptsatz und Fragesatz so locker, dass sich ersterer ohne Einbusse für den Sinn entbehren liesse, und demnach die parataktische Construction, d. h. der Indicativ im Fragesatze, Platz greifen kann (§. 1, p. 121—165). Dergleichen Hauptsätze sind solche, die nur eine Aufforderung enthalten, dem Fragenden die folgende Frage zu beantworten, also Imperative (*dic mihi*, *dic* ohne *mihi*, *loquere*, *eloquere*, *cedo*, *responde mihi*, *responde* ohne *mihi*, *expedi*, *narra*, *memora*, *aperi*, *doce*, *indica*, *opta*, *edisserta*, *uide*, *respice*, *circumspice*) und Ausdrücke, die dem Imperativ gleichkommen (*rogo*, *quaero*, *uolo scire*, *scire expeto*, *fac sciam*, *fac me certum*, *fac me conscium*). Daher auch mit den Handschriften, gegen die Aenderungen der Herausgeber, der Indicativ zu halten ist Cas. V, 2, 30 sq. *Eloquere — Num radix fuit.* Poen. V 2, 26: *nam qui scire potui (potis sum, possum), dic mihi.* Rud. 1156 *Dícedum, Ín eo ensiculo lítterarum quíd est.* || *Mei nomén patris.* ibid. 1160 *est* für *sit.* Bacch. 1157 *sed qui nihili's, id memora.* Mil. glor. 809 R. *sed quid meminisse refert*, *id rogo te tamen* (mit Luchs, Herm. VI p. 269). Cas. V 2, 22: *uolo memorare te quid factumst* (p. 147—150). — Auch gegen die Handschriften muss, aus mehreren Gründen, das *infuerit* Cist. IV 2, 69 in *inerat* geändert werden; ob aber auch an den noch übrigen, etwa 30 betragenden und zum allergrössten Theil unverderbt überlieferten Stellen überall mit Gewalt entweder ein Indicativ hergestellt oder eine andere Deutung des Conjunctivs herbeigezogen werden muss (p. 151—165), möchte Referent bezweifeln. Hier liegt viel eher das, auch in anderen Fällen wahrnehmbare, beginnende Schwanken des Sprachgebrauches vor, der sich später, mehrfach schon bei Terenz, fast ausschliesslich dem Conjunctiv zuneigte. Mit weniger bedeutenden, den fraglichen Conjunctiv nicht betreffenden Schreibfehlern sind überliefert Merc. 199, Poen. V 2, 151, Pseud. 951: die ersten beiden werden ihre bei Ritschl und Geppert stehende Fassung behalten müssen, und den dritten hat glücklich hergestellt Brix in den Emend. Plaut. Brieg 1847 p. 4 sq. *Séd mihi propera mónstrare*, *ubi sit ós lenonis aédium*; die trochäische Messung beginnt passend grade hier mit der neuen Wendung des Gesprächs, und *os aedium* ist ein durch das Folgende gesicherter komischer Ausdruck für *ianua*. Ueber Stich. 118 s. *B*: *Stichus*. Es sträuben sich gegen jede Aenderung die allem Anscheine nach richtig überlieferten Verse

Merc. 503, Most. 166 R., Aul. III 2, 17, Rud. 125 (p. 164). — Von den anders gedeuteten Conjunctiven ist das *uelis* sehr hübsch als Optativus gefasst (Cas. II 4, 8, p. 165; Merc. 389, Pseud. 278, Cas. II 4, 2, Curc. 457, Cist. I 1, 58: *Elóquere utrumque nóbis: Et quíd tibi st et quíd uelis nostram óperam, ut nos sciámus.* Cas. II 6, 1: *uelit;* Capt. 270 *mauelis*) und durch Vergleichung mit dem damit nur aus metrischen Gründen wechselnden *uis* ganz sicher gestellt; zuweilen, doch nicht immer, nöthig erscheinen die condicionalen (Rud. 1322, 1329, Pers. 590), potentialen (Poen. IV 2, 74, Cist. II 3, 69, Epid. III 4, 69, Aul. III 6, 27, Amph. 609, Rud. 991) und jussiven Conjunctive (Pseud. 709, 1305, Bacch. 745, Asin. 537, Mil. glor. 1025 p. 163).

Wenn dagegen die Verbindung zwischen Hauptsatz und Fragesatz enger ist, so tritt, wie in §. 2 p. 165—188 entwickelt wird, der Conjunctiv ein. Solche Verbindung wird ganz besonders erzielt durch die bekannte πρόληψις, die das Subject des abhängigen Satzes als Object in den Hauptsatz hinübernimmt und fast immer unmittelbar vor die Frage selbst stellt: man kann also wohl sagen *dic, quis homost?* nicht aber *dic hominem, quis est* für *dic hominem, quis sit.* Hiergegen streiten, von dem lückenhaften Verse Merc. 892 abgesehen, nur Pseud. 1184 *Chlamydem hanc commemora, quanti conductast,* wo die kühne Aenderung *qui conducta sit* vorgeschlagen wird, und Trin. 877, wo der Verfasser das handschriftliche *Fac me, si scis, certiorem hosce homines, ubi habitent, pater* halten zu können glaubt [?? *certiorem, hisce h. u. h.* Camerarius, Ritschl, Brix]. — Ferner durch die Einkleidung des Hauptsatzes in Frageform: *quin dicis, dicisne, etiam dicis, possum scire, licetne scire;* denn durch den in solchen Fragen ausgedrückten Zweifel, ob der Gefragte auch wirklich antworten werde, wird dem Hauptsatze das grössere Gewicht beigelegt, und er dominirt den Inhalt der folgenden Frage selbst. Daher auch mit den Handschriften das *sim* Mil. glor. 1184 R. und das *sit* Pers. 278 zu halten und der unvollständige Vers Truc. IV 3, 47 zu Anfang etwa so zu ergänzen sein wird: *Etiam loquere (Quin tu eloquere), filiam meam qui integram stupraverit;* Cas. III 5, 25 ist höchst unsicher überliefert, s. *B, Casina.* — Auch dann ist die Verbindung zwischen regierendem und abhängigem Satze eine engere, und also der Conjunctiv er-

forderlich, wenn ersterer entweder mit einem dritten Satz genau verbunden ist (Most. 172 *Quin me áspice ét contémpla, ut haéc me déceat*, so richtig Camerarius; Rud. 628), oder von einem solchen abhängig ist durch ein *ut* (Rud. 635, Merc. 170, Curc. 629, wo Becker gut ein *te* zwischen *quaeso* und *ut mihi dicas* einschiebt) oder *si* (Pseud. 1—2) oder *nisi* (Pers. 234, Aul. IV 10, 31, Truc. II 2, 12). — Endlich, wenn der Redende die Aufmerksamkeit des Gefragten auf die noch fragliche Sache hinlenkt (Rud. 1148, Truc. IV 3, 5)[11]), oder ihn auffordert sich durch eigenes Nachsehen oder Nachforschen Kenntniss von derselben zu verschaffen: so nach *uide*, *perspicito*, *uise*, *spectato*, *appella*, *roga*, *rogita* nicht selten und ohne Ausnahme.

Es werden schliesslich p. 189—211 noch drei Arten eigentlicher Fragesätze besprochen, in denen fast ausnahmslos der Conjunctiv herrscht. Die erste Art (p. 189—198) umfasst diejenigen Fragesätze, in welchen der Redende die spätere Absicht oder überhaupt den Wunsch und das Streben, Etwas in Erfahrung zu bringen, ausdrückt. Sie sind, wie die der zweiten und dritten Art, abhängig, 1. von *uerba quaerendi et consulendi*, z. B. Capt. 951 *Interibi — uolo erogitare, meo minore quid sit factum filio* (aus Bacch. 663 sq. scheinen zwei Indicative nicht entfernt werden zu können, p. 192); 2. von *uerba uisendi et obseruandi*, z. B. Pseud. 1063 *Visó, quid rerum méus Ulixes égerit;* gegen die Handschriften ist Aul. I 1, 26 *sitne* mit Pylades, Rud. 592 *agat* mit Becker zu lesen, Men. 349 in *Videamus, qui hinc egreditur* eine Corruptel anzunehmen; — 3. von *uerba cogitandi*, *meditandi*, *experiendi*, z. B. Trin. 841 *Quam hic rem gerat, animaduortam;* — 4. von *auscultare*: Curc. 279, Bacch. 404, Mil. glor. 993, Poen. IV 1, 6[12]).

Die zweite Art p. 198—204 umfasst die Sätze, in denen

---

[11]) Doch könnten diese zwei von *dicito* und *uolo scire* abhängigen Conjunctive auch den oben S. 351 genannten 30 Ausnahmen beigezählt werden; jedenfalls wird Rud. 946 *Quin post eloquere quid uis* stehen bleiben müssen.

[12]) Stellen wie Cas. III 4, 1 *Vise huc, amator si a foro rediit domum*, Bacch. 529, Men. 142, Pers. 824, Trin. 748, 763, wo überall *si* mit dem Indicativ nach *ut uisam*, *iam sciam*, *uide* steht, scheinen zu zeigen, dass *si* noch nicht völlige Fragepartikel geworden war, sondern die condicionale Bedeutung behaupten konnte. Stellen wie Aul. II 1, 54 und Ter. Phorm. 899, Ad. 154 zeigen den Uebergang.

ein Anderer als fragend eingeführt wird, z. B. Bacch. 118 *Rogabis me, ubi sit;* Most. 556 *Quid núnc faciundum cénses?* || *Ego quid cénseam?* Daher auch herzustellen Most. 907 *placeant* (wie schon das Metrum fordert, mit Camerarius), Poen. I 2, 140 *Quor mi haéc iratast?* || *Quór tibi haec iráta sit?* mit Becker, Bacch. 561 *Quid sit?* desgl. — Mil. glor. 995 *qui aucupet me, quid agam.* — Amph. 688 *an periclitamini, Quid animi habeam?* — Hierher gehören auch die Fälle, wo Jemand das angiebt, wonach er sich zu einer anderen Zeit erkundigt habe: z. B. Stich. 366 *Dúm percontor pórtitores, écquae nauis uénerit*, ibid. 328 *ego, quid me uelles, uisebam*, Mil. glor. 1336 *Témptabam, spiráret an non.*

Die dritte Art p. 204—208 umfasst, wie die p. 185—187 angegebene, indirecte Fragesätze nach einem Imperativ oder einer imperativischen Redensart, »*quibus aliquis sciscitari aliquid uel considerare iubetur uel admonetur, attamen non ita, ut is, qui loquitur, rem de qua agitur ipse comperire studeat*«. Beispiele: Poen. I 1, 53 *Rogáto, seruos uéneritne ad eúm tuos;* Mil. glor. 536 *Vide, sitne istaec uostra intus;* auch Bacch. 901 herzustellen: *i, uide sitne ibi* (mit Fuhrmann, *de partic. comparat. usu Plaut.*, diss. inaug., Gryphisw. 1870, thes. IV), oder *uise, sitne ibi* mit Becker; — Pseud. 1007 *Pérge opera éxperirier, Quid epistula ísta nárret;* Capt. 292 *proinde aliis ut credat, uide* (= *considera* wie Merc. 270); über Stichus 633 s. *B, Stichus.* — Schliesslich werden noch die hierher gehörigen Stellen aufgezählt, wo der Conjunctiv als ein absoluter zu fassen ist (p. 208—211), sei es als ein deliberativer (*uide quid agas* und Aehnl. Epid. I 2, 58; Most. 381, 1068; Pseud. 48, 379; Poen. III 2, 18; Cas. II 8, 64; *cógito, saéuiter blánditerne ádloquar* Pseud. 1290; Merc. 247, 645, 857, Men. 887, Stich. 75, Mil. glor. 198, Amph. 197, Most. 85, 689, Epid. II 3, 7; ähnlich nach *consulo, meditor, ratiocinor* und verwandten Redensarten; *Quid agas, rogitas etiam?* Bacch. 1195, ganz ähnlich Most. 368, Mil. glor. 1097, Rud. 379, Merc. 633, Epid. V 2, 82) — sei es als ein potentialer: Capt. prol. 35, Pers. 325, Rud. 917, Trin. 119, oder condicionaler: Amph. 914.

Das zweite Capitel p. 211—302 handelt über die uneigentlichen Fragesätze, d. h. solche, die von einem Verbum abhängen, das an und für sich keine Frage ausdrückt. Sie sind wirkliche Objectssätze, nur in Frageform gekleidet, und stehen, da hier eine genaue Verbindung zwischen Haupt- und Nebensatz

stattfindet, in der Regel im Conjunctiv. Sie zerfallen in drei Classen, je nachdem das regierende Verbum einfach verneinend oder bestätigend Etwas aussagt, oder in Frageform gebraucht ist, oder in imperativischer.

Die erste Classe, §. 1, p. 213—269, enthält also eine einfache Aussage von dem Inhalt des Objectssatzes: *nescis (nescit* u. s. w., aber nicht *nescio*, s. u.) *ut res sit*, *quid negoti sit*, *quid acturus sim* u. s. w. Da in einer sehr grossen Zahl von Beispielen nach *nescis, non edepol scio, non noui* u. dgl. p. 213—217 der Conjunctiv sicher steht, muss er auch mit den Handschriften erhalten werden Rud. 1040 *(tulerit*, die Handschriften *tetulerit)*, Epid. III 4, 25 sq. *Non edepol scio*, *Molestum necne sit* (vgl. *B*, *Epidicus*), Mil. glor. 514 sqq. (*ut nesciam) Utrum — aequom siet, An — uideatur* (vgl. *B*, *Miles gloriosus)*; die letzte Form, *uideatur*, ist gegen die Handschriften, aber nach dem *utrum — siet* gewiss nicht zu entbehren, wie man auch sonst die überaus schwierige Stelle herstellen will. Zweifelhafter scheinen Merc. 431 *Ah nescis*, *quid dicturus sum* (doch wohl *sim*), Mil. glor. 1074 *(habeam* für *habeo?*) und namentlich Pers. 515 (*nescis*, *quid te instet boni,) Neque quam tibi Fortuna faculam lucrifica adlucere uolt*, wo, wie auch sonst öfter, ein *ulit* = *uelit* (? ?) aushelfen soll. — Andere negative Hauptsätze, wie *non intellego*, *incertumst, non curo*, *non cogito*, *nil paenitet*, *non possum dicere* u. s. w., fordern ebenfalls constant den Conjunctiv, p. 221—224 (der also auch mit den Handschriften zu halten ist Amph. 172 *non reputat*, *laboris quid sit);* desgleichen die einen negativen Sinn enthaltenden *miror* (*quid siet*, *quid rerum gerat* u. s. w.), *demiror* und ähnliche, *metuo*, *timeo* und ähnliche, *erro* Mil. glor. 793, *poenitet* Trin. 321, Poen. I 2, 71; daher auch das handschriftliche *Nimis miror quid hoc sit negoti* sicher ist Men. 384.

Stets aber wird der Indicativ gesetzt, wenn *nescio quis* oder *nescio quid* so eng zu éinem Begriffe werden, dass sie fast wie ein unbestimmtes Pronomen, *aliquis aliquid*, gebraucht erscheinen, das *nescio* seine Bedeutung einbüsst und aller Nachdruck auf das Pronomen fällt; dasselbe gilt von Verbindungen wie *nescio ubi*, *nescio quo pacto*, *nescio quo modo*, *nescio quoia* (z. B. *uox ad auris mi aduolauit* Merc. 864); getrennt erscheinen *nescio* und das Pronomen nie, ausser durch *pol*: Aul. I 1, 32 und Epid. I 1, 59. Dieser engen Verbindung entspricht auch die schon von A. Luchs

im Hermes VI S. 264ff. erwiesene Prosodie der Redensart: sie bildet einen Choriambus und könnte als éin Wortfuss betrachtet werden; desgleichen das völlige Fehlen eines Verbums in 29 Beispielen, während ein Indicativ in 20 überliefert ist: p. 228—236. — Sobald jedoch *nescio* die volle Kraft des Verbums bewahrt hat, tritt in diesen Verbindungen, wie in den übrigen einer indirecten Frage (*ut*, *utrum — an, ne — an*, *uter* u. s. w.), der Conjunctiv ein: 20 Beispiele, wozu noch gegen die Handschriften Men. 744 *arbitrere* kommen muss; auch bewahrt *nescio* alsdann seine kretische Messung. (p. 236—240, cll. p. 213—221, wo von *nescis, nescit*, *nesciam*, *nescibam, hauscio* und Aehnlichem die Rede war)[13]).

Bis jetzt wurden die negativen Formen der Aussage (des regierenden Verbums) durchgenommen; es folgen p. 240—262 die affirmativen: *moneo*, *memoro*, *canto* und andere *uerba dicendi*, *uideo*, *audio, scis (scit* u. s. w., über *scio* s. u.), *teneo*, *intellego*, *in mentem uenit, noui*, *memini, faxo scies* und ähnliche, *sentis*, *reputo*, *refert*. Hier ist in der grossen Zahl von Beispielen p. 241 bis 255 der Conjunctiv so überwiegend, dass in den wenigen widersprechenden fast überall Verderbniss angenommen werden muss. So ist sicher Merc. 783 nach Anleitung des Ambrosianus zu lesen *dicam id quod est*, Most. 1040 ist überhaupt verschrieben und noch nicht geheilt, Pseud. 262sq. ebenso und überhaupt verdächtig, Truc. II 5, 11 wird durch bessere Interpunction beseitigt; Bacch. 201 und Trin. 165 allein sind schwer zu ändern. Siehe das Genauere über diese sechs Stellen im Abschnitte *B*, zu den betreffenden Komödien; vgl. aber noch für die beiden letzten Stellen das Referat über cap. III. — Die Form *scio* wird, wie oben *nescio*, p. 256 bis 262 für sich behandelt, weil in der That bei Plautus (bei Anderen nicht) ein Beispiel vorkommt, in dem *scio* mit folgendem Interrogativum in den Begriff éines Indefinitums verschmolzen zu sein scheint: Aul. II 1, 52 *Scio quid dictura's* (= *Scio quid dictura sis*: *dictura's* e. q. s.). Doch sieht sich der Verfasser genöthigt auch an sechs anderen Stellen den Indicativ nach *scio* an-

---

[13]) In Bezug auf *nescio quis*, *nescio quid* gelangte auch Fuhrmann in der Anmerkung 10 genannten Abhandlung selbstständig zu demselben Resultate wie Luchs und Becker: S. 811 f. Ungenügend dagegen ist die Besprechung (ebendaselbst S. 812 - 814) von *scin quid*, *scin quam* u. dgl. mehr.

zuerkennen: Men. 433, Stich. 112, Most. 877, 969, Mil. glor. 36, Bacch. 78; wohl auch Truc. IV 3, 11 (p. 262); in etwa 25 Beispielen dagegen steht der Conjunctiv sicher, der bei Terenz ausnahmslos herrscht. — Am Schlusse des § 1, p. 263—269, werden noch diejenigen hierher gehörenden indirecten Fragesätze aufgezählt, in welchen der Conjunctiv anders gedeutet werden kann oder muss, wie auch schon p. 257 Persa 730 *Scio quid uelis* als Optativ gefasst war.

Es folgen in der zweiten Classe § 2, p. 269—290, diejenigen indirecten Fragesätze, die von einem in Frageform gebrauchten, aber an und für sich keine Frage ausdrückenden Verbum abhängen. Hier werden zuerst die von einem *audin, uiden, scin* abhängigen in Betracht gezogen, p. 270—282: sie stehen meist im Indicativ, denn der Zusammenhang zwischen der indirecten Frage und jenen drei, gewöhnlich keine wirkliche Frage, sondern einen Ausruf, eine Aufforderung, einen Befehl oder eine Ermahnung zur Aufmerksamkeit ausdrückenden, Verben ist ein ganz loser; mit *uiden* und *uidetin* wechseln sogar *uide* und *uidete* ohne Sinnesunterschied; sie könnten, wie die Imperative vor den *propriae interrogationes* (cap. I § 1, s. oben), auch ganz fehlen oder durch ein *em, ecce,* ersetzt werden, und das *enuntiatum secundarium*, das sich stets auf etwas wirklich im Augenblicke Wahrnehmbares bezieht und daher gewöhnlich mit *ut, quam, quantum* anhebt, als ein Ausruf der Verwunderung oder Entrüstnng gefasst werden. Das *scin* verliert in Wendungen wie *scin quid te oro*, *scin quid uolo*, *scin quid est* und in den Drohungen *scin quam* oder *quomodo* (Pers. 139, Poen. V 5, 39, Aul. I 1, 8) seine Bedeutung und verbindet sich in den erstgenannten wiederum mit dem *quid* zu einem Indefinitum, ganz wie jenes häufige *nescio quid* und einmalige *scio quid.* Gewiss ist hiernach Amph. 671 und Bacch. 594 *sum* für *sim* und *siem* zu schreiben, während das *scin quid facias* Pers. 154, Mil. glor. 1034, Men. 947, Cas. II 8, 54 und das vereinzelte *scin quo pacto me ad te intro abducas* Bacch. 1177 ungezwungen als jussive Conjunctive gefasst werden können.

Sobald dagegen (p. 282—289) *audin* und *scin* wiederum die Bedeutung einer wirklichen, auf Antwort zielenden, Frage behaupten, steht der Conjunctiv: Trin. 373, Pseud. 1178, Asin. 703, Men. 530; wie auch nach *an scis, ecquid meministi, nouistin* und nach negativen Hauptsätzen: *non uides*, *an nescis*, *non tu scis*, *qui scio*

an, *quid id ad me attinet*, *quid mea refert*, *quid tu curas*, *paenitet te?* Die wenigen widersprechenden Stellen werden entweder glücklich geheilt (Merc. 722, Pers. 385, Most. 811, s. *B*, zu den respectiven Komödien) oder sind arg verschrieben, wie Merc. 879 (p. 286); nur Rud. 355 sq. scheinen *uoluit* und *inposiuit* bleiben zu müssen (p. 288).

Die dritte Classe, § 3, p. 290—302, die von einem nicht fragenden Imperativ abhängigen indirecten Fragesätze, umfasst namentlich die von einem *uide (aspice, specta, obserua)* regierten, welches, wie oben gesagt, ganz wie das imperativische *uiden?* zu beurtheilen ist und daher nie den Conjunctiv mit sich führen kann. Dieser ist dagegen nothwendig, wenn der Inhalt des Fragesatzes sich nicht auf etwas sofort mit den Augen (z. B. *Vide, caesaries quam decet* Mil. glor. 64) oder im Geiste (nach vorangegangener Erzählung: *Vidéte quaeso quíd potest pecúnia* Stich. 410) Wahrnehmbares bezieht, sondern sich erst aus dem Folgenden ergiebt, so dass ein starker Nachdruck auf das *uide* (fast = *audi*, *dicam tibi*) fällt: Merc. 103, Most. 198 (unsicher wegen starker Verderbniss), Pseud. 497, Amph. prol. 38, Trin. prol. 10. Ebenso ist der Conjunctiv nothwendig, wenn Jemand einer dritten Person Etwas zu sagen den Befehl erhält: Most. 1136, 1151, Capt. 376, 395, (Rud. 1211? s. das Referat über cap. III), und nach *cogita* (Most. 726, Mil. glor. 1364, Truc. IV 4, 15, Epid. III 3, 5) und ähnlichen Ausdrücken: Poen. V 4, 108, Aul. III 6, 6, Men. 972.

Das kurze Schlusscapitel, III, p. 303—314, behandelt die nicht seltenen Fälle, wo ein den aufgestellten Regeln widersprechender Indicativ überliefert ist, aber, wie angenommen wird, nur in Correlativ- und Relativsätzen, die so leicht mit indirecten Fragen verwechselt werden können. Die wahre Beschaffenheit dieser Sätze soll erwiesen, und damit der Indicativ gerechtfertigt werden, zuerst für Correlativsätze, p. 305—311, dann für Sätze mit dem relativen Pronomen selbst, p. 311 — 313. Für jene wird zuerst, wohl mit Recht, geltend gemacht, dass in Sätzen mit *ut*, *quomodo*, *quemadmodum* das Subject oft zugleich Object des Hauptsatzes ist und nur diesem beigesetzt wird, sodass der näher erklärende correlative Satz gleichsam als Appositum hinzutritt: *semul hanc rem*, *ut factast*, *eloquar* Amph. 1129 und in 7 ganz ähnlichen Beispielen; etwas freier, aber ohne Anstoss Men. 679: *uxor resciuit rem omnem*, *ut factumst*, *ordine*; Bacch. 1097 *om-*

niaque, ut quicque actumst, memorauit; Truc. IV 3, 77, Amph. 599, 441. Das Schwanken des Sprachgebrauchs aber, worauf der Verfasser selbst p. 303 sq. und 313 sq. aufmerksam macht, sieht man aus Men. 519 *Vxori rem omnem, ut siet gesta, eloquar,* Epid. III 2, 41 (cfr. p. 252) *Haec scitis iam, ut futura sint*; Trin. 236 (vgl. p. 244) *amoris artes eloquar, quemadmodum se expediant*; um nicht von den regelrechten Conjunctiven Rud. prol. 64 (vgl. p. 242) und Merc. 212 zu sprechen (p. 308). — Nicht so klar scheint uns Becker correlative Satzbeschaffenheit erwiesen zu haben an 10 Stellen (p. 307 sq.), wo das Object des Hauptsatzes »*attractionis artificio in nominatiuum mutatus et ad enuntiatum secundarium relatus*« sein soll: Trin. 830 *scis ordine, ut aequomst, tractare homines* gehört wohl gar nicht hierher, und kann man auch Bacch. 1063 *dico ut res se habet* und an den ganz ähnlichen Stellen Trin. 749, Merc. 351, Rud. 1211 zur Noth ein *rem* zu *dico*, *edoctum* und *eloquere* als Object ergänzen, so ist es doch viel natürlicher die anzuredende Person hinzuzudenken; wer wird aber Amph. 573 *resque uti[st] facta dico;* ibid. 1042 *resque ut factast, eloquar;* Men. 808 *Iam ego ex hoc, ut factumst, scibo*; oder gar Men. 119 *nunc adeo, ut facturus* (scil. *sum* oder *sim*), *dicam;* Asin. 376 *Dico, ut usus[t] fieri.* ‖ *Dico hercle ego quoque, ut facturus sum;* ein *rem* oder *me* suppliren? Will man sich daher nicht durchaus an ein hinzuzudenkendes *ita* halten, so müssen hier indirecte Fragesätze statuirt und die Indicative als Ausnahmen von dem nach *uerba dicendi* und *sciendi* sonst dominirenden Conjunctiv (cap. II § 1 B, p. 240—244; 247) gefasst werden (Rud. 1211 tritt als Ausnahme zu II § 3, 2 p. 298); Cist. II 3, 23: *Sed ut sit, de ea re eloquar* kann besonders verglichen werden. — Ebenso wenig gerechtfertigt erscheint die Annahme eines Correlativsatzes Most. 459 sq., wo *tam* im Hauptsatze ergänzt werden soll, Cist. I 1, 84, Men. 714, Amph. prol. 17, 50, Rud. 430, 958, 965, 1297, Most. 149, Pseud. 262. Pers. 108, Capt. 206, wo *id* oder *eum*, Pseud. 599, Stich. 541, Trin. 938, Aul. I 1, 24; IV 8, 7, Epid. III 4, 1, wo ein localer Begriff vor *ubi* oder *quo* fehlen soll. Die eigene Unsicherheit Becker's bekunden mehrere Versuche den Conjunctiv zu restituiren und weitgehende Aenderungsvorschläge zu Capt. 206 und Amph. pr. 17. — Es folgen schliesslich 12 »*enuntiata relatiua, quae propterea interrogationum obliquarum* s p e c i e m *praebent, quod nomen substantiuum*

per attractionem ex enuntiato demonstratiuo in relatiuum receptum est«, z. B. *uideo quam rem agis* Men. 685, *sentio quam rem agitis* Capt. 207, Stich. 105, Mil. glor. 377. 418, Rud. 963, Bacch. 698, Amph. 417, Pseud. 20, Most. 505, Poen. V 4, 12, Truc. V 39. Wenn wir uns auch hiermit nicht einverstanden erklären und also im Grossen und Ganzen gegen das dritte Capitel, als das schwächste, Widerspruch erheben, so ist es doch weit davon entfernt, dass die hier aufgezählten circa 40 Beispiele, die als Ausnahmen den im cap. II dargelegten Regeln einzuordnen wären, diese Regeln wesentlich erschüttern und somit den Werth der trefflichen Arbeit verringern, sie zeigen nur noch mehr die Wahrheit der Worte, die Becker am Schlusse seiner mühsamen Untersuchung p. 313 ausspricht: *»quam difficile fuerit priscis scriptoribus in re noua certas et constituere ingeniose et constanter observare leges syntacticas«.*

De Latini pronominis relatiui syntaxi prisca. Diss. inaug., quam scripsit Frid. Paetzolt. Vratisl. 1873. IV, 46 pp. — 12 Sgr.

Da der Verfasser zwar die archaischen Inschriften fleissig benutzt, vom Plautus aber vier Komödien bei Seite gelassen und Ribbeck's Fragmentensammlungen nicht herbeigezogen hat, ist sein Versuch weit davon entfernt eine auch nur annähernd vollständige Materialiensammlung zu bieten. Die Behandlung des Gebotenen ist ohne hinlängliche kritische Hülfsmittel, z. B. bei den von Ritschl nicht edirten Komödien ohne Benutzung der zweiten Pareana, unternommen, und, was schlimmer ist, ohne kritische Eindringlichkeit und Schärfe, mit zahlreichen Spuren der Unreife und Unselbstständigkeit. Da von Eigenem und Neuem gar Nichts geboten wird, was auch nur den Schein der Probabilität hätte, und in Bezug auf die Moduslehre Holtze's Resultate nur bestätigt worden, ist die Dissertation als werthlos und völlig entbehrlich zu bezeichnen.

De ablatiui casus formis Plautinis. Scripsit *Franciscus Buth.* Leopoli Pomeranorum 1873. II, 27 pp. 8.

Dieses Schriftchen verdient in noch höherem Grade als das ebengenannte den Vorwurf der Uebereilung und Unreife und muss von der Kritik aufs Entschiedenste zurückgewiesen werden. Es ist

ein Versuch die Folge der Plautinischen Komödien chronologisch zu bestimmen je nach den, neben den vocalisch auslautenden, mehr oder minder häufigen Ablativen auf *d*. Davon, dass deren Existenz im Plautustexte überhaupt sehr zweifelhaft ist, scheint der Verfasser keine Ahnung zu haben: er nennt weder Bergk noch Müller; und ebensowenig scheint er Kenntniss zu besitzen von den sonstigen, auf ganz anderer Basis ruhenden, Untersuchungen über die Chronologie der Komödien, deren Resultate er doch mit den seinigen hätte vergleichen sollen. Ihm stehen Ritschl's Behauptungen in den N. Pl. Exc. I so fest, dass er sogar alle von diesem als unsichere bei Seite gelassenen Verse mitnimmt und noch durch neue vermehrt, die sich nur irgendwie für ein *d* ausbeuten lassen: so wird z. B. Mil. glor. 965 *Quid pacto potis* als gute Waare für *Quo pacto potis* genommen. Doch es genügt zur Verwerfung wohl völlig die Erinnerung an Ritschl's eigene, besonnene Mahnung a. a. O. § 38 S. 124—127, wo er, *experto*, vor jeder auf sprachlichen Archaismen beruhenden Zeitbestimmung warnt.

3. Prosodisches.

Index lectionum in academia theolog. et philosoph. Monasteriensi per menses hibernos a. 1873—1874 habendarum. Praemissa est *P. Langeni Quaestiuncula grammatica.* 6 pp. 4. — 10 Sgr.

Der Verfasser, der schon früher gelegentlich kleinere Beiträge zur Texteskritik der Palliaten lieferte (z. B. im Rhein. Mus. XII S. 426—433, Philol. XXX S. 434 ff.), hat im verflossenen Jahre nicht blos den Menächmen seine Aufmerksamkeit zugewandt (s. *B*, *Menaechmi)*, sondern auch in vorstehender *quaestiuncula* eine Frage angeregt, deren hier vorgeschlagene Lösung, wenn sie erst auf eine gründliche Behandlung und erschöpfende Beispielsammlungen basirt sein wird, einen prosodischen Fortschritt bezeichnen dürfte. Referent darf die Hoffnung aussprechen im nächsten Jahresberichte eine Arbeit dieser Art, von tüchtiger Hand herrührend, anmelden zu können und beschränkt sich deshalb hier auf ein kurzes Resumé des Langen'schen Vorschlages mit Hinzufügung der durch denselben wahrscheinlich geheilten Verse.

Im Anschluss an Ritschl's Untersuchungen über die verschiedenen Messungen von *illius*, *istius* u. s. w. in den Opusc. II p. 678 ff. wird nicht nur, mit Demselben, ein daktylisches *ístĭŭs* verworfen, sondern auch, gegen Denselben (p. 681—683, vgl. Corssen, Ausspr. II [2] S. 624), ein tribrachisches *íllĭŭs* mit dem Ictus auf der ersten Silbe; denn positionslange Silben können unter demselben keine Verkürzung erleiden. Da endlich auch ein *īlljus*, wie C. F. W. Müller, Plaut. Pros. S. 341, vorschlägt, kaum annehmbar ist, scheint für die hier in Frage kommenden Verse die Annahme einer zwischen *illius* und *illi* stehenden Mittelform des Genetivs geboten, nämlich eines *ill͡ius*, gesprochen *illis* und spondeisch gemessen, welches denn auch durch die bekannten Analogien *e͡ius cu͡ius hu͡ius* und andererseits durch das nach Abfall des Schluss-*s* entstandene *quoimodi* (= *quoiusmodi*, Ritschl's Opusc. II p. 721 zu vergleichen) gerechtfertigt wird. Hiernach wäre also zu lesen Curc. 716: *Líbera haéc est, híc hu͡ius fráter ést, haec aútem ill͡ius soror* (? doch wohl *huius* für *illius* mit dem Rec. im Philol. Anz. VI S. 46, da *hic* durchweg in 716 und 717 herrscht); Pseud. 1196 *Quem égo hominém null͡ius colóris nóui;* Merc. 51: *Laceràri ualide súam rem: ill͡ius augérier;* endlich könnte auch für die drei bei Ritschl a. a. O. S. 691 f. besprochenen Verse ein *isti͡usmodí* in Betracht gezogen werden: Most. 746: *Patróne, salue. Níl moror mi istí͡usmodi cluéntis*; Merc. 144 *Ápage isti͡usmodí salútem, cúm cruciátu quae áduenit*; Epid. I 2, 16: *Málim isti͡usmodí mi amicos fúrno mersos quám foro.*

4. Metrisches.

Quaestiones metricae, scripsit *Augustus Luchs.*

Diese Abhandlung, von der ein Theil bereits 1872 als Inaugural-Dissertation in Greifswald publicirt wurde, ist jetzt vollständig dem ersten Bande der Studemund'schen Studien, p. 1—75, einverleibt worden. Sie ist nächst der Arbeit Becker's die wichtigste Erscheinung des vergangenen Jahres, theilt mit dieser die rühmlichst anerkannten Vorzüge des gründlichsten Fleisses und der guten Ordnung, und zeigt ein beachtenswerthes kritisches Talent, von dem übrigens der Verfasser schon in seiner ersten Arbeit

(»Beiträge zur Kritik des Plautus« Hermes VI S. 264–281) und besonders in einer späteren (»Beiträge u. s. w.« ebendas. VIII S. 105—124) hübsche Proben geliefert hatte. In jener fanden wir bereits die richtige metrische und grammatische Auffassung des *nescio quis*, vgl. oben S. 356, aus dieser werden wir im Abschnitte *B* eine Anzahl gelungener Emendationen zu den einzelnen Stücken anzuführen haben.

In vorliegender Abhandlung geht nun Luchs aus von einer Bemerkung des Diomedes über die Häufigkeit des Spondeus im fünften Fusse des iambischen Senars, und weist zuerst nach, dass der Verfasser der »Tragödien Seneca's« den Iambus in diesem Fusse nur, wenn längere schwierige Eigennamen ihn nicht vermeiden liessen, zugelassen habe (vier Mal, Med. 515 scheint unächt, Troad. 1090 ist wohl *fastigio* für *cacumine* zu lesen), und dass in ähnlicher Weise alle Dichter von Liuius Andronicus an bis etwa in das zweite Jahrhundert nach Chr. hinein sich ihn nur dann gestatteten, wenn ein viersilbiges oder den Creticus (oder den Päon quartus) bildendes Wort den Vers schloss: *pepércerånt*, *cóntumélia*, *édidísse dícitúr.* Die Scaeniker (p. 13 bis 18) fügen hierzu noch zwei andere, auch für den Ausgang des trochäischen Septenars und des iambischen Octonars geltende, Fälle, wo der Iambus *»numerorum uarietate rythmique celeritate quasi furtim sese insinuat«*, nämlich die Aufeinanderfolge 1. eines den vierten Päon bildenden und eines iambischen Wortes (*réueniúnt domúm*, *sácruficém mihí*, *óperuít forís*), und 2. eines nach kurzer Silbe folgenden anapästischen und eines iambischen Wortes: *α. égo etiám priús*, *dáte operám modó*, *hábe animúm bonúm* und noch 15 ähnliche Beispiele, wodurch auch Persa 733 die handschriftliche Lesart gesichert wird; — *β. ín aliúm diém*, *út abeás domúm*, *át etiám parúm* und noch 7 Beispiele; — *γ. erús operám daré* und 5 ähnliche Stellen. Auch an Versausgängen wie *íd ab eó petás* Curc. 66, *Juppitér. Ego itém uoló* ibid. 27. *díceré quid eóst opús?* Amph. 345, *aliquíd ad eúm modúm* Men. 211 wird dann wegen des engen Zusammenhanges der den Anapästen bildenden Wörtchen kein Anstoss zu nehmen sein.

Nie aber haben die römischen Dichter, und zwar alle oben genannten, in jenen drei Versarten im vorletzten Fusse den Iam-

bus geduldet, wenn durch denselben, in den beiden letzten Füssen, ein iambisches Wort auf ein anderes iambisches oder auf ein den Creticus bildendes (oder auf den Creticus auslautendes) Wort folgen würde — »*id quod iam demonstraturi sumus*« (p. 8).

Nur scheinbare Ausnahmen (p. 18—21) bilden die mit bekanntem Hiat zu lesenden Verse Pseud. 800 *si eras coquós* und Poen. I 2, 77 *se amét potést*, die in éinen Begriff und daher gleichsam in éin, diiambisches, Wort verschmelzenden Wörtchen *boná fidé* Truc. II 7, 30 und *bonán fidé* Most. 670, und die ebenso aufzufassende Redensart *(ire in) malám crucém*, deren Gleichstehen etwa mit *malum* oder *Acheruns*, wie Dombart und Brix zu Capt.[2] 466 bemerken, sowohl das öftere Fehlen des *in* als das häufige Hinzutreten eines zweiten Adjectivs (*magnam*, *maxumam*) zeigen. Sie kömmt in den fraglichen Versausgängen 23, sonst noch 6 Mal vor und ist unzweifelhaft richtig hergestellt Men. 849 von Ritschl, und Rud. 1162 von Müller, Plaut. Pros. S. 123 durch *i* für *ite.*

Bei der nunmehr beginnenden Musterung der zahlreichen Stellen im Plautustexte, die diesen Regeln in der That widersprechen, stellt sich sofort heraus, dass der weitaus grösste Theil derselben nicht auf handschriftlicher Grundlage, sondern auf Aenderungen neuerer Kritiker beruht, die dadurch einen fehlerhaften Hiat beseitigen (p. 21—27), Lücken ausfüllen (p. 34—43), anderes Metrum einführen (p. 43—49) oder sonst Unrichtiges corrigiren (p. 27—34, 74sq.) wollten, zuweilen aber Richtiges entstellten, wie Mil. 492, 624, Pseud. 286, Capt. 981. Von diesen, selbstverständlich aller Beweiskraft gegen die fraglichen Regeln entbehrenden, Stellen werden wir bei den einzelnen Stücken diejenigen mitnehmen, die der Verfasser genauer bespricht und selbst oder mit Studemund's Hülfe zu heilen sucht; hier können wir sofort auf den kleineren Theil übergehen, der in den Handschriften mit jenem verpönten Versausgang überliefert erscheint und vom Verfasser p. 49—62 behandelt wird.

Von diesen sind durch richtige Messung oder durch einleuchtend nöthige Aenderungen schon beseitigt: As. 759, 779, Curc. 614 (alle drei von Fleckeisen, an letzterer Stelle wäre noch einfacher:

abduxisti für *abduxti*), Curc. 461 von Müller, Pl. Pr. S. 4. Most. 1006 und Poen. V 2, 124 von Camerarius, Pers. 234 von Bothe, Most. 583 (wo der *A* nach *díco* hat *abi domum*) von Ritschl, Men. 854 von Demselben Opusc. II p. 479, Ps. 702 nach dem *A* von Studemund im Hermes I S. 296; Mil. glor. 204 sq. wird jetzt (p. 51) von Demselben zum Theil nach *A* und unter Vergleichung von Amph. 1030 so hergestellt: *feruít femur Déxterum: íta ueheménter icit*; Rud. 883 schlägt Luchs für *semel* vor *sine te* oder *solus*; Epid. V 1, 51 *(saeuiuit senex* der *A)* ist mit Dousa zu lesen *saeuibunt senes*; Aul. I 2, 40 *postidea* mit den älteren Ausgaben, nicht *postidem;* Epid. III 3, 23 *nimium* für *nimis* mit Luchs, der auch Aul. IV 2, 9 gut durch *audiui* für *audio* heilt; Truc. I 1, 27 ist durch das *itidem* des Camerarius noch nicht hergestellt. — Hiernach ist auch die Entscheidung zu treffen in Fällen, wo die verschiedenen Klassen der Handschriften von einander abweichen: der *A* hat das Richtige Stich. 643: *Qui hercle ílla causa ócius nihiló uenit* [abgesehen vom Hiat; vgl. Bücheler im Rhein. Mus. XII S. 132], Cas. prol. 60: *fíliúm sensít suum*, Epid. I 1, 22: *redd etur*, vielleicht auch Stich. 509 *cred etur*; die Palatinische Recension dagegen Stich. 341 *perc epit* (*persipit A?)*, Trin. 438: *mútuóm mecúm facit,* Cas. III 3, 13: *cúm maló magnó tuo* (Geppert's cod. Paris. falsch), Men. 176: *iám foris ferió? Feri;* Pers. 161: *níhil horúnc scio* (so *B*, *horúnc nihíl scio CD).* Mit Recht hat also Bothe Poen. pr. 119, V 2, 120, Merc. 972 die Umstellungen vorgeschlagen *sibi pro filio*, *filio reddi bona*, *filio fuerat tuo*, und ist wohl mit Luchs umzustellen Epid. III 4, 86: *Legum átque iurum cónditor fictór cluet,* »nisi forte poetam in condĭtor legum et condĭtor iurum lusisse existimas« (p. 55).

Es sind nunmehr von den Versen, die auf einen kretischen und einen iambischen Wortfuss ausgehen, noch f ü n f, von denen, die auf zwei iambische Wortfüsse ausgehen, noch z w ö l f übrig. Luchs erklärt alle 17 für verderbt, schlägt theilweise sehr kühne Aenderungen vor und beruft sich, wenn er bisweilen keine finden kann, auf die misera condicio der Plautinischen Handschriften überhaupt (p. 62). Von jenen fünf, die p. 55—59 behandelt werden, ist Amph. 157 die Umstellung *sit mi auxili* für *auxili siet* (das *mihi* steht in den Handschriften an falscher Stelle) hart, völlig unwahrscheinlich aber die Vertauschung zweier Vershälften As. 64 sq. Ueberraschend kühn, aber nach dem dargelegten Sprach-

gebrauche vielleicht richtig, ist die Einführung des Pluralis *furfuribus* Capt. 807 (und *furfures* Gell. XI, 7, 5); unbegründet erscheint uns das wegen der Bedeutung des griechischen Wortes gegen Pseud. 700: *εὑρέτης mihíst* erhobene Bedenken: man vergleiche mit dem von Luchs selbst angeführten Verse Men. 902 (*Meus Ulixes*) die ganz gleiche Benennung, die selbst Simo, mit halb unwillkürlichem Interesse an dem kecken und klugen Sklaven, diesem beilegt 1063 und wird dann wohl nicht mehr an Calidor's obiger Bezeichnung Anstoss nehmen; eine Syncope wie die Aul. II 4, 46 angenommene: *Tún triúm littrárum homó* ist wohl nur in Anapästen zulässig. — Auch von den noch übrigen 12 Versen, wo zwei iambische Wörter auf einander folgen würden (p. 59 bis 62), sind nur die wenigsten leicht zu ändern: Men. 480 mit Bothe und Ritschl, Stich. 537 mit Lachmann und Ritschl; sonst müssen, unter stätem eigenen Schwanken, mehr oder minder kühne Umstellungen (wie Capt. 526 mit Hiat in der Diäresis [wie Curc. 178]: *éri uicém pestém malám;* Trin. 533: *quoíus ílle fúit agér;* Poen. I 3, 38 *quándo iúbet amór)*, Einschiebsel (Merc. 585 *apud méd erít*; Cas. II 6, 43 *Tum lucrificat* [??]; Men. 750 *Negas mé nouisse? négas nouisse méum patrém?)* oder andere Aenderungen vorgeschlagen werden (Rud. 776 *Cúm maló magnó suó* für *Máxumó maló suó*; Curc. 477 ganz unwahrscheinlich *máleuolí superá lacúm)*, wenn nicht, wie Pseud. 877, alle Hülfsmittel versagen. — Müssen wir denn auch, wie ähnlich oben bei Becker's Arbeit, zuweilen gegen das zu kühne Streben des Verfassers, alle widersprechenden Stellen seiner Regel accommodiren zu wollen, Bedenken äussern, so behält doch diese (die bei Terenz kaum einem Zweifel unterliegt) in ihrer Allgemeinheit auch für Plautus entschiedene Gültigkeit: die schon von Diomedes beobachtete »Häufigkeit des Spondeus im fünften Fusse des Senars« ist jetzt durch eine methodische und gründliche kritische Untersuchung gut aufgehellt worden, und die Conjecturalkritiker dürfen die hier gegebene neue Lehre, dass Plautus die verpönten Versschlüsse thunlichst gemieden habe, auf keinen Fall mehr ignoriren.

De iambico apud Plautum septenario. Diss. inaug., quam — scripsit *Paulus Mohr.* Lipsiae 1873. 32 pp. 8. — 10 Sgr.

Dass der Verf. der Ansicht Ritschl's über die grosse Tragweite des auslautenden ablativischen *d* unbedingt huldigt und durch

Conjectur eine Anzahl neuer Beispiele für dasselbe schaffen möchte, ist bereits oben S. 345 erwähnt. Um eine Hauptlehre Ritschl's, die von der Uebereinstimmung des Wortaccentes mit dem metrischen, bekanntlich dargelegt im funfzehnten Capitel der ersten Prolegomena, dreht sich denn auch der wichtigste, zweite, Theil der Dissertation, die mit Fleiss, aber in wenig routinirter Darstellung und in schlechtem Latein geschrieben ist und mehrfach (zum Beispiel diene p. 22 ein *Herculí* als fünfter Fuss des iambischen Septenars!) Versehen zeigt. Dennoch dürfen wir diesen Versuch zur Lösung einer der wichtigsten, von den hervorragendsten Kräften in diametral verschiedener Weise beantworteten Frage der Plautuskritik mit Freuden willkommen heissen; denn er schlägt den unseres Erachtens einzig richtigen Weg ein, den der Statistik: sorgfältiger, von besonnener Kritik unterstützter, Zählung aller hier in Betracht kommender Verse. Im vorliegenden Falle nun ist die Aufgabe noch verhältnissmässig leicht gewesen; denn iambische Septenare zeichnen sich überhaupt durch einen strengen Bau aus und sind im Plautus nur etwa 1300 an Zahl; auch werden die in den Canticis zerstreut vorkommenden mit gutem Grunde von der Untersuchung ausgeschlossen, da sie ja kritisch oft im höchsten Grade unsicher sind und Licenzen darbieten würden, wie sie die sicher, in continuirenden Scenen, überlieferten nie zeigen. Sehr zu wünschen wäre es aber, dass auch der iambische Senar und der trochäische Septenar in ähnlicher Weise von tüchtigen jungen Kräften bearbeitet werden möchten, und zwar von solchen, die, unbestochen von allem Autoritätsglauben und ohne Jagen nach dem zweifelhaften Ruhme eines »feinfühligen Gehörs« und »geistvoller Verbesserungsvorschläge«, nur die Thatsachen im Auge behalten, das Seltnere, wenn sonst unverdächtig, eben als solches ruhig gelten lassen, und blos das unwiderleglich Verderbte zu heilen suchen oder bei Seite schieben. Eine in den meisten Fällen diesen Wünschen entsprechende Arbeit über ein kleineres Gebiet war ja die eben gewürdigte von Luchs.

Die Mohr'sche Dissertation nun handelt in ihrem ersten Abschnitte p. 6—14 über die Cäsuren. Nach Wiederholung des Allbekannten über erlaubten Hiat und *Syllaba anceps* (auf je sieben Verse etwa ein Mal, wie die Beispielsammlung aus dem Miles gloriosus zeigt) und reinen vierten Fuss, der auch, wie Mil. glor. 1278, Asin. 427 und Truc. I 2, 52, durch Abwerfung eines *s* finale

erzielt wird, kömmt die Rede auf die von Reiz und G. Hermann entdeckte, sehr seltene, sogenannte »trochäische« Caesur (p. 10—13), die nach der Anakrusis des fünften Iambus eintritt und im vierten Fusse den Spondeus (Rud. 318) und den Dactylus (Asin. 720) zeigt, mit Elision vor der Anakrusis dieselben Füsse Rud. 386 und Asin. 583. Aber sonst findet sich diese Caesur in den continuirenden Scenen nur noch Asin. 599, Rud. 1296, Curc. 526; die übrigen sechs Stellen zieht Mohr zu vorschnell herbei: Asin. 432, Rud. 329, 700 sind lückenhaft, Asin. 492 und 720 erlauben doppelte Messung, resp. Herstellung: *Meritó meo neque me álter est Athénis hodie quísquam* (Bothe, Fleckeisen) oder *M. m. n. mést Athénis álter h. q.* (Mohr, nach Rud. 1281)[14]); *Opta íd quod ut cóntingát tibí uis* — (Fleckeisen) oder *Opta íd quod út contíngat tíbi uis* — (Mohr, kaum richtig). Rud. 349 endlich darf die einfache Aenderung *periculo* für das handschriftliche *periclo* nicht einem *periclod* zu Liebe abgewiesen werden. Wohl mit Recht dagegen will Mohr Asin. 718 mit den Handschriften lesen: *Licet laúdem Fortunám, tamen ut né Salutem cúlpem* (Fleckeisen weniger ansprechend) und ebendas. 689: *O Líbane, mihi, patróne mi*, wo die Handschriften *mi p. mihi* geben; auch werden p. 12 bei Besprechung der die regelmässige Caesur nicht hindernden Elision lesbarer gemacht Asin. 469 (*te aufer* für *aufer te*), Poen. V, 4, 61: *Sed illúc quidem uolui dícere — Immo díxi, quod uolébam*, und ebendas. 79 durch ein *Enim* für *Sic.* — Auch der dritte Abschnitt, p. 26—32, über die metrischen Füsse, enthält meistens Bekanntes: der Tribrachys steht überall für den Iambus, namentlich im zweiten und sechsten Fusse; der Proceleusmaticus ebenso, namentlich im ersten und fünften, doch im siebenten höchst selten: Men. 978, wohl auch Asin. 430, Curc. 121. Von Dactylen und Anapästen gilt bekanntlich dasselbe, oft folgen zwei, ja drei auf einander; auch kann Dactylus auf Anapästen folgen: ⏑ ⏑ –́ | –́ ⏑ ⏑, nie aber umgekehrt: –́ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ –́: deshalb ist mit Ritschl Asin. 673 *bénfició* für *bénefició* zu lesen, und der Vers ebendas.

---

14) *Quis mést mortalis míserior, qui uiuat alter hódie?* — Aber andere für Bothe's und Fleckeisen's Herstellung (die sich auch in Loman's Specimen crit.-litt. p. 24 findet) sprechende Parallelstellen hat Mohr übersehen, s. dieselben bei Luchs im Hermes VIII S. 108 f. Die Handschriften stellen *me athenis alter est hodie.*

634: *Quas hódie adulescens Díabulus ipsí daturus díxit* in seiner ersten Hälfte wohl für corrupt zu halten.

Viel enger begrenzt sind die Freiheiten in der Anwendung der verschiedenartigen Wortfüsse an den verschiedenen Versstellen, worüber, wie schon gesagt, im zweiten Abschnitte, p. 14—26, *de uerborum accentus cum numerorum rationibus consociatione*, gesprochen wird. In der ersten Dipodie zeigen die dritte und die erste Versstelle grosse Freiheit in Zulassung verschiedener Wortfüsse: jene bietet spondeische etwa 80 Mal, molossische etwa 60, anapästische etwa 20, choriambische etwa 13, kretische etwa 6 Mal, iambische dagegen nur Asin. 654, wo der Verf. ein *tibī* für »noch keineswegs bewiesen« erklärt, ohne von A. Spengel's reicher Beispielsammlung, T. Macc. Plaut. p. 55—62, Notiz zu nehmen, Poen. 1223 G. *latránt* (was durch Berufung auf Ritschl's Parerga p. 382 unmöglich widerlegt werden kann) und Mil. glor. 1259, wo die von allen Folgenden, auch von Ritschl, aufgenommene leichte Umstellung der Wörtchen *plus uidet*, die Camerarius vorschlug, verschiedenen gezwungenen Herstellungen, für die selbst ein *quamde* nicht verschmäht wird, weichen soll. Der in den beiden Textesrecensionen verschiedenartig überlieferte Vers Mil. glor. 374, über welchen vgl. *B*, z. St., kann hier nicht in Betracht kommen. — Die erste Versstelle lässt iambische, spondeische, anapästische, daktylische, sogar (7—8 Mal) trochäische Wortfüsse zu; von letzten findet sich auch an zweiter Stelle ein vereinzeltes Beispiel, Rud. 1297 (p. 20: *Meum hércle illíc homo uídulum*), das nicht zu corrigiren ist. Sonst bieten sich hier meistens iambische Wortfüsse dar, doch auch spondeische und anapästische nach stärkerer Interpunction. Die eine solche nicht darbietenden Stellen sind meistens schon von Früheren geändert, denen der Verf. p. 18sq. beitritt; ob mit Recht, ist wohl eine andere Frage. Ist auch in dem mit einem Glossem behafteten Verse Asin. 449 Fleckeisen's Herstellung richtig, mag Most. 192 Ritschl's und Fleckeisen's Umstellung *Di deaéque me omnes* besser sein als das handschriftliche *Di d. omnes me*, mag endlich Epid. 329 G. (III 2, 2) Fleckeisen's *Per hanc cúram quíeto tíbi licet esse* (s. Neue Jahrb. f. Philol. CI, 1870, S. 76) die früheren Messungen weit hinter sich lassen, so bleiben doch noch zurück: Most. 171 *omnes* (denn eine Verkürzung der ersten Silbe dieses Wortes bezweifeln mit Recht A. Spengel, T. Macc. Plaut. S. 79f., und

Bergk, Neue Jahrb. für Philol. IC, 1869, S. 478 Anm. 1, vergl. Prooem. lectt. Hall. 1866. p. VI), Asin. 421: *Quoi númquam unam rem mé licet* (Fleckeisen und Mohr nehmen Umstellungen vor), Pers. 282: *Caedére hodie tu réstibus* (Ritschl; *C. tu hodie r.* Mohr), ibid. 847 (den der Verf. selbst entschuldigen möchte), Asin. 571: *Ubi erís damno moléstiae* (Fleckeisen, Bothe und Mohr *damno et m.*). — Entschieden verunglückt sind die p. 20sq. unter Beihülfe Ritschl's gemachten Versuche eine andere metrische Licenz, den molossischen Wortfuss an zweiter Stelle, zu entfernen. Hier hat selbst Fleckeisen in den Neuen Jahrb. f. Philol. CVII (1873) S. 501—504 Einspruch erhoben und, indem er zugleich auf ein Paar Versehen des Verf.'s aufmerksam macht, betont, dass höchstens Curc. 502 die Umstellung *Nec quísquam uobiscum ín foro* (für *Nec uóbiscum quisquam ín f.)* vorgenommen werden dürfe, da Plautus *quisquam* fast immer gleich hinter der Negation habe, dass aber Rud. 1284, Asin. 561, Asin. 555 nicht angerührt werden dürfen; für den letzten Vers: *Vi púgnando* (vgl. *B*, Mil. glor. 267 R.) *periúriis nostrís euge potiti* lenkt Fleckeisen bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit auf Bücheler's treffliche Verbesserung in den Neuen Jahrb. für Philol. LXXXVII (1863) S. 772: *fugae* für *eugae* (so cod. B), und weist den alten Irrthum über ein *eugē* kurz zurück. — Auch der Ionicus a minore Epid. III 2, 44: *Atque áliquanto lubéntius* wird, obwohl ganz vereinzelt, nicht anzutasten sein.

In der zweiten, katalektischen, Dipodie des Septenars, die p. 21—25 behandelt wird, bietet die fünfte Versstelle dieselbe Mannigfaltigkeit der Wortfüsse dar, wie oben die erste, selbst daktylische (Mil. glor. 1281, Most. 746, wozu jedoch Langen's oben, S. 362, erwähnter Vorschlag zu vergleichen) und trochäische (Mil. glor. 1257, Rud. 1308, Pers. 46) finden sich. — Die sechste wird um so strenger gehalten: selbst oxytonirte iambische Wörter sind hier kaum in 20 Beispielen nachzuweisen, ein spondeisches nie: Asin. 555 heilte Bücheler, Cas. 615 G. ist die Palatinische Recension der Ambrosianischen vorzuziehen *(Quid séruo opust tam néquam?)*; ein trochäisches nur Pers. 540, ein anapästisches nur Capt. 510 B. (513 Fl.), wenn man mit Brix den Handschriften folgt, doch empfiehlt sich die Umstellung *ut líceat sibi uidére*; molossische Wortfüsse sind verboten: über Cist. IV 2, 79 s. Ritschl in den Opusc. II p. 686, Mil. glor. 385 ist berichtigt von Bothe,

ebendas. 910 von Lindemann, dem Ritschl folgt. — Im siebenten Fusse sind die oxytonirten iambischen Wörter noch seltener (ca. 15 Mal); zwei solche nach einander, die die antike Verskunst im Auslaut überhaupt gemieden zu haben scheint (vgl. die Abhandlung von Luchs), stehen wohl nur Epid. III 2, 22: *is apúd forúm manét me* und Poen. V 4, 71: *tu istúc probrúm penés nos.* Ein spondeischer Wortfuss scheint nur Pers. 854 vorzukommen: *fateór: manus uobís do*, obwohl der Spondeus sonst hier erlaubt ist und allerlei Auflösungen vorkommen. — Schliesslich werden die wenigen Beispiele für oxytonirte pyrrhichische Wortfüsse gesammelt: im fünften Fusse Mil. glor. 373, Cist. I 1, 55, im zweiten Pseud. 160; desgl. für längere oxytonirte Wörter, nach denen aber immer zwei kurze Silben folgen müssen: Asin. 382 und Poen. I 2, 30 im zweiten Fusse, Pseud. 155 im sechsten, wenn man mit Ritschl Bothe's *plagigerula* aufnimmt.

5. Sprachliches.

Ad Trinummum et Bacchides glossarii pars prior. Scripsit Dr. G. L. Straub. Progr. des Kgl. Gymn. in Ellwangen zum Schlusse des Schuljahres 1872—1873. 8 maj. 24 pp. 7 Sgr.

In der (wohl kaum in Erfüllung gehenden!) Hoffnung »*haud ita procul fore diem, quo sit optimus poeta ex aliquot saeculorum exilio redux in gymnasia nostra pristinamque dignitatem suam recuperet*« (p. 3) stellt der Verf. zum Gebrauche für Schüler aus den genannten zwei Komoedien die Wörter und Wortformen zusammen, die bei den Schriftstellern des goldenen Zeitalters ganz oder theilweise unbekannt sind, und erklärt sie 1. nach den orthographischen Abweichungen; 2. nach ihrer Derivation und Composition; 3. nach ihrer Flexion. Alles ist fleissig und sorgsam nach Ritschl's, Fleckeisen's und Corssen's einschlagenden Forschungen zusammengearbeitet, aber ohne jede eigene Zuthat.

O. Rebling, Versuch einer Charakteristik der römischen Umgangssprache. Vor dem »Jahresbericht über die Kieler Gelehrtenschule von Ostern 1872 bis Ostern 1873«. 27 pp. 4. — 10 Sgr.

Eine Behandlung der römischen Umgangssprache, selbst eine, die, wie die vorliegende, »nur die hauptsächlichsten sich darbieten-

den Gesichtspunkte angeben und dieselben mit einer entsprechenden Anzahl von Beispielen belegen und kennzeichnen« will (p. 20), geht selbstverständlich weit über das streng abgegrenzte Feld Plautinischer Eigenthümlichkeiten hinaus. Eben deshalb hat auch der Verf. zum Mittelfelde seiner Untersuchungen das goldene und silberne Zeitalter gewählt und macht von da aus Streifzüge zurück auf das Gebiet der älteren Komoedie, vorwärts auf das der Archaisten, indem er hierdurch theils die Lücken seiner auf jenem Mittelfelde gewonnenen Resultate auszufüllen versucht, theils aus eben diesen Schlüsse nach rückwärts und vorwärts zieht. Aber die Umgangssprache ist ja für die Komoedie, das Abbild des täglichen Lebens, von so ausserordentlicher Wichtigkeit und bisher so wenig bearbeitet, dass der Freund jener keinen Beitrag zur Charakteristik derselben unbeachtet lassen darf, am Wenigsten einen wie den hier vorliegenden, der trotz seines fragmentarischen Charakters und der etwas flüchtigen und unklaren Anordnung doch unverkennbar auf gründlichem Studium und umfassenden Sammlungen beruht, mehrfaches Anregende enthält und überhaupt eine recht erspriessliche Vorarbeit bildet. Eine noch ganz anders hervorragende freilich hat uns das soeben erschienene erste Heft von Philologus XXXIV gebracht: es ist E. Wölfflin's Aufsatz »Bemerkungen über das Vulgärlatein« S. 137—165. Selbiger greift zwar auch nur vereinzelte Partien aus dem ausserordentlich umfassenden Materiale heraus, behandelt sie aber so vorzüglich, stattet sie mit so belehrenden Beispielsammlungen und geistvollen Bemerkungen über Einzelheiten aus, dass wir schon jetzt, vor der ausführlichen Besprechung in nächster Jahresrevue, uns nicht versagen können, dem Verfasser für diese schöne Leistung zu danken und gelegentlich auf dieselbe zu verweisen, zumal da sie auch selbst auf Rebling's Programm Bezug nimmt. Von letzterem wollen wir den Gang der Untersuchung in Kürze angeben, das zur Aufhellung Plautinischer Eigenthümlichkeiten Beitragende aber genauer mittheilen.

Der Verf. will in allgemeinen Zügen die syntaktischen, lexikalischen und phraseologischen Eigenheiten der Umgangssprache schildern (für die vocalischen liegt Schuchardt's bekanntes Werk vor) und sucht sich zuerst der Grenzen bewusst zu werden, innerhalb deren die Untersuchung gehalten

werden muss (p. 5). Denn mit einer blossen »Angabe der Abweichungen vom klassischen Sprachgebrauche« ist es noch nicht gethan: »beide Sprachformen mussten in vielen Fällen allmählich in einander übergehen, und innerhalb der Sprache des Volkes selbst walteten grosse Verschiedenheiten ob« (ebd.). Einige solche werden, von der untersten Stufe an, angedeutet, und »allmählich aufsteigend gelangen wir zu einer Sprache, welche auch von den Gebildetsten der Nation gesprochen wurde, besonders dann, wenn sie sich gehen liessen und in ihrer Rede hinabstiegen zu dem bequemen und ihnen durchaus nicht etwa fremden Umgangston« (p. 6). Diese Sprache war nicht ohne Geschmack und Formensinn, ja stand in rein formeller Beziehung der klassischen Sprache wohl gleich, handhabte aber die Syntax und die Phraseologie kühner. Und eben dieser »freieren Sprachform« entlehnt sind unzweifelhaft manche Wendungen und Wortbedeutungen, die in den an Umfang geringeren Schriften (welche sich auch nach Zeit, Zweck, Individualität des Verfassers mehr oder weniger der Volkssprache nähern) verhältnissmässig häufig vorkommen, in der streng klassischen Litteratur aber nur sehr spärlich, meistens formelhaft, auftreten (p. 7). Hierzu gehören: der Gebrauch von *bene* bei Adjectiven, wie noch im Italiänischen und Französischen (Genaueres darüber giebt Wölfflin, a. a. O. S. 140f.); viele Compositionen mit *con* (Genaueres ebendas. S. 158ff.); der erweiterte prädicative Gebrauch der Adverbia bei *esse* (und *fieri*). Denn während *satis*, *abunde*, *necesse*, *frustra*, *praesto* bei *esse* auch in der klassischen Sprache als reine Prädicatsbegriffe gefühlt wurden, *aliter* und *palam esse* schon seltener und eigentlich nur der Komoedie recht geläufig waren, finden sich sonst in strengerer Prosa nur vereinzelte Beispiele (*comiter et iucunde esse* Cic. pro Dejot. 7, 19), desto mehr aber in den Briefen Cicero's[15]) und in anderen Schrif-

[15]) In Bezug auf diese macht schon der Recensent im Litter. Centralbl. 1873 S. 846 darauf aufmerksam, dass keineswegs alle als Denkmäler des *sermo cotidianus* aufgefasst und benutzt werden dürfen. Es gelte dieses zwar ohne Zweifel von den Briefen an Paetus, sonst aber gerade von den wenigsten der sogenannten *epist. ad familiares* und am allerwenigsten von denen, welche Cicero bei Lebzeiten selbst noch habe veröffentlichen wollen, dagegen sicher von der Mehrzahl der Briefe an Atticus. Dieselbe Beobachtung macht und belegt mit vorzüglichen Beispielen Wölfflin, a. a. O. S. 139f.

ten, die den Umgangston wiedergeben: *bene*, *melius est alicui*, *tuto esse* (sonst sehr selten), *recte esse* (sonst nur Cic. Brut. 96, 330).

Diesen *sermo cotidianus* nun, dessen sich die gebildeten Römer in der leichteren Unterhaltung bedienten und der vom *sermo urbanus* nur éinen Schritt entfernt war, ja oft an den Grenzen mit ihm zusammenfloss, will der Verfasser näher betrachten, indem er »Ausdrücke sammelt, die Gemeingut aller Römer und lateinisch Sprechenden waren, wohl bekannt und oft gehört in der gesprochenen Rede, die aber, weil nicht aufgenommen in die Schriftsprache, in unserer Ueberlieferung mehr oder weniger zurücktreten« (p. 8). Es werden dann die Quellen aufgezählt, aber nicht in erschöpfender Weise, wie schon der Anm. 15 erwähnte Recensent bemerkt und der erste Abschnitt von Wölfflin's Arbeit vielfach beweist, der Nutzen der Untersuchung erwiesen und die Ursachen des zwischen Urbanität und Plebeität sich entwickelnden Unterschiedes in allgemeinen Umrissen ansprechend dargelegt; auch wird mit Recht der conservative Charakter der letzteren von vorn herein stark betont (p. 8—10).

Für die altlateinische Volkssprache sind wir nun vorzugsweise auf die Komoedie, besonders Plautus, angewiesen. Sie repräsentirt zwar nicht im strengsten Sinne die *prisca latinitas*, hat aber doch natürlich Vieles aus ihr erhalten und ist grade recht dazu geeignet den conservativen Charakter der Volkssprache zu beweisen. Denn viele der Komödie eigenthümliche Ausdrücke erscheinen ja wieder in der späteren und spätesten Litteratur, als der strenge Classicismus verfallen war; und müssen auch manche derselben auf Rechnung einer bewusst archaisirenden Richtung (Fronto, Gellius u. s. w.) gesetzt werden, so zeigen sich dennoch, von einzelnen directen Zeugnissen (wie über *praeterpropter* bei Gellius XIX, 10) abgesehen, noch zahlreichere, in der Sprache der Juristen (die ja gerade für das Verständniss der Masse berechnet war) und später in den romanischen Sprachen umgestaltet auftauchende, als uralte Elemente frühester Volkssprache. Hierzu gehören viele, in der eigentlich klassischen Periode gar nicht oder nur ganz vereinzelt vorkommende, Adverbia: *actutum*, *impendio*, *ingratiis*, *oppido*, *praefiscini*, *susque deque*, *inibi*, *interibi*, *postibi* u. a., s. die Lexica; Einiges wird noch hinzugefügt von dem Recensenten im Litt. Centralbl. 1873, S. 846,

worunter für Plautus wichtig das pleonastische *rerum*: Mil. glor. 397, Pseud. 1063 und öfter, ebenso bei Catull. 28, 4 *quid rerum geritis*; vgl. Wölfflin, a. a. O. S. 148. Dann eine Reihe von Verdoppelungen, namentlich auf dem Pronominalgebiete, wie das schon von Priscian aus Ter. Ad. 394 angeführte *quantusquantus* = *quantuscunque*, auch Phorm. 904, Plaut. Poen. III 4, 29, Cic. ad Att. XII 23, 3, Corp. Inscr. Lat. IV No. 3061, in Deminutivform Apul. Met. IX 36 extr. Hier hätte wohl auch an *ubiubi*, *undeunde* (vgl. Apul. Met. V 30 und dazu Hildebrandt), *circumcirca* (s. Forcell.), *praeterpropter* (s. o.), *ageage* u. Aehnl. erinnert werden können. Ferner der Gebrauch von *multum* (ital. *molto*) zur Steigerung eines Positivs: Plaut. Aul. II 1, 5, Stich. 206, Mil. 443, Capt. 272 und öfter, vereinzelt bei Cicero (s. Dräger, Hist. Synt. d. lat. Spr. I p. 110), Horaz (Orelli zu Sat. I 3, 57), Plinius (Forcell. Lex.), dann wieder bei Petronius Fragm. 43, 7 Buech. *Corde* »von Herzen, herzlich« für das ächt klassische *ex animo* gehört in Verbindungen wie *corde amare* (Capt. 417 Brix), *spernere* (Trin. 660), *diligere* (Corp. Inscr. Lat. I No. 1007), *propitia* (ibid. IV No. 2457) und ähnlichen bei Ennius Ann. 44, 49, 460 entschieden der Volkssprache an, vgl. die romanischen Sprachen und das in denselben wiederkehrende plautinische *cordolium* (Cist. I 1, 67 und öfter, auch Apul. Met. IX 21). Endlich *luculentus* = *formosus*, z. B. Mil. glor. 958, Terenz, Martial, auch Corp. Inscr. Lat. IV No. 2048, 2247; *apud se esse*, z. B. Mil. glor. 1345, wieder bei Petronius, *tecum habeto*, z. B. Pers. 246, auch Cic. ep. ad fam. V 25, ad Att. IV 15, 6[16]).

---

[16]) Wenn Rebling hierauf (p. 12—13), und unzweifelhaft mit Recht, aus Erscheinungen, die in klassischer Zeit spärlich und nur in Schriften plebeischen Charakters, später aber zahlreich wiederkehren, einen Rückschluss auf die Volkssprache früherer Zeit machen will, so liegt doch in dem einzigen Beispiel, das hier für Plautus in Betracht kommt, ein Missverständniss vor. Die bei dem ganz ungebildeten Verf. des bell. Hispan. zwei Mal vorkommende, seit Hadrian's Zeit allgemeine Construction: *quod* für acc. c. inf. (Nipperdey, Quaestt. Caes. p. 27), soll schon éinmal bei Plautus vorkommen. Hiermit kann nur die Stelle Asin. 52 sq. (I 1, 37) gemeint sein: *Equidém scio iam, filius quod amét meus Istánc meretricem e próxumo, Philénium* — eine *crux interpretum*, wie Gronov's Anmerk. in der Vulg. und Holtze's Synt. prisc. script. Lat. I p. 244 beweisen. Aber *quod amat* ist, wie Brix zum Trin. [2] 242 bemerkt, »häufige Umschreibung der *amica*, wie *qui amat* oft = *amicus*. Merc. 744, Curc. 170«. Ebenso Poen. IV 1, 4; es findet sich auch *quod amo* Curc. 136 und

Nach diesen mehr auf äusserliche Zeugnisse gestützten Beiträgen zur Gestaltung der einstigen römischen Volkssprache sucht der Verf. p. 13—15 nach inneren Momenten, welche auf dieselbe Einfluss gehabt haben mögen. Es wird da zunächst aufmerksam gemacht auf die derselben innewohnende Fähigkeit, die gegebenen Elemente zu neuen Formationen zusammenzufügen, Formationen, welche für eine Schrift ernsten Inhalts nicht Würde genug zu haben schienen. So finden wir, um von den Deminutiva (über welche Wölfflin p. 153—156 handelt) und den nur komischem Effect dienenden plautinischen Bildungen abzusehen, bei den, jetzt sattsam bekannten, hierher gehörigen Verfassern Substantivbildungen auf *—monia* (*aegrimonia, falsimonia, tristimonia, castimonia)* oder *—monium (mercimonium, gaudimonium, tristimonium, regimonium,* Corp. Inscr. Lat. IV No. 918 u. a.), auf *—ela* (*custodela suadela nitela luela fugela sutela turbela cautela medela*, in Prosa auch *tutela)*, auf *—aster*, Mil. glor. 50 L. Sehr reichhaltig waren ferner die Adjectivbildungen auf *—bilis* und die entsprechenden Adverbien auf *—biliter*: *utibilis alibilis conducibilis cruciabilis.* Mehr Corp. Inscr. Lat. IV No. 659, 3034 mit der annot., Most. 24, Pseud. 950, Epid. IV 2, 35, Mil. glor. 259 L. 543 L. 1134 L., Capt. [2] 54 Brix; desgleichen transitive, von Nominalstämmen abgeleitete Verba auf *— are*, namentlich *—ficare*, auch Adjectiva auf *— atus*, wie *ebriolatus*, *pullatus.*[17])

Sehr zu kurz gekommen sind die darauf berührten syntaktischen Eigenthümlichkeiten der Umgangssprache (p. 15): freiere Verbindung der Wörter zu Satztheilen, Parataxe für Hypotaxe und dergl.

---

quod amas Curc. 32, 138. Demnach wäre mit einem Komma nach *meus* die Uebersetzung gesichert: »ich kenne schon die Geliebte meines Sohnes, nämlich jene u. s. w.« — wenn nicht der Conjunctiv *amet* Anstoss erregte. Wo dieser sonst in vorliegender Umschreibung vorkömmt, ist er durch allbekannte sprachliche Gesetze gerechtfertigt: Curc. 29, Cas. III 3, 3, Epid. V 1, 46; da diese hier nicht zutreffen und der Conjunctiv nur in einem objectiven Fragesatze gerechtfertigt wäre (nach Becker's oben besprochener Abhandlung p. 247—254, wo ich diese Stelle nicht finde), scheint entweder *quid amet* oder (lieber) *quod amat* gelesen werden zu müssen.

[17]) Das hierzu aus Plautus angeführte *bellatulus* ist nicht richtig: es ward früher gelesen Cas. IV 4, 28; Studemund hat aber im Hermes I p. 300 ff. nach dem *A* hergestellt: *belliatula.*

Gut gesammelt und in gedrängter Kürze angedeutet sind dagegen die phraseologischen Eigenthümlichkeiten p. 15—17. Als das Verständniss fördernde, durch Accent, Mienen, Gesten unterstützte Mittel der gesprochenen Rede werden hervorgehoben die bekannten Verbindungen von *ecce* mit den drei directen Demonstrativa und mit *is*, sowie die nachdrückliche Wiederholung eines Wortes oder Satztheiles durch letzteres oder durch ein entsprechendes Adverbium: Poen. V 2, 109, Rud. 849, 1201, Asin. arg. 7, vgl. Holtze's Syntax I p. 357 und Madvig zu Cic. finn. V 8, p. 652; *ita* bell. Afr. 17, *sic* Apul. Met. III 1; 15; IX 32; Cic. fam. XIII 70; *ibi* Curc. 480sq. 102, Mil. glor. 1175, Ter. Hec. 128, Enn. ann. 261; *igitur* Most. 125 L.; *post.* Brix zum Trin.[2] 417. Die Neigung zum Hervorheben betonter Wörter oder Begriffe führt ferner nicht blos zum häufigen Gebrauche von kräftigeren Negationen (*nullus* für *non*), von Frequentativa für Simplicia (zahlreiche erhalten in den romanischen Sprachen, s. Wölfflin a. a. O. S. 157 f.), von mannigfachen Zusammensetzungen mit Praepositionen, deren Bedeutung zwar wie die der Frequentativa nach und nach verblasste, die aber dennoch blieben und oft gar das Simplex verdrängten (wie wiederum die romanischen Sprachen zeigen: s. Wölfflin's reiche Sammlungen S. 159—165), sondern auch zu starken Emphasen: *nimis* für *multum*, und zu hyperbolischen Ausdrücken, wovon aus Cicero's Briefen *sane quam* allbekannt ist, vgl. damit *nimis quam, oppido quam, ualde quam, admodum quam, mire quam, oppido perquam pauci* bell. Afr. 47; Most. 72 L. Trin.[2] 28 Brix. Die zahlreichen Asyndeta begriffsverwandter Wörter hätten hier nicht übergangen werden sollen (Mil. glor. 200 L.). Endlich gehören auch hierher: die durch den häufigen täglichen Gebrauch eingetretene Abschwächung der Bedeutung mancher ursprünglich viel mehr intensiver Verba (*uexare*, *enecare*, *occidere*, *molestus*, *odiosus* aus Plautus bekannt); der Ersatz des *ire* durch *ambulare*, *facessere*, *se facessere*, *se capessere*, *se ducere* (Bacch. 593 u. ö., Cic. fam. X 32), *se amoliri* (Pseud. 557 u. ö.), *se reportare* (bell. Hisp. 40, 2, Apul. Metam. I 25), *intra limen se facere* (»sich machen« Apul. Metam. V 2); der des *facere* oder *reddere* durch *concinnare*: Rud. I 2, 8, Cic. fam. XII 16, 3, Afran. 374, Apul. Met. III 13 u. ö.

Die Untersuchung wendet sich alsdann (p. 18—20) zu der Frage, aus welchen Kreisen des wirklichen Lebens und der Anschauungen die Volkssprache besonders ihre Ausdrücke holt, und giebt auch hier eine Reihe treffender Andeutungen. Sie wählt natürlich drastische und concrete, ein hervorstechendes, sinnlich erfassbares Moment bezeichnende Ausdrücke: *manducare* = essen, *decollare* = köpfen, *iugulare* = tödten (bell. Hispan.), *baubari* = *latrare*, *cerebrum* = Verstand, Heftigkeit; *rostrum* und *corium* werden in sprichwörtlichen Redensarten von Thieren auf Menschen übertragen, *bucca* = Mund (*garrire quicquid in buccam uenit* u. Aehnl. z. B. Cic. Att. I 12 extr.)[18]. Die Uebereinstimmung mancher dieser Ausdrücke mit unserer eigenen ungekünstelten Volkssprache springt in die Augen; sie könnten noch zahlreich vermehrt werden, aus der Komödie z. B. mit *dictum factum*, *mons*, *sarcinam imponere*, *te extentatum* Most. 339, 415, 577 L.; aus Petronius mit *gaudimonio dissilire; hoc a diis meruimus, ut nos sola morte coniungerent?* aus Gellius IV 1, 11 mit *praemandere*. Auch elliptische Wendungen, wie sie in der Kürze und Nonchalance der vertraulichen Unterhaltung auch unter Gebildeten vorkommen, sind in beiden Sprachen ganz ähnlich: *esse ad alqm* = bei Jemandem sein, Jemand besuchen; *uelle alqm* = Jemand wollen, nämlich heirathen wollen, Cic. Att. XV 29, 2; vgl. Mil. glor. 1062 L., 1373 L.; *Romam uelle* »nach Rom wollen«; *uelle alci bene* oder *male*, Pseud. 233 u. ö., Ter., Petron.

Besonders häufig aber waren Redensarten, in denen bekannte concrete Begriffe drastisch in allgemeiner Bedeutung angewandt wurden; als Beispiel dienen die mit *manus*. So *manum de tabula* Cic. fam. VII 25, 1; *manus manum lauat; plena manu* Cic. Att. II 25, Petron. 64, Sen. Rhet. IV praef. 2, Sen. apocol. 4; *breui*

---

[18]) Die manchen solchen Wendungen ursprünglich anhaftende verächtliche oder humoristische Nebenbedeutung verlor sich bisweilen: so steht *se educere* schon Ter. Hec. III 3, 4 im ernsten Sinne [und wohl auch Amph. 1042 *Idm me ad regem récta ducam résque ut factast éloquar*; entschieden verächtlich dagegen Bacch. 593 und Cic. fam. X 32, 1, spasshaft Aul. IV 8, 8] und in den romanischen Sprachen haben z. B. die von *bucca*, *rostrum*, *caballus*, *testa* stammenden Wörter jenen Nebensinn abgestreift; *muttire* (Most. 388, vgl. Mil. glor. 310 L.) bedeutete wahrscheinlich schon früh einfach »sprechen«, daher *muttum*, rom. *motto*, franz. *mot.*, s. Diez, Lex. I 282.

manu, *longa manu*, vgl. *leni bracchio*, *molli bracchio* Cic. Att. IV 16, 6; II 1, 6; *prae manu* »zur Hand« Bacch. 622, Ter. Ad. 980, die Archaisten und Juristen; *sub manu* in derselben Bedeutung Plancus bei Cic. fam. X 23, 2, *sub manu*, *quod aiunt*, *nascatur consilium* Sen. epist. 71, vgl. Nipperdey's Quaestt. Caes. p. 19; *sub manus succedere* Mil. glor. 866 L.; bekannt sind die Redensarten mit *de manu in manum*, *in manibus*, *inter manus*, *per manus*, *ad manum* u. a. m.

Aus eben dieser alle Abstraction vermeidenden Anschaulichkeit entspringt die Aufnahme zahlreicher technischer Ausdrücke, die in irgend einer (meistens humoristischen) übertragenen Bedeutung so allgemeine wurden, dass man kaum noch an ihre ursprüngliche Geltung dachte. Ausser den in den neueren exegetischen Ausgaben (Capt. [2] 263 Brix, Mil. glor. 927 L. u. ö.) behandelten Metaphoren werden hier noch einige interessante Beispiele herbeigezogen: aus der juristischen Sphäre das wohl der Volkssprache entstammende, in Cicero's Reden übergegangene *dare alicui damnum* (Truc. II 1, 16, Ter. Andr. I 1, 116) und das in die Volkssprache übergegangene *iurare (periurare) uerbis conceptis* Pseud. 353 und noch vier Mal, *i. u. conceptissimis* Petron. 113, 133; aus der medicinischen das *facere* »gut sein für«, z. B. *quicquid ad saliuam facit* Petron. 48; aus der Technik der Agrimensoren das *circare*, das in den romanischen Sprachen nur »suchen« bedeutet.

Es werden endlich die fremden Einflüsse kurz angedeutet, denen die Volkssprache mehr ausgesetzt war als die durch puristische Bestrebungen ziemlich rein gehaltene prosaische Schriftsprache. Zu den aus der Palliata bekannten Verba auf *isso* = *ίζω*, welches Suffix ja auch in den romanischen Sprachen oft erhalten ist, werden noch gefügt *gargarizo* (Varro), *betizo* und *lachanizo* August bei Suet. Aug. 87, und das falsch gebildete *hilarisso* bei Isidor. Orig. I 4. Von anderen Wörtern muss *petra* sehr häufig gewesen sein, nicht nur = *saxum*, sondern auch = *lapis*, welches Wort es in den romanischen Sprachen ganz verdrängt hat.

Zum Schlusse zieht der Verf., um auch etwas Ganzes zu bieten, welches der Gesammtuntersuchung zu Gute kommen könne, das Werk des älteren Seneca: *Sent. diuis. col.*, das in den Lexicis bisher wenig Berücksichtigung gefunden habe, in Betracht: p. 20—27. Wir heben hieraus nur das für Plautus Interessante hervor. *Ne metue* Contr. II 5 init., vgl. Livius III 2, 9 *ne timete* und zahlreiche

Beispiele aus den Komödien. *Bene habet* (zuweilen mit *hoc*, *res, fortuna*) »schon gut« Contr. VIII 4 und XXXIV 10; Pseud. 936 (?), Cas. II 5, 30, Epid. V 2, 31, Livius VI 35, 8, VIII 6, 4; 9, 1; 35, 3 u. ö., C. I. Lat. II No. 1162, 4315; auch *bene haberem* Aul. II 8, 2, und ebenso mit persönlichem Subject Cic. fam. IX 91, bell. Hisp. 32. *Interim* = *tamen*, *nihilominus*, wie unser »indessen, unterdessen« Suas. II extr., IV praef. 6; Beispiele dafür aus Plautus und anderen Verfassern giebt Hand, Turs. III p. 428, und ebendas. p. 416 für *interea* in derselben Bedeutung. Das aus dieser Bedeutung hervorgegangene *sed interim* findet sich Stich. 705 u. ö., Apul. Met. VI 21; aber *interim* für *interdum*, wie Contr. X fin. in Ovid's bekannten Worten steht (*aiebat interim decentiorem faciem esse in qua aliquis naeuos inesset*), kömmt hier wohl zum ersten Male vor, vgl. Hand a. a. O. S. 427; sowohl Truc. IV 4, 29 wie Cic. pro Rosc. Am. 29, 80 wird jetzt *interdum* gelesen. — Was alsdann bemerkt wird über *ergo* = »eben, gerade, ja«, um einen Begriff recht nachdrücklich hervorzuheben, wie Contr. VIII 2: *hoc ergo me exanimat quod* etc., ist nicht ganz genau; Ref. erlaubt sich auf Philol. XXXII S. 295—297 zu verweisen.

Aus lexicalischem Gebiete: Contr. XI 21 *illud domi est*, wie Mil. glor. 191 L. Contr. XII 13 *malum habebis*, wie Amph. 721 *Verum tu malum magnum habebis*, Cic. Att. VII 2, 4, de fin. II 22, 71, de leg. I 14, 41. Contr. XXXIV 18 *eadem opera* »eben so gut«. Contr. II 7 *sine gratia* = *ingratiis* »wider Willen«, vgl. Ter. Andr. 422 *cum gratia* »gutwillig«, Mil. glor. 971 L. Contr. VIII 11, IX 37, X 4: *non possum pati* = *n. p. durare*, oft mit hinzugefügtem *sine aliquo*, vgl. unser »ich kann es nicht aushalten« fast = »ich kann nicht leben«; häufige Redensart: Enn. trag. 261 V., Aul. IV 9, 16, Eun. 52, Novius 19, Pomponius 173, mit folgendem *quin* Haut. 761 sq., bell. Afr. 84, mit hinzugefügtem *amplius* Hygin. Poët. astr. II 25; auch Verg. Ecl. X 53, Ovid. Metam. X 25 u. ö. bei Dichtern. — Contr. II 2, III 1, VII 5: *id deerat, ut* = »das fehlte noch, dass«, eine Ironie und Indignation vereinigende Redensart, auch Iuvenal IV 128 *hoc defuit unum Fabricio — ut*; in gleichem Sinne Cic. Att. XIII 13 *id hercle restabat*, Ter. Ad. 190 *Nam hercle etiam hoc restat*, Cic. fragm. bei Priscian p. 792 P. *hoc restiterat etiam, ut.* Aehnlich Verg. Aen. X 29, Hor. Sat. I 9, 28, und gr. *τοῦτ' ἔσθ' ὑπόλοιπον.* — *Riualis* »Nebenbuhler« (*aemulus*) ist bekannt aus den Palliaten (Bacch.

1210, Stich. 434, 727, Curc. arg. 3. *riuinus* Asin. arg. 6, Eun. 268, 354, 1072), aus Catull und Ovid; in Prosa findet es sich einmal bei Cicero (s. u.), öfter bei Sueton, Columella, endlich Sen. Contr. XII 5, XIV 9, 12; XX 7, wo es als *uerbum cotidianum* bezeichnet wird; hiermit stimmt seine Anwendung in der sprichwörtlichen Redensart *sine riuali se amare* Cic. ad Quint. fr. III 8, 4, Hor. a. p. 444; das vereinzelte *riualitas* Cic. Tusc. IV 26, 56 dient nur zur Erklärung der *uitiosa aemulatio.* Das Wort scheint nach Contr. XIV 12 nicht blos vom Nebenbuhler in der Liebe gebraucht worden zu sein, sondern schon im weiteren Sinne (wie in den romanischen Sprachen und im modernen Gebrauche); dass es eigentlich ein term. techn. war (Gell. XIV 1, 4; Digest.) und wohl scherzhaft übertragen ward, ist bekannt.

Andere umfangreichere Arbeiten über plautinische Sprache sind nicht erschienen; ein Aufsatz »Die lateinische *adnominatio*« von C. Hartung im Philologus XXXIII (1873) S. 148—155 enthält nicht eben sehr reiche Sammlungen und bietet für Plautus jedenfalls nichts Neues.

B. Die einzelnen Komödien.

Von Ausgaben mehrerer Komödien ist nur erschienen

M. Accii (sic) *Plauti Comoediae. Cum annotationibus et commentariis Thomae Vallaurii.* Augustae Taurinorum ex officina regia 1873. 576 pp. 8 maj. — 10 lire.

Ob diese typographisch sehr schön ausgestattete Ausgabe eine neue Auflage derjenigen ist, die Ritschl in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Opuscula philologica p. XVI sqq. erwähnt und über deren Herausgeber, als Philologen, M. Hertz Aufschlüsse giebt im »*Dissertationis de Plauti poetae nominibus epimetrum*« (Prooem. ind. lectt. Vratisl. hib. 1867—1868), weiss Refer. nicht, da das Titelblatt Nichts darüber enthält. Was den Inhalt betrifft, so braucht man nur éine der mit dem ächten Hochmuth der Unwissenheit (gepaart mit unverkennbarem Hass gegen alles Deutsche) geschriebenen »Dissertationen« (*ἀκροάσεις*) oder einige Blätter des Textes (Aul. Men. Mil. Trin.) anzusehen, um sofort der vernichtenden Verurtheilung Ritschl's vollkommen beistimmen und sich

mit Widerwillen von diesem elenden Machwerke abwenden zu können.

Nicht bei allen italiänischen Philologen ist aber deutsche Gelehrsamkeit so schlecht angeschrieben. Vallauri selbst sagt einmal: *Non dubito fore nonnullos, qui Germanorum rebus plus aequo addicti longe a sententia mea discedant*, und diese Ahnung hat sich schon im laufenden Jahrgange der *Rivista di Filologia ed istruzione classica* bewahrheitet. Diese in Deutschland wohl noch wenig gekannte und gewürdigte Zeitschrift (erst kürzlich finden sich im Philol. Anz. VI S. 319 einige anerkennende Worte) *), die unter der Oberleitung des Prof. Jos. Müller in Turin steht, bringt in ihren drei ersten *anni* (die bis December 1874 reichen) auch éinen kleinen Beitrag zum Plautus, nämlich

Osservazioni critiche interno all' argomento acrostico del Miles gloriosus di Plauto del prof. G. B. Gandino. (Estratte dal fascicolo IX della Rivista etc.) Roma Torino Firenze, Ermanno Loescher. 1873. 19 pp. 8 maj. (Separat-Abdr. 10. Sgr.).

Wird auch das Resultat, zu dem Gandino gelangt:

5. *Suum ár sese arcessít erum Athenis ét forat*
Geminís communem clám parietem in aédibus,
Licéret qua ire et cónuenire amántibus.
Osclántes custos hós uidet de tégulis.

(*ar* = *ad* p. 8 sq., *osclantem* auch 288 und 320 p. 17) kaum viel Anklang finden, so zeugt doch sein Versuch ganz unverkennbar von gründlichem Studium und gesundem Urtheil, so dass wir ihn als erste Annäherung an unsere eigenen Bestrebungen wohl lobend erwähnen dürfen. — Dass eine solche Seitens eines französischen Gelehrten, E. Benoist, schon seit Jahren stattfindet, wenn auch nicht mit grossen Resultaten, so doch mit reger Theilnahme und fleissiger Verfolgung der reichen einschlägigen Litteratur, ist aus den Specialausgaben desselben von Cistellaria und Rudens bekannt, noch mehr vielleicht aus der anerkennenden Erwähnung, die Ritschl in der Vorrede Opusc. II p. XVIII sq. seinen Bestrebungen zu Theil werden lässt. Von eben Demselben erschienen

Plaute, Morceaux choisis, publiés avec une préface, une notice sur la vie de Plaute, des remarques sur la prosodie et

*) [Vgl. jetzt auch Jen. Litteraturztg. 1874, No. 50, S. 796 f. Anm. d. Red.]

la métrique, des arguments et des notes en français par E. Benoist. Paris, libraire Hachette et Cie. 1871. XXXVI, 288 pp. 8 min. — 20 Sgr.

Enthält auch die *préface* p. I—XVIII, zumal nach der umfangreicheren desselben Herausgebers zum Rudens, nichts Neues, so ist es doch weder ohne Interesse noch ohne Nutzen zu beobachten, wie ein mit Sachkenntniss und Urtheilskraft versehener Ausländer die Streitigkeiten, in deren Mitte wir befangen sind, beurtheilt. Namentlich seine Bemerkungen über die allzu grosse Unduldsamkeit Ritschl's und seiner unbedingten Anhänger fremden Einwänden und Ansichten gegenüber sind ja wohl begründet, und nur zu treffend ist es, wenn er über den Ton, worin von denselben auf allen Gebieten des alten Drama's polemisirt wird, bemerkt: *Quelquefois on se serait cru au XVI. siècle en lisant les épithètes et les imputations blessantes, que se renvoyaient des hommes d'une science distinguée* (p. XIII). — Die Auswahl der Scenenreihen ist, mit sorgfältiger Vermeidung alles Anstössigen, erfolgt aus Amphitruo, Aulularia, Captiui, Menaechmi, Rudens, Stichus, Trinummus; der Inhalt der nicht mitgenommenen wird in Kürze angedeutet. Die knappen Anmerkungen sind nur dem Bedürfniss der Schüler angepasst und entziehen sich also der Besprechung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift. Doch darf sich der Erklärer der Palliaten die Durchsicht derselben so wenig wie die des grossen Naudet'schen Commentars schenken; denn abgesehen von den Vergleichungen mit ihrer eigenen Komödie und der oft gerade hierdurch erzielten richtigen Auffassung des Komischen, und von gelungenen Uebersetzungen (selbst Vallauri hat in diesen Beziehungen zuweilen Beachtenswerthes aus der *commedia erudita*) wird er im Detail manche treffende, ja geistvolle Bemerkung finden.

Indem wir noch auf Ritschl's letzte bio-bibliographische Beiträge zu den Plautusstudien des Camerarius aufmerksam machen (über Veit Werler, im Rhein. Museum N. F. XXVIII, 1873, S. 150—170), wenden wir uns zur Grundlegung des nachfolgenden Repertoriums der neu vorgeschlagenen Lesarten und Erklärungsversuche in den einzelnen Komödien: zur Aufzählung der in Zeitschriften, kleineren Schriften und grösseren Werken zerstreuten Beiträge. Von jenen kommen hier in Betracht:

1. Hermes VIII S. 105–124[19]): »Beiträge zur Texteskritik des Plautus«, von A. Luchs.

2. Die übrigen deutschen Zeitschriften, deren Artikel *suis locis* angeführt werden sollen. Von den ausländischen sind die skandinavische (*Tidsskrift for Philologie og Pädagogik* X), die batavische (*Mnemosyne*, *noua series*, I und II à 4 Hefte) und die englischen (*The Journal of Philology*, bis Vol. V No. 10, *Transactions of the philolog. society* für 1873–1874, Part. 1, 2, 3) ohne plautinisches Interesse. Desgleichen die Berliner und die österreichische Gymnasial-Zeitschrift, die verschiedenen Berichte der Akademien der Wissensch., die *Acta societ. philol. Lipsiensis*, vol. III, herausgegeben von F. Ritschl, und die von G. Curtius herausgegebenen »Studien zur griech. und lat. Gramm.« Vol. V; doch lenken wir die Aufmerksamkeit auf den im letzten Buche enthaltenen Wiederabdruck des Kieler Universitätsprooemium von G. Curtius: *De aoristi Latini reliquiis* p. 431 sqq. (*fuam*, *attigas*, etc.).

3. *J. N. Madvigii Aduersaria critica*, vol. II p. 5–12, wo einige, leider nicht sehr zahlreiche, theilweise aber vorzügliche, Verbesserungsvorschläge zu Capt. Men. Most. Mil. glor. vorgetragen werden.

4. *H. A. Kochii Emendationes Plautinae*. Numburgi 1872. 18 pp. 4. (Gratulationsschrift des Lehrercollegiums von Schulpforta an G. Bernhardy zum 50jährigen Doctorjubiläum). Wir glauben dies wohl nur wenig verbreitete Schriftchen aus

---

19) Im letzten Hefte dieser Zeitschrift S. 478–487 ist ein Aufsatz von F. Schmidt enthalten: »Die Pluralformen des Pronomen *hic* bei Plautus und Terenz«, und zwar wird für Ersteren ohne Mitnahme der später zu führenden Beweise dasselbe Resultat in Anspruch genommen, das die sorgsam durchgeführte Untersuchung für Terenz ergiebt. Wir theilen daher dasselbe kurz mit. In der Bedeutung oder im nachdrücklichen Hervorheben des demonstrativen Begriffes scheint kein Unterschied zwischen den verschiedenen Formen zu herrschen, dieselben werden nur nach dem folgenden Anlaute gewählt, indem vor Consonanten stets *hi hae horum harum his hos has* stehen (Neutr. Plur. stets *haec*, falsch aber z. B. *haec nuptiae* Andr. 656, wie Donat giebt, *hae* richtig die Handschriften, vgl. Hec. 101), vor Vocalen und vor *h* stets die auf *c* oder *ce* auslautenden Formen *hisce* und *haec* im Nom. Plur., *horunc harunc hisce hosce hasce*.

einem früheren Jahre nicht unerwähnt lassen zu dürfen, da der Verf., auch sonst mit Eifer und Erfolg auf plautinischem Gebiete bemüht, mehrere beachtenswerthe Vorschläge mittheilt. Andere schon von Früheren gemachte nebst einigen verfehlten oder doch sehr unsicheren (namentlich unter den archaischen) weist ein Recensent im Philol. Anzeiger V S. 250 — 254 nach; Koch hat soeben mit einigen Worten »zur Abwehr« im Philologus XXXIII S. 703—708 geantwortet.

5. Die oben besprochenen Arbeiten von Luchs und Becker in Studemund's Studien I, wozu jetzt noch tritt die dritte ebendaselbst p. 77—111 enthaltene:

Leop. Reinhardt, *De retractatis fabulis Plautinis.* Zuerst 1872 als Greifswalder Doctordissertation erschienen.

Sie handelt p. 80—93 *De prologo Mercatoris*, p. 93—103 *De compositione Truculenti*, p. 103—108 *De Epidico,* woran sich p. 109—111 einige Bemerkungen über den *Poenulus* schliessen. Wir werden über diese einzelnen Abschnitte, wie über einige sich nur auf éin Stück beziehende Monographien, unter den betreffenden Komödien berichten.

Um indessen diesem Jahresberichte nicht eine unverhältnissmässige Ausdehnung zu geben, werden die zahlreichen kritischen und exegetischen Beiträge, die seit 1851 (Ritschl's ed. mai. vol. II) zum

Pseudolus

geliefert worden sind, nach gebührender Sichtung in die kritischen Anmerkungen des vierten Bandes *(Pseud.)* der Ausgabe des Referenten (bereits druckfertig) aufgenommen werden; desgleichen die auch ziemlich zahlreichen (vgl. oben *A* S. 356 und 358, zu V. 811, 1040) zur

Mostellaria

im Anschluss an die im Mil. glor. S. 274 ff. bereits gesammelten, bis 1869 reichenden, Nachträge. Ebendaselbst wird genauer besprochen werden die höchst beachtenswerthe Ausgabe:

Plautus's Mostellaria. Udgivet af *Sophus Bugge*, oversat af *Fr. Gjertsen.* Kristiania. P. T. Malling's Boghandel 1873. IV, 116 pp. — 20 Sgr.,

auf welche wir schon hier die Aufmerksamkeit lenken.

Truculentus.

Vorschläge von J. Maehly in den »Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen« Bd. IX S. 113—127. I 1, 8: *Sunt quót pericla amánda*; »wer liebt, muss eben auch Gefahren lieben, d. h. muss sie mit in den Kauf nehmen und sie sich gefallen lassen«. Ibid. 16: *Si impleuit rite (= feliciter)*. Ibid. 27 soll nach 29 gestellt werden und *altri* in *illi*, d. h. der *meretrix*, geändert werden, *potior* »bevorzugt«. Ibid. 30 muss Etwas wie *Ita mos est* oder *Ita regula est* gestanden haben; 31 ist Subject zu *parat* das *scortum* V. 25, = *illi* 27. Ibid. 43: *Faxímus lenonum ét scortorum póst minus.* 62: *amanti.* — I 2 (p. 115—118). V. 11 *comedunt* »verprassen« für *aedunt;* 12 *fartores* zu halten; 15 *probe* für *pol uos;* 14 *curae* für *pugnae*; 28 *Sed quid agis istic?* für *Sed quid ais?* [falsch, wie die Antwort *Quid uis?* hätte lehren sollen]; 33 *an nouos amator?* noch von Diniarchus gesprochen[20]); 51 *Quom et ĭlli et* [Tribrachys!?] *hic perodiosus es* (Wortspiel mit *otiosu's* 50); 59 *Tu a nóbis sapiens níhil habes nequám, nos abs te habémus* [??]; 78 zu streichen; 90 *neque inaestuamus ira* d. h. »während wir im Zorn über ihre Lügen aufbrausen sollten«. Vgl. Kiessling in den N. Jahrb. für Philol. ICVII (1868) S. 627: *neque aestuamur ira*, Brix in der Epistula ad Andr. Spengel p. 8: *utut aestuamus ira.*

II 1, 4 (p. 119): *apúd nos dé bonis díxit néniám* »mit metrischer Elision der ersten Silbe von *bonis*, wie V. 14« (warum nicht Abschwächung des iambischen Wortfusses zu einem Pyrrhichius?); 14sq. *Bonis ésse oportet déntibus lenám probam, adridére Quisquís ueniat, blande ádloqui, male córde consultáre.* — II 4, 75: *DIN. Quícquid uénerít, bonĭ cónsulás.* Ebenso, nur *attulerit* für *uenerit*, Haupt im Hermes III S. 228 f., Kiessling a. a. O. S. 632, Brix epist. p. 10. — II 6, 4 (p. 120): *enim iam* für *iam* und *mille* für *multi*, Letzteres schon Kiessling a. a. O. S. 633 und Bergk, Beiträge zur lat. Gramm. I S. 139; 20 *Quíd ego adsimulem me ádmonitura's?* 23 *Ubi* für *Quom;* 26 *iam itat*

---

[20]) Ganz ebenso Bücheler in den N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 571 und ähnlich schon Guyetus *nouosne amator?* was H. A. Koch in den Emend. Plaut. (s. oben No. 4) p. XVIII für richtig hält. Dass die Worte auf keinen Fall von der Astaphium gesprochen werden können, bemerkt auch Ernst Boeckel: Exercitat. Plautin. specimen (diss. inaug. Carlsruhe 1872) p. 6sq.

ád legionem, iám quae spolia réttulit? 32 *absque me* (= *aque me*) für *atque abs me*; 53 *Quí mihi etiam insúper adducas.* — II 7, 5: *Domíst is facít qui improbé facta amátor;* 19 *quom súdum est, appáret, sed ílli* [??]; 35 *ut huc uéniat illum óbsecrato*; die unter eigenem Zweifel vorgetragenen Vorschläge zu den folgenden Versen übergehen wir, wie auch mehrere andere, hinter früheren von Brix, Kiessling u. A. (mit denen Mähly wenig vertraut ist) zurückstehende.

III 2 (p. 122 sq.) sind 6 und 7 umzustellen [so schon Acidalius Divinn. Plautt. p. 547, Fleckeisen in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 616 ff.] und zu lesen: *Quid uís? quid agis? AST. Tuam éxspecto truculéntiam. STR. Jam nón sum ita truculéntus* etc. — IV 1, 12: *Quía nihil hàbeo, hoc únum animum mouet: ómnia agam precário.* — IV 2, 4: *Nunc dum ísti subést, tempus éi rei secúndumst* (das *dum habet* gestrichen als Glosse zu *dum isti subest*); 51 *fio impudens* zu halten: »ich habe jede Rücksicht verloren«; 52 *Néc mihi est id hílum pensi quós iam capiam cálceos*, wo *hilum* = *quicquam*, vgl. Ennius Ann. 14 *neque dispendi facit hilum*, also »es ist mir ganz einerlei, ich frage Nichts darnach, welche Manieren (welchen Ton) ich annehme, wie ich auftrete« (*calcei* bekanntlich in Rom eines der Rangzeichen, hier *calceos capere* in leichter Uebertragung). — IV 4, 10 *mecum agere* für *et mete amare;* 25 *quom unde* für *quando.* — V 10 *matri itémque ei quae;* 14 *opúst farina, púlte opust*; 18 *Addam minam minae istic post*; 21 *auri amore* für *amoris;* 49 sq. *STRAT. Ut lúbitumst; sine me pérfrui. STRAB. Apage dico, tuaé iam uitae sí consultum uís, mi homo*; 66 *et tu uero age eas mecum;* 67 *hocine? egone dóna posteriór dedi?*

Von dieser Auswahl aus den im Ganzen ziemlich dürftigen Bemerkungen, die aber bei dem verderbtesten aller Stücke nicht vernachlässigt werden durften, wenden wir uns zu den an neuen und genialen, zuweilen vielleicht etwas zu kühnen, Gedanken reichen Emendationen des ausgezeichneten Kritikers Sophus Bugge, veröffentlicht (nach einer früheren kleineren Anzahl im Philologus XXXI S. 259—262) in den Neuen Jahrb. für Philol. CVII (1873) S. 401—419.

Prol. 5 mit Geppert *Minor équidem uobis me áblaturum síne mora*: »ich werde, sag' ich Euch, von Eurem Zugeständniss ohne Zögern Gebrauch machen«; *minor* scheint gewählt um die

Ausführung als eine sogleich bevorstehende hervorzuheben. — Prol. 20 (mit Zurücknahme der Philol. XXXI S. 259 vorgeschlagenen Umstellung und unter Annahme einer Lücke vor V. 18, in der die drei Liebhaber zuerst genannt waren): *Quid múlta? tris, ut díxei, pereunt múlierem.*

I 1, 3 *educet* mit den Handschriften. *Ducere* »rechnen, berechnen«, *rationem rei alcjs ducere* »Etwas berechnen« Cicero; *ex* »erschöpfend, genau« wie in *edoceo*, *edomo, elugeo*, *enarro*, und so auch hier: sonst hätte Plautus *subducere* gesagt. — 8: *Sunt*, *quót sublectaménta*, vgl. *sublecto* Mil. glor. 1066, *delectamentum* Terenz, *inlectamentum* Apuleius, *oblectamentum*. — 9 für *perierandumst*: *proiectandumst*, was gut zum folgenden *bolus* passt, vgl. *cibum alci proicere*. — Nach 9 ist Annahme einer Lücke nicht durchaus nöthig, da die freiwilligen Gaben und Geschenke, mit denen der Liebhaber das Mädchen bei guter Laune zu erhalten sucht, durch *munera* allein hinlänglich bezeichnet sind im Gegensatz zu der ausbedungenen *merces annua* 10 uud den sonstigen Forderungen 11 sq. — 36 *Quod dáre debeat úsque amans scortó suo*, vgl. das *quo usque — semper* Curc. 204, *usque — numquam* Most. 957 sq. — 64 muss, wie Bücheler in den N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 569 bemerkt, mit 65 sq. (mit Punctum nach *militem*) verbunden werden und nach Bugge's Vermuthung den Sinn gehabt haben: »hat sie denselben, den *damnosiorem*, als ihren intimsten Freund angenommen«; etwa *illum éxin summo habuít loco*, *Quem antehác odiosum síbi esse memorabát mala*, *Babuloniensem militem.* Das *antehac odiosum* 65 mit Bücheler a. a. O.; *exin* nach *postquam* findet sich sonst nicht, doch *ubi — exinde* Curc. 363; mit *summo loco* vgl. I 1, 61; 2, 64 sq.; IV 2, 15.

I 2, 79 »*Amán me?*« *si quod dábo non est, non dídici fabulári;* »Ihr habt mich gelehrt nur mit einem Geschenke in der Hand zu Euch von Liebe zu reden«. — 90 (p. 404) zweite Hälfte: *ne in eós utamur íra* »geschweige dass wir sie schelten«. Hier ist zunächst ein objectiver Ausdruck statt eines subjectiven gesetzt: *ne nos in eás ira uti existumes* (vgl. Amph. 330, Mil. glor. 1273 sq.), und dann die Ellipse eines uerbum dicendi zu merken, von dem *ne* eigentlich abhängen sollte: *id quod dico*, *ne . . . . . existumes*; vergl. besonders Asin. 319 *Hábeo opinor fámiliarem térgum*, *ne quaerám foris*, sonst steht das Verbum nach *ne* in der zweiten Person. Vgl. über diesen Gebrauch des *ne* Klotz z. Andr. IV

2, 23; C. F. W. Müller in den N. Jahrb. f. Philol. LXXXIII (1861) S. 273ff. und in den Nachtr. z. Plaut. Pros. S. 88f.

II 1, 4 extr. stellt Bugge nach Festus p. 161 M. ein *domi* her und hält [gegen Mähly, s. oben S. 386] das *de bonis* (*bonis* ohne *de* Spengel, dem Bugge sonst folgt) für entbehrlich: *neniam dicere alci* sei an und für sich klar und gewiss ächt volksthümlich, vgl. *perire* »ruinirt werden«. — 13 wird der Schreibfehler *pilaculum* im *B* für *piaculum* auf die alte Schreibung *piiaculum* zurückgeführt, vgl. *PIIVS* in zwei Inschriften; an die Beispielsammlung aus den Plautushandschriften für diese orthographische Eigenthümlichkeit knüpft Fleckeisen (Anm. auf S. 406) noch einige litterarische Nachweise und die Vermuthung, dass auch sie zu den Reformen des bekanntlich auch grammatisch thätigen L. Accius gehört habe, der hierdurch die *i consona* ausdrücken wollte (*eiia* Bacch. 630 = *eja* oder *heja*), während der lange Vocal *i* durch *ei* ausgedrückt wurde. — 15 tritt Bugge im Ganzen der Herstellung Fleckeisen's bei in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 851: *Ridére ut quisque uéniat, blandeque ádloqui,* nur scheine das *adloqui* auch ein *adridere* (so die Handschriften) und ein *adueniat* zu verlangen, und *que* nach *blande* sei falsch wie I 2, 27 (*A*) und Most. 144; also *Adrídere ut quisque áduemiat, blande ádloqui*, vgl. Mähly oben S. 386. — 25 vielleicht spätere Variation von 20. — 34 wird das *demum* im *A* vielleicht durch eine Glosse des Placidus: »*demum: tum, deinceps*« erklärt; wenigstens giebt *deinceps* »der Reihe nach, der Eine nach dem Andern« trefflichen Sinn.

II 2, 2 hat Spengel unter Vergleichung von Amph. 1021 richtig bemerkt, dass Stratullax mit seinem *Quid »ego«?* so antworte, als ob *ego* von Astaphium als Name genannt wäre. Bugge will diesen scurrilen Witz durch ein *núm »ne — ego« uideór tibi?* was gleichfalls Stratullax spricht, fortgesetzt wissen: »das komisch gebildete *ne — ego* verhält sich zu *ego* wie *nemo* zu *homo*, *nefas* zu *fas* u. s. w. Möglich scheint auch ein anderer Ausdruck für denselben Gedanken: *nón 'ego' uideór tibi?*« — 16 sq. *Quían tibi ...pallulam, Án eo bella's? quía clepis tibi ármillas, an eó Venu's?* oder noch eher *an éo Helena's?* Hierzu bemerkt H. A. Koch in demselben Bande der Neuen Jahrb. S. 772, dass dieser zweite Obersatz nach dem ersten *An eo bella's* nichts Neues besage und

Plautus eher *an eó te amas*? geschrieben haben dürfe. Ueber *se amare* in der Umgangssprache s. oben S. 381; Koch führt noch an Cic. Att. IV 16, 10: *dices »tu ergo haec quomodo fers«? Belle mehercule et in eo me ualde amo.*

II 3, 19sq. billigt Bugge Fleckeisen's Herstellung in den N. Jahrb. für Philol. CI (1870) S. 617f. *Me noénu magis respícient, ubi iste huc uénerit, Quasi abhínc ducentos ánnos fuerim mórtuos*; doch würde *nihilo* für *noenu* dem handschriftlichen *nimio* viel näher liegen. Vahlen, Zeitschr. f. die österreich. Gymnas. Jahrg. XXII (1871) S. 27, vertheidigt das überlieferte *Me némo magis respíciet.*

II 4, 37 *Quem propter* »durch wen« für *quapropter*, vergl. Amph. 1016. — 52 *quaé mercede sése alit?* 53 *DIN. Noui. PHR. Haéc ad operam círcuit per fámilias. Ad operam*, scil. *mercennariam*, und *circuit p. f.* stimmt gut mit *mercede sese alit.* H. A. Koch dagegen vermuthet ebendas. S. 419f. im Anschluss an Fleckeisen's Auffassung N. Jahrb. CI (1870) S. 616f., dass in dem V. 52 auf *tonstricém Suram Nouísti nostram* folgenden Relativsatze ein Gedanke enthalten gewesen sei wie »die mir treu und ergeben ist«. Darauf hin wird versucht: *quám era fidam ergá se habet;* die *era* ist die 47 genannte *mater*, da IV 3 die einfach *ancilla* genannte *tonstrix* ausdrücklich als die Dienerin zweier Herrinnen, der *mater* und der *filia* (V. 25sqq.), bezeichnet wird. V. 53 will Koch *data opera* für *ad operam.* — ibid. 64 vielleicht *Immo* vor *ubi* einzusetzen, 73 *poscis* für *posces.* — II 5 (7) vielleicht *pro matre* für *prima.* — II 6, 4 wird, wenn auch nur schüchtern, vermuthet *Ét Homeri Iliadam ét postilla mílle memorari potis.* Gedacht wird an Aias, den Sohn des Oileus, der, wenn auch nicht wegen erlogener Schlachten, so doch wegen seiner Prahlerei von den Göttern bestraft wurde. Aber *Oīliadam* ist hier metrisch unmöglich, vielleicht dürfen wir daher an die Form Ἰλιάδης denken, die sicher bezeugt ist: s. Lehrs, De Aristarchi stud. Homer.[2] p. 177, Schneidewin zu Pind. Olymp. 9, 112. Fleckeisen glaubt (in einer Anm. S. 410f.) ein viersilbiges *Oiliadam* annehmen zu dürfen, das Plautus aus dem Original herübergenommen habe: denn im attischen Dialekt hiess Homer's Ὀϊλεύς zweisilbig Οἰλεύς (Eurip. Rhes. 159, Iph. Aul. 193, 263) und ein viersilbiges Οἰλιάδης findet sich in Aristot. Peplos ep. 16. — Ibid. 38sq. bringt Bugge seine frühere, in der scandinav.

Zeitschr. f. Philol. VII S. 30 vorgeschlagene Emendation in Erinnerung: *Quíque mihi magni doloris pér uoluptatém tuam Cónpleuisti córpus*, vgl. Amph. 1016 *Quís fuerit, quem própter corpus suóm stupri conpléuerit.* — ibid. 47 *Si pol me* für *Si plane.* Hiermit trifft zusammen A. Luchs im Hermes VIII S. 109: »Es wird *Si pol* (Mil. 1239 R.) oder *uel me* zu schreiben sein, falls man nicht, weil BCD *sih* geben, *Si hercle me* vorziehen will«.

II 7, 1 nach den Spuren der Handschriften *Ite, íte hac simúl, muli, ereí damnigéruli* (die zwei letzten Worte schon richtig erkannt von Kiessling). *Muli* werden die Sklaven angeredet, weil sie wie Maulthiere bepackt sind; es ist aber auch ein Scheltwort: Most. 864 L., Catull 83. 3: »Dummkopf«. — (5) *Domíst improbé qui facít facta amátor.* — 5 sq. *ferri, Mítti ubi in púplico caénum inmundíssumumst;* vgl. Bacch. 384, Persa 407. — (19—21) der Sinn erfordert nach dem V. (17 sq.) begonnenen Vergleiche der *meretrix* mit dem Meere etwa *at saltem seruat mare*: *quod illi subest, ei adparet*, wobei jedoch ein Object zu *seruat* vermisst wird. Zweifelnd versucht Bugge zwei Trim. bacch. acat. *At* (so *Cb) sáltem seruát mare coméstum; Quod ílli subést, ei adpáret.* — (20) *Dés quantum huic uis, núsquam apparet* etc. Das *huic* ist von *Cb* über *vis* geschrieben, dieselbe Hand conjicirte I 2, 31 und II 7, 41 richtig *eampse* und *suspiritum.* — (21) *Vélut haec meretrix meum erum miserum blánditia intulít* (oder *inpulit) paupériem.* Hierzu folgende beachtenswerthe Anm. S. 413: »Mehrere transitive Verba, die mit *in* zusammengesetzt sind, werden bei Plautus mit zwei Accusativen verbunden, deren einer von *in* abhängt: vgl. Capt. 548 *Né tu quod istic fábuletur aúris inmittás tuas*; Truc. IV 2, 49 *ego manum te iniciam*; Pers. 70 *Ubi quádruplator quémpiam iniexít manum* (vgl. Bergk im Philol. XVII S. 49 f. Fleckeisen in den krit. Misc. S. 34); Merc. 321 *hoc non uoluntas me inpulit* (wo Andere *hoc* als *huc* verstehen)«. Aehnlich vielleicht in Analogie mit *animum aduorto aliquid* einige Verba mit *ad*, Merc. 334 *Ne hic íllam me animum adiécisse aliqua séntiat* (so Bergk, *ad illam* Ritschl, *illo* Müller), Most. 138 *grandinem mi imbrices attuli* (Bugge); aus anderen Dichtern vgl. man noch das *insinuare se alqm* Lucr. I 117, V 44, 73, und *Si minus haec, Neptune, tuas infundimus auris* Val. Cato 63.

II 7, 63 *Et nos te, Cuame* für *Noster Geta,* vgl. Cist. IV 2, 58 sq. Mil. glor. 1267. — 28 *Gráta acceptaque hábeo ecastor,*

vgl. II 7, 56; IV 1, 5. — 29ª *Écquid audítis haec quaé iam inpense ínperat?* — 36 wird Luchs (Hermes VI S. 279) in der Behauptung Recht gegeben, dass die Schlusssilbe von *illic* und *istic* immer kurz sei, und versucht *Séd quis illíc nam homost.* Fleckeisen glaubt (Anm. auf S. 414) eher an einen aus zwei hypercatalectischen trochäischen Tripodien zusammengesetzten Vers: *Séd quisnam illic homost, qui ípsus se comest?* vgl. Spengel's Plautus S. 151 f. — 38 sq. *huius pater pueri íllic est, qui hodie huc áttulit Tús et pallulam: aúscultauit* etc. — 50 (im Anschluss an Kiessling, N. Jahrb. ICVII. 1868, S. 636): *meóne erŏ tu, inprobe, hic maledicere aúdes?* Ein *hic* ähnlich II 7, 58.

II 8, 9 sq. Das *aliarum* Acidal's für das handschriftliche *auarum* wird als richtig empfohlen und zur Erlangung eines Gedankenzusammenhanges mit dem Folgenden der Ausfall eines Verses angenommen: *Num quídquam aliarum mútat mores múlierum,* [*Quod páriunt filium? íta ut amica núnc mea,*] *Postquám filiolum péperit, animos sústulit.* Subject zu *mutat* ist *quod pariunt filium.*

III 1, 5 ist *qui* Ablativ, auf *argentum* sich beziehend. — III 2, 22 *Heu edepol hominem nihili*: denn hier wird eine »*affirmatio cum indignatione coniuncta*« erfordert; *eu* dagegen ist entweder Ausdruck der wirklichen Bewunderung oder ein ironisches »Bravo«, was aber zum folgenden *nihili* nicht passt; die Handschriften verwechseln oft Beides.

IV 1, 12: *Quía nil habeo, unde ánimum moueam illi, ómnia agam precário;* zu *unde* vgl. Men. prol. 53, Haut. 534, Livius *quaerere unde se tueri posset.* — 2, 3 mit Geppert *Nunc, dum ísti lubét, tempus eí rei secúndumst.* — ibid. 4 theils nach Kiessling theils nach Müller Pl. Pr. S. 699: *Próme uenustatém tuam amanti, ut gaúdeat ⏑ quóm pereit* oder *gaúdeat, quom ⏊ pereit,* die fehlende Silbe bleibt unentschieden. — ibid. 6 *Istíc dum sic fáciat bonum* (gen. plur.) *ád te exagógam,* vgl. *bonorum exagogae* II 7, 2. — ibid. 10ᵇ *narem* mit den Handschriften, wie Vidul. fr. II, 15 im *A*, vergl. Bücheler in den N. Jahrb. CV (1872) S. 118 f. — ibid. 34 *quod opsonatumst* für *do obsonii.*

IV 3, 32 sq. *Út facilius ália quam illaec, únde est puer, ut núnc patet, Haéc labore aliéno puerum péperit sine dolóribus!* Ueber den Pleonasmus *unde est puer* und *puerum* vgl. Holtze's

Syntax I p. 343. Etwas anders H. A. Koch ebendas. S. 772: *Ut facilius ália puerum quam ílla unde est iterúm parit!* — IV 4, 3 sq. wird bewiesen, dass dem Sinne nur genügt werde, wenn man den Ausfall eines Verses nach 3 annehme, der das enthalten habe, was die *tonstrix* gesagt hatte und was V. 4 durch *ea* angedeutet ist; zugleich wird aus dem *dixit* ebendas. ein *dixe et* eruirt (*dixe* auch Poen. V 2, 1), und der Satz *meum . . . filium* von *mihi diuidiaest* abhängig gedacht; also: *Nám mihi diuidiaést, tonstricem meám sic mulcatám male [Cállicli quae scíre uellet dé nepotulo ómnia] Ea dixe, et meúm Diniarchi púerum inuentum fílium.* — ibid. 6 fand auch Bugge, wie Müller, *lubet adire.* — ibid. 10: *Méd haud uis* (vgl. Trin. 948) *nec mé te amare postulas* (mit Müller, Pl. Pr. S. 217 Anm.). — ibid. 17 vielleicht *Neque* für *Quia* oder *Qua* und *caret* für *gerit* (*carere* mit dem Acc. auch Curc. 136, Turpil. 32); leichter ist Müller's *Quin — paret.* — ibid. 35 ist die Annahme einer Lücke unwahrscheinlich, weil *apstulimus* mit *aufero* 34 correspondirt; man lese: *Quántumquantum apstúlimus, hau tantíllum apparet, quód datumst*, und vgl. II 7 (20); zu *tantillum* II 6, 56; IV 2, 52; über *quantusquantus* s. oben S. 375. — ibid. 39 *confexo*, nicht *confexim.*

V 1 ist Bugge mit O. Seyffert (Philol. XXVII S. 472) darin zusammengetroffen, dass er in Hinblick auf V. 8 in dem handschriftlichen *mihi amare* ein *minam auri* erkannte; zu Anfang schreibt er *Hoc* d. h. *huc*, Seyffert *Eo*, als Verbum. — 8 *si minus credis*, vgl. Mil. glor. 601, 875 sq. Poen. prol. 27. — 16 *pueri ut alii exducier.* — 31 *nisi ex te* für *nisi tu*, vgl. Men. 677. — 37 *ne amem hunc, Stratophanes.* — 49 (zweite Hälfte) und 50 (erste) sind noch nicht reconstruirt, doch können darüber »nur sehr unsichere Vermuthungen« aufgestellt werden. — 63 zweite Hälfte: *nummos non Babulonios*, (64) *Pécua . . . . . . défero*, (65) *Quaé dabo iam.* Das letzte mit Koch, N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 368; zu *Babulonios* vgl. II 5, 19, es stimmt gut mit *tu peregrinu's* 63 und dem 60 erwähnten Gelde.

In demselben Bande der »Neuen Jahrbücher« finden sich noch folgende Vorschläge von Koch und Fleckeisen. Von Jenem S. 420 zu IV 3, 58 sq. *uerum qui ínprobust si cómbibit Síue adeo carét temetum* [?], woran wir gleich aus den Emend.

Plaut. p. XVIII anreihen II 2, 58: *Námque is tuo ipse géstit tergo cógere examén mali* (von *tergo* an mit Acidalius; *is* ist der *senex*, der schon längst erbittert ist und gerne die jetzige Gelegenheit zur Rache ergreifen wird) und IV 3, 12, der ganz dem Diniarch zu geben ist: *Nísi quia aliquid tímeo tamen ego ét quid peccauí scio; tamen ego* ebenso dem Verbum nachgestellt Capt. III 4, 55, zum zweiten Satze vgl. Mil. glor. 1325 und Phorm. 218[21]). — Von Fleckeisen S. 504—506 zu I 2, 85: *Per témpus subuenstís mihi. sed quíd ais, Staphium? — Quíd uis?* An der Vulgata *Per témpus subuenístis. sed quid aís, Astaphium? — Quíd uis?* die das in *BCD* vor *sed* stehende (in *A* aber fehlende) *mihi* streicht, nimmt Fleckeisen aus zwei Gründen Anstoss: 1) weil vor der letzten Arsis der ersten rythmischen Reihe starke Interpunction sei und das *in arsi* stehende Wort dem Sinne nach zur folgenden Reihe gehöre; denn dieses dürfe in der ersten Dipodie des iambischen Septenars so wenig stattfinden wie es, in Bezug auf den Inhalt eines Satzes, mit einem Monosyllabum nach dem Ausgange des iambischen Senars (deshalb Truc. I 1 8 zu Anfang corrupt) und des trochäischen Septenars (Mil. glor. 402 daher das von Studemund aus dem *A* eruirte *iam* zu streichen, Hiat in der Diärese) erlaubt sei; 2) weil immer bei der Redensart *per tempus* = *opportune* ein Dativ *(mihi)* stehe: Bacch. 844, Men. 139, Cas. II 1, 16 (mit Koch, N. Jahrb. f. Philol. CV, 1872, S. 638). Die Palatinische Recension sei demnach festzuhalten in der ersten Vershälfte, für die Aussprache *subuenstis* vgl. das ebenfalls von Fleckeisen vorgeschlagene *fecsti* in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 76 f. Anm. 7, mehr Beispiele für *fexti* und *fexe* giebt Koch ebendas. CIII, 1871, S. 826 f. In der zweiten Vershälfte müsse die nun überschüssige Silbe hinweggeschafft werden, entweder durch Tilgung des *sed* oder durch Annahme einer Nebenform zu *Astaphium*: *Staphium*, gebildet von *σταφίς*, wie jenes von *ἀσταφίς (uva passa* »Rosinchen«), vgl. *στάχυς* neben *ἄσταχυς*, *στεροπή* neben *ἀστεροπή* u. a. Mit derselben könnte auch I 2, 27 im Wesentlichen die Ueber-

---

21) Ueber diesen schwierigen Vers s. auch Becker in Studemund's Studien I p. 262, der nach Aufzählung der Emendationsversuche Anderer entweder *Nísi quia timeo támen* [*egomet*, *quóm quod peccauí scio* oder *quid peccarím scio* verlangt. Gegen Koch's Vorschlag lässt sich dasselbe geltend machen, wie gegen Spengel's: »*Diniarchus potius culpae conscius atque propterea in timore est. Inuersum igitur sententiarum ordinem nostro iure expectemus*«.

lieferung des A erhalten werden: *Bene dícis, benígne uocás, Staphium. — Amábo,* vgl. Merc. 949 *bene uocas, benigue dicis;* V. 28 bleibt dann wie in Spengel's Ausgabe und wird mit Brix und Kiessling ebenfalls als bacch. Tetr. gemessen.

IV 4, 29 sucht Th. Bergk, Philol. XXXII S. 566, in der verderbten Ueberlieferung ein *intuterduatim,* »noch alterthümlicher als *interduatim,* was Festus p. 111 M. anführt«: *Interduatim et interatim dicebant antiqui, quod nunc interdum et interim.*

Wir wenden uns nun zu den im ersten Bande der Studemund'schen Studien vorgetragenen Emendationen. Luchs hat in seinen Quaestt. metr. p. 38 sq. nur für zwei Stellen Vorschläge: für IV 3, 55, wo für *qui nequit* genüge *qui non quit* oder *qui nescit,* und für V 65—67, wo, nachdem Spengel's Herstellungsversuch widerlegt ist, folgender von Studemund mitgetheilt wird: *STRAB. Út destrinxi hominem! íntro mittar.* (oder *út cubabo!*) *STRAT. Ímmo ego uero, quí dedi.* (66). *PHR. Í intro amabo, tu érgo mecum: crás* (oder *póst*) *tu eris mecúm quidem.* (67) *STRAT. Quíd tu? quid ais? cum hócine? ergo ego pósterior ero, quí dedi?* oder *cum hócine hodie, crás mecum aut postrídie?* — Auch Becker hat nicht viele Beiträge. I 1, 3 (p. 223) wird *educet* mit den Handschriften gehalten, was auch Luchs p. 34 für möglich erklärt hatte, vgl. oben S. 388 Bugge's Begründung. — Zu II 4, 2 sq. wird p. 290 not. 3 ein Vorschlag Studemund's erwähnt: *Vér uide Ut tóta floret* (ohne Interpunction nach *uide) út olet, ut nitidé nitet!* »ut liberiore structura *uer* accusativus ex *floret* (et simul aliquatenus ex *olet)* pendeat, cfr. Cist. ap. Studem. in ind. lectt. Gryphisw. 1871—72 p. 13: *Venerem meram haec aedes olent*«. — II 5, 11 sq. wird p. 246, da die gewöhnliche Interpunction ein *incedam* erfordern würde, ein anderer Vorschlag Studemund's in Erinnerung gebracht (Zeitschr. f. d. Gymnasialw., Berlin 1864, Bd. XVIII S. 540): *Vosmét iam uidétis: ut órnata incédo, Puérperio egó nunc me* [*med*?] *ésse aegram adsímulo,* wo der Satz mit *ut* natürlich bedeutet: »dem Costüme nach, in dem ich auftrete«. — IV 4, 38 (p. 275) wäre vielleicht in Spengel's Herstellung besser interpungirt: *Víden eumpse adíre? ut coepit, ád me recta sé tenet;* doch scheine der Vers noch nicht geheilt, so wenig wie V 49: p. 131 not. 4.

Wir kommen schliesslich zu Reinhardt's Bemerkungen über die Composition des Truculentus (s. oben S. 385 No. 5, S. 93 bis 103). Aus der Unwahrscheinlichkeit der Angabe in der ersten Scene V. 68—74 (der eben aus Lemnos zurückgekommene und jetzt zum ersten Male bei der Phronesium vorsprechende Diniarchus weiss schon das ganze Geheimniss derselben) schliesst der Verf., dass eben diese Scene der wahre (ursprüngliche) Prolog sei; denn sobald Diniarchus (mit V. 77, gleich vor II 1) in seine Rolle eintritt, weiss er Nichts davon, sondern erfährt es erst von ihr selbst II 4, namentlich 47—57, vgl. 83 sq. Recht passend werden hierzu die Schlussverse aus dem Prologe zum Mil. glor. 147—153 verglichen. Ausserdem zeige der jetzt sogenannte Prologus seine Unächtheit sowohl durch die Namensnennung des Plautus V. 1 als durch unverkennbare Entlehnungen aus dem ächten Prologe: 18 = I 1, 68 sq., 12 = I 1, 58; obwohl auch dieser selbst nicht frei von Interpolationen sei: als solche habe bereits Th. Bergk in den Beitr. z. lat. Gramm. I S. 129 die Verse 49 f. bezeichnet. — Dass Lücken, und zwar nicht unbedeutende, im Truculentus vorhanden sind, ist längst erkannt, und sie müssen aus sehr alter Zeit herstammen, da schon Donatus das Stück nur in der uns vorliegenden Gestalt gekannt, und der cod. *A* keinen erheblich grösseren Umfang als die Palatinische Recension gehabt zu haben scheint. Priscian's Citat aber I 101 H., das jetzt kaum unterzubringen ist, und die im höchsten Grade auffällige Aenderung der *truculentia* des Stratullax (von II 2 bis III 2), die durch seine Worte III 2, 14 sq. *Heus tú, iam postquam in úrbem crebro cómmeo, Dicáx sum factus, iám sum caulatór probus* keineswegs erklärt wird (denn zum häufigen Kommen *in urbem* war in der Oekonomie des Stückes keine Zeit gelassen), und die schon Donat ad Ad. V 9, 29 bemerkt hat, zeigt unwiderleglich den Ausfall ganzer Repliquen und Scenen, für welch' letztere ein Interpolator vielleicht, wie Reinhardt glaubt, die beiden eben citirten Verse eingesetzt hat. — Unbegründet erscheint dagegen die p. 102 sq. behauptete Unächtheit von II 1, 5—13.

Miles gloriosus.

Im Anschluss an die vom Refer. im Philologus XXX S. 578 bis 614 und XXXII S. 270—317, 406—441, mitgetheilten »Beiträge zur Kritik und Exegese« dieses Stückes folgen hier die seitdem in den Zeitschriften (vgl. Philol. XXX S. 580 Anm. 2) und sonst veröffentlichten Emendationen. Die zahlreichsten und besten rühren hier wiederum von Bugge her (»Beiträge zur Texteskritik der Plautinischen Komödien« Philologus XXX S. 636—652). Eine an die Ausgabe des Referenten sich anschliessende Inaugural-Dissertation von C. Schütt

Plauti in uocabulis enuntiatorumque partibus collocandis ars in fabula, quae inscribitur Miles gloriosus, demonstretur. Jenae 1872. 29 pp. 8.

ist sehr fleissig gearbeitet, liefert aber nichts Neues. Wir zählen die neuen Lesarten im Anschluss an Ritschl's Verszahlen der Reihe nach auf.

4 hält auch Bugge p. 636 sq. *áciem in ácie[d] hóstibus* für das allein Richtige und beweist, wie Ref. selbst ebendas. S. 593 bis 595, durch eine Beispielsammlung die Unrichtigkeit der Behauptung Ritschl's, dass derselbe Begriff in einem und demselben Satze nicht mit gleichem Accent wiederholt werden dürfe. H. A. Koch, Rhein. Mus. XXV S. 617 f., sucht den Hiat nach *acie* zu entfernen durch die Form *fostibus*, denn *fostis* für *hostis* »*dicebant antiqui*« nach Paullus Fest. p. 84, 5, auch Truc. I 2, 68 könnte ein (übrigens erlaubter) Hiat durch *fostilis* für *hostilis* getilgt werden. — 24 verlangt Luchs Quaestt. metr. p. 37 *insanum bene* für *insane bene.* — 69 findet Bugge p. 637 f. das *orant ambae et obsecrant* nach 66 sq. allzu matt, auch könne wegen der Präsentia 69 sq. nicht mehr von den beiden Weibern die Rede sein, *quae here pallio me reprehenderunt* (59 sq.); hier müsse von Weibern überhaupt gesprochen werden, also (*mihi*) *Moléstae sunt mulíeres*: *orant, ámbiunt* mit Entfernung des Glossems *obsecrant.* — Geppert giebt im zweiten Hefte seiner »Plautinischen Studien« (Berlin 1871) nicht wenige Nachträge zu den Lesarten des cod. *A*;

von denen zur ersten Scene kann der Text vielleicht aus dreien Gewinn schöpfen: p. 21 sq. v. 38 *P. Habés? A. Tabellas uís rogare: habeo, ét stilum.* P. 11 sq. v. 43 *in Scytholatronia* (erstes *o* unsicher, am Ende *—iam*), 44 *Sardos*, 45 vielleicht zu Anfang ein *Hi* ausgefallen; 66 *itane aib . . .*, was auf *aibat* führe. — 105 *ad amícam erilem* für *ad illam amicam eri mei* Luchs Quaestt. metr. p. 37, der Schluss des unvollständigen und verschriebenen Verses könnte z. B. *dum ille abest* gelautet haben. — 148 sq. Zu dem Ausdrucke *eum ita faciemus, ut — neuiderit* kann besonders verglichen werden Most. 376 sq. L., dann Bacch. II 2, 46 und Capt. III 5, 79; die Stellen sind angeführt von Luchs im Hermes VIII S. 113 Anm. — 164 glaubt H. A. Koch, Rhein. Museum XXV S. 621 f., das handschriftliche *nec* für *ne* als Archaismus halten zu können, desgl. 343 und 1260, als Hiatustilger könnte es ohne handschriftliche Gewähr gebraucht werden vor *istam* 983, vor *in* 1400, *hoc* Most. 540. — 176 erfordert die von Luchs im Hermes VI S. 270 f. nachgewiesene Messung von *nescio* entweder die Streichung des *ita* oder die Umstellung *Néscio: ita repente abrípuit.* — 182 hat der *A* nach Geppert S. 23 f. *ISTIS*, was, mit dem *Sis* der anderen Recension verglichen, auf ein ursprüngliches *ISEIS* führe und als *I seis* (= *sis*) in den Text zu setzen sei. — 185 b (und 290, cfr. Ps. 201, Poen. 897) vertheidigt Geppert S. 13 f. noch immer das viel besprochene *Prŏ́fĕcto*, wo »eine betonte Länge in einen Iambus aufgelöst« sei, und verwirft das von Fleckeisen in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 784 Anm. für die vier Versanfänge vorgeschlagene *Corgo.* — 217 *ah, feriatus né sis, heus, Palaéstrio;* 221 *Ánteuenito aliqua íllos aut tu circumduce exércitum* (*tu* im zweiten Gliede wie Hor. od. I 9, 16, Ovid. Met. II 293); 223 *Ínterclude itér inimicis, át tu tibi moení uiam*: Madvig p. 7 sq. — 227 ist Spengel's *fácta ut facta né sient* (Dissert. inaug. de uers. cret. thesis VI) richtig: Luchs, Quaestt. metr. p. 37. — 238 *Ut Philocomasio húc sororem* etc. Bugge p. 638, ähnlicher Dativ Epid. V 1, 22. — 260 »Der erst noch zu ermittelnde Sklave, welcher dem Affen nachgelaufen war, konnte wohl mit *homo*, nimmermehr aber mit *hic homo* bezeichnet werden. Vielmehr ist *hominem* und *huic* [so die Handschriften] ganz richtig gesagt, wenn wir nur *huic*, wie es der Sprachgebrauch erfordert, auf den Periplecomenus beziehen (diesem d. h. der

so eben weggeht) und *investigando* als Ablativ fassen, zu dem dann *hominem* natürlich Object ist«. Brix, N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 769. — 262 billigt Bugge S. 638 Müller's Vorschlag *pote* für *potuit*, 263 vertheidigt er *sesé* durch Stich. 249, Pseud. 750, Poen. V 2, 66 gegen Koch's Aenderung in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 61: *de amíca eríli* [die Handschriften *eri*, vgl. zu 105], *sé uidísse eam.* — 267 *ui pugnando*d (*pugnandoque* die Handschriften, Verwechselung von *D* und *Q* leicht möglich wie so oft die von *D* und *O*), vgl. *ui pugnando* Asin. 555, Men. 1054, Amph. 414, Vatinius bei Cic. fam. V 10 b *sex oppida ui oppugnando cepi*: Fleckeisen in den N. Jahrb. f. Philol. CVII (1873) S. 502. — 277 liest Geppert S. 24 nach dem cod. *A*: *aut quid hic negoti est?* — 290 s. oben zu 185 b: *Córgo uidi. — Tútin? — Egomet, dúobus his oculís meis.* Fleckeisen. — 298 *Íterum perierís, si id uerumst, tú ei custos ádditus* H. A. Koch Emendd. Plaut. p. XII.

308 erkennt Bugge p. 639 in der Verschreibung der Handschriften *hec* oder *haec* eine alte Form der (selbstständigen) Präposition *ex*, nämlich *ec*, ganz ebenso 1338 und auch sonst nicht selten; in den Plautushandschriften steht vor *s* gewöhnlich *ex*, selten *e*. Was dann p. 640sq. über den Versausgang *dedít* (oder *edidit*) *forás* bemerkt ist, wird jetzt nach dem Resultate der Quaestt. metr. von Luchs zu modificiren sein. Letzterer vermuthet p. 42: *illaec se súbito hospitio edít foras.* — 309 *enim* für *nunc* und 310 *Crédo hercle hasce aedís sustollat tótas atque me ín crucem* Fleckeisen in den N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 71 f. Denn vor *aedes* sind die auf *c* und *ce* auslautenden Formen constant (*haec hasce harunc hisce*), wie Fleckeisen schon in Bd. LX (1850) S. 245 der Jahn'schen Jahrbücher behauptet hatte und jetzt auch Ritschl (Trin.[2] 3, 124, 177, 402, 1080, 1127) anerkennt; und das blosse *hic* für *hic homo* = *ego* ist sehr selten, in den Palliaten wohl nur Andr. 310, daher das *hunc* hier in *me* geändert wurde. — 313 macht Luchs im Hermes VIII S. 108 f. es wahrscheinlich, dass Ritschl's frühere Restitution *in terra te álter est audácior* die richtige sei; denn für die Stellung des Ablativs *te* vor *alter* sprechen vier, für *in terra* sieben andere Plautusstellen. — 323 *nám ego illam uidí domi* oder *nam íntus eccillám domi* Luchs, Quaestt. metr. p. 37. — 325. Mit *Bc* zu lesen *Tum* »wenn dem so ist« vgl. 1014: Bugge S. 642. — 328. *SCEL. Séd fores cre-*

puérunt nostrae; *at égo illic* (oder *illás*) *obseruí fores.* Madvig p. 8 (*obserui* = *obseraui*, von *obserere*, vgl. *conserere*, *inserere seram*). — Geppert theilt aus dem A mit S. 28: in 355 fehlt *ut*, wird bestätigt *decem edocebo*, 364 *iste est*, 365 *emtibi* (spat.) *hic mihi dixit ..... quidem*, 366 *me* richtig, 368 *quidem hercle oculis*, 370 *Ego stulta et mora multum* (p. 24—27), 379 fehlt *hic* (p. 29), 393 *uigilanti* ohne *in* (p. 14). — 374 *Non míhi minis possúnt tuis hisce óculis exfodíri* Mohr De iamb. ap. Pl. septen. p. 16; *Non póssunt mihi minúciis tuis híce oculi exfodíri* Madvig p. 9. — 395. Ueber das Futurum *censebo* vgl. die Bemerkungen Teuffel's in den N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 668 und 831 f. — 400 hat Camerarius richtig *quam simile;* das doppelte Fragewort (*ut* und *quam*) auch Stich. 570 und Asin. 581: Brix in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 778, vgl. zu 431.

402: s. oben S. 394, zu Truc. I 2, 85. — 405 *optinuisse* für *obstitisse* Bugge p. 642. Das neutrale *tenere* entspricht dem transitiven *tendere* und bedeutet ursprünglich, wie dies zumal aus *pertinere transtinere* hervorgeht, »ausgespannt sein, sich erstrecken«, *optinere* ist daher »vor Etwas gespannt sein, vor Etwas sich erstrecken, liegen«. Bei Livius XXIX 27: *noctem insequentem eadem caligo obtinuit* ist *obtinuit* wohl nur »dauerte fort«, im Augusteischen Zeitalter aber wurde gesagt *nebulam obtendere*, *obtenta nocte*, *toros obtentu frondis inumbrare*, *obtentus nubium.* — 430 *id* für *hoc* (die Handschriften *hic*) Bugge ebendas. — 431 verdächtigt Brix in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 779 die Aenderung *quipiam* (»eine schwerlich von Plautus gebrauchte Bildung, s. zu Capt. 123«) für das handschriftliche *quispiam* und vertheidigt letzteres neben dem folgenden *aliquis* 432 durch eine Reihe analoger Erscheinungen in der stets auf möglichst volle Ausprägung eines Gedankens gerichteten Volkssprache, die zuweilen verschiedene Momente nach einander, aber in demselben Satze zur Anschauung bringt, wie oben 400 erst das »wie«, dann im Rahmen desselben Satzes das »wie sehr«. Vgl. zu 649. — 467 *incauto* für *cauto* Bugge p. 642, vgl. *Bb CD.* — 515—517 versucht Becker, der mit Ritschl die Abhängigkeit von *nesciam* 514 annimmt, wenn auch zweifelnd, so herzustellen:

Utrúm me expostuláre tecum aequóm siet,
An, si ístaec non est háec, neque haec uisást mihi,
Tibi éxpurigare me haéc uideatur aéquius.

Für *neque haec* vielleicht *quae prius.* Madvig dagegen will p. 9:

Utrúm me expostuláre tecum aequómst prius,
Si istaéc non est haec néque uisast istaéc mihi,
An me éxpurgare tíbi uidetur aéquius.

(*si* = *num*, *est* für *sit*). — 540. Im *A* las Geppert S. 14 für *POL* eher *TOC*, was er aus *HOC* verschrieben glaubt. — 551 sq. billigt auch Fuhrmann in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 688 die Lesart *Aqua aeque sumi* und erklärt ganz ähnlich wie Referent selbst im Philologus XXXII S. 314 f. — 574 Geppert S. 28 nach *A*: *Ita fácere certum est. Séd satine oratú's? Abi* — 579 bestätigt *A* das *comprehendar* des Acidalius, wie 208 sein *expromet*; 584 hat er *Nam uni(?)* und am Schlusse *plus nimio merui mali*: Geppert S. 29, 15. — 588 *Quoi íd adimatur, ne id, quod uidit, uíderit* Madvig p. 9.

Zwischen 600 und 601, die auch im *A* auf 602 sq. folgten, standen nach Geppert S. 32 noch zwei andere, jetzt verschwundene Verse. — 603 *quin, si inimícis úsust, obfuát tibi* H. A. Koch, Rhein. Mus. XXV S. 621. Andere archaische Formen, die Derselbe anräth, sind: 609 *uoltumam* N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 686 f.; 699 *Mé uoxóre* (neben *Méd uxóre* oder *Me úxoré(i)* bei Ritschl, N. Pl. Exc. I S. 43), 932 *A tuá uoxóre* (neben *A tuád uxóre* Ritschl a. a. O. S. 68), 1402 *uoxorem* ebendas. S. 286; 628 *tamine* Rhein. Mus. XXV S. 618; 631 *senet* ebendas. S. 620, vergl. *anet* Merc. 755; 692 f*ariolae* ebendas. S. 617 f.[22])

660 *cettris* = *cette* (Merc. 965) *tris*, Emendd. Plaut. p. XII, vertheidigt im Philol. XXXIII S. 706 f. Hierzu tritt noch 649 *Néque ego cumquam* (Ritschl, Rhein. Mus. XXV S. 311), wofür Brix, s. zu 431, doppelte Negation herstellen möchte: *Néque*

[22]) In demselben Verse wird nach K. E. Georges, Philologus XXXI S. 510, die von Lambinus vermuthete Form *praecantatrici* empfohlen durch Augustin. enarrat. in psalm. 127, No. 11: *praecantatores et praecantatrices.*

ego numquam, ebenso mit cod. *A* Pseud. 136, mit cod. *B* Men. 1027, ohne handschriftliche Gewähr Men. 1117, Rud. 219; vgl. im Allgemeinen Ritschl's Opusc. II p. 335sq. — 613. *Num geremus rem* Becker in Studemund's Studien I p. 142. — 624 *faxis* oder *facias* ist jedenfalls zu halten gegen C. F. W. Müller's *facis*, Pl. Pros. S. 205, »*cum non agatur de re quae fiat, sed potius de ea, quae facienda sit*« Luchs ebendas. p. 28. — 630 *pernix pedibus*, *manibus mobilis* ist der Allitteration wegen mit Guyet zu schreiben, vgl. *pedum pernicitas* Men. 857, Livius XXII 59: Bugge S. 643. — 639 schlägt Madvig p. 9 vor *Túte apud te* etc., ähnlich schon Müller Plaut. Pr. S. 561f. *Tute ut apud te.* Am Schlusse des Verses erkennt Luchs a. a. O. p. 35 scharfsinnig in der lückenhaften Ueberlieferung *ne..as* u. s. w. ein *neq;ras* d. h. *ne* (dies schon Müller a. a. O.) *quaeras*, was durch die vier ganz ähnlichen Stellen Bacch. 648, Asin. 319, Cist. II 1, 2, Aul. II 6, 9 zweifellos gesichert wird.

700 hat der *A* nach Geppert S. 15f. *propiti nam hercle*, was auf *Dí tibi propitií sunt*: *nam hercle si ístam semel àmíseris* führe; 707sq. (S. 16—18):

Méa bona mea morté cognatis dédam, *inter eos pártiam*:
Hí apud me aderunt, *mé curabunt*, *uísent quid agam*, *ecquíd uelim.*

Studemund, Studien u. s. w. I p. 202: *uísent*, *quid agam*, *quíd uelim.* Ueber die ursprüngliche Gestaltung der ersten Hälfte vergl. noch Bücheler in den N. Jahrb. für Philol. ICIX (1869) S. 486. — 721 hat der *A* nach Geppert S. 18f. *an* für *aut;* dass seine darauf gestützte Vermuthung unhaltbar sei, hat schon ein Recensent H. A. K. im Philol. Anz. V (1873) S. 89—91 bemerkt; mit Recht aber wird *usui est* aus dem *A* 724 extr. S. 21 geschützt; 791 hatte *A*: *ad matronarum modum* (S. 27). — 752 *Nam proletari* (gen. sing.) *sermone* Bergk, N. Jahrb. für Philol. CI (1870) S. 830f. — 764 ist nach Brix ebendas. S. 769 das *rei* aus Versehen aus 765 hereingekommen; denn an den 12 Stellen, wo Plautus *otium est* oder Aehnl. hat, tritt zwar zuweilen ein persönlicher Dativ, nirgends aber ein sachlicher (Genetiv oder) Dativ hinzu, auch würde man als solchen *ei rei*, nicht *rei*, erwartet haben. Man setze also 764 *mihi* statt *rei* ein und nehme letzteres hinüber in 765, wo es zu *huic* sehr willkommen, ist, »da

der Dativ von *hoc* nur *huic rei* lautet, wie *ei rei* und *isti rei* (Mil. 1093) von *id* und *istud.*« — 797 vermuthet Bugge S. 643 *faueolae* für *faueae suae*; 798—800 stellt er ebendas. so her: *PE. Aúdio (Né mi ut surdo uérberassis aúris) ego recté meis. PA. Úbi dabo, a tuá mi uxore dícam delátum ét datum. Recte audire* »gutes Gehör haben« opp. *surdum esse*; *meis* »meine Ohren so wie ich sie habe«, opp. *aures hominis surdi.* — H. A. Koch erklärt seine (von Bugge verworfene) Vermuthung *rectissime* (scil. *ei dabo anulum*) jetzt im Philologus XXIII S. 708 Anm. durch »ohne alle Gefährde« und vergleicht *dare alci litteras recte* Cic. Fam. I 7, 1; Att. IV 1, 1; ähnliche Ausdrücke Fam. I 9, 23; II 5, 2. — 801 *ille (eiusmodi est) cupiet miser* Madvig p. 9sq. — 805 *Ergo adcura, sed propere opus est* Brix, N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 769f.; 817 *te uocat Palaestrio* Ders. ebendas. S. 770 (vgl. 900, Epid. I 2, 23, Cist. IV 1, 93). — 809 *meminisse réfert, id rogo té tamen* Luchs, Herm. VI S. 272, dem Becker (»Studien« u. s. w. I p. 149sq.) beitritt. — 843 *Lurcio* (= *Λυρκίων*, vgl. *Λύρκος — ιος — ίας*) für *Lucrio* Fleckeisen in den Neuen Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 846—848. — 850sq. *Hercle ílli crebro cápite sistebánt cadi* Bugge S. 644, der auch aus den von Ritschl entfernten »Glossemen« nach 855 einen Vers eruirt: *Ea pléna Bacci insana fieri máxume.* (nach *die* 855 nur,): *plena Bacci* doppelsinnig: »mit Wein gefüllt« und »von Bacchus begeistert« wie Hor. od. III 25, 1; *ea* wiederholt 855sq. wie *is* Andr. I 3, 15sqq. — 874 stellt Studemund (»Studien« I p. 299not.) die Worte so: *Rem omném tibi, Acroteleútium.* — 878 vermuthet Bugge S. 646, da *hercle* im Munde eines Weibes jedenfalls nicht erlaubt sei, etwa: *mecástor maxuma haéc sit.* — 882sq. *Quin ego, ni frústror, Priusquam ádbibere* etc. Madvig p. 10. — 917 hatte der verlorene Schluss ungefähr folgenden Sinn: *ubi probí fabri non désunt* oder *ubi fabri ádiuuant períti;* 919 *Adsúnt fabri architécti ego, tu atque haéc haud inperiti.* Das *architecti* geben die Handschriften, es ist Genetiv, Formen nach der dritten Declination nur Most. 760 und Poen. V 2, 150.

1004 entfernt Bugge S. 650 das von Ritschl eingesetzte *haec*; 1005 vermuthet Derselbe: *PA. Príusne quam illam oculís uidísti? PE. Ídeo, id quod credó tibi* (d. h. »*ideo iam adlubescit, quod id credo tibi* = *quod credo tibi de ea re*: *eram ancillulae*

nimium lepidam nimisque nitidam feminam esse«. cfr. 1003, wo *illa ipsa* sich auf die Herrinn bezieht; *iam adlubescit* »ich fange schon an verliebt zu werden«.); 1006 *Tum haéc celocula íllam absentem súbigit me út amem. Tum* mit Bothe, *haec celocula* nach 986 und Palmerius; die ganze Aeusserung zeigt, dass dem Miles auch die Zofe gefällt, darum Palaestrio 1007 *Hercle hanc quidem nil tu amassis.* — 1025—1029 schliesst sich Bugge S. 647—649 an die Erklärung Ladewig's im Philologus XVII S. 258 an und schreibt: (1025) *Quo pácto obsidium occípiam,* (1026) *Velĭm, sís, ferăs ad me cónsilium. PA. Quasi hŭnc dépereat — MI. Teneo ístuc.* Zu *occipiam* vgl. 1362, Stich. 75; nach *depereat* ist Unterbrechung der eifrigen Zofe, aber keine Lücke; 1029 ist *cetera* mit den Handschriften zu halten. — 1049 möchte Bugge S. 649 ein *illa* (vgl. 1053sq.) vor *tui* einsetzen. — 1040 stellt Brix in den N. Jahrb. für Philol. CI (1870) S. 770f. um: *aliae multae idem istuc cupiunt,* gewiss richtig, da *alii multi* wie *alii omnes* (*ἄλλοι πολλοί — πάντες*) die gewöhnliche Stellung war, ja in den Komödien die ausschliesslich herrschende, von Most. 1052 *plurumi alii* abgesehen. — 1072 *me hau spresti* (= *spreuisti*) H. A. Koch in den N. Jahrb. f. Philol. CIII (1871) S. 827f., nach Guyet; 1091 *gurnabunt* Derselbe ebendas. S. 828, vgl. *gurnator* = *gubernator* Titin. 128, *gurnaclo* Verg. Aen. V 176 cod. Rom.; 1124 *uluntate* für *uoluntate* Derselbe ebendas. CI (1870) S. 686; 1107 *Cúbi* Ritschl im Rhein. Mus. XXV S. 309. — 1148 liest Geppert S. 28 mit Dousa *Omnia dat dono, a se ut abeat* (= cod. *D*) denn auch der *A* habe *donaseutabeat.* — 1153 *nihil ecfieri poterit huius.* Bugge S. 651, vgl. für *ecfieri* Pers. 761, für *huius* Ter. Eun. V 6, 10 *Quicquid huius factumst, culpa non factumst mea*; Haut. III 3, 10 *nil me istius facturum.* — 1184 ist das *sim* der Palatinischen Recension dem *sum* des *A* vorzuziehen: Becker, »Studien« I p. 175, not. 1.

1242 »*Esse*, quod Ritschl adiecit, propter numeros aptius post *uideo* additur« Becker, »Studien« I p. 291 not. 1, vgl. zu 1272. — 1247 *tam mulieres ut amarent* Brix in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 771f., vgl. 1202; ebenso Bugge, Tidsskr. for Philol. og Pädag. VI S. 12 f., der auch 58 und 1264 vergleicht. — 1260 ist *Quid itá*? wie Ritschl auch hat, jedenfalls die richtige Betonung, s. die Beispielsammlung von Luchs im Hermes VIII

S. 114. — 1262 ist mit Becker, «Studien« I S. 225, zu interpungiren: *Non uideo. ubist?* denn *Non uideo, ubi* würde ein *sit* erfordern. — 1263 *quam ego amem, si per te liceat*, Brix in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 772: *amē* liegt verborgen in *mea*, was aus *ame* versetzt ist. vergl. *CD.* — 1272 (vergl. 1242) möchte Becker a. a. O. p. 291 not. 1 das von Ritschl eingesetzte *esse* lieber nach *uideo* stellen, um eine ungewöhnliche Caesur zu vermeiden, also *Leuándum morbum múlieri uideo ésse. Vide ut extímuit.* Die Handschriften haben aber *uiden ut tremit atque extimuit,* und Becker sucht in den von Ritschl gestrichenen Wörtern *tremit atque* eher eine verschriebene Paronomasie nach Art des *tacitus tace* Poen. IV 2, 84 (Epid. V 1, 44) und *timidus trepidas* Epid. I 1, 59, etwa (*uideó.) Vide ut tímida (trépida) extímuit.* — 1306 *Quid istúc est, quaeso? quíd oculo factúmst tuo?* O. Seyffert im Philologus XXX S. 433f., vergl. Asin. 705, Cas. II 5, 9, Mil. glor. 420, Andr. 721 *quid istuc obsecrost?* Da zahlreiche andere Stellen aus den Palliaten sowohl das häufige *est* in dieser Redensart als auch, wenn dieselbe Person zu reden fortfährt, eine immer darauf folgende zweite Frage sicher stellen, schreibt Seyffert ebendaselbst auch 1331: *Quíd istuc quaesost? — Quía abs te abit, animó male* e. q. s. — 1309 billigt Brix a. a. O. S. 772 Ritschl's Herstellung in den N. Pl. Exc. I S. 11, nur dürfte statt *amore* zu setzen sein *amorem*, da *apstinere re aliqua* im Plautus nicht nachweisbar sei; *eo* sei entbehrlich. — 1313 schlägt H. A. Koch in den N. Jahrb. für Philologie CIII (1871) S. 827 die Verkürzung des handschriftlichen *audistin* in *austin* vor, desgl. Andr. 975, Haut. 684. — 1319 *quamquam inuíta facio, inpíetas sit, nisi eám. — Sapis,* Brix a. a. O. S. 772. Dagegen *facio, ní pietas cogát. — Sapis,* Madvig p. 10 (nach *facio* hinzuzudenken: *nec faciam,*). — 1335 *labra áb labellis fér mihi* (mit Bothe), *nauta. cáue malum!* Bugge S. 651, zu *labra ab labellis fer* vergl. Pseud. 1259 und Bacch. 480 (wo vielleicht zu lesen sei: *—papíllas, a labéllis labra nusquam aúferat),* zu *nauta* 1430, zu *caue malum* z. B. Bacch. 147. — 1336 *spiraretne* Becker »Studien« I p. 160 not., 204; 1337 *rétineás. — Adfléo misér* Luchs ebendas. p. 74sq. doch zweifelnd; Bugge S. 641 *rétine. — Ádfleó misér* »ich muss dabei weinen«; 1388 *Illic ípsus sese* nach der gewöhnlichen Stellung des *ipsus* Luchs ebendas. p. 47; 1389 billigt Derselbe p. 45 Fleckeisen's Umstellung *senex stat*

in statu. — 1366 tilgt Brix a. a. O. S. 772f. das von Ritschl nach *saepe* gesetzte Komma und fasst *uerum* als Adjectiv zu einem nach *perspexi* hinzuzudenkenden *te.* »Denn abgesehen davon, dass die Conjunction hier ziemlich befremdlich und müssig neben dem der Hervorhebung schon genügend dienenden *tum maxime* stünde, ist der Sarkasmus des folgenden *uerum factum* (scil. *me*) ja ganz und gar auf das vorhergehende masculinische *uerus* gegründet und ohne dieses nicht verständlich. Pyrgopolinices sagt: »ich weiss es (wer mir treu ist) und habe dich oft als wahr erfunden. wie früher, so namentlich heute.« Darauf erwidert Palästrio: »Du weisst es? im Gegentheil, in Zukunft wirst Du, dafür stehe ich Dir *(faxo)*, mehr sagen, dass ich Dir heute wahr geworden« d. h. »in meinem wahren Wesen erschienen bin«. — Nach 1399 ist im *A* ein Vers ausgefallen, der mit *TA* begann: Geppert S. 32; 1405 fehlt im *A*, während von 1403 sq. und 1406 noch deutliche Reste sichtbar sind, Ders. ebendas. S. 19 f.; 1430 stellt der *A*: *ob oculum lanam* und lässt 1435 ganz aus: ebendas. S. 29. — 1430 *illequidem* (éin Wort) Luchs im Hermes VI S. 277 unter Verweis auf spätere Begründung: dasselbe sei herzustellen Capt. 288, 573, Most. 1081, Epid. II 2, 72; V 2, 8; *istequidem* Poen. III 1, 11.

Trinummus, Menaechmi.

Von diesen beiden Komödien liegt aus dem verflossenen Jahre die zweite Auflage der Ausgabe von Brix vor; da zu beiden ein kritischer Anhang gegeben ist, der die bis dahin erschienenen kritischen und exegetischen Beiträge, nebst eigenen, in Auswahl mittheilt, resp. beurtheilt, können wir uns hier, die genauere Besprechung der neuen Auflagen einem anderen Orte vorbehaltend, auf Anführung des seitdem hinzugekommenen Wenigen beschränken.

Trinummus. 147 *Noenust* d. h. *ne oenus quidem est* O. Ribbeck, Rhein. Mus. XXVII S. 178, vgl. Truc. I 2, 8; II 6, 62. — 163 verlangt Becker, »Studien« I p. 245, die Interpunction *Quid tibi ego dicam?* wiederhergestellt; denn das folgende *qui* (= *quomodo*) würde, wenn mit *dicam* verbunden, 165 den Conjunctiv *dederit* erheischen, den aber das Metrum nicht zulässt. Vielleicht sei für *qui* zu schreiben *quin* (? = *quine* ?). — 525 möchte Derselbe p. 240 not., da *apage* sonst nicht allein steht, den ganzen

Vers dem Philto geben: *Apage: Ácheruntis óstium in nostróst agro.* — 983 vielleicht *Properasne an non properas*, vgl. Aul. III 2, 17, Derselbe p. 160 not. — H. A. Koch will in den N. Jahrbüchern f. Philol. CVII (1873) S. 841 im V. 211 nach den Spuren des *A* ein persönliches *lubeant* herstellen, wie Wagner Aul. III 5, 17 mit Berufung auf Priscian XI p. 922 P.; 789 vermuthet Derselbe Emend. Plaut. p. XVII sq. *Non árbitraris eum íntellecturum ánuli Patérni signum non esse?* (*adolescentem*, was die Handschriften zwischen *eum* und *anuli* bieten, sei zur Erklärung des *eum* beigeschrieben worden und habe das den Acc. cum Infin. *anuli...esse* regierende Verbum verdrängt). — 420 *Accepstin*, 943 *uisti* (wie Merc. 393), 1166 *uluntate*: Ders. in den N. Jahrb. für Philol. CIII (1871) S. 827, CI (1870) S. 686. — Th. Bergk stellte in den N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 824 in den V. 169 f. dieselbe Interpunction her, die gleichzeitig auch Ritschl in seiner zweiten Ausgabe befolgte, während Bergk ebendas. S. 823 von der in V. 318 von Ritschl hergestellten abweicht, vgl. hierzu noch O. Ribbeck in der praef. zur zweiten Ausg. der Tragikerfragmente p. XXX und XXXV. — Ebendaselbst S. 823 hält Bergk das handschriftliche *Eo ego igitur* 818 aufrecht und ändert Philologus XXXII S. 566 These 42 seine frühere Conjectur *et Nerei et Portumno* 820 in *et Neriei Neptuni* (ebenso gut auch *Nerie* oder *Neriae;* darauf beziehe sich eine Glosse bei Vulcanius p. 143: *Neries. ἐξουσία θαλάσσης*). Sonst hat der um den Trinummus wie um den ganzen Plautus so hoch verdiente Gelehrte nach dem ersten Hefte seiner »Beiträge zur latein. Gramm.« nichts auf die Texteskritik unseres Stückes Bezügliche veröffentlicht; nur im Allgemeinen erklärt er sich gegen Ritschl's Herstellung von 717, wo ein Perfect (mit den Handschriften, die *abiit* bieten) durchaus nothwendig sei (N. Jahrb. für Philol. CV, 1872, S. 128 Anm. 6), welches auch Brix in der krit. Anm. z. St. und Fleckeisen in den N. Jahrb. f. Philol. CIII (1871) S. 811 durch Streichung von *quidem* oder *hercle* sicherstellen wollen. Ueber die von Letzterem schon in Ritschl's annot. crit. angeführten Vermuthungen zu 843 u. 848 s. jetzt die Jahrb. CI (1870) S. 847 f. Anm. u. 784. — Mehrere, wenn auch nicht sichere, so doch beachtenswerthe Vorschläge hat Brix unerwähnt gelassen: so von O. Ribbeck im Rheinischen Mus. XXVII 177 ff. die Vermuthungen zu 240 und 347, die Verdächtigung von 562—568, desgl. von 797, die ansprechende Per-

sonenvertheilung 765—770; hierzu kamen noch später praef. ad scaen. Rom. poes. rel. I² p. 33sq. und 58 Vorschläge zu 258, 294, 1130, wie von Bücheler im Rhein. Mus. XXVII S. 477 zu 32 und 283. Auch ein Recensent der zweiten Ritschl'schen Ausgabe im Philol. Anz. III (1871) S. 310—315 vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass 504 *id* für *hoc* und 828 *est nobilis apud homines* zu lesen seien, dass vor 722 eine Lücke und 763 oder 764 unächt sei; 880 empfiehlt Luchs, »Studien« I p. 263, die Streichung von *simul*, wodurch *rogitas* gehalten werden kann; 1127 vertheidigt auch G. Roeper im Philol. XXX (1870) S. 577, wie Brix selbst z. St., den daktylischen, einen Trochäus ersetzenden, Wortfuss *aedibus*. — Dass 651 wahrscheinlich *in lectu* zu lesen sei, wird zu Amph. 513 dargelegt werden; hier folgen noch schliesslich verschiedene Bemerkungen und Vorschläge von W. Teuffel. 606 vertheidigt Ders. in den N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 668 und S. 831f. das handschriftliche *non credibile dices* durch Stellen wie Cic. pro Mur. 58 (*deprecabor*) und 63 (*fatebor*), wozu Ovid. Ibis 129 (*putabo*), dial. de orat. 16 (*interrogabo*), *censebo* und *sperabo* Mil. glor. 395, 1209, *iubebo* Hor. Epist. II 3, 317, *conueniet* Hor. od. III 3, 69, *οὐ φεύσει γέ με* Arist. Nub. 261 verglichen werden. »Callicles setzt voraus, dass die Angabe des Stasimus nicht sein letztes Wort sei: *hoc si dices, non erit credibile*. Aehnlich wir bei einer unwahrscheinlichen Angabe eines Anderen: 'Du wirst mir das nicht weis machen', *τοῦτ' οὔ με πείσεις*«. — 725 *Égomet autem, quóm mi extemplod aúrum et sagítas súmpsero*, Rhein. Museum XXVII (1872) S. 485f. — Das undeutliche Personenzeichen des Cod. *B* in III 3, das hier den Megaronides, sonst aber den Philto bezeichnet, erklärt Teuffel in den N. Jahrb. f. Philol. CV (1872) S. 108 sehr wahrscheinlich für ein corrigirtes *α* (*A*), das für die zuerst auftretende Person des Stückes ja am Nächsten lag, und wodurch jeder der beiden *senes* sein Zeichen behalten wird; hiernach modificirt sich Ritschl's Annahme in der praef. Trin.² p. LVsq. — 871 *quíd istas pultas, heús, fores* Rhein. Mus. XXVIII (1873) S. 344f. [aber ist diese Stellung des *heus* erlaubt?]; 879 (ebendas. S. 345f.) ist zu streichen, als ein durch die Gewissensfragen 878 veranlasster fremder Witz, dessen Ton weder mit 877 noch mit 880sqq. stimmt; das *iurator* steht nur noch in dem unächten Poenulusprologe 57; 889—891 wird ebendas. S. 347 die Umstellung Meier's gebilligt

und ihre Möglichkeit gut motivirt; 924 wird ebendas. S. 346 für eine spätere Dittographie des verlorenen ächten Verses gehalten; 929 (ebendaselbst), vor welchem ein Vers fehlt, scheint ebenfalls einer auf 936 sq. bezüglichen Dittographie, die zwei ächte Verse verdrängte, anzugehören, wie schon Ladewig glaubte; Brix scheint keinen Anstoss genommen zu haben. Ritschl hält umgekehrt 936 (von *sed ego* an) und 937 für eine Dittographie von 929, wogegen sich sowohl Teuffel wie Brix in der krit. Anm. erklären.

Zur Verbesserung des Textes der Menaechmi macht Langen, ohne noch die zweite Auflage der Ausgabe von Brix zu kennen, im Philologus XXXIII S. 708—713 folgende Vorschläge: 85 R. *i* d. h. *ei* nach den handschriftlichen Spuren statt des gewöhnlichen *aut* vor *anum* einzusetzen, vgl. Amph. prol. 107; 96 sq. *quoi iám diu Sum iúdicatus. Ultro eo* e. q. s. 211 *aut laridam aut pernonidam* (nach *A*); 359 *domi út sit nostrae pótissimus;* 452 *qui* »wodurch« für *quae;* 500 *certe* »jedenfalls«; 554 *profer* (p. 710 sq., ebenso Brix); 572 *maxume* mit Loman; 607 *PE. Perge tu!* aufreizend zur Frau, 831 sqq. wird die handschriftl. Ordnung der Verse vertheidigt, schwerlich mit Recht, S. 712; 971 *scitumst* für *situmst,* »klug ist«; 1081 wird *datis* gehalten, S. 712; 1084 sq. *Non ambos uolo, Sed eum, uter* e. q. s. 1097 *dixti: hic ibĭdem nátus est.* 1121 *Si ínterpellas, táceo. — Potius égo tacebo.*

946 *si quid facturu's, face* Luchs im Hermes VIII S. 118 f., ganz ähnlich Pers. 146; Mil. glor. 1186, 1299, Poen. III 1, 8 und Fragm. Cistell. bei Festus p. 372 b, 18 *(Quin is, si itura's)* ähnlich mit *ire;* Cas. IV 4, 11 mit *dare*; Pers. 397 mit *ducere*; vgl. zu Epid. II, 2, 99. — Men. 1041 hält Luchs ebendas. S. 120, wie Brix, das handschriftliche *nimia mira* durch Parallelstellen aufrecht; auch stimmen Beide in der Vertheidigung der handschriftlichen Lesart 689 (»Studien« I p. 27) überein; Erwähnung hätte wohl noch verdient der auf Bothe und Loman gestützte Vorschlag von Luchs ebendas. p. 31 zu 451: *Qui illum di [deaeque] ómnes perdant, prímus qui comméntus est.* — Madvig's zwei Verbesserungen hat Brix noch in einem Nachtrage S. 94 mitnehmen können; das *pessulo* 152 fand zu gleicher Zeit selbstständig Ferd. Hoppe, N. Jahrb. f. Philol. CVII (1873) S. 244, noch früher aber F. L. Lentz in den »Variae lectiones« p. 25 (Gymnas.-Progr. Königsberg 1852), wie M. Hertz mittheilt N. Jahrb.

CIX (1874) S. 250. Koch's Vorschläge in den Emend. Plaut. [s. oben No. 4] lässt Brix mit Ausnahme éines (fraglichen, zu 988) unerwähnt. — Auch den Prolog hat P. Langen untersucht in der vor dem »Index lectt. in acad. theolog. et philos. Monasteriensi per aest. 1873 habendarum« stehenden

Commentatio de Menaechmorum fabulae Plautinae prologo. 9 pp. 4. — 10 Sgr.

Er sucht hier durch Entfernung unächter Verse (22 sq. 43—48. 51—56. 72—76) aus der breit ausgesponnenen Erzählung 17—76 zur ursprünglichen kurzen, den Eingangsversen 1—6 entsprechenden, Fassung des Prologs zu gelangen und tritt also der Ansicht Vahlen's entgegen, welcher, wie Brix, im Rhein. Mus. XXVII S. 173 ff. die Verse 1—6 für den Anfang des jetzt verlorenen, kürzeren Prologs hält, alles Uebrige dagegen für éine, andere, Inhaltsangabe des bis auf Anfang und Ende erhaltenen ausführlicheren. Ein näheres Eingehen auf diese verschiedenen Meinungen ist hier überflüssig, da es bereits in umsichtiger und gründlicher Weise stattgefunden hat in den N. Jahrb. f. Philol. CVII (1873) S. 833 — 839, wo der Gelehrte, der sich nach Ritschl unzweifelhaft die grössten Verdienste um die Prologe der Palliaten erworben hat, Karl Dziatzko[23]), im Princip dem Verfahren Langen's unbedingt zustimmt und durch noch strengere Sichtung dem kurzen (*in uerba paucissuma* [6] zusammengedrängten) Prologe aus der gegenwärtigen Argumenterzählung nur 17—20, 24—37 (38 f. ?), 40—44, 57 (58 f. ?), 60-62, 67—71 zuweist.

Wer sich für die Nachbildungen der Menächmenfabel durch neuere Dichter interessirt, findet sowohl bei Vallauri mehrere Parallelen zwischen Plautus, Goldoni und Regnard, als auch eine

---

[23]) Die Inaugural-Dissertation *De prol. Plaut. et Terent.* und ein Programm über die allgemeinen Gesichtspunkte, von welchen man bei der Beurtheilung derselben ausgehen muss, sind gewürdigt Philol. Anzeiger II (1870) S. 146 — 149; von Special-Untersuchungen sind bis jetzt erschienen die über den Rudensprolog, Rhein. Mus. XXIV S. 570—584, über den Mercatorprolog, ebendas. XXVI S. 421 — 440, und neuerdings die über den Truculentusprolog ebendas. XXIX (1874) S. 51 ff., woran sich ein Nachtrag zum Mercatorprolog schliesst, der gegen Reinhardt's Restitution desselben in den Studemund'schen Studien I p. 80—93 gerichtet ist und, mit letzterer zugleich, in nächster Jahresrevue besprochen werden soll.

eingehende Darlegung der Benutzung derselben durch Shakspeare *(Comedy of errors)* in einer *étude*:

Plaute imité par Molière et par Shakspeare, *par W. Klingelhöffer.* 32 pp. 4. — 12 Sgr. — (Beigabe zum Programm des grossherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt, Herbst 1873).

Sie verbreitet sich zuerst p. 4—15 über Molière's Behandlung der Aulularia in *l'Avare*, dann über den englischen Dichter p. 16—24 und vergleicht schliesslich das Verfahren Beider p. 24 bis 32, wobei sich das wohl nicht wegzuleugnende Resultat ergiebt: *que Molière l'a emporté sur Shakspeare en imitant Plaute* (p. 31). Die Darstellung ist lebhaft und zeugt von guter Urtheilskraft über das Bühnengerechte wie von grosser Belesenheit in dramaturgischen Schriften; der Mangel philologischer Erudition, der für unseren Plautus nichts Neues herauskommen lässt, wäre es unbillig dem Verfasser vorzuhalten, da sein Zweck ein ganz anderer war.

Captiui.

Da die zweite Auflage dieser auch von Brix edirten Komödie 1870 erschien (zwei Beurtheilungen im Philol. Anz. II S. 246 bis 250) und des kritischen Anhanges noch entbehrt, gestalten sich unsere an dieselbe anknüpfenden Supplemente etwas umfangreicher.

Prol. 46, 47, 49 ed. uulg. stammen vielleicht, so gut wie 48 und 51, aus einer ganz anderen Fassung als das Stück 35—45; V. 50 gehört, wie Brix gesehen, nach 34, und 52 schliesst sich, Alles zusammenfassend und beendigend, gut an 35—45 an: Ref. im Philol. XXX (1871) S. 432f. — 11 *ille uoltumus* H. A. Koch N. Jahrb. f. Philol. CI (1870) S. 687; 68 B. (auch im Folgenden Verszahlen nach Brix) *inucatus* Ders. ebendas. S. 686; 87 *Potis parasitus*, *frángi auxillas in caput* Ders. Rhein. Mus. XXV S. 619 (*auxilla*, *olla paruula* Paull. Fest. 24, 17; auch herzustellen Capt. 843, Curc. 368); 343 *ulis* Ders. N. Jahrb. a. a. O. S. 685; 351 vielleicht *duis* für *des*, wie 446 *duim* zur Tilgung des Hiats für *dem* Ders. Emendd. Plaut. p. VII; *aeuiternum* desgleichen für *aeternum* Ders. Rhein. Mus. XXV S. 620, vgl. Priscian p. 595 P.; 931 *di eam potestatem* Ders. N. Jahrb. f. Philologie CIII (1871)

S. 828, *postatem* = *potestatem*, wie auch zu schreiben Pers. 344 *tua istaec postas est*, Rud. 1341 *isque in postatem tuto meam peruenerit*. — 237 sq. Ritschl, Rhein. Mus. XXIV S. 484:

T. Audĭō. — PH. Ét propterea saépius ted út memineris móneo:
Non égo erus tibi, sed séruos sum. nunc ópsecro te hoc únum

(zwei iamb. Septen. freieren Baues, weil in einem Canticum, daher auch die Synizese *Audĭō*, wogegen Müller, Nachtr. S. 68, sich erklärt); 366 Ders. ebendas. 483 *Ad ted atque illúm* (vgl. Müller a. a. O. S. 78); 507 *mei cubi sunt alii captiui* und 952 *cubi* (zur Vermeidung eines *ubī*) Ders. ebendas. XXV S. 309; hiergegen Müller a. a. O. S. 29 Anm.

70 sq. *núm suom in conuíuio Sibi amátor ... scortum ínuocat* O. Seyffert Philol. XXIX S. 386, bezweifelt von Luchs, Quaest. metr. p. 42. — 108 *Has* für *His* H. A. Koch Emend. Plaut. p. VI; 122 nach *ibo* zu interpungiren, das Folgende mit *Visam* 123 zu verbinden, vgl. 455, id. ibid. — 170 *Quia mi hic natalist dies* Luchs Hermes VIII S. 106, vgl. Pseud. 179. — 198 *In re mala* erklärt Luchs Quaest. metr. p. 26 not. für corrupt; da es sonst immer heisse *mala res* (auch *in mala re* in der Parallelstelle Pseud. 454) und sucht durch Umstellung zu helfen: *Animo in mala re sí bono utare, ádiuuat* oder *Bono ín mala re sí animo u. á.* — 204 *quam rem agis* Müller Nachtr. zu Plaut. Pros. S. 68 f. — 246 *Scio equidem* Luchs Hermes VI S. 277, weil *equidem* statt *quidem* nach gewissen Wörtern, wie eben nach *scio*, Regel sei; 257 *si hínc abeámus, sí fuát occásio* mit Fleckeisen Ders. Quaest. metr. p. 31. — 260 *Secede ad me huc* H. A. Koch Emend. Plaut. p. VI sq., vgl. 357, Men. 432, Merc. 555, Aul. IV 10, 16; II 2, 26. — 274 *Dic quo genere* e. q. s. nach Brix Becker, »Studien« I p. 145. — 379 *TY. Nam pater* (scil. *meus*) e. q. s. Madvig p. 5 sq.; 398 *Me hic ualere. Et túte audacter dícito, Týndare, inter nós fuisse ingénio hau discordábili, Néque te commeruísse culpam néque te aduorsatúm mihi* Ders. p. 6 sq. (Letzteres auch Brix; *nos* vor *inter nos fuisse* leicht zu ergänzen, wie in *salutare inter se*). — 405 *quin manu émittat te grátiis* Luchs Quaest. metr. p. 46, vgl. Pers. 483. — 460 *cúpidust* Fleckeisen N. Jahrb. für Philol. CI (1870) S. 430—432, dem gegenüber auch Müller a. a. O. S. 98 Anm. und 145 Anm. das frühere *cupiit* aufgiebt. — 473 *Quam in tribu quom apérto capite*

Müller a. a. O. S. 124. — 552 *atque is id profuit* Ders. ebendas. S. 84 Anm. (»vielleicht, vgl. Lachm. z. Lucr. p. 262«). — 568 sq. *Týndarum esse té negas? — Nego, ínquam. — Tun te Phílocratem Ésse ais? — Aio. — Túne huic credis? — Plús quidem quam tibi aút mihi.* Fleckeisen N. Jahrb. für Philol. CIII (1871) S. 818. — 570 *illequidem* (später zu beweisen) Luchs Hermes VI S. 277, auch Most. 1081, Mil. glor. 1430; 761 *quia m is miseret neminem* Ders. ebendas. S. 274; ebendas. S. 268 wird folgender metrischer Restitutionsversuch Studemund's für 829 bis 834 mitgetheilt (zwei iambische Octonare; ein kretischer Tetrameter; ein anapästischer Monometer; ein kretischer Dimeter verbunden mit katalektischer trochäischer Tripodie; ein iambischer Septenar):

Perlúbet hunc hominem cónloqui. Ergásile. — Ergasilum quí uocat? —
Respíce. — Fortuna quód tibi nec fácit nec faciet, mé iubes.
Séd quis est? — Réspice ad me: Hégio sum. — Ó mihi
Quantúmst hominum
Óptumorum óptume, in témpore áduenis. —
Nescío quem ad portum núnctus es, ubi cénes: eo fastídis.

— 862 Ueber *hunce* und ähnliche Formen vergl. jetzt Müller a. a. O. S. 130 ff.; 947 empfiehlt Derselbe ebendas. S. 41 seine schon von Brix z. St. erwähnte Conjectur noch durch Vergleichung mehrerer Stellen, namentlich Stich. 154. — 923 *Quomque húnc in potéstate cónspicis nóstra* A. Spengel Philologus XXIX S. 183. — 961 *id dic quid fers* Becker »Studien« I p. 129 not. 2, cfr. p. 148 ad Bacch. 1157.

Amphitruo.

In den *Commentationes in honorem F. Buecheleri et H. Useneri editae a societate philologa Bonnensi* (Bonnae, apud Ad. Marcum, 1873. IV, 114 pp. 8. — 25 Sgr.) macht Oscar Brugman in seinen *Observationes Plautinae et Terentianae* (p. 94 bis 96) auf die Declination *lectus — ūs* aufmerksam, die nicht blos durch die spätlateinischen Wortformen *lectuarius — ualis*

angedeutet werde, sondern auch in mehreren handschriftlichen Spuren nachweisbar sei. Trin. 651 führt die Verschreibung im *B* *intellectu* auf *in lectu*, Haut. 125 die im Vaticanus auf *lectus* Acc. Plur.; Eun. 593 deuten die Varianten auf *in lectu conlocarunt*, vielleicht sind auch Ad. 285 und Cic. Catil. I 4, 9 *lectus* (Acc. Plur.) und *lectu* verdrängt worden, wie im Eunuchusverse, durch Formen von *lectulus*. Unzweifelhaft ist aber die Form nach der vierten Declination Amph. 513, wo cod. B und Priscian IV 73 (p. 257, 4sq. Hertz), der auch einen Nom. Plur. *lectus* aus Cornificius anführt, übereinstimmend geben *Prius abis quam lectus ubi cubuisti concaluit locus*; nur ist mit Bothe [und Lindemann] des Verses wegen umzustellen *ubi cubuisti lectus c. l.*

Eine ganze Reihe von Verbesserungen rührt auch hier von A. Luchs her, theils in den Quaest. metr., theils im Hermes VIII. Aus ersteren sind anzuführen: Prol. 46 *Sed illíc mos morus meó patri numquám fuit*, vgl. Men. 571, Trin. 669, p. 34; ibid. 81 *Dein hóc quoque etiam mihi ín mandatis dédit pater* oder *mihi ílle in mandatís dedit*, p. 35; ibid. 104 mit Fleckeisen, p. 27. — 157 (p. 55) s. oben S. 365, 158 (ibid.) *Nec quísquam sit*, *quin mé malo cruciátu dignum députent*, mit Streichung des zur Erklärung von *deputent* beigeschriebenen *omnes; malo cruciatu dignus* wie Bacch. 1055, *esse* ausgelassen wie Haut. 135. — 1086 (p. 24) vielleicht ohne *esse*: *túam tibi úxorem út scias* (die drei letzten Wörter jedenfalls so, mit den Handschriften). — 545 (p. 16 not.) *ádero. habe animúm bonum*, derselbe Versausgang Mil. glor. 804, 1357, Pseud. 925, Cas. II 6, 35, wohl auch Epid. IV 2, 31 *íntro abi*, *hábe animúm bonum* (ebenso Brix, N. Jahrb. für Philol. CI, 1870, S. 767). — Im Herm. VIII S. 107 f.: 209 *Fore* für *Dare*, 235 *uolnerum ui uiri* [vgl. O. Seyffert im Philol. XXV S. 441 *uolneris ui uiri*]; S. 122: 308 *fiet* für *feret*, vgl. 398, Stich. 754; S. 114f.: 316 *Ália forma os ésse oportet*, *quem tu pugnis íceris*, vgl. 317 sq., 814 *etiam* für *haec iam*; S 120f.: 616 *Nimia mira memoras* wie 1105, 897 *Sed eccum uideo*, ebenso Ballas, Gramm. Plaut. spec. I (de partic. copulat.) p. 31. — Becker in den »Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins«. I p. 224: 172 *laboris quid sit* mit den Handschriften, vergl. Studemund De cant. Plaut. p. 27; p. 238 not. 1: 354 vielleicht *Át scin* (für *Nescio*) *quam tu fámiliaris sis* [vgl. Luchs im Herm. VI S. 270];

p. 230: 424 vielleicht, nach Studemund, *Nescio cunde*, wie Aul. II 1, 55; p. 292 not. 5: 507 vielleicht nach den Handschriften *Obseruatote*, [*huíc*] *quam blande múlieri palpábitur*, Futurum wie 360, Men. 472, Pers. 291; p. 299 not.: 599 vielleicht *omnem rem* für *omnia* (*omne* B, *omnem* D); p. 280: 671 *sum* für *sim*, wenn es nicht potentialer Conjunctiv ist, wie *habeat* Eun. 599 [? ?]; p. 237: 1038 mit Umpfenbach Melet. Plaut. p. 11 *Quíd opust me aduocáto, quí, utri sim áduocatus, néscio?*

Asinaria.

Luchs im Hermes VIII S. 113 f.: 505 ist der Sinn »Oder glaubst Du, Du wärest bereits frei von dem *imperium* Deiner Mutter?« (508, Haut. 233) und demnach jedenfalls der Singularis dieses Wortes beizubehalten: *ut qui expers matris imperio sies* (dieselbe Construction bei *expers* Amph. 713, Asin. 45, Pers. 509) oder, weniger wahrscheinlich, *ut qui expers imperi matris sies* (Amph. 170, Pseud. 498). — Derselbe Quaest. metr. p. 74: prol. 11 *Maccis*, Nom. Sing., nach Studemund [ebenso Bergk in den N. Jahrb. für Philol. CI. 1870, S. 844, vgl. Prooem. ind. lectt. Halenss. aest. 1864, p. VII, Pomponius 181 Ribb.]; p. 42: 856 *meum uirum antehac rata probum* im Gegensatz zu *nunc dehinc* und *minumi preti* 858. — Becker, »Studien« u. s. w. p. 271: 598 vielleicht *Audin tu hunc*, wie Andr. 342.

Aulularia.

H. A. Koch in den N. Jahrb. f. Philol. CVII (1873) S. 839 bis 842: I 1, 1 *hercle éxeundum hinc ést tibi* mit Streichung des *foras*, 16 sq. *Abscéde etiam nunc, étiam nunc, ohé sat est* (wie Eun. 706), *Istíc adstato*. Hierzu fügt Fleckeisen in einer Anmerk. seinen eigenen Vorschlag: *étiam nunc, etiam ámplius, Ohe, istíc astato*, und erinnert an einen im Philol. Anz. IV (1872) S. 391 anonym gemachten: *étiam nunc, etiam, étiam, ohe.* — II 2, 10 *bene* zu streichen, da *qui uitam colas* auch Trin. 700 ohne dasselbe steht; IV 10, 41 nicht mit Guyet *tecum* zu streichen, sondern *res*, das leicht aus 40 ergänzt werden kann. — II 2, 66 *sed ubi hic est homo?* mit Guyet und Bothe. — 3, 7 *Átque audi: occlude aédis*, vgl. Pseud. 666, Trin. 799 sq. — 5, 4

Vos céteri ite huc úd nos, vergl. 7, ebenso Luchs im Hermes VIII S. 110f., der noch Cas. III 4, 6 vergleicht; 6 *At tíbi nunc dabitur*; 12 (mit Punctum nach *es* V. 11) *Pigĕt récte facere, quándo quod faciás perit.* — III 5, 17 *lubeant*, vgl. zu Trin. 211; 6, 5 das *e* zu streichen, denn nur *meo quidem animo* ohne *e* sei plautinisch; zur Vermeidung des Hiats in der Hauptcäsur und eines Proceleusmaticus wird dann vermuthet *Tamen meó quidem animod aliquam facias réctius*; des *aliquam* auch Cic. Verr. IV § 56, Apuleius. — ibid. 6 sq. mit Gronov *Pro ré nitorem et glóriam pro copia, Qui habént, meminerunt* e. q. s. — III 6, 16 *meis* für *mihi*, wodurch 15 sq. mit III 2, 23 sq. fast conform wird; 49 *Ne in mé mutassis nómen* mit den Handschriften, nur *tu* vor *in* gestrichen. — IV 1, 9 *Quási qui pueri* zur Vermeidung des Proceleusmaticus, vgl. 3. — IV 4, 9 mit Guyet ein *Hoc* vor *auferre* einzusetzen, vgl. 11; III 3, 1; IV 6, 4; 8, 12; Pseud. 1315. — ibid. 19 gehören die Worte *niue adeo abstulisse uellem* dem Strobilus, der sie seiner Betheuerung *di me perdant* e. q. s. heimlich hinzufügt; so auch Guyet, Bothe, Müller Pl. Pr. S. 574. — ibid. 31 *haud male agit hic gratias.* — IV 10, 66 *quod ego facinus ex ted audio?* vgl. IV 2, 9; V 14; Mil. glor. 289; Truc. II 4, 31.

Derselbe in den Emend. Plaut. p. V sq.: prol. 12 mit Guyet zu streichen; II 8, 25 *Qui in ré tali aliis iám subuenisti ántidhac*, vergl. Epid. I 1, 88; III 5, 2 *Euclionis filia* als Appositum zu *de condicione hac* »über diese Partie«, so dass, wie bei uns, »Partie« von der Braut selbst gesagt werde. V. 3 ist éin Satz für sich: *Laudánt sapientes fáctum et consilió bono.* II 2, 73: *imperoque auctorque sum ut me*, ohne *tu*, ibid. p. X. — Luchs Quaest. metr. p. 24: arg. I 2 vielleicht *Domi suaé defossam múltis cum opibus ín foco;* p. 43: IV 2, 12 *huius erus quam amat uirginis* (= Müller, Nachtr. zu Pl. Pr. S. 121) oder *mulieris.* — Becker, »Studien« u. s. w. I p. 279 not. 1: I 1, 9 *Si hercle hodie* nach Studemund; p. 260 sq.: II 2, 81 *At scio uos, quo soleatis pacto —;* p. 129 not. 1 wird IV 9, 9 mit den Handschriften als Septenar gefasst; p. 142 sq.: IV 10, 50 sq. gehören die Worte *nunc quid uis, id uolo Noscere ex te* jedenfalls noch dem Euclio, wie schon Bothe sah; für das verschriebene *Immo* vielleicht mit Wagner *Intus.*

Bacchides.

H. A. Koch Emend. Plaut. p. VIII: 1049sq. *Quid istíc? ut quod perdúndumst, properem pérdere, Binós .... écferam.* — Luchs, Hermes VIII S. 123 f.: 941 *Tum quae híc sunt scríptae lítterae, hóc in equó quae insúnt, sunt mílites;* Derselbe vertheidigt Quaest. metr. p. 30 das handschriftliche *míhi dederít uelím* 334, selbst wenn der Proceleusmaticus durch ein *mi* zu heben sei. — Becker, »Studien« u. s. w. I p. 254: 202 *Scin tú?* (oder *Scito*: oder *Scis tu:) confringi uás cito Samiúm solet,* da sprichwörtliche Redensarten direct angeführt zu werden pflegen: Rud. 382, Most. 72, Curc. 53, Amph. 703, Asin. 177, 215. — ibid. p. 280sq.: 594 *sum* für *siem* (mit Hiat beim Personenwechsel), vgl. Pers. 139, Poen. 1308. — ibid. p. 127sq. not. 3: 716 *dic mi.* || *Cóctum si erit prándium*, denn *dic mihi* ist constant, nicht *mihi dic* oder gar *dice*, und ein *id* ganz überflüssig. — ibid. p. 261: 795 *At scio, quam rem gerat,* ebenso Luchs Hermes VI S. 272.

Casina.

Argum. 1 *dúo conserui una éxpetunt* Luchs Quaestt. metr. p. 27, von dem auch folgende Vorschläge herrühren: Prol. 47 vielleicht *qui* für *ut* p. 23sq.; II 2, 34sqq. nach Studemund, im Anschluss an die Versabtheilung der Handschriften, beispielweise ein anapästischer Septenar und ein Oktonar (p. 143): *Satin sána's? nam tu quídem aduorsus tuam istaéc rem loquere. MY. Insípiens, Sempér tu huic uerbo uítato abs tuo uíro. CL. Quoi uerbo? MY. Ei fóras, mulier.* — II 3, 13 *quid tu ágis? CL. Abi átque aufér manum* oder, da *Abi atque* kaum richtig sei, *quid tú agis? Aúfer hinc manum* (p. 48); III 2, 31 wird die handschriftliche Fassung vertheidigt gegen Geppert p. 33; III 5, 59 *PA. Saepícule peccas. LY. Timór praepedít uerba. uérum obsecró dic* p. 44; V 1, 16 *Quaé uelis, líbere próloquí. — Tacé* (Dim. cret. und Trip. troch. cat.) Studemund nach dem *A* p. 44; V 3, 3 geben die Handschriften 2 Trip. troch. cat. *ómnibus modis óccidi miser* ibid., V 4, 13 gehört das *Tímes ecastor* der Cleostrata, dann vermuthet Studemund nach dem *A*: *Egone? mentire hércle.* —

Nam pallés male p. 35sq.; ibid. 25 muss nach *dándam* entweder ein *eí* eingeschoben und mit *AB Faciam út iubes* behalten oder ohne Dativ *Fáciam ita út iubes* gelesen werden (p. 25). — III 5, 10 giebt der *A* nach Studemund in den »Studien« I p. 139 not. 2: *QUIPERISTI* ‖ *PERIIETTUPERIS*[*TI* ‖ *PE*]*RI* ‖ *QUIDITA*, wodurch das beispiellose *Aperi quid tibi(st)* der Palatinischen Recension nicht gestützt zu werden scheint. — Zu III 5, 25 stellt Becker ebendas. p. 178—180 genaue Untersuchung über den Gebrauch von *quid (istuc, hoc) negotist* und *quid sit (hoc) negoti* (*id negoti, quid siet* u. s. w.) an, wodurch *negoti* a. a. O. als Glossem erwiesen wird. Der Vers dürfte demnach gelautet haben *Possúm scire ego ístuc ex té quid sít?* ‖ *Dicam.* Die fünf ersten Worte und das *Dicam* in derselben Zeile werden durch den *A* sichergestellt, dazwischen steht [*TE*]*QU*[*IDN*]*EGOEST*: das *Quid est* vor *Possum* fehlt. Den folgenden Vers schreibt Studemund ebendaselbst mit dem *A*: *Tua áncilla, quám tu tuó uilicó uis.* — 811 G. stellt Bergk Philol. XXXII S. 566 vor 810 und schreibt *Hércle, opinor, reápse experior égo illuc nunc uerbúm uetus*: *Hác lupi, hac canes*, denn das Sprichwort lautete eben *Hac lupus, hac canis urguet* Hor. Sat. II 2, 64. — Ebendaselbst S. 366f. empfiehlt A. Spengel die (durch *coepis* Men. 960, *coepiat* Truc. II 1, 21 und ähnl. wohl gesicherte) Perfectform *coepiui*, zwar nicht für iambische Senare, aber doch für die Versarten der Cantica, besonders im Ausgange derselben (wo auch *ecfodiri, imposiui* und ähnliche Formen gewöhnlich sich finden). So Cas. III 5, 23 *Tua áncilla hoc pácto exordíri coepíuit,* ibid. 57 *Nam cúr non ego íd perpetrém quod coepíui?* Cist. IV 2, 19 *Sed pérgam ut coepíui, tamén quaeritábo;* Merc. 533 *Ecástor iam biénniumst, quom mécum rem coepíuit.* An den meisten dieser Stellen las man früher *coëpi*, wogegen sich Spengel schon in seinem T. Maccius Plautus S. 89 entschieden erklärte.

Cistellaria.

I 1, 66 vielleicht *Quid ita* für *Quid id* Becker »Studien« I p. 139 not. 1, p. 151 not. 1; II 1, 42 würde man erwarten *Anne etiam, quid consultura sis, sciam*; aber die Handschriften sind in sehr schlechter Verfassung (id. ibid. p. 253); II 3, 35 *dic* für *duc* ibid. p. 147; IV 2, 6 jedenfalls *sit* zu halten p. 237; zu

IV 2, 8sq. wird in den Addenda p. 315 die Lesart des *B* nach Studemund genau mitgetheilt und anapästischer (?) Rythmus vermuthet; ibid. 83 vielleicht *unde haec sunt tibi loci* (für *cito*, von *unde* abhängig) *crepundia* nach Studemund, p. 133 not. 3; ibid. 106 hat der *B* nach Demselben p. 171 not. richtig *Sed quid nomen est tuae Dominae?*

Curculio.

200 *Pótine fieri ut inmodestis túis moderere móribus?* (*tuis* mit O. Seyffert im Philol. XXIX S. 387) wenn nicht noch viel kühnere Aenderungen nöthig sind, wie etwa *Pótine ut istis ínmodestis ád moderere* (= Mil. glor. 1073) *móribus?* [Einen Vorschlag von Brix siehe in den Neuen Jahrb. für Philologie CI, 1870, S. 764]; 211 *Síquidem hercle régnum detur* ohne das handschriftliche *mihi*, das prosodisch unmöglich ist und auch Merc. 841 bei derselben Redensart fehlt; zwischen *quidem* und *hercle* darf es nicht gestellt werden, da diese beiden Wörter stets zusammen stehen, wie auch *quidem* und *edepol*, wonach Most. 1081 umzustellen *nam ílle quidem edepol haúd negat*; 243 *Nondum* für *Nuncdum* (daher 242 zu interpungiren *tibi*:) Luchs im Hermes VIII S. 116, 121f., 116f. — 318 *Lácrumarum habeo déntes plenos*, dem vorhergehenden *prospicio parum* und namentlich dem folgenden *lippiunt fauces fame* entsprechende launige Uebertragung eines eigentlich nur auf die Augen passenden Ausdruckes: H. A. Koch Emend. Plaut. p. VII sq. — 549 sq. *Quód mandasti, túi ut honoris grátia — — — — núntium ne spérnerem*; *ut .... ne* ebenso Rud. 634, Trin. 689, Mil. glor. 227, Poen. I 2, 180: Luchs a. a. O. S. 111f.

Epidicus.

III 4, 57 *frúgi's nugacissume Qui me émunxisti*, nach G. Hermann's Herstellung von Trin. 819, Umpfenbach im Philologus XXXII S. 668. — III 4, 17 *illum* für *unum* H. A. Koch Emend. Plaut. p. VIII; II 2, 98 sq. *né grauetur quód uelis uelle. AP. Ét sapis* ‖ *Ét placet* id. ibid.; dagegen folgt Luchs im Hermes VIII S. 118f. Geppert's Herstellung *quód uelis. AP. Nimiúm sapis,* ‖ *Sát placet.* und schreibt dann in den Worten des Epidi-

cus gewiss richtig [vgl. oben S. 409, zu Men. 946] *Tum tu ígitur calide, sí quid acturú's, age.*

Luchs, Quaest. metr. p. 44, stellt mit Studemund im Anfange von II 2 iambische Verse her:

St!
Tacéte, habete animúm bonum:
Liquido éxeo auspició foras,
Auí sinístra.

— II 2, 94 möchte Derselbe p. 25 ein *eam* nach *urbe* einschieben, »quamquam hiatus in dihaeresi minime offendit«. — II 2, 110: »Lacuna, quae est ante dihaeresin, uariis modis expleri potest, atque uidetur inserendum duce *Bb* (in margine) *illuc* uel *Illaec*«. — »In fine uersus ..... restituendum erat: *quánti emí minumó potest*«. id. ibid. p. 36. — IV 1, 40 sq. *Fác uideam, si méa, si salua méa sit. PE. Eho istinc, Cánthara, Júbe Telestidem huc prodire fíliam ante aedís meam* (p. 439—41). Den ersten Vers hat Studemund aus dem *A* hergestellt; im zweiten bietet diese Handschrift wie die übrigen irrthümlich *Acropolistidem* (ohne vorhergehendes *Jube*, das *B* dem ersten Verse anreiht) für *Telestidem.* Die *fidicina* aber, die Epidicus als angebliche Tochter des Periphanes gekauft hatte und die im Hause desselben war, hiess zwar mit wahrem Namen *Acropolistis*, musste aber doch, so lange sie für die Tochter *Telestis* galt, auch deren Namen führen und konnte also von dem Alten nur so gerufen werden. Ein aufmerksamer Leser, der die verschiedenen weiblichen Rollen genau unterscheiden wollte und wusste, dass jetzt nicht die wirkliche *Telestis*, sondern die angebliche aus dem Hause treten werde, schrieb den wahren Namen der Letzteren hinzu: daher die Verwechslung in unseren Handschriften. — V 1, 48 wird p. 27 die handschriftliche Lesart vertheidigt, und V 2, 3 wird p. 28 im Wesentlichen dieselbe befolgt: *Táce sis. síne modo hominem apíscar.* [*modo sine me h. apisci*, codd.] *Díco egó tibi iam út scias* [= codd.]

Reinhardt bespricht in seiner Dissertation [s. oben S. 385] p. 103—111 die Frage, ob der Epidicus contaminirt sei, und untersucht zu diesem Zwecke genauer die Stellen, die durch gegenseitigen Widerspruch zu dieser Vermuthung Anlass geben könnten.

I 1, 44—46, die durchaus gegen I 1, 56—57 streiten, dazu noch I 1, 47, der aus Poenulus III 5, 9 entlehnt ist, werden ohne Umstände entfernt, zumal da 43 sich gut an 48 anschliesst. — Weniger entschieden verfährt der Verfasser an den anderen Stellen: in Bezug auf III 2, 30 und 33 sq. vermag er sich nicht mit Richard Müller »De Plauti Epidico« [einer guten Dissert. inaug., Berol. 1865] p. 8—12 zur Streichung zu entschliessen, obwohl er für Vers 30 keine Erklärung zu geben weiss und für Vers 33 sq. nur eine sehr ungenügende; V 2, 52 sq. wird ohne Glück die handschriftliche Fassung und Ordnung vertheidigt gegen Acidalius, Bothe und R. Müller; II 2, 109, in einem anscheinend gesunden Verse, hat noch Niemand das Richtige gefunden; am nächsten kömmt demselben vielleicht ein Recensent im Philol. Anz. IV (1872) S. 395, der den Fehler in *huc ad te* sucht und dafür *hunc ad eum* vorschlägt, d. h. *Ego illum conueniam átque adducam hunc ád eum, quoiast fidicina,* wobei allerdings *illum* und *eum* sich auf dieselbe Person, den *leno*, beziehen müssen; *hunc* = *Apoeciden.* — Erscheint der Epidicus demnach, nach Müller's (und Reinhardt's) richtiger Behauptung gegen Ladewig, auch nicht eben als contaminirt, so ist es doch ganz sicher, dass er uns als eine *fabula retractata* d. h. in einer doppelten Recension vorliegt, und zur Sonderung der verschiedenen Bestandtheile ist noch viel zu thun übrig.

Becker in den »Studien« I p. 218: III 4, 25 sq. *Non edepól scio, Moléstum necne sít, nisi dicis quíd uelis;* die erste Hälfte von 26 steht nach Studemund so in *A*, die zweite so in *B*, während der *A nihil* und *quod* für *nisi* und *quid* hat. — III 4, 68 wird ebenfalls nach Studemund aus dem *A* supplirt *Ubi hábitet, dicere ádmodum incerté scio* (p. 216); 69 ist *liberauerit* mit *Bb (liberauit* »*A* et *Ba*, ut uidetur«) zu halten und als Potentialis zu fassen: »wer sie wohl befreit haben sollte« (p. 161 not., 180 not. 2); IV 1, 5 hat *scio* auch der *A* (p. 216); ibid. 11 vielleicht *nescio cubi*, vgl. oben zu Amph. 424, Aul. II 1, 55 (p. 233 not. 3); ibid. 10 glaubt Becker p. 191 sq. *aut* streichen oder mit *hic* vertauschen zu müssen, damit *eum hominem*, proleptisch als Object in den Hauptsatz herübergenommen, auch Subject im abhängigen Satze *(hic) ubi habitet* werde.

Mercator.

626 *Euge, eú papae*, »wenn man nicht mit Guyet und Ritschl Hiatus beim Personenwechsel annehmen und *eugepae* corrigiren will«, Fleckeisen in den N. Jahrb. für Philol. CVII (1873) S. 503f. — 82 *tandem* für *ut*, vgl. Aul. II 7, 1; 197 *salsis* für *saeuis*, vgl. Trin. 821; 308 *Decíde collum stánti, si falsúm loquar*, vergl. Q. Cicero de petit. consul. 10 [ebenso schon Bergk, Hall. Progr. z. 2. August 1862, p. 5]; 573 mit Guyet *mágis* für *minus*; 886 *in gaudium antiquom et uetus*; 950 *eho tu loquere in somniis*: H. A. Koch, Emend. Plaut. p. XIIIsq.; gegen die zu 573 vorgeschlagene Aenderung macht der Recensent im Phil. Anz. V (1873) S. 250ff. geltend, man könne leicht ein *facies* zu *minus* hinzudenken, worauf Koch antwortet im Philologus XXXIII S. 707; derselbe Recensent schlägt S. 251 für Vers 542 vor *sequere sis. hunc me diem unum orauit*, vergl. Men. 950, Most. 238, Pseud. 283, 381, Müller in den N. Jahrb. f. Philol. LXXX (1861), S. 264.

521 *iam inde á matúra aetáte* Luchs Herm. VIII S. 109f.; 886 (vgl. Koch oben) *in gaúdio ántiquo út sies* Derselbe ebendas. S. 106f.; 89 wird das *ipsus* des Camerarius, das auch Ritschl aufgenommen, als das Richtige erwiesen durch den Sprachgebrauch der Komiker, der vor dem Reflexivum, selbst wenn einige Wörtchen dazwischen treten, stets *ipsus* hat, das daher auch Pseud. 884 (mit Dousa), Men. 309 und öfter bei Terenz herzustellen ist: Derselbe Quaest. metr. p. 46sq.; 331 sq. *hoc míhi nunc uíso opust, Huic pérsuadere quó modo potis sím, mihi* (*dolo*, *dolis* Studemund) *Ut íllam uendat* e. q. s. Derselbe ebendas. p. 36; 692sq. *Parúmne sit malaé rei, quod amat Démipho, Ni súmptuosus ínsuper etiám siet*? — Becker, »Studien« I p. 264, theilt zu 268 Studemund's Lesart aus dem *A* mit: *atque, eos esse quos dicam, hauscio*; 722 sind die Repliken so zu vertheilen *Vin dícam? D. Quoiast? L. Ílla — illa edepol — uaé mihi* (p. 285); 782 ist nach dem *A* zu lesen *dicam id quod est* (nur steht *quid* für *quod* in *A*), d. h. *uera dicam*, vgl. Epid. I 1, 17, Brix in den Neuen Jahrb. CI (1870) S. 762, zu Amph. 792 (p. 245); 879 ist *instet* wahrscheinlich, sonst aber die handschriftliche Lesart noch unent-

räthselt (p. 286); 892 vielleicht (denn der Vers ist lückenhaft) *Obsecro te, elóquere amicam, úbi sit, ubi eam uideris.*

Persa.

Moritz Voigt, Rhein. Mus. XXVIII (1873) S. 61 f. mit der Anm., schreibt und erklärt V. 87 folgender Massen:

Commísce mulsum, stáctea eluta áppara,
Bene ut ín scutris concáleant, et calamum ínice.

Bei Plin. h. n. XIV 13, 92 sq. heisst es: »*Lautissima apud priscos uina erant murrae odore condita, ut apparet in Plauti fabula, quae Persa inscribitur, quamquam in ea et calamum addi iubet*«. Nach dem *Commisce mulsum* muss also die Erwähnung der *murrha* gefolgt sein, und gerade die beste Art dieses Harzes ist die *stacta*, *στακτή*, die bei Plinius oft, bei Plautus zuweilen erwähnt wird [Most. 297 L.]; an vorliegender Stelle liegt eine Neubildung vor, *stacteum* oder auch *stacticum*, *στακτικόν*; *eluta* bezeichnet das Auflösen des Harzes durch Erwärmung in Wasser [die Handschriften weichen freilich weit von Beidem ab]. *Calamum inice* ist wohl nur ein satirischer Zusatz, »um die überhand nehmende Sitte zu geisseln, der Weinbowle alle möglichen Aroma's zuzusetzen« (S. 62).

H. A. Koch Emend. Plaut. p. XV sq. schlägt 662 vor *me ut ames* für *ut emas*, »quocum comparandum est *amabo te* et quae sunt similia; Germanice uertas »um dir einen Gefallen zu thun«, »um dich mir zu verbinden«; 700 *SA. Hospes* (wie 604), *quor nomen rogas?* Becker »Studien« I p. 279: 140 *Numquam hércle tu hodie hic príus edes, ne frústra sis* nach der handschriftlichen Wortfolge; ebenso, nur *hocedie* für *tu hodie*, jetzt Ritschl in den N. Pl. Exc. I S. 93; 385 sq. *non tu núnc hominum morés uides? Quoiuismodi hic cum fáma facile núbitur* (zum Theil nach Acidalius und Guyet, p. 286); 515 *ulit* (eine von H. A. Koch vorgeschlagene ältere Nebenform zu *uelit)* für *uolt*, das neben dem parallelen *instet* in 514 unerträglich sei; sonst wie Haupt im Hermes III p. 337 (vgl. Bücheler in den N. Jahrb. für Philol. LXXXVII, 1863, S. 783) nach dem *A* herstellt: *Néque quam tibi Fortúna faculam lúcrifica adlucére uolt*: p. 220 sq.

Poenulus.

Prol. 29 sq. *Domí procurent, út quom spectatum ádferant, Ne et ípsae sitiant*, wie II 33 *Ut ad fundas uíscus ne adhaerésceret*, vgl. zu Curc. 549: Luchs Hermes VIII S. 112. — Prol. 57 *Locus árgumento cénsendist* (oder *iúrandist*, nach dem 58 und Trin. 879 vorkommenden *iuratores) proscénium*, »das Argumentum selbst tritt zum eidlichen Fatiren auf«: Teuffel Rhein. Mus. XXVIII S. 346. Abgesehen von der kaum denkbaren Verderbniss des handschriftlichen *est suum sibis* (*scibis*) in *censendist* kann letzteres auch sprachlich nicht gerechtfertigt werden: »um censirt zu werden« (vgl. *Census quom sum* Trin. 879) ist ja nach *argumento* eine unmögliche Uebersetzung, eher wäre noch zu verstehen *argumenti (—um) censendist.* — I 1, 45 *Non tú scis?* zur Vermeidung des Hiats nach dem folgenden *Non hercle*, wie Amph. 703, Mil. glor. 1150, Merc. 476, Men. 713, 911, vielleicht auch 302 und Stich. 606: H. A. Koch in den N. Jahrb. f. Philol. CVII (1873) S. 241. — I 2, 81 *Nám quid eost opus?* wodurch man im Folgenden den erforderlichen Rythmus *ílli et tíbi* erhält; für das *Nam* vergl. V 3, 3, Merc. 441, Most. 368, Amph. 1040: mit Fleckeisen Derselbe ebendas. S. 241. — I 2, 141 sucht Umpfenbach im Philol. XXXII S. 367f. das handschriftliche *namque istaec magis mea est curatio* zu halten durch Annahme eines Wortspieles *Cur* — *Cur* — (140) *Cúr ego id curém? namque ístaec magis meast curátio.* »Warum sie dir erzürnt ist? Warum soll ich dafür Sorge tragen? denn das Warumsagen ist endlich einmal an mir«. — II 5 sq. *Propítiam Venerem fácere ut mi esset* [*hóstiis*], vgl. IV 2, 25—28: H. A. Koch a. a. O. S. 241; Luchs Quaestt. metr. p. 38 glaubt, dass die inhaltsleeren Worte *ut esset mihi* (so die Handschriften) das Aechte verdrängt haben. — II 49 darf *tum tu ígitur* nicht geändert werden, denn diese Wortverbindung bildet stets einen Choriambus; den Fehler des Verses zeigt der Hiat *díe bono* — *Aphrodísiis*, der leicht durch ein *hoc* ausgefüllt wird, denn eben heute sind die Aphrodisien: I 1, 63; 2, 45; III 5, 12; V 3, 14: Luchs, Hermes VIII S. 104f. — III 1, 57 *Isque ut se* (für *se ut)* Luchs Hermes VIII S. 106 Anm. — ibid. 64 *tam properate*

quam potis, weil die Advocati stets im Pluralis angeredet werden; *tam quam potis* auch Mil. glor. 457, Stich. 454, Men. 1063 (*potest* die Handschriften), *quam potis, tam* Mil. glor. 781: H. A. Koch a. a. O. S. 241f. — III 2, 11 *Dí te perdant.* — *Vós quidem hercle, quó modo cumque qui tamen* etc. »Milphio giebt seinen Begleitern ihre Verwünschung zurück, indem er jedoch zugesteht, dass sie durch die Hülfe, die sie seinem Herrn erweisen, sich einiger Maassen, wie man es nun ansehen möge, um ihn verdient machen«. Ganz ähnlich herzustellen III 1, 33 *Séd tamen, quo modo cumque [uobis], quamquam* etc. Ders. ebendas. S. 242. — ibid. 13 vielleicht *quid siet*? *Omne ordine* Becker »Studien« I p. 299 not., wo die handschriftlichen Varianten so angegeben werden: *OMNEINORDINEM* A, *omnem in ordine* BCDa, *omnem ordine* Dc. — ibid. 16 *Enim* für *Eum* vor *uolo*, wie Pers. 612, H. A. Koch a. a. O. — III 3, 12 *Illic ést*, die Handschriften *Istic est*, Luchs Quaestt. metr. p. 34 not. — ibid. 15 *Eum opórtet quaeritáre comitem amném sibi*, 28 *bonum*. 85 *scis* — *uiam* (wie 14 *uiam qui nescit)*, 87 ist Guyet's Vermuthung beachtenswerth *edentulo uetustate aetatem inriges*: H. A. Koch a. a. O. S. 242. — ibid. 92 *Quid iám* für *Quid íta*, III 4, 8 *Ibi quaé [sunt] relicua ália fabulábimur*, vgl. Cistell. I 3, 40; II 1, 29; ibid. 14 *Apúd eum* mit Streichung des folgenden *uos*, vgl. III 5, 16sq. 21. 28sq. 32: H. A. Koch a. a. O. S. 243. — IV 2, 34 *M. Apage, nescio quíd uiri sis. S. Málus sum. M. Tibi sis, té uolo* Becker, »Studien« I p. 238sq. not. Die Richtigkeit dieser Personenvertheilung ergiebt sich schon daraus, dass *apage* stets einen begründenden Satz bei sich hat, vergl. zu Trin. 525; die beigegebene Erklärung von V. 32—34 erscheint dagegen, namentlich in Bezug auf das *Quomodo*? Milphio's etwas gezwungen. — ibid. 83 *Mira memoras*, wie Amph. 1117, Epid. IV 1, 26, Men. 1104, Haut. 896: Luchs Hermes VIII 119f. — V 1, 21 *Sed híc Antidama mi ántidhac hospés fuit*: Ders. Quaestt. metr. p. 46; V 2, 26 *nam qui fieri potis est, díc mihi* Ders. Herm. VIII S. 117f.; ibid. 60 hat der *A* nach Studemund's Mittheilung *nísi quid tú aliúd sapis*, Derselbe Quaestt. metr. p. 23 not.; ibid. 96 *potis est* für *potuit* (wie 26 für *potui*, vergl. Müller, Pl. Pr. S. 427, Nachtr. S. 145; Stich. II 1, 29 mit Ritschl's annot.): Ders. Hermes VIII S. 117 — wohl Alles unzweifelhaft

richtig. — ibid. 115 *Osténde, inspiciam. a, périi gaudio, átque id est* (vergl. Stich. 582, Truc. I 2, 24), Alles von Hanno gesprochen, worauf Agorastocles einfällt: *Mi pátrue salue*: H. A. Koch a. a. O. S. 243; das *a perii* schon Gruter. — ibid. 151sqq. ändert Becker, »Studien« I p. 153—156, die Personenvertheitheilung so, dass Milphio 151, *Ipsa ea est* 152, 154 spricht, Hanno 152, ausser jenen Worten, und 153; in V. 151 soll das *qua sit* einem *qua erat* weichen, ein Recensent (W. W.) im Litt. Centralblatt 1873 S. 947 schlägt *qualist* vor. — V 4, 75 sq. sind die Conjunctive *faciatis* und *habeatis* nach Studemund's Mittheilung ebendas. p. 244 erhalten respective in *AB* und *ACD;* in 75 ist *uos* zu streichen. — V 4, 94 *audemus* für *uidemur;* 7, 23 *nam meaé* [*quidem*] *prorsus nón sunt* (vergl. 6, 12); ibid. 29 *Méum uti iam* für *Utinam*: H. A. Koch a. a. O. S. 243f.

Rudens.

H. A. Koch, Emend. Plaut. p. XII: 709 *Tún legirupa una híc nobiscum dís te facere póstulas*? [vergl. hierzu Dens. im Philol. XXXIII S. 707]; ibid. p. XVI: 509 ist *quondam* zu halten, wenn *antepositast* mit Camerarius in *adposita* geändert (und das *st* dem *Tereo* angehängt) wird; umgekehrt ändert Ritschl Opusc. II p. 599 Men. 212 *adposita* in *anteposita;* 842 ist umzustellen *Aut fústem aut lapidem cáperes*; 1399 könnte die Lücke *tibi mu* am Versschlusse nach Mil. glor. 223 ergänzt worden *tibi muni uiam.*

Prol. 79 ist *Sed* für *Et* nothwendig nach den durchaus parallelen Stellen Amph. 148, Merc. 109, Mil. glor. 154 und den vielen Scenenwechseln vorhergehenden stereotypen Ankündigungen der alsbald erscheinenden Personen: Luchs, Hermes VIII S. 121. — 592 *agat* für *agit* Becker, »Studien« I p. 195; 1093 *Víden scelestum, ut aúcupatur?* id. ibid. 294sq. mit Studemund.

Stichus.

118 ist *altera* wohl mit Ritschl für ein Glossem zu halten, durch welches vielleicht ein hier sehr passendes *nunc* verdrängt ward: *áge nunc tu: utra sít condicio pénsior?* Ritschl *áge tu dic, utrast c. p.* Das handschriftliche *utra sit c. p.* kann condicional erklärt werden: scil. *si uxorem duxerim;* da aber in den vorhergehenden ähnlichen Fragen der Indicativ herrscht, scheint hier am Räthlichsten *áge nunc, tú dic útra condiciost pénsior?* Becker, a. a. O. p. 163 sq. — 175 widerspricht die Stellung *inde iam a* dem sonstigen Sprachgebrauche, vgl. oben Merc. 521; entweder muss mit Guyet *inde* oder mit Bothe *iam* gestrichen werden: *Quia inde á pausillo púero* — Luchs, Hermes VIII S. 109 f. — 256 könnte, wenn man Ritschl's Herstellung (die allein den richtigen Sinn zu treffen scheint) nicht völlig billigt, namentlich nicht die zweite Hälfte *(Nega ésse quod dem míhi, nec quod uolt mútuom)*, u. a. versucht werden *Nega mí esse quod dem mútuom, neque tríticum Neque áliud quidquam* —, wenn nur dieses zweite Glied mit *Neque* sein entsprechendes erstes in 256 erhält: Derselbe Quaestt. metr. p. 74 sq. — 262 sq. sind die zwei Verse, die Ritschl nach den handschriftlichen Spuren mit Recht herstellen wollte, vielleicht eher so zu ergänzen: *CR. Malum ísti di dent línguae, quae dicát* »*cedo*«. (Oder *Malúm tibi di dent cum ísta, q. d. c.) GE. Malúm quidem si uis, haéc eadem dicét* »*dabo*«. id. ibid. p. 28 sq. — 527 *Pamphilum una* (Ritschl: *meum*), wie 582 *Pamphilum una cum fratre Epignomo* (Ritschl: *P. cum fratre suo E.*); 507 vielleicht *et ted et* (Ritschl: *temet et*, die Handschriften *te et*): H. A. Koch Emend. Plaut. p. XVII. — 583 *éxoptate Pámphilippe, o spés mea* Luchs a. a. O. p. 29 sq. *(exoptate* wie Curc. 305 sqq., Capt. 1005, Amph. 654; vgl. Amph. 658, Andr. 533, Haut. 407 sq.; auch *expectate* wäre möglich nach Most. 441, Amph. 658 sq., 679, Haut. 406, Pacuv. 232). — 606 *Non tu scis* mit *BCD* auch *A* nach Studemund, dann *ut* mit Guyet oder *quantum* mit Kampmann zn schreiben; *efflictentur* hat auch der *A*: Becker, »Studien« I p. 287 not. 1. — 620 vielleicht, nach Seyffert's Vor-

gang, *Tántillum locí, catellus úbi cubet, sat, ere, ést mihi* Luchs a. a. O. p. 45. — 632 sq. sind nach dem éinen, in *A* und *BCD* verschiedenartig gefassten Verse, von Ritschl hergestellt; die Fassung des *A* giebt Studemund abweichend von Ritschl so an: *Jamne abierunt Gelasime uide nunc consilio caro opust*; aus *BCD* schliesst Becker a. a. O. p. 208 auf *Jámne abiit? Gelásime, uide, quid sís capturus cónsili.* — 551 *Curaest* (= *Curae est*) Studemund ebendaselbst p. 195, vergl. Bacch. 1078, Men. 761, Merc. 120 (nach Ritschl), Hec. 1078.

Die übrigen römischen Dramatiker und besonders Terenz.

Von

Professor Dr. **W. Wagner**

in Hamburg.

I.

Den von meinem verehrten Freunde A. Lorenz oben in seinem Berichte über die plautinische Literatur des Jahres 1873 gegebenen Ausführungen kann sich eine Beurtheilung des in jüngster Zeit für die Fragmente der übrigen Komiker und der Tragiker Geleisteten um so ungezwungener anschliessen, als vieles von dem dort Gesagten sich ohne Weiteres auf dieses Gebiet übertragen lässt, weil sich ja bei syntaktischen und metrischen Untersuchungen Plautus von seinen älteren und jüngeren Zeitgenossen nur zum Schaden der Sache trennen liesse: man muss hier stets nicht bloss den einen Schriftsteller, sondern die ganze Epoche in's Auge fassen. Diese Methode ist einerseits auch von den Verfassern der von Lorenz besprochenen Werke und Abhandlungen, die das syntaktische Gebiet betreffen, insofern inne gehalten worden, dass die einschlagenden Stellen der nur fragmentarisch erhaltenen Dichter stets berücksichtigt werden; und andrerseits ergibt sich bei der neuen Ausgabe der bekannten Fragmentsammlung von O. Ribbeck:

Scaenicae Romanorum poesis fragmenta. Vol. I: Tragicorum fragmenta. 1871. Vol. II: Comicorum fragmenta. 1873.

ein so intimer Zusammenhang der zu besprechenden Fragen mit den neuerdings für die plautinische Kritik aufgestellten Ansichten, dass auch mein Bericht öfter auf dieselben Bezug nehmen und ich selbst zu gewissen Fragen hier Farbe bekennen muss.

Ribbeck's Arbeiten dürfen im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden; wenn von ihren Verdiensten hier weniger die Rede sein und mehr auf das hingewiesen werden wird, was wir an denselben wohl noch anders wünschen könnten, so liegt das in der Natur der Sache selbst.

Es soll aber zuerst anerkannt werden, dass die mannichfachen Versehen der ersten Ausgabe, um derenwillen Ribbeck von vielen Seiten, von Niemand mehr als von L. Müller in dem Buche De re metrica p. 1., angegriffen wurde, selbstverständlich aus der zweiten Ausgabe verschwunden sind: so findet man natürlich jetzt kein lépŏris mehr statt lepóris Pompon. 163, und die Besserung L. Müller's dētritum st. rétritum steht Naev. (com.) 127 im Text, wenn auch Coroll. p. XIX ein schwacher Versuch gemacht wird rētritum durch eine Hinweisung auf die alte Form red- zu vertheidigen: was uns an F. Eyssenhardt's Versuch (in der praef. zum Ammian. Marc. p. XI) erinnert, das barbarische repperio als ein red-perio zu erklären. Gut, dass Ribbeck dies selbst »excusatio quaedam« nennt: er hatte sie schwerlich im Sinne, als er im J. 1855 rētritum drucken liess[1])!

Ferner hat sowohl in den Tragikern wie in den Komikern der Text häufig eine andere Gestalt gewonnen durch das Bestreben, Worte, welche in der früheren Fassung durch Annahmen von Lücken auseinander gerissen waren, wieder in passender Weise zusammenzubringen. Wenn es z. B. in der ersten Ausgabe Naev. (com.) 21 hiess:

Quís heri apud te? — Praénestini ét Lanuvini hóspites. —
Suópte utrosque . . . . décuit acceptós cibo,
Álteris inánem bulbam . . . . . madidám dari,
Álteris nucés in proclivi . . . . . profúndere,

so lautet es jetzt (und das mag als ein Beispiel der durchgreifenden Umgestaltung der zweiten Recension genügen):

Quis heri ápud te? // Praenestíni et Lanvini hóspites.
// Suópte utrosque décuit acceptós cibo,
Altrís inanem vólvulam madidám dari,
Altrís nuces in próclivi profúndier.

---

1) »Nur Druckfehler ist doch wohl Turpil. 132 pŏculis für poclis?« Rec. in v. Leutsch's Phil. Anz. 6, 188. Das Wort fehlt in der Handschrift, und ist von Ribbeck an der betreffenden Stelle jetzt aus Conjectur zugesetzt.

Freilich ist hier recht Vieles nach dem Rathe von L. Müller De re m. 252, und im Allgemeinen muss zugestanden werden, dass die immerhin herbe und oft hämische Kritik, mit welcher L. Müller die Fehler der ersten Ausgabe Ribbeck vorgehalten hatte, diesen recht sehr zum erneuten Erwägen und Prüfen veranlasst haben mag: Dank ist also Ribbeck eigentlich auch diesem Kritiker schuldig, wenn er sich auch über die Art und Weise der Zurechtweisung an vielen Stellen beklagt (zum Theil in einer recht komischen Manier). Ferner aber ist mit dem zweimal angenommenen *altris* leicht die Anknüpfung an die eingehende Erörterung Ritschl's in dem zweiten Bande der Opuscula gegeben.

Es kann nun nicht unsere Absicht sein, auf die einzelnen von Ribbeck und seinen Freunden Bücheler, Usener und A. Kiessling vorgenommenen Textveränderungen einzugehen; das hiesse einen neuen Band über einen Band schreiben und wir würden dann (sehr gegen unsern Willen) dazu kommen, die grosse Reihe unsicherer Conjecturen, die in diesen Fragmenten leider beinahe nothwendig erscheinen, durch eigene Vermuthungen zu vermehren; aber allerdings müssen wir eine allgemeine Kritik des ganzen Verfahrens geben und über einzelne allgemeine Punkte wollen wir durchaus nicht mit unserer Meinung zurückhalten.

Es ist eine eigene Sache um die Kritik von Fragmenten: einerseits ist die äusserste Vorsicht geboten, andrerseits ladet aber gerade die fragmentarische Gestalt der Worte zum Conjiciren, oder besser gesagt, zum Rathen ein. Jede Seite der beiden Ribbeck'schen Bände und die beiden Corollaria an vielen Stellen liefern Belege für die Divinations- und Ariolationskraft Ribbeck's und seiner Freunde; doch gebührt, wie billig, Ribbeck selbst die Palme. Oft bringt er drei und noch mehr Vorschläge zur Herstellung eines Fragments, und oft weiss man, nachdem man seine verschiedenen Versuche und die seiner Freunde überdacht hat, nicht das Geringste mehr als zuvor: man fühlt, dass die Sache eine res conclamata ist, und dass es schliesslich reines Glück ist, wenn Jemand noch einmal eine einleuchtende Emendation für eine solche Stelle findet. Wir leugnen nicht, dass Ribbeck und seine Freunde, auch andere Gelehrte, viele glückliche Griffe gethan haben — es wäre leicht Beispiele anzuführen, — aber wir können das Ausschütten aller möglichen und unmöglichen Vermuthungen, die zum Theil blosse Uebungen des Scharfsinns sind und auf

wissenschaftlichen Werth nur einen höchst zweifelhaften Anspruch haben, nicht für rathsam halten, und möchten nicht, dass diese Sitte in der philologischen Literatur weiter um sich griffe. Dazu kommt, dass bei Ribbeck ganz subjective Vermuthungen oft ohne Weiteres im Texte stehen. Wir schlagen auf's Gerathewohl auf: Caecil. 141 *qui panis soli corbulam* lautet die Ueberlieferung völlig fragmentarischer Worte; bei Ribbeck steht jetzt *solidi*, d. h., wie uns die Note belehrt, »duri«: dazu (soli) »genetivum esse posse monet Büchelerus«; warum denn nicht? Aber man darf doch wohl fragen: liesse sich denn hier beweisen, dass von hartem Brote die Rede ist[2]), oder dass bloss von Brot gesprochen wird? Handelt nicht Bothe, der Vielgeschmähte, viel vernünftiger und geradezu methodischer als Ribbeck, wenn er *soli*, was doch als Fehler der Ueberlieferung nachzuweisen schwer sein dürfte, so gut es gehen will, zu erklären versucht? Ist es nicht unsere erste Pflicht, das, was wir als Ueberlieferung vorfinden, zu erklären, und nur, wenn das sich als unmöglich herausstellt, zur Conjectur zu greifen? Um selbst zu vermuthen, hätte nicht der ganze Vers beispielsweise so lauten können: qui panis soli corbulam [totam occupastis avide]: Andere hätten auch dran Theil haben sollen, nicht ihr allein. Wer reproducirt uns denn die Scene, den Zusammenhang, in welchem diese Zeile ursprünglich stand? — Ein anderes Beispiel liefert die zweite Zeile des Buches: Liv. (com.) 2 heisst es jetzt:

córruit quasi íctus secena. // [sícine?] // hau multó secus.

In der ersten Ausgabe war *sicine*, das in den Handschriften fehlt, gleichfalls schon zugesetzt, aber noch *scena* beibehalten; die dreisilbige Form wird von Ribbeck nach dem Vorgange Gesner's aus der Bemerkung des Festus p. 318 M. »scena — a quibusdam sacena« erschlossen und im Coroll. p. VII in ansprechender Weise mit √sec — in secare in Verbindung gebracht. Zugestanden, diese Herleitung sei richtig, so bleibt doch sicher, dass auch eine kürzere Form *scena* schon existirte, und diese überliefert uns Festus. Haben wir nun das Recht, eine durch blosse Conjectur (sei sie auch noch so probabel) erschlossene Form ohne Weiteres in den Text zu setzen? Ausserdem bemerkt aber der Recensent der

[2]) Ich verkenne hierbei durchaus nicht, dass ein feines Gefühl für lateinische Wortstellung Ribbeck zunächst zu seiner Conjectur veranlasst haben mag.

Ribbeck'schen Komiker in Leutsch's Philol. Anz. Bd. 6 S. 185 mit Recht, dass zur Einschiebung von *sicine* nicht der geringste Grund vorliegt: er citirt Plaut. Poen. 825 und Titin. 181. Warum hat indessen Ribbeck nicht mit beliebter Panacee (⏑́ ⏑) *corruít quasi ictus scénad*[3]), *hau multó secus* geschrieben? Wir kommen durch diese Frage auf ein ganzes Kapitel seiner Kritik.

Ribbeck schliesst sich, wie schon oben von Lorenz bemerkt, den jüngsten Entdeckungen Ritschl's (in den Neuen Plautinischen Excursen und im Rh. M.) ohne Rückhalt an und hat in den neuen Ausgaben seiner Fragmentsammlungen eine ganze Reihe Verse demgemäss hergestellt. Ich habe mich in einer Anzeige des Tragikerbandes im Lit. Centralbl. 1872, No. 16, S. 423 gegen die Einführung des Ablativ-*d* in die Fragmente der nachplautinischen Dichter ausgesprochen; ich habe absichtlich damals von Plautus selbst geschwiegen, obgleich ich mich in dem Vorwort meiner Ausgabe des Trinummus (Cambridge 1872) auch für Plautus den Protesten von C. F. W. Müller und Corssen gegen diese neue »Entdeckung« Ritschl's angeschlossen habe. Aber zuvörderst möchte es auch hier nicht schwer sein, eine Einigung über die Methode des ganzen Verfahrens zu erzielen. Gesetzten Falls, Ritschl hätte die Zulässigkeit des Ablativ-d für Plautus bewiesen, so steht doch noch weit mehr sicher, dass Terenz dieses *d* so wenig kennt, dass er nicht einmal med und ted braucht. Es ist also ganz sicher, dass dieses Ablativ-*d*, wenn überhaupt vor 184 v. Chr. noch zulässig, schon 159 v. Chr. verschwunden war. Nun führt es aber Ribbeck ohne Anhalt der Ueberlieferung, aus selbsteigener Vollmacht, auch in den Text des Pacuvius und Accius ein; ja in den Komikern erscheint Pomponius, der 94 v. Chr. blühte, noch mit merce*d* (wo allerdings die Handschriften mercede lesen) 116, und desubito*d* und subito*d* 124 und 125. Die zwei letzten Verse haben nicht die geringste Beweiskraft. 124 gesteht Ribbeck selbst zu, dass sich *desubitod* durch die einfache Umstellung *tristis hilarus* vermeiden lasse; dazu kommt der unsichere Anfang des Verses, den Bücheler zu einer ganz andern Fassung benutzt, und dazu kommt noch ein Vorschlag Bergk's, freilich »perversa sententia« (Ribbeck). Jedenfalls muss am Ende (wie Bücheler und Bergk meinen) *ridens ringitur* verbunden werden,

---

[3]) Oder, falls das e kurz ist, secenad?

weil gerade darin das acumen des Ausdrucks liegt. *flet* scheint ein Vorschlag für *fit* zu sein, mit dem man allerdings nicht viel weiter kommen kann, und beides *flet fit* zu verbinden (wie Bücheler thut) scheint nicht methodisch. Es liesse sich also vermuthen:

fít desubito *ex* híla*ro* tristis: sáltat: ridens ríngitur.

Er ist also erst ausgelassen, wird dann ernst, kehrt dann mit dem Tanzen wieder zur heiteren Stimmung zurück, und mischt Beides in seltsamer Weise, wenn er ridens ringitur. Aber wir sind weit entfernt unsere Vermuthung für absolute Wahrheit zu halten: sie wird hier bloss als Möglichkeit angeführt und soll dazu dienen, den Eindruck zu verstärken, wie wenig wir eigentlich berechtigt sind, gegen alle sonstige Evidenz eine in der Zeit des Pomponius veraltete Form einem aus dem Zusammenhang gerissenen Fragmente aufzudrängen. In dem darauf folgenden Verse 125:

. . nisi nunc áliquis subito*d* óbviam occurrít mihi,

entkräftet Ribbeck sein *subitod* durch die in der Note beigefügte Bemerkung: man könne auch subito properans lesen. Wohl kann man das, und man kann noch manches Andere: nur bedürfte es eines Oedipus, um uns zu enthüllen, was denn Pomponius selbst geschrieben hat. Indessen das Negative steht fest: subito*d* hat er nicht geschrieben!

Endlich hat meines Erachtens Bergk das Richtige gesehen in Betreff des V. 116 des Pomponius: in graéca merce id ílico curávi ut occupárem, für *mercede* der Handschrift: id steht nach echt plautinischer Weise zur zusammenfassenden Bezeichnung der ganzen Summe.

Es hiesse indessen leeres Stroh dreschen, wollten wir die andern Fälle, in welchen es dem Herausgeber in der neuen Auflage beliebt hat ein Ablativ-*d* einzuschwärzen, in derselben ausführlichen Weise durchgehen; wir wollen vielmehr davon Act nehmen, dass selbst in diesem Punkte sich in dem Komikerbande eine grössere Behutsamkeit erkennen lässt als in den direct nach den Neuen Plautinischen Excursen veröffentlichten Tragikern, in welchen die neue Entdeckung natürlich im grössten Umfang zu verwerthen war. In den Komikern wird sogar mehrmals eine sonst leichte Correctur vermittels des *d* abgelehnt. So heisst es Caecil. 214

[nám] ab amico amánte argentum accípere meretrix noénu volt,

(*nam* setzt schon die erste Ausgabe zu, *nunc nevolt* die erste Ausgabe mit ebenso grosser Wahrscheinlichkeit wie *noenu volt*, zu welchem man Coroll. trag. ed. sec. p. XXVIII sqq. vergleiche). Dazu lautet

die Note: »áb amicod amánte non commendaverim«; freilich mag hier auch, da Ribbeck's Ohr sehr fein zu sein pflegt, ein rhythmischer Grund mitgewirkt haben. Ebenso Afran. 260 sq.:

Quae nós solemus fácere festivó die,
Cotídiano [tu] ópere promisce ómnia —

wo tu von Hermann eingeschoben und von Ribbeck mit Recht (schon allein wegen des starken Gegensatzes) angenommen ist; die Note besagt ausdrücklich »cotidianod opere non ausim«: es wäre auch ein Wagniss, einem Zeitgenossen des Terenz ein *cotidianod* aufzubürden! Aber warum wagt es denn Ribbeck, dem so viel jüngeren Atta, der bekanntlich c. 78 v. Chr. starb, ein *lucid* zuzumuthen, in einem Verse, den man leicht von dem Hiatus auf anderem Wege befreien kann? V. 8: *cum primo lucí hodie ut exornata sit.* Ist es nicht in Anbetracht der späten Zeit des Atta viel wahrscheinlicher, dass man hier mit Bergk *hocedie* zu lesen hat, eine Form, von der selbst Ritschl N. Plaut. Exc. 1, S. 91 zugesteht, dass sie bei Plautus »unabweislich« sei?

Um auf das Pronominalgebiet überzugehen, so tritt uns hier die Form *quod* entgegen, welche Ritschl N. Plaut. Exc. 1, S. 57 und 58 für Plautus annimmt, und Ribbeck in zwei Versen des Titinius jetzt angebracht hat. Das erste Fragment, V. 45 sq., das auch deshalb bemerkenswerth ist, weil es ein Beispiel der ursprünglichen Länge der Dativ- und Ablativendung -bus gewährt, ist indessen so zu schreiben:

Párasitos amóvi, lenonem aédibūs abstérrui:
Désuevi ne quo ád cenam iret éxtra consiliúm meum.

Für den ersten Vers verweise ich auch auf meine Bemerkung Rh. Mus. XXII 422 f.: lenonem geben die meisten Handschriften, der leno kommt in's Haus und macht seine Offerten: man hat also wohl nicht nöthig, mit Ribbeck *lenonum eum* zu schreiben. Der zweite Vers steht jetzt bei Ribbeck iambisch: *desuévi ne quod ad c.*, die Ueberlieferung schwankt zwischen *quo* und *quod*: es kann aber schon aus metrischen Gründen kein Zweifel in der Wahl bestehen. — Die zweite Stelle ist Titin. 165: *obstrúdulenti* [*da*] *áliquid quod pectám sedens*; wo Ribbeck (die Richtigkeit des von Hermann herrührenden *da* vorausgesetzt) *quod* als Ablativ in Anspruch nimmt, obgleich er *pectam* nicht verstehen zu können zugibt: »pro quo sive pascam sive pascar sive vescar scribitur, quod accusativus esse non potest«. Ich bin soweit derselben

Ansicht, dass ich auch *pectam* für verkehrt erachte, bin aber von der absoluten Nothwendigkeit, *quod* für einen Ablativ zu halten, durchaus nicht durchdrungen, halte auch keine der von Ribbeck vorgeschlagenen Conjecturen für richtig. Ich fasse *p* als einen Irrthum für *p*, und verbinde cl zu d, wodurch ich *peredam* erhalte: ein u. a. von Terenz gebrauchtes, hier ganz passendes Wort, welches den Accusativ regiert. Ich kann demgemäss die beiden Ribbeck'schen Beispiele eines *quod* = *quo* nicht anerkennen[4]).

Die Ausstellungen, welche ich in Betreff der übertriebenen Einführung des *d* in den Tragikerfragmenten im Lit. Centralblatt a. a. O. gemacht hatte, wurden, wie ich jetzt aus Ribbeck's Corollarium in den Com. fragm. p. CVI sq. ersehe, in ähnlicher Weise auch von dem Recensenten in v. Leutsch's Phil. Anzeiger 1872 S. 286 sq. erhoben: für diesen Recensenten hält Ribbeck Umpfenbach, ob mit Recht oder Unrecht, ist ja ziemlich gleichgiltig. Von ihm heisst es »hic totus in eo versatur ut . . ablativos in *d* exeuntes fastidio nescio quo undecumque potest expellere conetur«; ich wünschte Ribbeck überzeugt zu haben, dass nicht eine unbestimmte Aversion gegen diese Formen mich für seine Neuerungen ungünstig stimmt, sondern eine einfache und berechtigte historische und methodische Betrachtung der ganzen Sache. Für Accius ein *praed* vorzuschlagen, wenn auch noch so bescheiden (p. CVIII), halte ich einfach für unmethodisch und über alle Grenzen der Möglichkeit hinausgehend, selbst wenn für Plautus ein *praed* erwiesen wäre — was ja lange nicht der Fall ist. Wenn Ribbeck solche Conjecturen macht und sie dann, wenn man ihn auf das Unmögliche eines solchen Verfahrens ruhig aufmerksam macht, damit vertheidigt, dass er Grobheiten drucken lässt und bemerkt, er wisse recht gut, seine Conjecturen seien eben — Conjecturen, und Gewissheit habe er nie für sie in Anspruch genommen, so lässt sich darauf Nichts mehr erwidern. Wenn er aber bemerkt »(ex his) fluctibus ut emergamus paulatim non negando et timendo perveniemus, sed periclitando circumspecte ac fortiter«,

---

[4]) Hier darf auch noch auf ein handschriftlich überliefertes quod = quo bei Publ. Syrus sent. 129 hingewiesen werden. Man darf diesem doch keinen Ablativ *quod* mehr zutrauen. Was aber bei ihm einfacher Fehler der Handschriften ist, wird auch an anderer Stelle, bei älteren Dichtern, nur Fehler einer späten Ueberlieferung sein. — Uebrigens habe ich obige Conjectur und Anderes das hier wieder berührt ist, schon im Lit. Centralbl. 1875, S. 24 vorgetragen.

so lässt sich erstens fragen: ob die Wissenschaft wirklich etwas gewinnt durch die Einführung einer Reihe zweifelhafter Formen, die erst für Ritschl und einige seiner Schüler Probabilität besitzen, von ganz vortrefflichen Gelehrten aber für unerwiesen gehalten werden? Und selbst Ritschl würde schwerlich ein Ablativ-*d* noch über das Jahr 100 n. Chr. hinaus einführen wollen! Nein: blinder Eifer schadet nur, und dies ist blinder Eifer. Dazu kommt, dass Ribbeck's ganzes »periclitari« in diesem Punkte wirklich mehr fortitudo als circumspectio zeigt: wovon ich schon Beispiele geliefert zu haben glaube.

Indessen seien kurz noch einige andere neuerdings eingeführte Archaismen berührt. Dazu gehören *cubi* und *cumquam*, die bei Weitem grössere Wahrscheinlichkeit besitzen als die Ablative auf *d*; aber auch über deren Zulässigkeit in den Fragmenten hängt das Endurtheil von der Entscheidung der plautinischen Kritik ab. Doch auch hier möchte ich bezweifeln, dass dem relativ späten Pomponius ein *cumquam* zugetraut werden darf, wie Ribbeck thut V. 97.

Aber gerade Pomponius bietet eine so bedeutende Anzahl auffallender Formen, dass sich an seinen Namen von selbst die Erörterung des Nom. plur. der ersten und zweiten Declination auf — *s* anschliesst. Schon oft ist die Stelle des Pomponius 141:

quót laetitias ínsperatas módo mi inrepsere ín sinum,

in welcher »der arge Tropf Nonius« (der Ausdruck Ritschl's N. Plaut. Exc. 1, 117) »accusativus pro nominativo« erkennt, discutirt worden, und nachdem Ritschl früher die Sache auf ein Missverständniss des Nonius zurückzuführen unternommen hatte, hat er neuerdings eine willkommene Bestätigung seiner Ansichten in einem Nom. plur. *laetitias insperatas* gefunden. Ich hatte mich Geppert angeschlossen und gelesen:

quót laetitias ínsperatas! módo mi inrepsere ín sinum.

Dagegen bemerkt Ribbeck jetzt: »in exclamatione quidem latinum erat tót laetitias insp. modo mi inrepsisse in sinum.« Ganz richtig; das wäre gutes, prosaisches Latein; sollte aber das Andere absolut zu verwerfen sein? Ich glaube nicht, sondern meine, dass die Ellipse quot laetitias insp. (teneo, habeo) eine so natürliche und leichte ist, dass daran nicht leicht Jemand Anstoss nehmen dürfte.

Der Nom. plur. auf *s* in der zweiten Declination ist für *hisce* be-

zeugt, s. oben[5]), aber das rechtfertigt die Annahme ähnlicher Pluralbildungen auf dem substantivischen Gebiet noch lange nicht. Dass das von Ritschl N. Plaut. Exc. 1, 114 für Caecil. 81 empfohlene *cenaturis estis* schon aus dem Grunde bedenklich sei, weil sich noch manches Andere denken lasse, sagt Ribbeck in seiner Note ganz richtig. Dagegen lässt Ribbeck den von den Handschriften des Nonius in einem Verse des Turpilius (159) gebotenen Nom. *oculis* im Texte (»nolui oblitterare quamvis metro non flagitatam«), zeigt aber durch eine beigefügte Vermuthung (»et fortasse oculi ex corrigendum«) sein Misstrauen gegen diese Form.

Eine besondere Bedeutung muss den Corollariis der beiden Ribbeck'schen Bände beigelegt werden: sie enthalten eine Menge feiner und eingehender Bemerkungen und regen selbst da an, wo man ihren Resultaten nicht beistimmen kann. In dem Corollarium zu den Komikern geht Ribbeck ausführlich ein auf die seinem ersten Bande gewordenen Besprechungen und lässt seine Kritiker reichlich ihre Verwegenheit, ihn meistern zu wollen, entgelten: Umpfenbach (?), der Verfasser des vorliegenden Berichtes, und besonders Bergk, der im Philologus Bd. 33 eine weitläufige und allerdings recht gehässig geschriebene Besprechung der Tragicorum fragmenta hatte drucken lassen, bekommen manch' hartes Wort zu hören, während die einer freundlichen Gesinnung entsprungene, aber ganz unkundige Recension von Rob. Ellis (dem Herausgeber des Catull) in der Academy 1872 p. 177 als Ausdruck der humanitas des Recensenten anerkannt wird, ohne dass Ribbeck den Ansichten von Ellis trotz dem besten Willen irgend welchen Werth beilegen kann. Es ist unnöthig hier weiter auf die Vorschläge von Bergk und Andern einzugehen, da sie alle von Ribbeck aufgezählt werden und ihre Wiederholung an dieser Stelle also unnütz wäre. Ebenso wenig ist es hier nöthig, auf den Theil von Madvig's Adversaria critica einzugehen, welcher Verbesserungsvorschläge zu den Fragmenten der Tragiker und Komiker enthält; auch diese sind von Ribbeck Coroll. p. CIV sqq. aufgezählt und gewürdigt; sie sind in der That von keiner Bedeutung; doch rechtfertigt das nicht die sehr harten Ausdrücke, in denen Ribbeck a. a. O. von

---

[5]) Es scheint jedoch der Nom. plur. *his* Pompon. 151, wo die Handschriften *has* geben, sehr unsicher; sollte nicht doch das in der ersten Ausgabe gewählte *hae* noch mehr Wahrscheinlichkeit haben?

Madvig spricht »pudet fere puerilia saepe principis in arte qui haberi vult commenta in medium proferre«, und »vir . . numerorum praeter dactylicos erubescendum in modum rudis«. Es gilt eben auch von diesen Vorschlägen Madvig's dasselbe, was A. Riese oben (S. 149) von seinen Ovidconjecturen urtheilt, nur in noch erhöhtem Maasse, und die starken Ausdrücke hätte sich gerade Ribbeck sparen können, dessen Verstösse durch das Buch De re metrica der Nachwelt überliefert werden.

Eine besondere Stelle nimmt in dem Komikerbande die neue Ausgabe der Sentenzen des Publilius Syrus ein. In der ersten Ausgabe hiess er noch Publius Syrus; den richtigen Namen hergestellt zu haben, ist bekanntlich ein Verdienst Wölfflin's. Auf der Arbeit dieses Gelehrten fusst auch, wie recht und billig, Ribbeck's neue Recension, doch in ganz selbständiger Weiterführung, und dies ist der Theil des Buches, bei welchem lobende Anerkennung und Freude über sicheren Fortschritt am unverhohlensten geäussert werden darf. Es wird rathsam sein, sogleich zur Vergleichung heranzuziehen:

Publili Syri sententiae, rec. A. Spengel. Berolini, apud Weidmannos (50 S. 8.);

denn wenn diese Ausgabe auch die Jahreszahl 1874 trägt, so ist doch noch dem Herausgeber Ribbeck's Arbeit vor der Veröffentlichung seines Büchleins zugegangen, wie das addendum der letzten Seite beweist. Spengel's Arbeit ist thatsächlich neben der Ribbeck'schen Ausgabe überflüssig, denn die immerhin recht beachtenswerthen Verbesserungen, welche sich darin finden, hätten sich ebenso gut in einer Zeitschrift veröffentlichen lassen, und nach dem Plane der Weidmann'schen Textausgaben enthält Spengel's Ausgabe nur eine ausgewählte varietas lectionis, während Ribbeck's apparatus criticus geradezu erschöpfend ist. Indessen sind zwei Umstände als die Spengel'sche Recension besonders kennzeichnend hervorzuheben — um nur nebenbei zu erwähnen, dass sich in derselben die jetzt allgemein üblichen ictus nur durch ihre Abwesenheit bemerklich machen. Erstens halten wir es für einen entschiedenen Vortheil, dass bei Spengel die zwei Quellen der Ueberlieferung der Sentenzensammlung durch den Druck schon äusserlich hervorgehoben werden. Spengel macht praef. p. 11 darauf aufmerksam, dass die aus dem cod. F(risingensis) hinzukommenden

Verse am Ende jedes einzelnen Alphabets als eine unabhängige Zuthat erscheinen und nicht den übrigen ordnungsgemäss eingereiht sind. Daraus schliesst er, dass sie als eine aus ganz anderer Quelle stammende Zuthat zu der ursprünglichen Sammlung, welche uns in den andern Handschriften vorliegt, zu betrachten sind und lässt sie in kleinerem Druck erscheinen, um sie selbst dem flüchtigen Leser kenntlich zu machen. Allerdings scheint Spengel anzunehmen, dass der übrige Theil der Sammlung (PR) wirklich von Publilius herrühre. Ich schliesse mich hier den Ausführungen Ribbeck's Coroll. p. XCVI sq. an, nach welchen in dieser Sammlung, welche dann (vielleicht nach der Hauptmasse) den Namen des Publilius Syrus erhielt, eine farrago von Sentenzen, die von allen Ecken und Enden und aus ganz verschiedenen Schriftstellern zusammengetragen wurde, vorliegt. — Zweitens aber weicht Spengel in der Schätzung der Handschriften von Wölfflin und Ribbeck ab: während diese nämlich den Cod. B(asiliensis, geht bloss bis v. 296) am höchsten stellen, hält Spengel die beiden Pariser Handschriften Pa und Pb für die besten; »proximus accedit *R* (Rheinaugiensis), hic illic verum servavit *C*, ad deteriores libros adscribendus *B*, cuius scriptor cum plerumque quod intellegi posset scribere conaretur pauca emendavit, multa peccavit, omnia suo ingenio fecit« (p. 4). Spengel's Hauptbeweis für diese Annahme liegt in V. 33: áleator quánto in arte est pótior tanto est néquior; wo *potior* Spengel's und Bücheler's (auch von Ribbeck mit »fort. recte« belobte) Conjectur ist statt *dotior* C (woraus man früher verkehrt und unmetrisch *doctior* machte), *melior* B m. sec. suprascr. die übrigen Handschriften lassen das Wort aus. Wir gestehen, dass wir nicht umhin können, der Ansicht Spengel's beizupflichten, *melior* sei ein blosser Versuch des Recensenten von B dem Verse aufzuhelfen: aber da das Wort erst m. sec. beigeschrieben ist, so begründet dies noch nicht den Vorwurf »omnia suo ingenio fecit« gegen die manus prima. Wir müssen also eine Reihe anderer Stellen ansehen, ob in diesen vielleicht sich die Ueberlieferung von C als besser herausstellen wird. Wir wollen dabei überhaupt die Verschiedenheiten einer Anzahl Verse in Ribbeck's und Spengel's Lesung angeben; so wird sich am ehesten ein Urtheil über die Leistungen bilden. 3. tuto íngredi Ribbeck: tuto B m. sec., tutus C, also tutús gradi Spengel. Wir ziehen die Ribbeck'sche La. vor. 9. aspicere oportet quod [so B; quid

C] possis [possit R] perdere die Ueberlieferung. Ribbeck nimmt gerechten Anstoss an *aspicere*, das Spengel ohne Note stehen lässt (*σχοπεῖν* kann es nicht heissen), und wir finden Ribbeck's *a^licere* wieder sehr treffend. In der zweiten Hälfte schliessen wir uns aber Spengel an, welcher *quod* t e *possit perdere* (mit Benutzung der La. von R) schreibt. 10. Ebenso wenig wie der vorhergehende Vers spricht dieser zu Gunsten von C. Hier wird das richtige *si* nicht, wie Spengel angibt, von C allein gegeben; sondern *si* steht sowohl in B wie in C in einer Rasur, nur dass in jenem die manus sec. (welche wir schon als eine willkürliche erkannt haben) *vel nisi* überschreibt. 31. Ribbeck richtig nach *ὁ τρώσας χαὶ ἰάσεται*: *amoris volnus idem sanat qui facit*, während Spengel die handschriftliche Stellung *idem qui sanat facit* beibehält. 32. *ad paenitendum provocat qui vindicat* Sp., weil *vindicat* C, dagegen *provocat* bloss Pb, und auch C liest *properat cito.* Auch dies zeigt nicht irgend welche Vorzüglichkeit der Ueberlieferung in Pb und C; es wäre erstens zu wünschen gewesen, dass Spengel seine Schreibung erklärt hätte; zweitens ist ıdicat und uīdicat kaum verschieden, und drittens bestätigt, wie Ribbeck bemerkt, V. 254 (in iudicando criminosa est celeritas) die Richtigkeit der von ihm aufgenommenen Lesung ad paenitendum properat cito qui iudicat. 35. Es lässt sich nicht absehen, dass Spengel's Conjectur *nedum* wahrscheinlicher sei als Gruter's *minime*, was die übrigen Herausgeber annehmen. 40 schreibt Spengel metrisch gefällig: *amoris lacruma ab oculis in pectus cadit*, aber ist der Sinn nicht gar zu unbedeutend? Man sollte meinen, dass jede Thräne ab oculis in pectus cadit, wenn sie nicht abgewischt wird. Die Handschriften geben *oculis*: sollte, da wirklich der Vers zu viel Sylben hat, nicht als ursprünglichste Fassung angenommen werden:

ut lácrima ab ocu*lis* óritur, in pectús cadit,

wozu amor als Subject in dem ursprünglichen Zusammenhang zu denken oder aus dem dort vorhergehenden Verse zu entnehmen war. Zum Gedanken vergleiche man auch das reizende Lied in Shakesp., Merchant of Ven. III 2, 63 Tell me, where is fancy bred Or in the heart or in the head? . . . It is engender'd in the eyes. 44. *bis gratumst, ultro si quod opus est obferas* Spengel für *quod opus est si ultro* der Handschriften. Dies ist viel gefälliger als das Ribbeck'sche *quo dato opus est ultro si offeras*, wo ausserdem *dato* gezwungen erscheint, eher ginge etwa

noch *quod* dari *opus est si ultro* id *off*. 46. Die von Erasmus und Bentley vorgenommene Umstellung *dare qui nescit* ist schöner als die von Spengel beliebte *qui nescit dare*. 49. Spengel ohne Grund *aliqui* statt *alicui*. Hier ist gerade das von C gegebene alii ein unzweifelhaftes Glossem zu alicui in der Bedeutung »mindestens irgend Jemanden«. Vergleiche das englische Sprichwort »it's an ill wind that blows good to no one«. 50 hätte Spengel Ritschl folgen sollen und schreiben: bis est mori. Man kann wohl bis mori, aber nicht bis emori. 52 hält Spengel für unecht, wie er denn überhaupt ähnliche Sentenzen nicht neben einander bestehen lassen will, weil beide zugleich Publilius nicht geschrieben haben könne. Dies ist aber ein Grundsatz, der sich bei einem Florilegium überhaupt gar nicht befolgen lässt, und nach dem, was wir oben im Anschluss an Ribbeck über den Ursprung der Sentenzensammlung gesagt haben, darf man ein solches Verfahren gar nicht zulassen.

Doch wir glauben mit der Durchmusterung dieser Verse unserer Aufgabe genügt und das Material zur Beurtheilung der beiden neuesten Ausgaben des Publilius gegeben zu haben. Wir können (denn dasselbe würde sich bei andern Versen zeigen) Spengel in seiner Schätzung der Handschriften nicht beistimmen, und halten auch eine bedeutende Anzahl seiner Conjecturen für verfehlt. So möchten wir als ganz besonders unglücklich die Schreibung von V. 163 hervorheben: ex lite multo gratia *in*fit firmior, wo, um von dem trivialen Gedanken zu schweigen, *infit* gerechte Bedenken erregt. Aus dem handschriftlichen ex lite multa gratia fit formosior ergibt sich die von Ribbeck gefundene, entschieden echte Lesung:

ex lite inulta gratia*st* formosior.

Ausserdem lässt Spengel's Ausgabe an Correctheit des Druckes manches zu wünschen übrig: z. B. praef. p. 11, Z. 6 von unten steht long*o* st. long*a*: p. 15 Z. 2 von unten Macrobio eum statt Macrobium eo, und im Texte selbst V. 154 muss es sepulcrost heissen. (Im Uebrigen ziehen wir in diesem Verse Spengel's Schreibung der Conjectur Ribbeck's vor.)

Wir haben noch zu bemerken, dass ein ganz besonderer Vorzug der Ribbeck'schen Bände in den genauen indices verborum besteht, und wir haben uns an mehr als einer Stelle überzeugt, dass dieser Theil einer ebenso eingehenden Revision unterworfen worden ist wie die Fragmente selbst.

II.

Den Uebergang zu Terenz mag ein Werkchen bilden, das auf wissenschaftlichen Werth zwar keinen Anspruch macht, aber doch der Vollständigkeit halber hier besprochen werden soll. In der von dem Rev. W. Lucas Collins im Verlage von W. Blackwood & Sons in Edinburgh herausgegebenen Sammlung »Ancient Classics for English Readers« hat der Herausgeber selbst auch Plautus und Terenz behandelt:

Plautus and Terence. By the Rev. W. Lucas Collins, M. A. W. Blackwood & Sons, Edinburgh & London 1873. 155 pp.

Es mag zuerst im Allgemeinen bemerkt werden, dass die ganze Sammlung, die sich bis jetzt auf 16 Bände beläuft (Homer, Herodot, Cäsar, Vergil, Horaz, Aeschylus, Xenophon, Cicero, Sophokles, Plinius, Euripides, Iuvenal, Aristophanes, Hesiod und Theognis) sich in England einer günstigen Aufnahme erfreut, und allerdings erfüllen die meisten Bändchen (nur der Cäsar soll miserabel sein) den Zweck, in plaudernder Weise dem allgemein gebildeten Leser eine Idee von den Werken des Alterthums zu geben, ohne dass er sich der Mühe zu unterziehen braucht, dieselben wirklich zu lesen. Die Dramatiker und Epiker eignen sich ja zur Popularisirung, zur »Verwässerung«, am Meisten, und mit ein wenig Geschick kann man aus einer Komödie des Plautus und Terenz eine ganz nette Erzählung drechseln. Terenz ist seit alter Zeit ein Liebling der Engländer und wird auf ihren Schulen regelmässig gelesen, freilich bis in die jüngste Zeit hinein, ohne dass man sich um das Metrum im Geringsten bekümmerte — wie denn auch bei den Aufführungen terentianischer Stücke in der Schule von Westminster das Metrum einfach ignorirt wird. Collins behandelt Terenz viel ausführlicher als Plautus, wenn er auch in Bezug auf dramatischen Effect diesem den Vorrang einräumt. Die Erzählung ist, was man englisch »chatty« nennt, und natürlich weiss der Verfasser, der ja ein »Reverend« ist, immer auch die Sache decent zu wenden. Der Eunuch heisst bei ihm »the Ethiopian slave«[6]) und

[6]) Dabei führt aber der Verfasser doch die passende Parallele aus Shakespeare's Twelfth Night I, 2 an, wo Viola sagt: I'll serve this duke; Thou shalt present me as an eunuch to him. Shakespeare denkt natürlich nicht an Terenz, sondern entlehnt diesen Zug italienischen Novellen.

Chaerea »elopes« mit dem Mädchen. Von Hetären erfährt man aus dem Büchlein so gut wie Nichts, und eine ganz besondere Kunst zeigt sich gerade in dem Vertuschen dieser unliebsamen Wesen. Wir halten das für unnöthig prüde, wollen aber dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen; doch hätte er sich selbst für ein populäres Buch mit den neuesten Arbeiten über die beiden Dichter bekannt machen dürfen. Er behandelt aber die Prologe der plautinischen Komödien als entschieden echt (S. 34), schreibt die Suetonische vita des Terenz dem Donat zu (S. 95) und bleibt ruhig dabei, dass Terenz während seiner Reise mehr als 100 Stücke des Menander übersetzt habe. Es wäre dem Verfasser ein leichtes gewesen, sich durch die Benutzung neuerer Ausgaben des Terenz vor diesen Fehlern zu hüten.

Gleichfalls allgemeinere Tragweite besitzt die folgende Arbeit:

Das altrömische Theatergebäude. Eine Studie von Dr. Bernhard Arnold. Programm der Königl. Studien-Anstalt zu Würzburg zum Schlusse des Schuljahres 1872/73. Würzburg, F. E. Thein'sche Buchdruckerei. 24 S. 4. Mit einer Tafel.

Es ist dies eine klare und mit genauen Quellennachweisen versehene Darstellung des römischen Theatergebäudes, hauptsächlich im Anschluss an die wichtige Beschreibung Vitruvs V, 3, zu der die ganze Arbeit so zu sagen einen Commentar liefert; jedoch werden die älteren hölzernen und nur für den jedesmaligen Gebrauch aufgeführten Bauten, soviel die Quellen es gestatten, von den steinernen Theatern unterschieden. Bei Gelegenheit des Altars, der auf der Bühne placirt war (S. 17), hätte auch gerade zur Unterstützung der Annahme, dass derselbe ein Altar des Apollo war, die Stelle Plaut. Merc. 675 sqq. angeführt werden sollen; ebenso wird auch der Altar, auf den sich Tranio zu Ende der Mostellaria zurückzieht, einer des Apollo sein, wodurch die V. 1103 f. einen Bezug auf das delphische Orakel bekommen (wie auch Lorenz in seiner Anmerkung andeutet). Uebrigens scheint der Verfasser in der Auslegung der auf die Hervorbringung des Donners im Theater bezüglichen Worte des Festus p. 57, 10, die er passend mit Pollux IV, 130 vergleicht, nicht richtig *»collectus lapidum«* = *ἀσκοὶ ψήφων ἔμπλεοι διωγκωμένοι* zu fassen; nach Pollux wird der Donner so hervorgebracht, dass man ganz mit Steinen gefüllte Schläuche gegen Erz anprallen liess; der dumpfe Wider-

hall war dann der Donner. Nun fehlt bei Festus der Schlauch, *ἀσκός*, und der ist am Ende für die Sache nicht wesentlich; das sind aber die Steine und das Anprallen, ohne welches ein Geräusch nicht denkbar ist. Man schreibe also *coniectus*. Gleich darauf heisst es *coicerentur*.

Einige Fragen, die sich auf die äusseren Anordnungen bei den Aufführungen der terentianischen Stücke beziehen, behandelt der folgende Aufsatz:

De actorum in fabulis Terentianis numero et distributione, scripsit Curtius Steffens, *Dresdensis* (in *Acta societatis philologae Lipsiensis ed. Frid. Ritschelius, t.* II. p. 107—158).

Der Verfasser geht von der Vermuthung Ritschl's (praef. ed. alt. Trin. p. LV) aus, dass die in dem cod. B. des Plautus an manchen Stellen und in den besseren Handschriften des Terenz durchgehends zur Personenbezeichnung verwandten griechischen Buchstaben als Anzeichen der Vertheilung der Rollen an die verschiedenen Schauspieler zu betrachten seien, wodurch man allerdings auch ein Kriterion für die Bestimmung der Anzahl der wirklich verwendeten Schauspieler gewinnen würde. Dies ist ein ganz anderes und, wie es uns scheint, historisch mehr berechtigtes Verfahren als das von F. Schmidt in der Abhandlung »Ueber die Zahl der Schauspieler bei Plautus und Terenz« (Erlangen 1870), der ganz allein aus den Stücken selbst zu bestimmen sucht, wie viele Schauspieler zu der Aufführung erforderlich seien. Denn der Gedanke Ritschl's, wenn auch zunächst blosse Vermuthung, trägt doch seine Berechtigung in sich selbst und erweist sich auch in der Durchführung als zutreffend: derselbe Buchstabe, wenn von verschiedenen Personen gebraucht, bezeichnet denselben Schauspieler, wie dies Steffens Ausführungen jedenfalls beweisen. Noch in einer andern Sache wird man dem Verfasser ohne Weiteres beistimmen dürfen, dass, so weit man aus Terenz urtheilen kann, nicht mehr als 7 Schauspieler verwandt wurden, wohl aber gelegentlich weniger. Es ist nun durch die Untersuchungen von Ritschl und Dziatzko immer mehr zur Gewissheit geworden, dass unsere Ueberlieferung des Plautus und Terenz schliesslich auf eine Recension zurückgeht, welche sich selbst auf Theaterexemplare stützte: nebenbei bemerkt, ganz dasselbe Resultat, welches auch in einem vielfache Analogien darbietenden Gebiete, in der Shakespeare-Kritik, immer allgemei-

nere Anerkennung findet. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt diese ganze Untersuchung ein besonderes Interesse, indem sie uns gestattet, einen Blick auf die Aufführungen der terentianischen Stücke im siebenten (oder achten) Jahrhundert der Stadt zu werfen.

Man wird freilich in vielen Einzelheiten den Ausführungen des Verfassers nicht beistimmen können, sobald es sich um die offenbar auch nicht ganz fehlerfreie Ueberlieferung dieser Personenbezeichnungen in den Terenzhandschriften, besonders dem cod. Bemb., handelt. Wir finden sein Verfahren öfter etwas äusserlich und zum Theil willkürlich. Es hätte ihm doch sehr auffallen müssen, dass in mehr als einem Falle eine und dieselbe Person in verschiedenen Scenen mit verschiedenen Buchstaben bezeichnet ist: wobei denn unser Verfasser regelmässig versucht, diese Discrepanz auf eine oder die andere Weise los zu werden und durch Annahme eines Fehlers der Ueberlieferung nur einen Buchstaben als den echten herzustellen. Dieser Punkt ist schon von Karl Dziatzko Jen. Lit. Ztg. 1874 S. 29 mit Recht als ein Mangel der Arbeit von Steffens hervorgehoben worden; es hätte nicht nur in einem Falle die Annahme gemacht werden sollen, dass eine und dieselbe Rolle in verschiedenen Theilen des Stücks verschiedenen Schauspielern anvertraut wurde. P. 135 nimmt nämlich Steffen selbst an, dass ein Theil der Rolle des *Phaedria* im Eunuchus von einem andern Schauspieler übernommen worden sei als die vorhergehende Partie. Dass gerade hierauf als auf ein sicheres Indicium zu achten ist, möge an einem Beispiele nachgewiesen werden. Wir sind nämlich überzeugt, dass sich diese »Theilung der Arbeit« bei den Schauspielern jener Zeit noch weiter erstreckte, als es uns nach unsern künstlerischen Vorstellungen zunächst zulässig erscheinen will; das ergibt sich aus einer schematischen, ohne jedes Vorurtheil vorgenommenen Betrachtung der in dem cod. Bemb. angewandten Zeichen. Man wird sich allerdings wundern, wie sehr eine Rolle dabei zerstückt werden kann, man wird aber auch sehen, dass eine gewisse Rücksicht auf die Lungen und Kräfte der Schauspieler bei dieser Vertheilung ein leitender Gedanke ist. Wir haben den *Phormio* gewählt, den wir an der Hand des Bemb. folgendermaassen unter die uns zu Gebote stehenden *sieben* Schauspieler vertheilen:

A *Antipho* 153—178. 179—230.
Phormio 315—347. 348—440.

Antipho 465—484. 485—533.
Geta 591—605. 606—681. 682—712. 713—727. 766—783. 841—883.

B *Davos* 35—50. 51—152. (Actschluss, dann zu Anfang des 2. Acts)
Phaedria 153—178. 179—230. 231—314.
Antipho 606—681. 682—712. 820—828. 829—840. 841—883. (Vielleicht *Nausistrata* 990—1055?)

Γ *Geta* 51—152. 179—230. 231—314.
Hegio 348—404.
Phaedria 485—533. 534—566.
Phormio 829—840. 841—883. 884—893. 894—989. 990—1055.

E *Geta* 315—347. 348—464. 465—484. 485—533. 534—566.
Chremes 567—590. 606—681. 713—727. 728—765. 795—819. 894—989. 990—1055.

Z *Demipho* 231—314. 348—404. 567—590. 606—681. 713—727. 766—783. 784—794. 795—819. 894—989. 990—1055.
Dorio 485—533.

Υ *Cratinus* 348—464.
(*Nausistrata* 784—796, 795—819 (ob 990—1055?).

Φ *Crito* 348—464.
Sophrona 728—765.

Bei dieser Vertheilung ist bemerklich, dass die fünf ersten Acteurs bei weitem die schwierigste und mühsamste Aufgabe haben, während *Υ* und *Φ* nur untergeordnete Partien spielen. Dann muss bemerkt werden, dass wir, der Annahme von Steffens gemäss, *Crito* und *Sophrona* einem Schauspieler (mag er nun *Φ* oder *Θ* heissen, der Bemb. schwankt) zugetheilt haben. Im Einzelnen wäre noch anzugeben: 1) V. 179 muss es wohl im Bemb. heissen: *A Antipho*, *B Phaedria* (einfache Wiederholung der Ueberschrift zu V. 153), *Γ Geta*. 2) V. 231: *Z Demipho* (der neu hinzukommende), *B Phaedria*, *Γ Geta* (die beiden dagebliebenen). 3) Dann ist V. 465. 485. 534. *B* ein Fehler für *E Geta*. 4) 485 soll es heissen: *A Antipho, E Geta*, *Γ Phaedria*, *Z Dorio*. 5) 784 und 795: *Υ Nausistrata*. Hier, wo die Rolle der Nausistrata noch unbedeutend ist, wird sie einem der Nebenacteurs anvertraut; später gehört sie nach dem Zeugnisse des Bemb. in ihrem letzten, für die Handlung des Stückes bedeutenden Theil dem *B*. 6) 329

und von da an *Γ Phormio*, da sich kein Anderer der Hauptacteurs für diese Rolle an dieser Stelle des Stückes verwenden lässt. Wer an moderne Theaterverhältnisse und unsere Begriffe von Kunst sich hält, wird — das seh' ich wohl voraus — zu dieser Vertheilung den Kopf schütteln, und doch bitte ich jeden einfach an der Hand des Bembinus die Rechnung so zu machen, dass er die sieben Schauspieler nach dem Gange des Stückes und den Angaben der Handschriften mit ihren Antheilen versehe, und es wird schwerlich anders gehen. Dass ich aber ein ganz anderes Resultat auf meinem Wege erreiche als Steffens, mag man bei ihm selbst ersehen, p. 134. In dieser Weise würde ich aber durchgehends von ihm differiren. Doch es genügt dies an einem Stücke gezeigt zu haben.

Noch auf einen Punkt, den Steffens in einem Excurs behandelt, soll hier eingegangen werden: den Gebrauch der Masken. In der Einleitung zu meiner Ausgabe des *Hauton timorumenos* hatte ich mit Berufung auf *Cic. de or.* III 59, 221 ausdrücklich angenommen, dass »weder die plautinische noch die terenzische Zeit Masken kannte« — eine nach Steffens p. 156 in der (mir unbekannten) Abhandlung von Hölscher »*De personarum usu in ludis scenicis apud Romanos*« gleichfalls angezogene Stelle. Wenn nun Steffens die Worte Cicero's »*quo melius nostri illi senes, qui personatum ne Roscium quidem magno opere laudabant*« deutet »den Roscius in der Maske«, so dass also, wenn ich ihn recht verstehe[7], *personatus* beinahe = *histrio* zu fassen wäre, so scheint mir das doch sehr gezwungen und gegen den ganzen Zusammenhang der Stelle, welcher darauf hinführt, dass selbst ein so bedeutender Schauspieler wie Roscius durch den Gebrauch der Masken verloren hätte. Wie konnten aber jene *senes* den Vergleich machen, wenn sie nicht entweder andere bedeutende Schauspieler ohne Masken hatten agiren sehen, oder am Ende gar den Roscius selbst? Und so ergäbe sich aus dieser Stelle doch der Schluss, dass man bis auf Roscius meist ohne Masken gespielt hätte. Dass vereinzelte Versuche mit Masken zu spielen vorgekommen sein mögen, lässt sich nicht bestreiten; zur Zeit des Terenz hat man aber noch keine Masken angewandt. Es hat also Diomedes III p. 489, 10 K. die Stelle Cicero's ganz richtig aufgefasst und sein Zeugniss sollte

[7]) Er sagt: »*ideo Cicero Roscium nominat . . . quia eximius maximeque laudatus histrio habebatur.*«

schon deshalb nicht so leicht bei Seite geschoben werden, wie es Steffens p. 157 thut, weil es die Auffassung der alten Grammatiker enthält. In Bezug auf die auf Minucius Prothymus bezüglichen Notizen stimme ich Dziatzko l. c. p. 29 bei, dass dieselben jedenfalls von späteren Aufführungen zu verstehen sind[8]).

Die Abhandlung von Steffens ist in einem fliessenden Latein, aber höchst weitschweifig geschrieben: ein gewöhnlicher Fehler in den Arbeiten junger Leute, der freilich Männern, welche ihre Zeit zu Rath halten müssen, die Lectüre solcher Abhandlungen oft zu einer lästigen Aufgabe macht! Wir können diese Bemerkung nicht unterdrücken, weil wir uns diesmal mit einer Reihe von Erstlingswerken zu befassen haben.

Es folge zunächst:

Quaestiones Terentianae. Dissertatio inauguralis quam . . in Universitate Fridericiana Halensi . . die XX. mensis Mai a. MDCCCLXXIII publice defendet Aemilius Rummler, Silesius. (42 pp. ohne Titel, vita, und Thesen.)

Von Quintilians Urtheil (X, 1, 99 f.) »*in comoedia maxime claudicamus*« kommt der Verfasser auf der zweiten Seite zur *contaminatio*, setzt uns zum Ueberfluss die Etymologie von *contāminare* auseinander, und nach einigen (irrigen) Bemerkungen über die Verwendung dieses Ausdrucks im Munde der Gegner des Terenz zeigt er, dass durch eine Reihe von Gründen unser Dichter zur Verschmelzung mehrerer griechischer Stücke in ein römisches getrieben wurde, dass sein Hauptzweck aber war, die Lebhaftigkeit der Handlung zu erhöhen und lange Reden der griechischen Vorlage fortzuschaffen. Diese Auseinandersetzung bietet uns freilich nichts Neues. Er geht dann p. 10 zur Untersuchung der Indicien der Contamination über, weiss aber auch hier in weitschweifiger Rede nur Bekanntes vorzubringen. P. 20 kommt er auch auf die Anzahl der Schauspieler, wo die bekannte Stelle des Euanthius angeführt wird

---

[8]) Berührt werden muss auch die Frage, ob die durch die Buchstabenbezeichnung unserer Handschriften, namentlich des Bembinus, angezeigte Rollenvertheilung bis auf die Aufführungen zu des Dichters eigener Zeit zurückgeht. Ich gestehe indessen, dass ich mich kaum der Annahme entschlagen kann, dass wir es hier mit einem Bühnenarrangement zu thun haben, welches am leichtesten sich mit Masken ausführen liess und deshalb wohl einer späteren Zeit, vielleicht noch dem Ende des siebenten Jahrhunderts, angehört.

und im Uebrigen die Resultate von F. Schmidt angenommen werden. Dabei heisst es kurzweg (p. 21): *subintellegendum autem est eandem personam ab eodem histrione per totam fabulam actam esse, aliter autem rem se habuisse nullo loco traditur* (? wenn man mit der Buchstabenbezeichnung des Bembinus nicht ganz willkürlich verfährt, so wird es allerdings überliefert!) *nec si traditum esset, pro vero accipi posset.* Warum, theilt uns der Verfasser nicht mit. Er schliesst mit der unerwiesenen Behauptung, dass wo mehr als fünf Schauspieler zur Verwendung kommen, wir berechtigt seien, auf Contamination zu schliessen. In dem dritten Abschnitte seiner Arbeit unternimmt es der Verfasser den Beweis zu führen, dass der *Phormio* contaminirt sei. Sich auf die bekannte Anmerkung Donat's zu Phorm. prol. 25 stützend, nimmt der Verfasser an, es habe zwei Komödien Apollodor's, *'Επιδικαζόμενος* und *'Επιδικαζομένη*, gegeben: »*Terentii autem fons sine dubio erat Epidicazomenos, si non per totam fabulam, tamen per maximam eius partem: extremam enim comoediae partem mutuatus est ... ex Epidicazomene*« (p. 34). Der hyperkritische Guyet verwarf von 990 an alles als fremden Zusatz, und ihm schliesst sich Herr Rummler insofern an, dass er alles von V, 7 an »*cum nova res in iis agatur*« (nämlich Nausistrata erfährt Chremes' Untreue!) aus der *Epidicazomene* entnommen sein lässt: »*scenae inde a* V 7 *extra argumentum sunt neque quidquam valent ad materiam propositam, mutuatus vero eas est Terentius ex Apollodori Epidicazomene*«. Die ganze Annahme schwebt so sehr in der Luft, dass man sich unseres Erachtens gar nicht ernstlich auf die Widerlegung derselben einzulassen braucht. Die Entstehung der Verschiedenheit *'Επιδικαζόμενος* und *'Επιδικαζομένη* hat schon Meineke Fragm. com. gr. I 465 (von Rummler selbst p. 31 f. citirt) so einleuchtend erklärt, dass man sich billig wundern müsste, wie Jemand danach noch einen offenbaren Irrthum als Grundlage für eine natürlich unhaltbare Hypothese benutzen mag, wenn es nicht bekannt wäre, dass man in Doctordissertationen sehr häufig auch das Unmögliche doch bewiesen und durchgeführt findet. Die Beweisführung aus dem angenommenen Charakter der Komödien des Apollodoros, der, wie Herr Rummler meint, all' seine Stücke in derselben Weise beschlossen hat wie die *Hecyra*, ist in ihrer Art klassisch. Dazu kommt der lateinische Ausdruck, schlottrig im höchsten Grade, und die Incorrectheit des Druckes, endlich Dinge

wie *Dorias progressus est* p. 16, und der elegante Genitiv *Doriae* p. 18. Hoffentlich erspart uns der Verfasser andere Arbeiten und Studien über Terenz, falls er solche noch *in petto* hat: wir haben genug an der einen, mit welcher er am 20. Mai 1873 zu Halle promovirt hat.

Eine andere Dissertation nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch:

Analecta critica. Dissertatio inauguralis quam die XIV mensis Mai a. MDCCCLXXII defendet Adolphus Steubing, *Visbadensis. Marburgi Cattorum* 1872. 52 pp. und 2 pp. *sententiae controversae.*

Da ich diese Abhandlung schon in E. v. Leutsch's Philologischem Anzeiger 1874 No. 1 S. 46 besprochen habe, so mag es mir gestattet sein, hier nur in Kürze zu wiederholen, was dort auseinandergesetzt ist. Der Verfasser bespricht eine Reihe der von unsern heutigen Handschriften verschiedenen Lesungen terentianischer Stellen bei Cicero, Varro und Hieronymus. Eun. 539 wird bei Cicero *Ep. ad Att.* VII 3, 10 mit *in Piraeum* citirt, was der Verfasser in Uebereinstimmung mit Bentley verwirft; ja aller Wahrscheinlichkeit nach hat Cicero selbst *in Piraeo* geschrieben (wie auch Wesenberg in seiner neuen Ausgabe drucken lässt), so dass der ganze Fehler bloss den Handschriften zur Last fällt. Wenn sich dagegen der Verfasser bemüht, das von Cic. *De invent.* I 19, 27 gelesene *clamitans Ad.* 60 als unberechtigt zu erweisen, so steht dem die Autorität des Bembinus und des Donatus entgegen. Ich habe also l. c. p. 47 vorgeschlagen, so zu schreiben: *venit ád me saepe clámitans: quid, Micio?* Es folgt dann eine Behandlung der Stelle Phorm. 850 mit Bezug auf Varro bei Festus p. 372 M., mit Benutzung von Mommsen's Mittheilung (Abh. der Berl. Acad. 1864 p. 60 f.), ohne dass jedoch der Text des Terenz davon irgend welchen Gewinn zöge. Andererseits wird man dem Verfasser beistimmen müssen, dass die LA. *scortatur* für *obsonat*, welche Varro De l. l. VII 84 ausdrücklich gibt, doch bloss ein Gedächtnissfehler ist — das war freilich wiederum Bentley's Ansicht; — Varro verwechselte nämlich offenbar V. 117 und 102. Ad. 112 schlägt der Verfasser vor *tu me homo adigis ad insániam* mit Berufung auf Ritschl Proll. Trin. CCLI sq.; die Betonung wäre aber vollständig

unterentianisch, so dass Ritschl selbst dieselbe nicht billigen und sich nur wundern würde, wofür er citirt werden kann. Es ist an der Stelle gar nichts zu ändern. Von p. 32—52 behandelt der Verfasser eine Stelle der *Hecyra*, V. 201, wo er vorschlägt, aus Hieronymus (s. Umpfenbach's Note) die Worte *quid est hoc* (freilich liest Hieronymus *quid hoc est*) aufzunehmen und sie der Sostrata als Unterbrechung der Rede des Laches zuzutheilen. Danach würde der ganze Vers heissen: *SO. quid est hoc? LA. itaque adeo úno animo omnes óderunt socrús nurus*, während die Handschriften lesen *socrus oderunt nurus*. Es ist indessen schon aus dem einfachen metrischen Grunde sicher, dass hiemit die Heilung dieser Stelle nicht gefunden ist, weil *hoc itaqu'* | *adeo un'* | , d. h. ein Tribrachys vor einem aus zwei Wörtern gebildeten Anapäst in der älteren Verskunst unerhört ist. Auch bemerkt Umpfenbach in seinen jüngst erschienenen Analecta Terentiana p. 22 richtig: »*quod Hieron. utroque loco praemittit quid hoc est vel quid est hoc fecisse videtur quod citanti ex memoria obversabatur ex primo versu scaenae quod hoc genus est*«. Die Conjectur Fleckeisen's an der betreffenden Stelle der *Hecyra* (*omnes socrus omnes suas oderunt nurus*) widerlegt der Verfasser ganz mit Recht; sehr schön und ansprechend erscheint uns der Vorschlag von Umpfenbach a. a. O. *oderunt* zu verdoppeln, was auch mit einer bekannten rhythmischen Beobachtung gut harmonirt:

itaque ádeo uno animo omnés socrus odérunt, oderúnt nurus:

doch können wir auch noch diesen nicht für wahr halten, weil es an der betreffenden Stelle darauf anzukommen scheint, dass der Hass wechselseitig sei, was in Umpfenbach's LA. nicht deutlich ausgedrückt ist. Aus den *sententiae controversae* heben wir den Vorschlag des Verfassers zu Eun. 560 aus: *A. quid taces? Ch. o féstus dies huius hóminis. a amice, salve,* dem wir jedoch nicht zustimmen können. Schliesslich soll auch an dieser Stelle noch einmal die Weitschweifigkeit dieser Abhandlung gerügt werden, deren Wortschwall zu den gewonnenen Resultaten in keinem Verhältniss steht.

Aus den von der Bonner Societas philologa herausgegebenen wackern *Commentationes in honorem Francisci Buecheleri, Hermanni Vseneri* (*Bonnae apud Adolphum Marcum* 1873) haben wir hier Bezug zu nehmen auf die:

Observationes (Plautinae et) Terentianae, scripsit O. Brugman. (p. 95—98):

dort wird im Anschluss an Priscian, VI 73 (I p. 257 H.) in Plaut. Amphitr. 513 der Gen. *lectus* (nach der vierten) durch Annahme der schon von Bothe empfohlenen Umstellung *quam ubi cubuisti lectus*, gehalten, da auch der Vetus *lectus* liest, nicht *lecti*. Ebenso stellt der Verfasser Trin. 651 *in lectu* nach den Spuren des Vetus her. Dann gibt Ter. Hautont. 125 der Cod. Vatic. *lectūs* (acc. plur.) statt *lectos*, und aus den verschiedenen Lesarten der Handschriften ergibt sich Eun. 593 als das ursprüngliche *in lectu conlocarunt*, was schon Faernus vermuthete. Ferner citirt Probus Cathol. p. 29 K. Ad. 285 *et lectos sterni iube et parari cetera*, wo die Handschriften *et lectulos iube sterni nobis et p. c.* lesen: Brugman vermuthet, *et lectus* sei die ursprüngliche LA. gewesen, ohne jedoch hierauf viel Gewicht zu legen. Für ein *lectus* nach der vierten weist er noch richtig auf die Bildungen *lectuarius* und *lectualis* hin. Es ist dies eine kleine, fein ausgeführte Beobachtung. Dann schlägt er Phorm. 175 vor, *retinere an a te amittere*, cf. V. 507. Wir finden, dass C. Dziatzko's Besserung in seiner soeben erschienenen Ausgabe des Phormio: *retinere eam anne amittere*, den Vorzug verdient. Schliesslich wird Hec. 493 statt des entschieden fehlerhaften »*si sanus sies*« mit Benutzung der Lesungen der Calliopius'schen Handschriften vorgeschlagen: *si satis sanus es.*

Wir gehen nun zur Mittheilung der Terenz-Conjecturen Madvig's über, in dem zweiten Bande seiner

Adversaria Critica; ad scriptores latinos. Havniae MDCCCLXXIII p. 12—22.

Andr. 512 erklärt Madvig den Indicativ *facio* in dem Relativsatz für barbarisch, und schreibt *faciam.* — ib. 619 *en* oder *em* statt *hem.* — ib. 973 mit Bentley: *solus es quem diligant di.* — Eun. 307 wird metrisch unrichtig *tete óstendés* vermuthet; warum *ostenderis*, was Fleckeisen nach Bentley geschrieben hat, »*multo minus apta verbi forma*« sei, theilt uns Madvig nicht mit: vielleicht war ihm der den Komikern eigene Gebrauch des fut. exact. statt des fut. simpl. entfallen. — ib. 312 wird prosodisch falsch vermuthet: *suádeŏ: digna res est* etc. — ib. 520 ganz unnöthig: *credo ei*

placere hoc, *sperasse* (Handschrift *sperat se*) *a me avellere.* (Durch Ironie des Satzes steht die prosaische Bemerkung *nam sperasse est in spem venisse, spem cepisse* so unter dem Vers gedruckt, dass man sich versucht fühlt anzunehmen, sie solle auch einen Vers bilden!) — ib. 722. Statt *nescis* schreibt Madvig *nesci*: »*poterat ferri nescies; nescis ferri nequit*«. Dass dabei gerade das Komische des Ausdrucks verkannt wird, liegt auf der Hand. — ib. 847 *rui* statt *fui*. — ib. 1003 *quomodo* für *quod modo*. Wäre Madvig ein Bekenner der —*d*-Theorie, so hätte er *quod* für einen Ablativ angesehen! — ib. 1019 M. findet *verum* für Pythias unpassend und theilt die Worte *si quidem — hercle* ohne Unterbrechung Parmeno zu. — Haut. tim. 112 *belle* für *belli*. *Sane bella coniectura!* — ib. 148 *dum vivam miser*; aber das handschriftliche *fiam* ist einfach reflexiv zu übersetzen = *dum me faciam miserum.* — ib. 205. Die Worte *paulo qui est homo tolerabilis* sollen (wie es schon in meiner 1872 erschienenen Ausgabe geschehen ist) mit den vorhergehenden verbunden werden; M. erklärt »*eius iudicio, qui paulo tolerabilis est nec omnia severe exigit, pronomine relativo graeca consuetudine* (ὃς ἄν) *laxius adiuncto .. tolerabilem autem Terentius dixit pro toleranti et patienti, ut alibi placabilis active posuit*«. So hatte schon Mad. Dacier die Stelle gefasst: man sehe meine Note. — ib. 289 *nulla malas arte expolitam muliebri* »*ut significarentur genae et malae fuco carentes*«, eine Verbesserung, von der ihr Urheber sagt: »*certam audeo dicere*«. Aehnlich hatte schon Ladewig vermuthet *nulla arte malas expolitas muliebri*, was schon deshalb den Vorzug verdienen würde, weil der griechische Accusativ vermieden und die rhythmische Bewegung besser wäre; Umpfenbach vermuthet in seinen ausführlich erst im nächsten Jahresbericht zu besprechenden *Analecta Terentiana* p. 17 höchst unwahrscheinlich: *nulla arte facies expolita mulieris.* Bei Ladewig's Conjectur liesse sich auch wohl mit Recht fragen, ob die Phrase *malas arte expolire* sich belegen lässt. Wir glauben, ohne eine sichere Emendation angeben zu können, dass *mala re* zu halten ist, während *esse* wohl blosse Dittographie der ersten Silbe des darauf folgenden Wortes (*ex*) ist. Die Annahme einer Lücke würde ich jetzt nicht mehr stützen. Gegen die Vermuthung Madvig's zu V. 297 *et horridam* (für *et sordidam*) erlaube ich mir auf meine Note zu verweisen. — ib. 402 *habitu* in einer sehr schweren Stelle; dann wird *duras* (sc. *aures*)

vertheidigt, man könne auch allenfalls an *surdas* denken, »*sed mutatione opus vix est*«. — ib. 458 ansprechend, aber unseres Erachtens unnöthig: *sic, hui, dicens, asperum etc.* — ib. 538 *quippini*, weil das versichernde *qui* bei Terenz sich so nicht mehr finde. — ib. 603. »*valde in eam inclino sententiam, ut scribendum putem: non tute incommodam rem, ut quaeque est, ita animum induces pati?*« wird in der Bemerkung zu Ad. 597 beiläufig vermuthet. — ib. 645 mit Aubert: *animus natus gravior, ignoscentior.* — ib. 818 *dicam? tibi litavisti, mihi.* — ib. 1006 *ullamne* st. *nullamne* mit Cod. Riccard. — ib. 1018 sqq. »*scriptum fuerat ad hanc formam:*

Sed cum magis credundum siet,
indidem esse oriundum id quod est consimile moribus,
convinces facile ex te esse natum; nam tui similis est probe.

— ib. 1027 *quid peto aut volo? parentes* etc. — Phorm. 501 soll vor *miseritumst* der Name Antiphos gestrichen werden, so dass der Kuppler selbst sage, solche Dummheit thue ihm wahrhaftig leid. — ib. 519 sollen die Worte *neque ego neque tu* Antipho zugetheilt werden: man sehe Dziatzko's Anmerkung zu der Stelle. — ib. 1021 *cupio misera una hac re iam defungier*, eine Conjectur, welche der neueste Herausgeber jedenfalls hätte anführen dürfen. — Hec. 247 soll *etsi* gestrichen werden, wodurch denn freilich die Messung herauskommt: *Phidippe, egō meis me omnibus* u. s. w. — ib. 273 eine unmögliche Conjectur: *nam est quod me transire ad forum iam oporteat. LA. tecum una;* denn *eo* lässt sich in der Antwort nicht so ohne Weiteres auslassen. Doch hat M. darin Recht, dass der Conj. *oporteat*, den auch der Bembinus bietet, jedenfalls von der Grammatik gefordert wird. — ib. 740 *iniuriam immerenti tibi et iniquomst.* — ib. 779 *nam si compererit crimen tua se uxór secŭs crédidisse* — sehr elegantes Metrum! An *crimen credere* kann ich trotz M.'s Autorität nicht glauben; ich würde das von den Handschriften gebotene *crimini credere* für richtiges Latein halten. — ib. 874 *tamen suscito Ego hunc ab orco mortuom*: »*videt Parmeno ex ceterorum summa laetitia, se Pamphilo insperatum bonum et salutem attulisse; quo pacto id fecerit, quaerit*«. — Ad. 278 f. *non tam quidem quam vis*, zwar an und für sich ganz hübsch, aber, da die LA. der Handschriften sich ebenso gut erklären lässt, vollständig unnöthig. — ib. 313 soll geschrieben werden: *satís mihi id habeám*

soláti, *dum íllos úlciscár modo* — was M. für einen terentianischen Vers halten kann. — ib. 350 *quid? isto accedo*, *ut melius dicas*, mit viel Wahrscheinlichkeit, da auch die Handschriften *accedo* lesen. — ib. 597 wird ansprechend vermuthet: *at*, *minime*: *numquam te aliter*, *atque es*, *esse animum induxi meum.* — ib. 828 M. bemerkt mit Recht, dass *scires* (Lachmann's Vermuthung) hier ein Solöcismus ist statt des zu erwartenden *scias*. Seine eigene Vermuthung freilich, *siris* (»= *etiamsi siveris libere illos moveri*«) ist durchaus nicht überzeugend.

Eine der interessantesten Partien der terentianischen Kritik bildet den Gegenstand der folgenden Abhandlung:

Prologi Hecyrae terentianae grammatica, *criticâ*, *historica ratione pertractantur. Dissertatio inauguralis quam . . in alma literarum universitate Georgia Augusta Gottingensi . . . scripsit Otto Amdohr*, *Silesius. Francofurti ad Viadrum*, *typis express. Trowitzsch et fil.* a. 1873. 33 pp. ohne vita.

Der Verfasser vertheidigt zunächst im ersten Prologe mit einigem Rechte den handschriftlich überlieferten Nom. *Hecyra* gegen Ritschl und Fleckeisen, und schlägt dann, um den unerlaubten Hiatus zu heben, statt der von den neueren Herausgebern gebilligten Umstellung vor, mit Beibehaltung der handschriftlichen Stellung *haec* in *quae* zu verwandeln. Im zweiten Verse verwirft der Verfasser sowohl die Ansicht von Brix, der gemäss noch ein sonst Terenz ganz fremder Nominativ *novā* anzunehmen wäre, sowie Bentley's Conj. *nova eí novam* u. s. w. Freilich hat seine eigene Vermuthung (*nova, novum ita intervenit*) noch weniger Wahrscheinlichkeit. Nach unserer Ansicht ist zu lesen:

Hecyra ést huic nomen fábulae: *haec quom actást nova,*
novom íntervenit súbito vitium et cálamitas —

wobei es sich von selbst versteht, dass *subito* bloss *exempli causa* gesetzt ist. Es liesse sich auch an *novaé novom intervénit vitium et cálamitas* denken. Der Verfasser erklärt sich dann gegen Dziatzko's geistreiche Versetzung der Verse 7—9 des Prologs zum *Hauton timorumenos* in den ersten Prolog der Hecyra; doch wird es sich kaum verlohnen, ihm hiebei in seine Gegengründe zu folgen: es gibt nämlich gewisse Dinge, welche nicht einzusehen ein einfaches Unglück ist, das in Geduld getragen werden muss, ohne dass man es abstellen kann — und dieser Fall tritt hier ein. Man

vergl. meine Bemerkungen in Fleckeisen's Jahrb. 1865 S. 282 f. Zu V. 2 des zweiten Prologs wird bei Gelegenheit von *sinite exorator sim* = *exorem* (*vos*) die richtige Bemerkung gemacht, dass Terenz solche Verbalsubstantiva auf *—or* mit *esse* einfach als Umschreibung des Verbums verwende; er habe offenbar solche Wörter zum Theil selbst erst gebildet (*monitor*, *commissator*, *inventor*, *perfector*, *tutor*, *adiutrix*, *gubernatrix*, *servatrix*) und manche seien *ἅπαξ εἰρημένα* (*praemonstrator*, *exorator*, *contortor*), manche erschienen erst wieder bei späten Autoren (*extortor* Cyprian, *inceptor* Avian, *compotrix* Sidonius). Weshalb der Verfasser im ersten Verse an *ornatu* (das er als einen modalen Ablativ versteht) Anstoss nimmt, ist uns nicht recht klar geworden: würde er Anstoss genommen haben, wenn *veste prologi* da stände? Ebenso merkwürdig versteht der Verfasser *partim* V. 7 als »*pro ablativo positum*«, es ist ganz echter, ursprünglicher Accusativ, wie leicht zu sehen. — V. 15 billigt er Bentley's Conj. *atque arte ab musica*, damit nicht *labor atque ars musica* als éin Begriff gefasst würden. Gerade das scheint uns der Dichter zu beabsichtigen. — V. 16 wird die Bentley'sche Conj. *scriptorem* gebilligt. — V. 26 wird verworfen (mit Grautoff: warum hat der Verfasser nicht *funámbuli quo accessit* conjicirt? Das war doch leicht!) — V. 27 wird *strepitus* gebilligt; in Bezug auf *comitum conventus* sagt der Verfasser p. 18: »*funambulus, pugiles aliaque, quae ad id genus ludorum spectant, illo tempore in Circo maximo, qui inter montem Palatinum et Aventinum situs est, spectari solebant* (cf. antiqu. Roman. Becker-Marquardt IV p. 519 ss.) *Quae cum ita sint, factum esse apparet, ut populus Hecyra exacta de monte Palatino ad ludicra illa, quibus maxime delectabatur, spectanda magno tumultu cito descenderit; neque comites a mulieribus, quae ludos scaenicos a viris seiunctae spectare solebant, clamore arcessitos non esse, eo probabilius est, quia constat ludicra circensia a viris mulieribusque usque ad Claudi Caesaris aetatem spectata esse promiscue* (Becker-Marquardt l. c. IV p. 497. extr. p. 531. adn. 3.)«. — V. 31 wird *primo actu* richtig erklärt »im Anfange der Aufführung«; an »Act« als Eintheilung des Stückes sei dabei nicht zu denken (hat das schon jemand gethan?). — V. 41—43 werden hier für ursprünglich und im Prologe zum Hauton. tim. für eingeschoben erklärt (wie ich sie denn schon vorher in meiner Ausgabe weggelassen hatte, wovon der Verfasser Nichts weiss): die

handschriftliche Bestätigung (der Bembinus lässt 48 und 49 im Haut. tim. aus) erwähnt der Verfasser nicht. Der Verfasser wendet sich dann zu allgemeinen Betrachtungen über die *tituli pronuntiatio* (wo er erklärt, dass Donatus sich Alles aus den Fingern gesogen habe; auch hier geht er gegen Dziatzko), den Zweck der Prologe, den Charakter und das Leben des Ambivius, die Bezahlung der Stücke — wo aber Alles so oberflächlich abgehandelt wird, dass wir davon schweigen können [9]). Die Bemerkungen über die Didaskalie und die *actores* sind theils alt, theils verkehrt. Im Ganzen ist auch diese Arbeit für den dürftigen Stoff viel zu weit ausgesponnen.

Es ist schliesslich noch eine grammatische Arbeit zu verzeichnen:

De coniugationis latinae formis apud Terentium earumque origine. Von dem Gymnasiallehrer Dr. Albert Rönspiess. Programm des Gymnasiums zu Culm. 1873. (30 pp. 4.)

Auf S. 2 fasst der Verfasser *exercirent* Haut. 143 für eine Form von *exercere*, von dem er weislich bemerkt, dass es sonst nach der zweiten Conjugation gehe! Ferner lesen wir bei ihm S. 3: *sini* Andr. I. 2. 17, *quod verbum praeter hanc prorsus insolitam formam etiam perfectum vulgare format.* Bei Umpfenbach steht *sivi*, mit der Bemerkung »*sini Guilielmius ex Coloniensi* [10])«. Wenn schon daraus allein erhellt, von welchem Kaliber diese Arbeit ist, so zeigt sich S. 5 noch deutlicher, wie rasch und flüchtig dieselbe zusammen gestoppelt ist; dort citirt nämlich der Verfasser vier aeschyleische Belege für *βέλτερος* und *βέλτατος* und viermal schreibt er in seinem Latein *Aisch.*! Ebendaselbst hören wir von einem griechischen *πόσιος* »*quod in lingua vernacula significat* 'Herr'«. Doch genug des grausamen Spiels: man entschuldige uns, wenn wir offen bekennen, nicht über die fünfte Seite der Rönspiess'schen Abhandlung hinaus gekommen zu sein. Aber können nicht die Directoren etwas vorsichtiger sein, ehe sie solche Arbeiten zum Druck zulassen?

---

[9]) Hierüber vergleiche man jetzt zunächst Dziatzko's Einleitung zu seiner soeben erschienenen Ausgabe des *Phormio*, von welcher in unserem nächsten Berichte gehandelt werden soll.

[10]) *Sini* steht allerdings auch in Fleckeisen's Ausgabe; doch war es Pflicht des Verfassers, die handschriftliche Gewähr für diese Form anzugeben.

Ganz zum Schlusse möge noch erwähnt werden, dass in den

Observationes miscellae (2. Theil), von Dr. R. Volkmann, Programm des Gymnasiums zu Jauer, 1873,

S. 19 richtig bemerkt wird, dass bei Donat. ad Hec. 206 zu lesen sei: *non ita me di bene ament*; »*et quia verba non ita me di bene ament per se spectata aliquid male ominati habent, quod euphemismo adhibito evitandum esse docent rhetores, recte adnotavit Donatus iste personatus euphemismum hoc loco a poeta neglectum esse, ut in aliis κακέμφατον, velut* Andr. 933. Ad. 215«.

Die Ausbeute der terentianischen Studien des Jahres 1873 ist, wie wir befürchten müssen, keine besonders grosse. Indessen liegen uns für unsern nächsten Bericht bereits eine Reihe lobenswerther Arbeiten, die im Laufe des Jahres 1874 erschienen sind, vor, und soeben ist eine neue Recension des Terenz von Fleckeisen durch die Teubner'sche Buchhandlung angezeigt worden. Eine solche ist jetzt, wo die Umpfenbach'sche Ausgabe schon seit fünf Jahren den Apparat dazu darbietet, unabweisbar geworden; denn weder der Text meiner englischen Ausgaben, in denen ich auch nur lückenhaft mit der handschriftlichen Grundlage bekannt war, noch der einer andern Ausgabe kann jetzt genügen. Am allerwenigsten freilich der von Umpfenbach selbst, der neulich erst ganz nach Verdienst von C. Dziatzko in den seiner Ausgabe des Phormio angehängten kritischen Bemerkungen S. 100 gewürdigt worden ist. Ich darf dabei wohl auf meine im Wesentlichen übereinstimmende Besprechung der Umpfenbach'schen Ausgabe in der englischen Zeitschrift Academy verweisen: I (1870) p. 196ff. Ich habe dort auch gezeigt, wie wenig man der von A. Fritsche für Umpfenbach besorgten Collation der Pariser Handschrift trauen darf, was neuerdings bestätigt worden ist. Es ist sehr zu beklagen, dass sich Fleckeisen von der Veröffentlichung einer grösseren Ausgabe des Terenz durch diese oder jene Umstände hat abhalten lassen; selbst aus der in Ritschl's Besitz befindlichen Collation des Bembinus wird sich noch Manches gewinnen lassen, denn an Umpfenbach's Genauigkeit habe ich mehr als einen Grund zu zweifeln.

III.

Zu den Tragödien des Seneca, um auch diesen Theil des römischen Dramas noch zu berühren, hat uns das vorige Jahr Arbeiten von grösserem Umfange nicht gebracht, wenn nicht allenfalls eine uns bloss dem Titel nach bekannte schwedische Arbeit als eine solche anzusehen ist:

Sandström, C. E., *De L. Annaei Senecae tragoediis commentatio.* (Aus »*Universitets Arsskrift*«). Upsala, akad. Buchhandlung. 112 S. gr. 8.

Ebenso ist uns unbekannt geblieben ein Produkt der italienischen Philologie:

La Medea, esaminata da Pio Rajna. Piacenza, tip. Tedeschi. 64 p.

Da uns also über diese Arbeiten kein Urtheil zusteht, so beschränkt sich unser diesjähriger Bericht auf die Vorschläge Madvig's in seinen *Adversaria critica* II 109—127 und eine interessante kleine Publication:

Anecdoton Lugdunense eclogas e tragoediis Senecae continens, edidit Fridericus Leo. In: *Commentationes in honorem F. Buecheleri H. Vseneri editae a soc. phil. Bonn.* p. 29—60.

Es ist dies *anecdoton* eine in der Leydener Handschrift 191 B befindliche Sentenzenlese aus den Tragödien des Seneca, die indessen in ihrer jetzigen Gestalt nicht direct aus den Tragödien geflossen, sondern aus einer älteren Excerptensammlung mit mancherlei Versehen abgeschrieben ist. Die Lesarten dieser Sammlung stimmen in der Regel mit den minder guten Handschriften, nicht mit *E*, und dasselbe gilt von der Reihenfolge der excerpirten Tragödien, doch kommen die Phoenissae hinter dem Oedipus, nicht hinter dem Thyestes. Die Octavia fehlt. Zuerst werden stets die *cantica*, dann die *diverbia* excerpirt, bei dem zweiten Hercules fehlen aber die Auszüge aus den letzteren. Freilich bieten diese Excerpte, so interessant sie für die Geschichte der Ueberlieferung der classischen Literatur im Mittelalter auch sein mögen, wenig kritische Ausbeute (nur Th. 1107 möchte Leo die Lesart der Excerpte *quid pensas* der handschriftlichen *quis pensat* vorziehen),

und stehen darin auf gleicher Stufe mit den Excerpten, welchen Vincentius von Beauvais in seinem *Spec. doctr. et natur.* gefolgt ist. Der Verfasser weist indessen überzeugend nach, dass diese beiden Sammlungen vollständig verschiedenen Ursprungs sind.

Während Leo dankbar den kritischen Apparat der beiden neuesten Herausgeber benutzt, unterlässt er doch nicht, p. 32 seine Missbilligung ihrer Kritik auszudrücken; namentlich in ihren Athetesen stimmt er ihnen durchgängig nicht bei, mit Ausnahme des einen Verses, Med. 515, dessen Unechtheit durch einen metrischen Fehler erwiesen wird.

Auch Madvig hebt mit begründeten Ausstellungen gegen Peiper's und Richter's Kritik an. Erstlich erklärt er sich gegen die wunderlich und oft mit grösster Gewaltthätigkeit durchgeführte strophische Eintheilung des Dialogs: eine Marotte, die eine Zeit lang dankbaren Stoff zu vielen Dissertationen herleihen musste und jetzt noch in der Kritik der Erotiker spukt, aber gerade bei Seneca am übelsten angebracht war. Ueber diese ganze Zahlentheorie urtheilt Madvig streng, aber, wie mir scheint, gerecht. Wo sich eine harmonische Composition in dieser Weise auch äusserlich auf Zahlen zurückführen lässt, mag das immerhin als ein kleiner Beitrag zum Verständniss derselben dankbar aufgenommen werden; aber keinen Falls darf man einer vorgefassten Meinung zu Liebe und um eine solche arithmetische (strophische) Composition erst herbeizuführen, zu den gewaltsamsten Mitteln der Kritik greifen. Ebenso entschieden erklärt sich Madvig gegen die Annahme Peiper's, dass unsere Ueberlieferung des Textes der Tragödien auf ein mit Correcturen und Lituren gesegnetes Urexemplar zurückgehe und dass uns in den abweichenden Lesarten der Handschriften oft zwei Schreibungen des Dichters selbst erhalten seien. »*His itaque opinionum commentis dimissis eiectisque transpositionibus infinitis, lacunarum notis, coniecturisque cum quae hinc natae sunt, tum aliis praeterea permultis inutilibus et partim absurdis, utamur Peiperi et Richteri copiis*« (p. 111). Wir theilen jetzt Madvig's Vorschläge mit. Herc. fur. 27 *alet* für *aget* (hübsch, doch schwerlich nothwendig); 350 *regalis* richtig für *regali*, die Prinzessin soll sich ihm verbinden und durch ihr adliges Blut seine *novitas* heben; 663 *mota* für *tota* (»*mota Aetna*«: *facibus ex Aetna accensis*); 697 wird in *funus* ein Adjectiv vermuthet, etwa *foedus* oder *falsus*; 797 einleuchtend *leviterque* für *etuterque*; 1203 viel-

leicht *num quaero*; 1205 mit Benutzung der Lesung von *E*: *sinuare nervos rite cedentes mihi;* 1290 wird *ignave,* wie die Handschriften geben, richtig gegen Gronov's *ignava* gehalten, 1294 Bothe's *aut* angenommen, und dann etwas prosaisch *cum hominibus* für *cum domibus* der Handschriften geschrieben, wenn auch der Gegensatz *cum deis* scheinbar dafür spricht: indessen wie unterschieden sich *homines* von *domini?* B. Schmidt's *cum famulis* schafft einen richtigen Gedanken. — Th. 49 f. *cum micant altae polo Flammae atque servant eqs.;* 255 *modus* für *modum* (möglich, doch nicht nothwendig); 314 wird richtig interpungirt: *nascuntur. istud, quod vocas saevum, asperum;* 486 schlagend richtig: *decipi cautus times;* 819 *munia* für *limina;* 921 *merum* für *meum* (im Gegensatz zu dem vorhergehenden *mixtum*). — Phoen. 55 mit richtigem Gefühl *magno* für *magni* (»*regni magnitudo in hac sententia ad rem pertinet*«); 431 sei nach 432 zu stellen. — Phaedr. 274 f. *fama ubi ex vero favet? Peius merenti melior est, peior bono*; 1031 *rupes lumen epidauri dei* (so dass das euripideische ὄμμ' ἀφῃρέθη εἰσορᾶν zum Ausdruck kommt). — Oed. 196 ff. nach *fatigant* Komma, nach *sinit* Punct. Dann *petit at fontes*; 286 ff. wird Peiper's Umstellung verworfen und 289 emendirt *amnis Eueni vadum;* 715 *dimissus odit. CR. omne, quod pium est, eat; Sic odia fiunt. OE. odia eqs.*; 719 nimmt Peiper mit Unrecht dem Creon die Worte *metus in auctorem redit*; 972 *citra ratem*: »*hoc est, ita ut ad inferos non descendas nec Charonis ratem conscendas*«*;* 975 *fundunt*; 977 *di* für *hi* (»*invocat quos incesto laeserat ut poenam adiuvent*«)*;* 992 *factum* für *tantum.* — Troad. 255 f. *placida nunc subito probas Priamique natam;* 288 *utinam* für *etiam* der Handschriften, wobei Swoboda's Conjectur *Troiam* als irrig nachgewiesen wird, — dies ist ganz überzeugend; 798 wird vermuthet, dass in dem *paucos* von *E* der Name einer Farbe stecke (»*etsi glaucos in puero laudari oculos miror*«); 854 in dem handschriftlichen *veri* stecke ein Verbum, von dem die folgenden Accusative abhängen sollen (*pergam? visam?*), über Peiper's Behandlung dieser ganzen Stelle wird in einer Anmerkung auf das bitterste geklagt; 977 *grata* statt *gnata*, wobei wiederum Richter's von Peiper angenommene Umstellung missbilligt wird; 1029 f. *tolle felices*: *miserum, licet sit, Nemo se credet; removete multo eqs.;* 1182 *infantibus nec lenta v.* für *violenta* der Handschriften mit unstatthaftem Anapäst, = *nec in-*

fantibus nec virginibus lenta, von welchem Gebrauche Belege beigebracht werden. — Med. 345 (*»sed dubito«*): *spargeret a r c i s nubesque ipsas eqs.;* 369 *regumque ferens;* 401 *metire* für *imitare;* 412 *ferbuit* (*fervuit*) für *fervebit* besser als Lipsius' *fervescit*; 518 *IA. quid facere possim loquere*: *p r o m e vel scelus. Hinc rex et illinc,* vergl. 524, wo die Worte *propior est hostis Creo* von Richter verkehrter Weise der Medea, satt Iason zugetheilt werden. — Agam. 208 *n u m conaris*; 563 *complexus i g n e s traxit* (schlagend!). — Herc. Oet. 123 *f a n i s* für *stamus* der Handschriften; 315 *pares e a m u s*, *non e r i t votis opus;* 384 *ubi l a e t a silvas*; 902 *scelere te m i s e r a m arguis »hoc est, arguis te scelere et culpa miseram esse«*; 943 *quae q u i s q u a m ausus est*; 1007 *angue* verderbt, aber nicht leicht zu verbessern, dann wohl *temporibus ap tas* statt *atras* der Handschriften; 1179 *f o r t e i n t e r i r e* statt *morte ferire* der Handschriften; 1312 *Titanas in me, q u a e manus P i n d o n ferat Aut te, Ossa, q u a e me monte prorupto opprimat;* 1334 *nascatur o t i u m* (*»vovet Hercules, ut malorum medicina et interitus statim simul nascatur«*); 1756 *repetit* für *repedit E*, *recipit* der Ausgaben.

Wer sich die Mühe nehmen will, diese Vorschläge eingehender zu prüfen, wird darunter eine Reihe entschieden wahrer und manche höchst beachtenswerthe Vermuthung finden: so dass also hier von Madvig's Leistung mit der grössten Anerkennung zu urtheilen ist. Noch bedeutender freilich sind seine Verbesserungen in den Prosaschriften Seneca's und in den Controversen des Vaters Seneca, wie dies A. Kiessling in seiner Vorrede rühmend hervorhebt. Es freut uns, mit dieser Anerkennung des hochverdienten Mannes schliessen zu können, in Betreff dessen wir oben schon gegen übermässig harte Urtheile in andern Gebieten, in welchen derselbe weniger zu Hause ist, Protest einzulegen uns gedrungen fühlten.

Jahresbericht über Horatius.

Von

Hofrath Professor Dr. H. Fritzsche
in Leipzig.

A. Litterarhistorisches.

1) Die Stellung des Horaz zur Philosophie, von A. Kirchhoff. (Separat-Abdruck aus dem Programm des Gymnasium Joseph. in Hildesheim für 1873. Hildesheim, Druck von A. Lax. 24 S. gr. 4.

2) Horazens' Welt- und Lebensanschauung auf Grund der in seinen Dichtungen enthaltenen Aussprüche dargestellt von Rob. Chr. Riedl. Programm des k. k. Gymnas. in Triest, XXIII. Jahrg. Triest, Druck von C. Amati Söhne. S. 29—74. (8.)

3) Horaz in seinem Verhältniss zu Lucrez und in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung von Dr. Ant. Jos. Reisacker. (Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des kgl. kathol. St. Matthias-Gymn. zu Breslau für 1872—1873. Druck von Nischkowisky, Breslau. 36 S. 4.

Das Thema über Horaz als Denker ist zwar oft behandelt, bietet aber immer noch neue Seiten der Betrachtung dar, wie die drei Schriften beurkunden, über die gemeinsam zu berichten ist, da sie einander in gewisser Beziehung ergänzen.

Lessing nannte den Horaz einen philosophischen Dichter; in Lessing's Munde ein Lobspruch, so gewiss als Lessing selber ein philosophischer Dichter ist. Hundert Jahre später ist die Bezeichnung im tadelnden Sinne wiederholt auf Horaz angewendet worden. Freilich gehörte er keiner bestimmten Philosophenschule

an — nullius addictus iurare in verba magistri; freilich hielt er sich auch von metaphysischen und logischen Fragen fern. Aber dafür beschäftigte er sich um so ernsthafter mit den Fragen der praktischen Philosophie, gleichviel ob Epikureer oder Stoiker die Sache behandelten. Sein Zweck war »verae numerosque modosque ediscere vitae« (Epl. II, 2, 144); er trachtete nach richtiger Gestaltung, nach harmonischem Einklang des Denkens und Handelns. Dies führt Kirchhoff in anziehender Weise durch um die Stellung des Horaz zur Philosophie im Allgemeinen zu kennzeichnen. In Athen hatte Horaz schon als Jüngling sich gründlich mit Philosophie beschäftigt. Er blieb der Beschäftigung treu auch im höheren Lebensalter. Seine Stellung zum Stoicismus und Epikureismus charakterisirt K. p. 3f. und zeigt, dass trotz der Persiflage stoischer Tugendschwätzer, S. II, 3; II, 7 u. a., Horaz doch kein Feind oder Verächter der Stoa, der ächten Stoa, war, ebensowenig als er des alten Epikur Lehren verfolgte, trotz der Satiren auf die Küchenweisheit S. II, 4 u. s. w. Insonderheit verdankt Horaz seine freie religiöse Anschauung, die vom Volksaberglauben emancipirt war (S. I, 5, 101), dem Studium der epikurischen Lehren, trotz der Benutzung der Götternamen als recipirter allegorischer Figuren in den Oden (S. die Ausführung bei K. p. 7f.). In Betreff der Psychologie behauptet K. p. 12, wie Reisacker in der unten zu besprechenden Schrift p. XXVII, Horaz habe — entsprechend dem epikurischen Materialismus — eine Fortdauer der Seele nach dem Tode des Menschen nicht angenommen. Das argumentum ex silentio scheint aber Ref. hier um so weniger genügend, als trotz Zeller bei K. p. 11 u. A. der Ausdruck divinae particula aurae, S. II, 2, 79, nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle auf eine stoisirende oder platonisirende Fassung zurückführt.

Der Schwerpunkt wird nun die so oft bekrittelte Lebensphilosophie des Horaz, welche p. 13f. behandelt wird. Sein höchstes Gut ist die Ruhe des Gemüthes, die innere Befriedigung des eigenen Wesens. Allein nicht fragile Aussendinge, Reichthümer u. s. w., gewähren dieselbe, sondern die Herrschaft des Menschen über sich selbst und über die Aussenwelt. Genügsamkeit aber, wie sie Horaz empfiehlt, schliesst nicht Genuss aus, wie p. 19 treffend durchgeführt ist. Die Summe der Untersuchung gipfelt sich in dem Gedanken: Horazen's Le-

bensphilosophie — weder rein stoisch, noch exclusiv epikurisch — ist eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die ohne Systematik sich in Freiheit über dem philosophischen Denken der damaligen Zeit aufgebaut hat und *die sich als widerspruchlose, einheitliche Lebensanschauung eines denkenden, und sich klar gewordenen Mannes darstellt* (p. 22).

Mögen philosophische oder theologische Zeloten dies Egoismus, Quietismus, Eudaemonismus oder sonst wie nennen, für den Culturhistoriker, für den denkenden Christen ist das hochwichtig, womit K. das Ganze schliesst. Horaz brach mit dem Heidenthume, er brach »mit der antiken Staatsidee«. »Damit kam die Menschheit auf ihrer Bahn zu höherer Cultur um ein mächtiges Stück vorwärts. Die Idee der Berechtigung und Bedeutung des Individuums und des individuellen Lebens als solchen, die humanistischen und kosmopolitischen Ansichten — die Vorläufer des wahren Christenthums, fügen wir hinzu — haben für alle Zeiten siegreich die Welt erobert«. Die Perlen, welche Horaz der Nachwelt überliefert, sind es, welche ihn zum Liebling der Edelsten aller Zeiten machten und Jeder wird Kirchhoff's Worte unterschreiben: »so kann der Jüngling in des Herzens ungestümen Drange bei dem unsterblichen Dichter Mässigung und Selbstbeherrschung, eine höhere, edelere Auffassung des Lebens und Lebensglückes lernen; während der gereifte Mann unter der Jahre wechselnden Freuden und Mühen, Hoffnungen und Enttäuschungen gern wieder bei dem alten Sänger einkehrt, um in seinen geistvollen Liedern Erhebung und Genuss zu suchen und zu finden.«

Während Kirchhoff's Schrift auf die Quellen der horazischen Lehren zurückgeht, giebt Riedl in der nun zu besprechenden Schrift das Fertige bei Horaz in einer willkommenen Form. Wir haben hier kein Spruchbuch aus Horaz, wie verschiedene zu verschiedenen Zeiten erschienen sind, sondern ein schönes Ganze in glattem Fluss und Guss, worin gezeigt wird, nicht wie Horazens ethische Worte lauten, sondern was sie bedeuten. Es sind »nicht kalte Anschauungen, welche gefühllos und rauh das Leben zersetzen, sondern aus der Fülle von Anschauungen und Erfahrungen schaut uns immer wie aus einem Spiegel das Bild des edlen Mannes entgegen, der frei und rein zu fühlen, wie zu handeln wusste«.

R. geht aus von der Bildungsgeschichte des Horaz (p. 30), zeigt die Bildungsquellen von Homer ab bis zu den Koryphaeen der hellenischen Philosophie, welche in Lebensphilosophie bei Horaz umgestaltet wurde. Der Kern aller praktischen Philosophie ist das nil admirari (Epl. I, 6). Das hilft über alle Versuchungen und Lockungen von Aussen hinweg (p. 39). Daraus ergiebt sich die so oft empfohlene aurea mediocritas. Diese bewahrt den Menschen vor den gemeinsten der Fehler, Habsucht und Geiz (p. 43). Der Dichter fühlt sich glücklich in seiner Genügsamkeit und Einfachheit des Lebens (p. 49. 62); die stille Freude am Landleben tritt in ihr hellstes Licht (p. 54), wie denn bei der rechten Gemüthsverfassung der Mensch überall glücklich sein kann (p. 57), wenn er nur Gleichmuth der Seele bewahrt, welche sich mit Frohsinn und Heiterkeit paart (p. 61). Wie aber bei Aristoteles (Eth. Nic. VIII—IX) die Freundschaft ein Tugendmittel ist, so ist bei Horaz die Freundschaft das schönste Mittel zur Veredlung und Verschönerung des Lebens (p. 58), ihr Ideal das Verhältniss des Dichters zu Mäcenas. Doch solche Freundschaft ist nur möglich unter Guten. Die Tugend soll der Mensch üben im Leben (p. 67), sie gewährt in reinster Menschlichkeit Harmonie aller Seelenthätigkeiten, die Stütze und den Trost in allen Wechselfällen des Lebens. Diese und die damit zusammenhängenden Gedanken sind auf die von Horaz in den verschiedenen Dichtungen ausgesprochenen Gedanken basirt, die zu citiren der gemessene Raum unserer Blätter verbietet.

3) Den im Vorstehenden behandelten Gedanken begegnen wir zum Theile in anderer Verbindung wieder in der Abhandlung des rühmlichst bekannten Lucrez - Forschers. Reisacker geht aus von dem Einflusse, welchen seit Ennius die griechische Philosophie auf die Römer, insonderheit auf die römischen Dichter übte, und welchen dieselbe namentlich bei Lucrez und Horaz gewonnen hat. Fussen nun beide — auch Horaz, mehr als oft geglaubt worden — auf Epikur, so ergeben sich daraus interessante Parallelen, welche R. glücklich durchführt. Die Lebensverhältnisse und die Lebenserfahrungen beider Männer wirkten divergirend. Horaz, der in Augustus den Retter Roms erkannte und nur durch Besserung der Sitten eine Hebung des Volkes für möglich hielt (p. XII), erwartet nach R.'s Ansicht dieselbe vorzüglich durch die Verbreitung von Epikur's Moral, nämlich der ächten epikurischen, wie sie

auch Cicero De Fin. II, 25 ehrt — nicht der z. B. Hor. S. II, 4 u. a. persiflirten. Gegenüber dem allgemeinen Haschen nach Schätzen erklären sowohl Lucrez als Horaz, dass der wahre Reichthum des Menschen in dem zufriedenen Leben mit Wenigem beruht und dass dieses Wenige nie mangelt: Quod si quis vera vitam ratione gubernet, Divitiae grandes homini sunt vivere parce Aequo animo: neque enim est umquam penuria parvi, Lucr. V, 1115 = vivitur parvo bene, Hor. Od. II, 16, 13 coll. S. II, 2, 1. Horaz beleuchtet die Unnatur des Lebens seiner römischen Zeitgenossen im Gegensatze zu der Einfachheit und Unschuld des Naturlebens durch den Hinweis auf uncivilisirte Naturvölker, wie Scythen und Geten, Od. IV, 24, 9 f., ganz wie Lucrez sich auf Völker beruft, welche sich noch mit den freien unmittelbaren Gaben der Natur begnügen, Lucr. V, 17: Ut fama est aliquas etiam nunc vivere gentis u. s. w. Die stille Freude an der Natur, wie sie Horaz wiederholt ausspricht, ist auffallender Wiederklang von Lucrezen's Worten II, 29: Cum tamen inter se prostrati in gramine molli Propter aquae rivum sub ramis arboris altae Non magnis opibus iucunde corpora curant coll. Hor. Epod. II, 23 f. u. s. w. (p. XXV). Beide Dichter bekämpfen die unbändige Gier nach Genuss (p. XXVII), welche doch das Grauen vor dem Tode nicht bannen kann (vgl. die Ausführung p. XXVI); beide lehren, dass die Ursache der Qual, welche den Menschen verfolgt in ihm selber liege, dass er immer nur sich selber zu fliehen strebe — patriae quis exsul se quoque fugit? Od. II, 16, 19, vgl. Lucr. III, 1055: Haut ita vitam agerent, ut nunc plerumque videmus Quid sibi quisque velit nescire et quaerere semper Commutare locum, quasi onus deponere possit. Hor. Epl. I, 1, 82 f. (p. XXVIII). Wer ruhig das Leben und die Welt betrachtet, der kommt dann auf das alte nil admirari, Epl. I, 6, 1 sqq, coll. Lucr. II, 1040. V, 1202 sqq. Die Aussendinge sind unbeständig; der Tod ist Allen gewiss. Auf diesen Gedanken baut Horaz eine Fülle Weisheitslehren auf, welche R. p. XXXI f. anziehend zusammenstellt. Während aber Lucrez es nicht vermochte, sich über eine ernstere Stimmung zu erheben, ja selbst den Eintritt in das menschliche Dasein beklagte (Lucr. V, 226 Vagituque locum lugubri complet — infans —, ut aequum est Cui tantum in vita restet transire malorum), bewegt Horaz sich auf einem höheren und lichteren Standpunkte und giebt sich harmlos der Freude der Natur, des Lebens und der Gesellschaft

hin. So kommt auch R. zu dem Satze: es ist der wesentliche Grundzug von Horazens Lebensweisheit, ein Dasein zu führen in ungestörtem Einklange mit sich selber, in Frieden und Versöhnung mit der äusseren Welt und mit dem Geschicke. Seine höchste Lust aber findet er in dem dichterischen Schaffen. Freilich eine absolute Sittlichkeit war auch Horaz nach seiner ganzen Weltanschauung unmöglich. »Für die in Genusssucht versunkene Menschheit bedurfte es eines mächtigen Hebels, der Lehre und des Beispiels des Erlösers. Wie Dante treffend sich ausdrückt, kam auch mit dem Erlöser zuerst die wahrhafte Armuth in die Welt, und treu ausharrend stieg sie mit ihm zum Kreuz hinauf (Parad. XI, 64).

4) De vera epodon Horatianorum indole. Scripsit Const. Beck. (Aus dem Progr. des Staatsgymn. zu Troppau 1873). Druck von Alf. Trasslio, Troppau. 8 S. 4.

Nach Zurückweisung der offenbar falschen Erklärungen, welche in früherer Zeit Jul. Caesar Scaliger, Torrentius u. A. von Epode gegeben haben, und nach Besprechung des Inhaltes der einzelnen Epoden und ihrer Form kommt der Verfasser auf die Erklärung: »epodica nobis dicenda sunt carmina, quibus singuli et certi homines perstringuntur vel etiam res certae sale et facetiis spectantur (sic), composita metris ad Archilochi exemplum conformatis, iambicis vel epodicis«.

Richtig unterscheidet der Verfasser allerdings den Ton der horazischen Satiren und der Epoden (»im Allgemeinen« müssen wir nach unserer Ueberzeugung hinzufügen) so, dass in den Satiren der harmlose Scherz über allgemeine menschliche Dinge vorherrscht, während in den Epoden die Bitterkeit charakteristisch ist, mit welcher (»in vielen« fügen wir hinzu) der Dichter sich über bestimmte Personen ausspricht. Allein Ref. kann dem Verfasser nicht zugeben, dass der rothe Faden, welcher durch alle Epoden sich ziehe, ἡ ἰαμβικὴ ἰδέα sei, d. h. Spott. Zwar sagt Horaz Od. I, 16, 2 criminosi iambi. Aber dies kann doch nur auf Epode V und XVII, die Witze über Canidia, bezogen werden. Schwerlich wird das philologische Publikum dem Verfasser Recht geben, wenn er sogar in Epode I eine irrisio oder ludibrium findet: »hoc epodo Maecenas ipse ludibrio habetur, verumtamen per se intelligitur irrisionem tam lenem esse ut vix sentiatur.

Nam hic, quamvis commoditati et luxuriae deditus esset, cum Octaviano contra Cleopatram et Antonium proficisci statuerat, sed mox deposito consilio praefectus urbis remansit Romae. Hoc est illud quod Horatius leniter deridet«. Würde Horaz wirklich solche verdeckte Malicen dem Mäcenas vorgetragen und sie der Oeffentlichkeit übergeben haben? Vollends gleich zum Anfange der ganzen Gedichtsammlung, die wir als Epodi bezeichnen? Ref. findet in diesem Gedichte nur eine der Sammlung vorausgeschickte Widmung, ganz so wie Od. I, 1 der Reigen durch Mäcenas atavis — eröffnet, Sat. I, 1 und Epist. I, 1 an Mäcenas gerichtet wird. Auch Epode III enthält nach Beck eine lenis cavillatio, ja Epode IX eine irrisio devictorum. Recht fügen wollen sich der gegebenen Definition freilich nicht Epod. XI und XIV, welche als nugae ingeniosae bezeichnet werden. Noch weniger will sich Epode XIII (p. 7) fügen (»tantum semel poeta contempto die frigido et nivali »»amicos«« epode XIII invitavit ad tempus epulis fallendum«). Referent glaubt daher, dass Teuffel, Röm. Literaturg. p. 474 f., das Richtige getroffen habe, wie Ref. selbst längst unabhängig von Teuffel auf dasselbe gekommen ist. Die äussere Form wurde Veranlassung, dass die Grammatiker das betreffende Buch Dichtungen Epodi nannten. Der Inhalt ist zwar numerisch vorherrschend aggressiver Natur nach Art des Archilochus, aber keineswegs durchgehend. A potiori fit denominatio. So hatten denn auch die harmlosen Dichtungen I. III. XI. XIV. XIII. ihre Berechtigung in der Sammlung, und wäre dieselbe nicht schon geschlossen gewesen, so hätten die Gedichte der Odensammlungen I, 4. I, 7. I, 28. IV, 7 ihrer metrischen Form nach ebenfalls in derselben ihren Platz finden können. Teuffel's Ansicht war nach S. 7—8 dem Verfasser bekannt, er weist sie aber zurück, weil nach seiner Meinung das Metrum allein nicht den Ausschlag gebe.

5) De Horatii satirarum ratione et natura. Scripsit H. Kolbenheyer. Im Programm des K. K. Staats-Gymnasiums zu Bielitz. Bielitz 1873. S. 3—10. (51 S.) 8.

Bei der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, mit welcher der Verfasser seinen Aufsatz dem Publikum übergiebt, ist es billig, nicht streng über denselben zu urtheilen, obschon im Ganzen nichts Neues, und das Bekannte nur allzu kurz geboten wird. Der Verfasser geht aus von dem Befremden, über das selbst Bernhardy,

Röm. Literaturgeschichte, nicht hinweg kommt, und in Folge dessen wohl Mancher fragt, wie die fünfte Satire und die siebente des 1. Buches eigentlich in die Sammlung der Sermonen komme. Die Antwort glaubt Ref. in seiner jetzt erscheinenden Ausgabe der Sermonen p. 16 f. gegeben zu haben. Einen etwas anderen Weg schlägt Kolbenheyer ein, indem er einen kurzen Ueberblick über den Inhalt der Sermonen giebt, welcher freilich ein gar verschiedener ist. Dies führt ihn auf die alte römische Satura, wo die wichtige Stelle, Liv. VII, 2, kurz behandelt wird. Den Namen satura erklärt der Verfasser durch die Ellipse von actio ohne weitere Begründung. Allenfalls konnte er Cic. de Or. III, 26, 102, vgl. ad fam. V, 12, 6, nennen, obgleich aus diesen Stellen ein sicherer Beweis nicht abgeleitet werden kann. Unmotivirt ist es aber, wenn er mit satura auch den Namen versus Saturnius in Verbindung bringt. Dann werden in der Periode des Schriftthums die saturae des Ennius, des M. Ter. Varro und des Lucilius unterschieden und gezeigt, dass Horaz speciell dem Lucilius als Muster folgt, und wie Letzterer Dichtungen verschiedenen Inhaltes in seine Saturae aufnahm, so war es auch Horaz nicht verwehrt, das iter Brundisinum und den Process des Rupilius Rex mit Persius mit in die Sermonen aufzunehmen. Ref. sagt Sermonen. Der Verfasser hält dagegen den Titel Saturae für richtig. Mit Holder ist Referent überzeugt, dass Sermones der von Horaz gewählte Ausdruck sei. Vergl. die Einleitung zu Hor. Serm. p. 7 f.

6) Horatius quatenus recte de Lucilio iudicaverit. Diss. inaug. quam — defendet Mart. Adam. Herwig. Halis Sax. 1873, 46 S. 8.

Der Titel dieser Dissertation würde passender lauten: Horatius num de versibus Lucili recte iudicaverit. Denn die Art, wie Horaz in der anerkennendsten Weise über Lucilius als seinen Meister in der Satire, von dem er nur lernen könne (Hor. S. II, 1, 29. II, 1, 48), sich ausspricht, die Achtung vor dem wahren Talente, dem Freimuthe, womit bei Lucilius Hohe und Niedere gerügt werden (S. II. 1, 75. — I, 10, 4. II, 10, 60), dem feinen Witze (S. 4, 7. I, 10, 64), ist nur nebenbei erwähnt (p. 36 u. a.), obwohl Alles hinaus kommt auf Horazen's Worte: neque ego illi detrahere ausim haerentem capiti multa cum laude coronam (S. II,

1, 48). Nicht bewiesen ist es, wenn der Verfasser p. 3 sagt, Horaz habe weder accurate ubique noch aeque über Lucilius geurtheilt und jugendlich übertrieben ist es, wenn Horaz von dem Verfasser ein tam(!) acer Lucili vituperator genannt wird. Das Ganze ist im Haupttheil die Ausführung einer Note von Lucian Müller zu Lucil. frg. p. 291. Hiernach wird von dem Verfasser in Abrede gestellt, dass Horaz berechtigt gewesen sei, von Lucilius zu sagen: durus componere versus (S. I, 4, 8). Deshalb zählt der Verfasser die Fälle auf, wo in den Fragmenten des Lucilius die Synizesis vorkomme (p. 5); dann die Fälle, wo Lucilius die Endsilben gedehnt habe (p. 6). Es sei nicht nimia audacia, wenn Lucilius mit gedehnter ultima gesagt habe noluerīs, contemnīt; crissabīt und debuerīs aber werde »entschuldigt« durch den Abschluss des Sinnes. Der Verfasser hat hier übersehen, dass diese Längen die ursprünglichen, aus der alten Latinität erhaltenen, sind (dixerītis, Plaut. Mil. 862, dederītis, Enn. Ann. 200, Vahlen; Brix, Einl. Plaut. Trin. p. 19 u. a.), deren Reste noch Horaz selbst hat (Heinr. Müller, Quaestt. Hor. p. 11 u. a.), während bei iacimus (Lucil. IX, XIV, 24 p. 46 Müller) vielmehr eine Wirkung der Arsis im Spiele ist, so gewiss wie Hor. Serm. I, 7, 7, wo confidens tumidus, nicht tumidusque, gesichert ist. Dann zählt der Verfasser die Stellen auf, wo bei Lucilius sich finde: der Hiatus (p. 6), Elision langer Vocale (p. 8), Verse ohne legitime (!!) Cäsur (p. 9). Ferner handelt er über die Ausgänge der Hexameter namentlich mit mehreren einsilbigen Wörtern, z. B. et ad te (p. 127 Müller), über den versus spondaicus (p. 10), wobei übersehen ist, dass, abgesehen von Hor. A. P. 467, sich spondeische Ausgänge auch finden Epod. XVI, 16. XVI, 29, über den sogenannten versus hypermeter (p. 11), der nur einmal bei Lucilius nachweisbar sei (XVII, VI bei Müller — magna ossa lacertique adparent homini). Dann werden Parallelen gezogen und gezeigt, dass Synizesen u. s. w. sich auch bei Horaz in den Satiren finden, woraus gefolgert wird, dass Horaz nicht befugt war, deshalb Lucilius' Verse schlecht zu nennen. Als ob dies Horaz gethan habe!

Vor Allem hat der Verfasser nicht beachtet, dass Synizesen, Hiatus u. s. w. an sich gar kein Fehler im eleganten lateinischen Verse sind und von den besten Dichtern (von Horaz weist er es selbst nach) oft mit Bewusstsein angewendet sind: monstrum

horrendum informe ingens, cui lumen ademptum (Aen. III, 658). Ferner aber ist es Thatsache, dass ein lateinischer Vers schlecht sein kann, wenn in ihm auch Synizesen, Hiatus u. s. w. nicht nachweisbar sind. Nehmen wir gleich den dritten Vers in Müller's Ausgabe des Lucilius, wie er bei Cornific. IV, 12, 18 erhalten ist: Has res ad te scriptas, Luci, misimus, Aeli. Freilich Müller p. 1 ändert ihn so: has, Aeli, scriptas res ad te misimu' Luci, wo scriptas vor res obendrein einen falschen Sinn giebt. Dass auch Müller der Vers in der Ueberlieferung nicht schön vorkam, zeigt seine Bemerkung p. 194: »sic placuit constitui haec, quo et traiectio verborum minus solita efficeretur [weil Cornif. sagt: — si verborum traiectionem vitabimus, quo in vitio est Lucilius adsiduus, obwohl das Beispiel sich nur auf die Trennung der Namen, Luci Aeli, bezieht] et gratia pararetur numeris«. Gegen diese Willkür im Aendern der Ueberlieferung muss die besonnene Kritik energisch protestiren. Sagen wir vielmehr, so sehr sich auch Hr. Herwig und Luc. Müller, Lucil. p. XXXII dagegen sträuben, dass es bei dem Urtheile Mommsen's, röm. Geschichte II p. 494 ed. III sein Bewenden hat, welcher die »Lotterigkeit« der Verse des Lucilius mit deutschen Knittelversen in eine Reihe stellt. Referent sieht ab von der Aufzählung anderer offenbar holpriger Verse des Lucilius, spricht nur sein Befremden darüber aus, dass der Verfasser einen Umstand ganz übergangen hat, nämlich die Unmasse der Verse, in welchen Lucilius am Schlusse der Wörter das *s* abgeworfen hat: dignu' locoque (p. 22 Müller), optimu' multo (ibid.), pulmonibu' sisto, longiu' quicquam (p. 23) u. s. w. Dass solche Verse dem gebildeten Ohre des Horaz und seiner Zeitgenossen missfallen mussten, liegt auf der Hand. Gegenüber dem Verfasser muss Lucilius in Schutz genommen und in Abrede gestellt werden, dass es ein metrischer Fehler, ein Fehler überhaupt sei, wenn Lucilius die Worte Luci—Aeli und Tubulus—Lucius (p. 140 Müller) getrennt habe. Schrieb doch ganz analog Horaz, S. I, 2, 17 maxime, quis non, Juppiter exclamat. Vgl. Soph. Oed. Col. 1415 *ὦ φιλτάτη, τὸ ποῖον, Ἀντιγόνη*. Iliad. XV, 14 *ἀμήχανε, σὸς δόλος, Ἥρη*. Theokr. XVI, 104. Theokr. V, 68 *τὺ δ' ὦ φίλε, μήτ' ἐμέ, Μόρσων*. Pind. Isthm. VI, 49 (VII, 49). Noch weniger ist zu unterschreiben (p. 13): »praecipue traiciendis relativis audax extitit Lucilius«, z. B. IX, XXI p. 48: s nostrum, etiam Graece quod dicimu' sigma. Abgesehen von Dich-

tern (Catull. LXVI, 17—18. Aen. II, 663, Hor. Carm. saec. 9. Od. IV, 2, 6 u. s. w.) haben wir die gleiche Erscheinung häufig bei Cicero, z. B. de Fin. I, 7, 24 putant, recta et honesta quae sint, ea facere laetitiam; Cic. de Or. I, 7, 24 venisse eodem, socer eius qui fuerit, Mucius dicebatur.

Zur Rechtfertigung des Horaz musste viel mehr Gewicht auf Horazens Worte gelegt werden, als dies der Verfasser thut, namentlich auf S. I, 10, 56: quid vetat et nosmet Lucili scripta legentis quaerere, num illius, num rerum dura negarit versiculos natura magis factos et euntis mollius. — Für die Zeit, wo Lucilius lebte, konnte man nichts besseres verlangen (ungenau ist darüber p. 21 referirt). Den sehr begründeten Tadel (Hor. S. I, 10, 21), dass Lucilius griechische Vocabeln und Phrasen in sein Latein gemengt, sucht der Verfasser p. 26 zu widerlegen: intelligitur ex reliquiis admisisse Lucilium talia (graeca) et in rebus, quae ad eruditionem e Graecis fontibus petitam pertinent, et eo consilio, ut derideret poetarum latinorum affectationem graecanicae artis atque delicatulos quosdam homines, et adductum versus necessitate. Ob Andere sich damit zufrieden geben werden?

Die Arbeit würde gewonnen haben, wenn der Verfasser die schwierigen, verschieden erklärten Stellen des Horaz, welche hier einschlagen, sprachlich genauer erörtert hätte; so gleich S. I, 4, 8 das durus componere versus, was Lehrs neuerdings wunderlich übersetzt: versteift auf Versemachen. S. I, 4, 6 bezieht der Verfasser hinc auf libertas. Das Richtige sagt Teuffel, Röm. Litteraturgeschichte p. 201 ed. II: »von der alten Komödie ist Lucilius abhängig«. Unangenehm berührt der Ton, in welchem der Verfasser p. 22 sagt: ineptiae nonnullorum, veluti Wielandi (Hor. S. p. 143 ed. 1804). Ineptiae sind die Urtheile derer, welche die Verse des Lucilius für rasch hingeschrieben erklären! Druckfehler sind p. 21 vitorum, p. 35 vorletzte Zeile 101 für 201, p. 13 pubescendis. Auch das Latein ist nicht immer gewählt, was durch Beispiele zu belegen hier nicht der Ort ist.

B. Ausgaben.

7) Le Odi di Orazio Flacco publicate secondo i migliori testi, con un commento da G. Trezza, Prof. di Litteratura nell' Instituto Superiore di Firenze. Firenze. Successori le Monnier. 1872. 395 S. 8.

Der Herausgeber hat die Werke der namhaftesten deutschen Gelehrten für Realien und Grammatik, z. B. die von Preller, Schwegler, Corssen, gelehrt verwerthet, bei der Erklärung aber das Bedürfniss von italienischen Schülern vor Augen gehabt, so dass der Massstab eines Gymnasiums des deutschen Reichs nicht daran gelegt werden darf, wie denn z. B. Od. III, 3, 28 Hectoreis opibus als Ablat. instrum. bezeichnet, Od. III, 12, 1 der Genetiv bei est (miserarum est) behandelt wird. Jedoch ist das Ganze, namentlich die Einleitung, ganz anziehend durchgeführt.

Der Text ist im Allgemeinen etwa der von Orelli oder Stallbaum. Die durch Keller-Holder festgestellte Orthographie findet sich noch nicht hier, also z. B. vultus, Od. II, 2, 20; cothurno Od. II, 2, 12 u. s. w.

8) Oeuvres d'Horace, traduction nouvelle avec le text en regard — par M. Patin de l'Académie française. tom. I. Paris 1872, 439 S. 8. (Oden und Epod.), tom. II. Paris 1872, 492 S. 8. (Serm. und Epist.).

Der Text dieser Ausgabe ist bis auf die Orthographie der antiquirte (der Herausgeber schreibt z. B. inclytus, Serm. II, 3, 197; brachium, Od. II, 12, 18: omnes für omnis II, 9. 6. 14 u. s. w.), die Uebersetzung sehr lesbar, aber nach französischer Art frei, bald paraphrasirend, bald Gedanken einschiebend. So lautet z. B. Od. II, 13, 13 Quid quisque vitet: De quels dangers se garder? On ne le peut savoir à tous les instants de sa vie etc. Recht hübsch macht sich Od. I, 23, 5 (nam seu mobilibus veris inhorruit adventus foliis cet.) que les premiers souffles du printemps frémissent dans le feuillage mobile, que le passage d'un lézard déplace une ronce, son coeur tremble cet. Meineke u. A. haben jetzt die Conjectur von Muret, Bentley u. a. vepris inhorruit ad ventum foliis aufgenommen. Patin fühlte die Schön-

heit der nicht anzufechtenden Ueberlieferung, welche Nauck richtig erklärt. Der Frühling ist als Person gedacht (»willkommen, schöner Jüngling, du Wonne der Natur«, Schiller), wie Ovid. Met. II, 27: Verque novum stabat cinctum florente corona, stabat nuda Aestas — stabat et Autumnus; vgl. Hor. Epod. II, 17. Der Frühling naht, sein Fuss schreitet leicht über die jungen, zarten, beweglichen Blätter hin, oder wie Nauck sagt: »das Nahen des Frühlings schauert auf mit dem regsamen Laube«. Ist's doch, als hätte Horaz an Alcaeus gedacht: *ἦρος ἀνθεμόεντος ἐπάϊον ἐρχομένοιο* (Alc. fragm. 45 p. 946 Bergk). Anderes ist freilich verfehlt, z. B. Od. I, 37. 4 nunc Saliaribus ornare pulvinar deorum Tempus erat dapibus, sodales: C'est maintenant qu'il faut boire — qu'il faut, comme aux repas des Saliens, charger de mets splendides la table des dieux: le temps en est **enfin venu**, ô mes compagnons. In dem Anhange ist namentlich die Widerlegung von verschiedenen Ansichten Walckenaer's (Hist. de la vie et des poésies d'Hor. ed. II. Par. 1858) beachtenswerth, welcher z. B. II p. 111 zu beweisen sucht, dass Horaz in Athen sich in die eleusinischen Geheimnisse habe einweihen lassen, und dass darauf Od. III, 2, 25 f. ziele. Dagegen Patin p. 414.

9) Quintus Horatius Flaccus. Nouvelle édition classique — avec des arguments et des notes en français — par A. Materne. Paris, Garnier Frères 1873, 516 S. kl. 8.

»Cette nouvelle édition classique d'Horace a été faite en grande partie d'après le savant commentaire latin d'Orelli, de Zurich, dont la réputation est universellement consacrée (Q. Hor. Flaccus. Turici 1844)«. Dieses ist der Anfang der Vorrede, wonach dem Herausgeber das seit den letzten drei Decennien für Horaz Geleistete fremd geblieben ist. Die Ausgabe ist eine editio castrata. Nicht bloss Epode VIII und XII fehlen, sondern sogar Od. I, 5. I, 13. I, 19. I, 23. III, 10, die unschuldigen Oden Vitas hinuleo me similis Chloe, und Donec gratus eram tibi, natürlich auch die pathologische Partie Serm. I, 5, 82—85 und Serm. I, 2 von Vers 28 an, so dass auf 25 Zeilen reducirt diese Satire mit dem Verse schliesst: Pastillos Rufillus olet, Gargonius hircum. Die französische Jugend muss da doch bei Benutzung dieser Ausgabe keusch und züchtig leben in Worten und Werken.

Proben des Commentares seien: Epist. II, 2, 33 adiecere bonae paulo plus artis Athenae. Dazu: »bonae se rapporte à Athenae«. Carm. III, 9 (13) 14: »Me dicente cavis impositam ilicem saxis«: cavis saxis, la grotte. Carm. II, 11 (13), 31: »sed magis pugnas et exactos tyrannos« — exactos, chassés.

10) Horaz' sämmtliche Werke. Text nebst metrischer Uebersetzung ausgewählt von Dr. Th. Obbarius. Dritte Ausgabe. 2. Theil: Satiren und Episteln. Paderborn, F. Schöningh. 1872. 121 S. 16.

Das Buch hat für den Literarhistoriker vielleicht insofern Werth, als er hier einige in Zeitschriften oder Programmen zerstreute deutsche Uebersetzungen findet. Im Uebrigen ist es nur ein Noth- und Hülfsbüchlein für faule Primaner, welche sich nicht präpariren und ein Blatt aus dem Buche mit der »Versage« in ihren Teubner'schen Text legen. Die Textrecension ist eine verjährte.

C. Monographien zur Kritik.

Der Totaleindruck, welchen das Studium der im letzten Jahre erschienenen Horaz-Programme auf dem Felde der Kritik macht, ist die immer lauter werdende Entrüstung der deutschen Philologen über die Willkür, mit welcher neuerdings Peerlkamp, Gruppe, Ribbeck, Lehrs die Dichtungen des Horaz nach ihrem subjectiven Belieben zugeschnitten, verschnitten, theilweise ganz weggeschnitten haben. Wir führen als charakteristisch dafür nur die Aeusserung Madvig's an, welcher Advers. crit. II p. 50 (siehe unten) Folgendes schreibt: »Quae in Horatii opera non ita multos abhinc annos irruit pravitas et libido Hofman — Peerlkampii, de ea quid sentirem dixi vol. I p. 93 [»Hofman-Peerlk. cum suas Horatio poesis leges scripsisset et multos in sententiis et verbis intelligendis errores et prava de rebus ad latinum sermonem pertinentibus iudicia adiecisset, Horatium laniavit«]: nec ab eo iudicio seiungo illam, quae nuper prorupit Lehrsii et Ribbeckii. Contra quos si dicere vellem, longa ordienda esset de fide historica et probabilitate disputatio, cuius illi leges omnes cavillando calumniandoque et fingendo ita spernunt, ut numquam, quid fieri accidereque in hoc genere et unde haec formae testimoniis confirmatae

constantia nasci potuerit, serio aut severe cogitasse videantur. Nunc alia mihi agenda sunt, licetque, opinor, haec somnia praeterire, quae aut intra paucos annos oblivioni tradita erunt, aut totum hoc antiquarum literarum studium, tamquam exhausta utiliter quaerendi materia, inaniter et proterve ludens cum taedio sui senescet et interibit«.

Die einzelnen Schriften, die wir hier zu besprechen haben, sind folgende:

11) De interpolationibus Horatianis. Particula I. Scripsit Th. Fritzsche. Programm der Domschule zu Güstrow 1873. 28 (40) S. 4.

Diese Abhandlung bildet den πρόδρομος zu einer eingehenden Darlegung der Grundsätze und Gründe, aus denen die besonneneren Kritiker der neuesten Zeit einzelne Verse des Horaz für unächt erklärt haben, während nach des Verfassers Urtheile (p. 17 f.) die andere Gruppe der jüngsten Horazbearbeiter, Gruppe, Ribbeck, Lehrs, einen Weg eingeschlagen haben, der in seiner Willkühr und Masslosigkeit alles Haltes entbehrt. Der Verfasser führt den Leser auf historischem Wege zu seinem Ziele. Er handelt zunächst über die Handschriften, in denen die Dichtungen des Horaz uns erhalten sind, und legt dabei (p. 2 f.) mit Fug gegenüber Bergk u. A. einen besonderen Werth auf die codd. Bland. Daran knüpft sich die Frage über das muthmassliche Alter der im Horaz anzunehmenden Interpolationen. Aehnlich wie Luc. Müller stellt er den Satz auf, dass schon Ende des 1. Jahrhunderts post Chr. der Text des Horaz im Allgemeinen so gewesen sei wie jetzt, die Interpolationen also in jene früheste Zeit gehören. Er stützt sich dabei namentlich auf das Citat bei Quintilian IX, 3, 18; doch sind die Beweise, welche nach Erscheinen von Fr.'s Schrift Hoffmann in dem sogleich zu besprechenden Programm für die Aechtheit der von Neueren wiederholt obelisirten Strophe Od. I, 12, 37—41 vorgebracht hat, überzeugend.

Im andern Capitel, p. 14 f., legt der Verfasser dar, wie seit Lambin Zweifel über Aechtheit einzelner Verse immer mehr angeregt wurden, bis in den letzten Decennien dieser Skepticismus seinen höchsten Grad erreicht hat. Sehr beherzigenswerth ist das, was der Verfasser p. 19 gegen deses gesetzlose »Schalten, Walten

und Gebahren« vorbringt. Einen interessanten Ueberblick gewährt die Tafel p. 24 f., auf welcher die sämmtlichen Verse von Od. I, 1, 2 an bis Od. IV, 15, 25—28 so bezeichnet sind, dass man sofort sieht, über welche Verse und Oden von Guyet bis Gruppe u. s. w. das Anathema ausgesprochen ist. Die vollste Spalte haben natürlich Peerlkamp und der Verfasser des Höllenrichters.

12) Vindiciae Venusinae. Quibus viri doctissimi clarissimi Julii Zastro . . gymnasii reg. cathol. Nissensis regimine per XXV annos fauste perfuncti solemnia cal. Maiis 1873 rite celebranda collegarum nomine . . indicit F. A. Hoffmann, ph. Dr. et Prof. Nissae, typis Baer 1873. 16 S. gr. 8.

In dieser in elegantem Latein geschriebenen Abhandlung bespricht der Verfasser zunächst die Strophe Hor. Od. I, 6, 13—16 (quis Martem tunica tectum adamantina cet.), welche S. Heynemann De interpolationibus in carminibus Horatii certa ratione diiudicandis (Bonn 1871) p. 14 ss., wie früher Haupt, für unecht erklärt, zeigt, dass die von Heynemann vorgebrachten Verdächtigungsgründe ganz unhaltbar sind und thut dar »Horatium non ineptias temerarias ridicule blateravisse, ut fingit Heynemannus, sed subtiliter plane silique constanter scripsisse«, ja dass Horaz kaum feinere und gewähltere Beispiele von Helden der Ilias habe bringen können als den Führer im Kampfe selber, den Mavors, und den Meriones *θοῷ ἀτάλαντον Ἄρηϊ*, und den Tydiden, der den Kampf mit den Göttern aufnahm. Daran sei also eben so wenig Anstoss zu nehmen als an der noch nicht angefochtenen Stelle I, 15, 26 bis 28, wo dieselben Helden auftreten [Referent fügt mit besonderer Hinweisung auf Pindar und dessen Vorliebe für Erwähnung des Herakles hinzu, dass jeder grosse Dichter sich unwillkührlich einige ideale Heldengestalten ausprägt, auf die er, bewusst oder unbewusst, wie Analoges bei Schiller und Göthe, gern bei ähnlichen Anlässen zurückkommt; und wer sich ernstlich mit Psychologie beschäftigt hat, der sieht die Ursachen dafür ohne ein weitläuftig Exposé von uns ein]. Ja es ist nicht insulsum bei der Erwähnung des Mars an Augustus, bei Meriones und Diomedes an Agrippa zu denken. Dazu kommt dies factum: quemadmodum Agrippa et Caesar ad Actium navium maxime velocitate victoriam adepti sunt, ita apud Homerum Meriones maximam gloriam sibi peperit pro Graecorum navibus fortissime dimicando.

Eben so für alle Zeit die Sache abmachend sind die Beweise, mit denen der Verfasser p. 9 f. darthut, dass Haupt und mit ihm sein Schüler Heynemann die Strophen I, 12, 37—44 (Regulum et Scauros bis et avitus apto [nicht arto] cum Lare fundus ohne jede Berechtigung getilgt haben. Cum totam rerum romanarum memoriam usque ad sua tempora deductam comprehendere vellet Horatius [und das mussste der Dichter, wenn der Schluss die kernige Wirkung haben sollte, welche beabsichtigt war], Romulo, Numa Pompilio et Tarquinio laudatis, aetatem liberae quam dicunt civitatis aequo brevius praecidere videretur uno Catone, acerrimo sane libertatis propugnatore, commemorato. Quem quidem neclecta temporum ratione propterea regum Romanorum ultimo continuo subiunxisse existimandus est, quod contraria iuxta se posita magis elucescunt. Nequaquam autem reipublicae rom. liberae diuturnitati conveniret, si longissimam et magnorum virorum feracissimam imperii rom. aetatem uno Catonis nomine insignivisset. Quid? quod indecorum atque infausti ominis videri oportuit Marcelli nomen statim [nämlich nach Tilgung der Verse 37—44] Catonis nobili leto subicere. Quis autem est, qui clarorum virorum nomina, quae strophis decima et undecima praedicantur, aptissime electa esse infitiari possit, cum illi civitatis principes optima reip. rom. tempora in memoriam revocent? Tantum igitur abest ut strophae illae interpolationem prae se ferant ut, nisi exstarent, desiderari aliquid et splendidissima reip. rom. aetas brevius quam par erat praecidi videretur. Quod autem dicit Heynem., nimiam nominum multitudinem, qua hic de viris inlustibus locus paene abundet, a reliquo carmine absonam videri, integre incorrupteque qui iudicare volent, iis e contrario aptissimum videbitur, postquam ducentorum quadraginta quattuor annorum spatium, quo reges rei rom. praefuisse feruntur, tribus nominibus complexus est, paene quinque saecula, quibus libera resp. stetit, septem amplissimorum virorum nominibus insigniri. Neque enim deorum heroumque paucitatem huc referre debebat Heynem., quia viros cum viris, non homines cum dis heroibusque conferri consentaneum fuit.

In gleich überzeugender Weise vindicirt der Verfasser p. 11 f. dem venusinischen Dichter die Strophen Od. I, 31, 9—16 (premant Calena — me cichorea levesque malvae), welche Peerlkamp u. a. theilweise mit kindischen Einwänden (z. B. über die »Cichorien

und Malven«) verdächtigt haben, so wie die Strophe Od. II, 20, 9—12 (iam iam residunt cet.) welche Peerlkamp und Meineke ausscheiden als »indecora« [was soll das heissen?] transmutationis in alitem descriptione formidabilem, wie Meineke p. XVI ed. II schreibt.

13) Quaestiones Horatianae quum de carminum forma vetusta generatim tum separatim de carm. I, 22. III, 8 condicione institutae. Dissertatio philologica quam — defendet Alfr. Ruhe, Guestphalus Rheinensis. Monasterii ex officina Aschendorf 1873, 47 S. 8.

Um sich den Weg zur Vertheidigung der Verse in Hor. Od. I, 22 und der Ode III, 8 zu bahnen, spricht der Verfasser zunächst im Allgemeinen über die Schönheiten der horazianischen Poesie, wie sie z. B. Lessing, Schr. VI p. 134 ed. Lachm. anerkannt hat, und dann über die Wortstellung und die figurae verborum bei Horaz. Sieht man auch diesem Theile an, dass der Verfasser selbstständig frisch gesammelt hat, so verlieren doch dadurch die Arbeiten von Cadenbach de alliterationis apud Hor. usu und namentlich die feinen Beobachtungen von Dillenburger, quaestiones Horatianae, keineswegs ihre Geltung. Der Hauptzweck ist unserem Verfasser die Polemik gegen Peerlkamp u. a., zunächst in Od. I, 22, wo Peerlkamp und Meineke die vierte Strophe (quale portentum — arida nutrix) streichen, während Lehrs die ganze Ode auf 8 Zeilen reducirt, die Verse 13—16 inssonderheit »lächerlich gräulich« nennt [als ob nicht auch Horaz — was wir hier nicht zugeben — einmal etwas Lächerliches und Gräuliches hätte schreiben können, z. B. trotz Goethe's Versen auf Napoleon: »am jüngsten Tag« etc.]. Die faden Einwände Peerlkamp's beseitigt der Verfasser p. 25 f. schlagend und bringt dann zur Erhärtung der Aechtheit sehr überzeugende Gründe, die er namentlich aus der Wortstellung bei Horaz ableitet (militaris — Daunias = Od. I, 31, 3 opimae — Sardiniae; Od. III, 8, 13 amici sospitis u. s. w., dann latis alit aesculetis = Od. I, 33, 10 und das. Dillenburger; I, 5, 13—14 u. s. w., vgl. Ruhe p. 16). Dass ohne diese Strophe die Harmonie des ganzen Gedichtes, dessen Trichotomie evident ist, keine wäre, haben andere betont und fügen wir hier hinzu. Weniger glücklich ist der Verfasser in der ästhetischen Bekämpfung der Ansicht von Lehrs, und zwar deshalb, weil er — wie neuerdings

auch andere = die Erzählung von dem Wolfe als eine scherzhafte Fiction betrachtet. Dagegen sind p. 31 f. die Auseinandersetzungen über die Redeweise u. s. w. im ganzen Gedichte so überzeugend, dass man fühlt, wie auch diese Dinge unsere Altvordern zur Schwärmerei für das dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem unbewusst mit hinführten. Die ganze achte Ode des dritten Buches (Martiis caelebs —) erklärt Peerlk. für unächt. Die Art, wie von Ruhe Peerlkamp's seichte Einwände abgewiesen werden, ist überzeugend und namentlich das Sprachliche für die Aechtheit p. 39 f. vorgebrachte beachtenswerth.

14) Ueber die Ars poetica des Horaz. Programm der k. Studien-Anstalt Passau für das Studienjahr 1873/74 von Reger, Studien-Director und Professor. Druck der Keppler'schen Buchdr. in Passau. 15 S. 4.

Der Verfasser kämpft sehr glücklich gegen die Art, wie Ribbeck mit dem überlieferten Texte, dem »Schutthaufen«, der Ars poetica (p. 210) umgeht, die Ordnung der Quellen gänzlich aufgiebt und die einzelnen Parthien nach den von ihm willkührlich angenommenen Gesichtspunkten zusammenstellt. In der sogenannten Lehre von den Charakteren stellt Ribbeck die Verse so nebeneinander: 153—178. 309—322. 86—98. 220—250. 99—152. 333—346. 179 bis 219. 251—274. Reger thut nun dar, dass Ribbeck hier Disparates eingemengt habe, indem die Partie 220—250, welche offenbar nur die Diction des Satyrspiels zum Gegenstande habe, in die Lehre von den Charakteren gebracht werde. Eben so erscheint es als etwas höchst Gewaltsames, in diese Lehre auch V. 99—127 einzureihen, da in diesen Versen eben ausgeführt ist, dass die Affecte zu wahrheitstreuem Ausdruck gelangen und die Reden jeder Person ihrem Schicksale, ihren Erlebnissen, ihrer gesammten Lebensstellung entsprechen müssen.

Das zweite Hauptstück ist nach Ribbeck (p. 253) »der Stoff des Drama, die Wahl und Behandlung desselben —, Verbindung des stofflichen mit dem tieferen, moralischen Interesse«, nämlich V. 128—152. 333—340. Hiergegen wendet Reger ein, dass es nicht logisch sei, erst die Lehre von den Charakteren und dann die Wahl und Behandlung des dramatischen Stoffes vorzunehmen; naturgemäss müsse — wie es auch in dem überlieferten

Texte der Fall ist — der letztere Abschnitt dem ersteren vorangehen. Jeder, der logisch denkt, muss dem Verfasser beipflichten. Will Jemand zu Ribbeck's Vertheidigung einwenden, bei dem Dichter dürfe man es mit der Logik nicht so genau nehmen, so fällt durch diesen Einwand das ganze Gebäude zusammen; denn der Philolog von gewöhlichem Schlage wird sagen, ihm gefalle das ungenirte Sichgehenlassen des Dichters und habe diesem jedenfalls auch gefallen.

Alles, was nicht in der Einleituug oder im dramaturgischen Theile untergebracht wurde, wird von Ribbeck im Schlusse placirt, der dann eine Ausdehnung von 130 Versen erreicht und somit an Umfang nicht bloss selbst die Ribbeck'sche Einleitung weit übertrifft, sondern auch dem Haupttheil nicht viel nachsteht. Aber Ribbeck hat auch hier Partien placirt, die unmöglich im Schlusse vorkommen können, z. B. 275 f., wo von der Angabe der Hauptmomente der griechischen Dramatik übergegangen ist auf die römischen Nationaldramen. Als Bestandtheil des Epilogs kann die Partie, welche von der Mittelmässigkeit handelt (366—385), schon vermöge ihrer Ausführlichkeit nicht erscheinen, indem nicht bloss über die Mittelmässigkeit als etwas nicht zu Verstattendes der Stab gebrochen ist, sondern auch Gründe angegeben werden (383. 384), aus welchen solche Mittelmässigkeit bei den Römern sich breit macht. Trotz der Freiheit aber, die sich Ribbeck in Aneinanderreihung der einzelnen Partien erlaubte, sind keine Uebergänge gewonnen, gleichsam Brücken, die von einer Partie zur andern hinüber führen, und »ist der Wunsch, solche zu gewinnen, durch die mit gänzlichem Absehen von den Handschriften ganz nach freiem Ermessen gemachte Ribbeck'sche Anordnung keineswegs befriedigt worden«; vgl. V. 99 gleich hinter 250; V. 346 vor 179! V. 275 gleich auf 332! »Jedoch, selbst wenn die Art und Weise, wie Ribbeck die einzelnen Partien an einander reihet, ein vollständig abgerundetes, in seinen einzelnen Theilen engverbundenes Ganzes gewähren würde, so wäre es doch zu theuer erkauft um den Preis des gänzlichen Verlassens der Handschriften«. Reger giebt nun seine eigene Ansicht (S. 6 f.) über den Zusammenhang der Gedanken an der Hand der Ueberlieferung, welcher ein recht planes Ganze giebt. Auf diesen Haupttheil können wir die Freunde des Horaz nur als höchst beachtenswerth hinweisen,

da derselbe in Kürze sich nicht übersichtlich referiren lässt. Nur in einem Punkt stimmt Rec. mit Ribbeck überein. Er scheidet V. 391—407 aus und nimmt an, dass diese Partie in Epist. I, 1, nach V. 125 gehöre. Mit welchem Rechte? mögen andere entscheiden.

15) Jo. Nic. Madvigii Adversaria critica. Vol. II. Havniae 1873. 8.

Madvig, dessen allgemeines Urtheil über die neueste Hyperkritik oben mitgetheilt worden ist, polemisirt p. 51 f. sehr überzeugend gegen die Art, wie neuerdings oft angenommen worden ist, dass bei Horaz ein Vers von Interpolatoren getheilt und darein ein neues Strophenstück geflickt worden sei, wie z. B. Od. IV, 4, 18—22 Vindelici — **quibus** — omnia, sed — **diu**. Ref. bekennt, dass er als Student sich sehr gefreut hat, als er seinen Commilitonen die Entdeckung gerade dieser scheinbaren Interpolation mittheilen konnte, später aber dieselbe als einen sehr billigen Einfall verworfen hat; als einen billigen, seit er gesehen, dass schon Guyet (Lambin) u. a. auf denselben gekommen sind. Madvig nimmt an, dass Horaz den uns widerstrebenden Zwischengedanken quibus mos unde deductus cet. ausgesprochen habe im Hinblick auf einen uns nicht bekannten Autor (Horatio alium fortasse scriptorem tangenti hoc interponere in mentem venit). Referent fügt hinzu, dass namentlich im vierten Buche der Oden das Streben des Horaz ersichtlich ist zu amplificiren oder zu exemplificiren. Der enkomiastische Inhalt dieses Buchs macht es glaublich, dass Horaz in jener späteren Lebenszeit, wo er Buch 4 auf Augustus Wunsch dichtete, sich mit Pindar vielfach beschäftigt und ihm nacheifernd Erweiterungen angebracht habe, die uns nicht stets anmuthen. Nahm doch auch Gottfried Hermann an, dass Pindar Partien, die uns wunderlich erscheinen, eingefügt habe, um das Mosaik der übrigens fertigen Ode in volles Gefüge zu bringen.

P. 51 f. spricht sich M. über die vielfach angefochtene Ode IV, 8 aus. Dass bloss der strophischen Vierzahl zu Liebe die Verse 28 und 33 bei Meineke u. a. haben fallen müssen, legt er klar an den Tag (— detrahunt versus 28 et 33 utrumque innocentissimum — und sogar praeclarissimum, wollen wir hinzu-

fügen — **quod hi soli aliquo modo** sine ceterorum ruina **exsecari possunt**, p. 32). Ganz überzeugend deckt er ferner die Willkür auf, mit welcher Meineke u. a. Vers 15 halb, V. 16—18 ganz, Vers 19 halb ausgestossen haben. Excerpiren lässt sich die schlagende Beweisführung nicht; wir müssen auf das Buch selbst verweisen (p. 51). Madvig für seine Person hält V. 17 und 18 (reiectaeque retrorsum — Carthaginis impiae) für unächt, schreibt für celeres V. 15 mit codd. A B λ bei Keller celeris und reconstruirt das Ganze so:

> Non incisa notis marmora publicis,
> Per quae spiritus et vita redit bonis
> Post mortem ducibus non celeris fugae
> Eius, qui domita nomen ab Africa
> Lucratus rediit, clarius indicant
> Laudes quam Calabrae Pierides,

so dass zu verbinden ist: vita non celeris fugae = vita non fugax et brevis. Schwerlich wird dies Jemand non monitus verstehen. Ausserdem will Referent bedünken, dass die Wiederholung von non in demselben Satze (non incisa in V. 13 und non celeris fugae in V. 15) für den Leser etwas Störendes hat, ausserdem der Ausdruck non celeris fugae wegen fuga den ominösen Nebengedanken erweckt, dass der Ruhm nicht ewig sei — im Gegensatze zu V. 28 dignum laude virum Musa vetat mori. Vgl. dazu Od. III, 30 5, (fuga temporum), Theokr. XVII, 117—118 (*τοῦτο — κλέος — καὶ Ἀτρείδαισι μένει*), Theokr. XVI, 42 f. und Hor. Od. IV, 9, 25 f.

Od. I, 32, 15 conjicirt Madvig — mihi iunge »salve« rite vocanti: »Mutuo sibi salve reddi a testudine vult, ut canendi socias partes tueantur«.

Od. III, 4, 10 wird conjicirt altricis extra limina villulae, worauf auch Herbst gekommen, welcher praef. p. II genannt wird.

Od. III, 8, 25 wird das Komma hinter neclegens getilgt und verbunden populus neclegens.

Od. III, 14, 10 ist in beneidenswerther Weise das Wahre getroffen. Madvig setzt nämlich hinter puellae noch et, so dass angeredet sind pueri — puellae — matronae (h. e. iam virum expertae).

Carm. saec. 65 conjicirt M. hic für si, also: hic Palatinus videt aequs arces. Referent kann sich nicht von der Ansicht

trennen, dass si ganz so stehe wie vorher, carm. saec. 37 Roma si vestrum est opus, wenn — d. h. so gewiss als. So braucht auch der Grieche εἰ zur Angabe einer nicht zu bezweifelnden Thatsache: Iliad I. 39—40; Pind. Ol. IX, 26 εἰ νέμομαι; Pind. Ol. III, 42 mit Anspielung auf Ol. I, 1; Aristoph. Eqq. 764 u. a.

Epod. I, 29 wird die Variante superne bei Holder statt superni mit grosser Wahrscheinlichkeit vindicirt. »Superne urbis moenia tangit villa, quae in colle vicino adiacet«.

Epod. V, 87 f. wird so geändert:

> Venena maga fas nefasque non valent
> Convertere. Humana vice
> Diris agam vos cet.

Humana vice übersetzt M. »durch menschliche Vergeltung«.

Epod. VIII, 8 wird conjicirt equina qualia ubera. Denn quales sei und bleibe ein Solöcismus trotz Ruddimann II p. 391 ed. Stallbaum.

Epod. IX, 25 wird conjicirt — neque, [Komma!] Africani cui super Carthaginem virtus sepulchrum condidit. Der Sinn soll sein: nec eo bello, quod Africani virtus super Carthaginem sepelivit et in perpetuum sustulit. Madvig beruft sich auf Cic. imp. Pomp. 30 bellum eius adventu sublatum ac sepultum.

Epod. XV, 7 ist es unbedingt hart, dass in dem Verse: dum pecori lupus et nautis infestus Orion turbaret [nicht turbarit, wie Madvig mit Recht tadelt] hibernum mare — zu lupus ἀπὸ κοινοῦ infestus genommen, dazu aber esset supplirt werden soll, während im zweiten Gliede des Satzes infestus das Verbum turbaret habe. Madvig schlägt daher andere Interpunction vor, nämlich Komma hinter Orion (dum pecori lupus et n. inf. O.), so dass dann construirt werde: aura turbaret hibernum mare intonsosque agitaret Apollinis capillos.

Epod. XVI, 15 nimmt Madvig zunächst einen Ausruf an: Forte quid expediat! soviel als forte aliquod remedium! Dann fasst er das Folgende 15—16 als Frage: communiter aut melior pars malis carere quaeritis laboribus? Dann lässt er die Antwort folgen: nulla sit hac potior sententia: nämlich Phocaeorum velut profugit — ite, (so V. 21 statt ire) pedes quocumque ferent.

Serm. I, 3, 69 ff. schlägt Madvig die auch von anderen ge-

machte Interpunction vor: amicus dulcis — vitiis bona; pluribus hisce — inclinet. Amari si volet hac lege, in trut. cet.

Serm. II, 1, 55 wird die Variante petat für petit in Schutz genommen. Petit hält Referent in seiner Ausgabe fest, auf die er verweist.

Serm. II, 3, 208 vertheidigt M. die Variante veris statt veri (Horkel). Vgl. über die schwierige Stelle namentlich Teuffel ad h. l.

Serm. II, 3, 300 theilt M. die Worte so ab: Stoice post damnum — sic vendas omnia pluris — qua me cet. »Sic demum in Stoici appellatione aliquid est leporis; in addito voto nihil loci habet post damnum«. Wegen der Erklärung des textus receptus verweist Ref. auf seine Ausgabe.

Serm. II, 5, 48 vermuthet M. ut ei scribare für ut et scribare. Heindorf wollte uti. Vgl. jedoch Orelli. Uebrigens ist der Dativus ei dem Gebrauche des Horaz fremd.

Serm. II, 5, 89 wird die Conjectur opera für operae empfohlen.

Serm. II, 6, 59 conjicirt M. mergitur für perditur. Das oft angefochtene perditur wird aber völlig geschützt durch die Beispiele bei L. Müller, Jahrb. 1866 S. 864. Kann überhaupt die Phrase lux mergitur belegt werden?

Serm. II, 8, 6. Nach Tilgung der Unterscheidungszeichen schreibt Madvig: in primis Lucanus aper leni fuit Austro captus und construirt: in primis (prima esca, V. 5) fuit aper captus leni Austro. Ref. glaubt auch jetzt noch, dass dieser an sich unnatürlichen Wortstellung namentlich der Zusatz: ut aiebat cenae pater widerstrebt, welcher völlig berechtigt ist, wenn man interpungirt: in primis Lucanus aper: leni fuit Austro captus. Fuit sagt Fundanius, indem er getreulich die Rede des Gastgebers berichtet.

Epist. I, 14, 39–40 will M. interpungiren, wie nach Porph. auch einige im Alterthum thaten: rident vicini glaebas et saxa moventem cum servis. Urbana diaria rodere mavis. Wäre dies richtig, so entstände aber eine Schwierigkeit in dem folgenden Verse: horum tu in numerum voto ruis, wo horum schwerlich auf diaria gehen kann, während es natürlich auf servis bezogen wird, wenn man mit Krüger u. a. schreibt: rident vicini gl. et s. moventem. Cum servis urbana d. r. m. Horum cet.

Epist. I, 6. 7 wird Keller's Interpunction gebilligt: quid maris — ludicra? quid plausus, und ludicra Spielsachen übersetzt (vgl. unten L. Müller). Dafür liesse sich allerdings Epist. I, 1, 10 anführen: versus et cetera ludicra pono. Indessen scheint die gewöhnliche Verbindung ludicra — plausus angemessener, namentlich wegen Epist. II, 1, 180 und des sonstigen Sprachgebrauches.

Art. poet. 52f. will M. schreiben: — habebunt verba fidem, et si Graeco fonte cadent. Die Beurtheilung dieses Vorschlages und anderer, oben nicht weiter besprochener überlässt Ref. absichtlich den Fachgenossen.

16) Luciani Muelleri Lectiones Horatianae, in Mélanges Greco-Rom., tirés du bulletin de l'Acad. Imp. de St. Pétersbourg. tom. III p. 688 f.

Dieser Aufsatz ist Vorläufer einer neuen eleganten Horazausgabe, welche vor Kurzem bei Teubner erschienen ist. Der Verfasser bespricht folgende Stellen, welche er ändert, beziehentlich für unächt erklärt:

Od. I, 2, 22 audiet cives iacuisse ferro für acuisse ferrum: Conjectur von Baehrens.

Od. I, 6, 2 mit Passerat aliti für alite. Noch lieber möchte M. aemulo.

Od. I, 20, 9 mit Krüger tu liques für tu bibes.

Od. I, 22, 13—16 quale portentum — arida nutrix wird ausgeworfen: »Neque erat hercule, cur atrocitatem lupi sibi oblati tanto verborum strepitu [?] persequeretur Horatius, cum huius beluae ut infestissimae rapacissimaeque et ipse et alii scriptores latini saepe iniciant mentionem nullis additis ambagibus«.

Od. I, 32, 15 wie schon in der Ausgabe von 1871 medicumque für mihi cumque. Vgl. oben Madvig S. 485.

Od. II. 4, 9—12 wird als unächt bezeichnet (»non poterit [quidni?] negari concinnitatem omnem tolli sententiarum«).

Od. II, 4, 10 — altricis extra limina pergulae conj. für limen Apuliae. Vgl. oben S. 485 Madvig.

Od. III, 24, 39 polo conj. für solo mit dem starken — Ref. aber nicht erschütternden — Trumpfe »solo plane supervacaneum esse et importunum post Bentleii disputationem qui iterum com-

probare voluerit, ne ille actam rem agere merito dicetur«. Auch Meineke z. B. hat, wie andere, solo drucken lassen.

Od. III, 29, 6—7 Aefulae declive contempnatur, Aefulae allerdings mit einigen Hülfsmitteln (Keller p. 147, vgl. jedoch Plin. H. N. III, 3, 69 u. a.) für Aesulae, contempnatur für contempleris. Allein schon die Schreibweise contempnatur scheint gegen diese Conjectur zu sprechen. Vgl. temnere Hor. Serm. I, 1, 116, II, 2, 38 ed. Holder und damnum, nicht dampnum, bei Horaz, und dazu vgl. des Ref. Anmerkung zu Hor. Serm. I, 1, 80.

Epod. VIII, 17 inliterati num magis nervi rigent? aus Conjectur für minus. Minus sei aus V. 18 gekommen. Umgedreht wollte Guyet magis in V. 18.

Epod. XVI, 61—62 werden hinter V. 52 gestellt, wie schon Gesner wollte.

Serm. I, 2, 13 wird als aus A. P. 421 eingeschmuggelt getilgt.

Serm. I, 3, 85 quod nisi — acerbus wird für Einschiebsel von einem erklärt, der V. 86 am »Asyndeton« Anstoss nahm.

Serm. I, 5, 92 in Klammern mit Bentley.

Serm. II, 2 werden mit Peerlkamp V. 12 und 13 mit Auswerfung der Worte molliter austerum und pete cedentem aera disco in einen Vers zusammengezogen: seu te discus agit studio fallente laborem.

Serm. II, 3, 294 wird für unächt erklärt: »Hysteronproteron, quod continetur ultimis duobus verbis, indignum plane esse Horatio rectissime Peerlkampium existimo monuisse«. Peerlkamp schrieb p. 191 allerdings nur: »hysterologia mihi hic non ferenda videtur«. Der von Schaper über Vergil ausgesprochene Satz »homo fuit Vergilius« möchte, wenn die Hysterologie wirklich so auffällig ist, auch hier seine Anwendung finden.

Epl. I, 6, 7 erklärt M. ludicra mit dem französischen les bijoux und verbindet es wie Madvig nach Keller's Vorgange mit dem vorhergehenden Verse: quid maris extremos Arabas ditantis et Indos ludicra? Vergl. jedoch oben Madvig S. 488. Vers 8 aber quo spectanda — ore enthält bloss dummes Zeug (nugas) und wird mit Nauck für unächt erklärt.

Epl. I, 7, 3 si me vivere cet. wird mit Nauck für unächt erklärt (»nimis quippe timidi et abiecti esset animi Horatius, si metu futuri morbi adversam valetudinem contracturum se diceret«).

Epl. I, 7, 24 dignum cet. wird ausgestossen mit Nauck, der auch V. 25—26 entfernt wissen will. Dasselbe Schicksal erfahren die Verse Epl. II, 1, 155 ad bene dicendum cet.; Epl. I, 7, 38 audisti cet.; Epl. I, 7, 79 et sibi dum requiem cet.; Epl. I, 19, 48—49 ludus enim genuit — funebre bellum; Epl. II, 1, 141 corpus cet., indem II, 1, 140 euhantes für levantes conjicirt wird.

Aus zwei Versen wird mit Nauck einer gemacht Epl. I, 10, 4—5, wo quicquid negat alter et alter, adnuimus pariter getilgt wird; desgleichen Epl. I, 11, 18—19, wo campestre nivalibus auris, per brumam Tiberis getilgt wird.

A. P. wird V. 92 hinter V. 98 gestellt.

Epl. II, 2, 70 wollte schon Froehlich haud sane für humane lesen. Müller schreibt hau sane, denn humane (intervalla vides humane commoda) entbehre jedes Sinnes. Referent bezweifelt dies. Mit Recht betrachten Dillenburger u. a. humane als ironisch gesagt und übersetzen »hübsch bequem«, noch passender im Anschluss an das lat, humane kann man das Ironische dem Gefühle nahe bringen durch die Uebersetzung: ganz charmant bequeme Distanzen.

Epl. I, 2, 52 soll mit Bouhier tomenta für fomenta gelesen werden. Epl. I, 10, 41 wird nescius für nesciet conjicirt, Epl. I, 16, 53 tu nihil admittis (codd. admittes) notae für in te; Epl. II, 1, 90 Grais für Graecis. Eine ausführliche Angabe der Beweise, warum diese Aenderungen und Annahmen von Interpolationen in Frage zu stellen sind, würde die Gränzen dieses Blattes überschreiten. Es genüge hier nur noch an Haupt's Wort zu erinnern: »im Horaz darf nur mit der höchsten Vorsicht geändert, ja **höchstens ein Buchstabe** geändert werden«.

Dagegen ist die Lesart tecta libido S. I, 2, 33 für taetra libido mit Recht empfohlen, während S. I, 3, 107 taeterrima fest zu halten ist. Die Gründe, aus welchen M. das Wort taeter bei den eleganten Dichtern der augusteischen Zeit als anstössig bezeichnet, sind nur subjectiver Natur. Und wäre auch die Thatsache im Allgemeinen wahr, dass man sich scheute, das Wort taeter in den Mund zu nehmen, so ist es doch hier geschützt durch das vorhergehende, sicher nicht salonfähige Wort cunnus: nam fuit ante Helenam cunnus taeterrima belli causa, die scheusslichste, ganz thierische Veranlassung zum Kriege war — das vul-

gäre Kraftwort denke sich Jeder. Anständiger redet Theognis 1231: *σχέτλι' Ἔρως — Ἰλίου ἀκρόπολις.*

S. I, 2. 100 stimmt Ref. mit M. dahin überein, dass plurimaque für plurima quae zu schreiben ist.

17) Notes de critique et d'exégèse sur Horace, sixième satire du premier livre (Analyse et but de la satire; v. 7—22. 71—88 et 122—123). Par P. Willems, Prof. à l'Université de Louvain cet. Bruxelles, J. Hayez. 1873. 68 S. 8.

Das Bleibende dieser Schrift sind die im Anschluss an Hor. S. I, 6, 75 gegebenen numismatischen Untersuchungen. Der Verf. hält die von Holder jetzt aufgenommene Lesart: ibant octonos referentes idibus aeris fest gegenüber der Vulg.: ibant octonis referentes idibus aera (p. 34 f.). Octoni aeris sind auch nach ihm (cf. Holder. ad h. l.) = octoni asses aeris scil. gravis. Das Schulgeld, welches die hochgeborenen Knäblein ihrem Schulmeister in Venusia monatlich entrichteten, waren nach Willems Reduction circa 40 Centimes. Vgl. auch Hultsch, Metrol. S. 205 f. Durch die Lesart und Erklärung octonos ref. id. aeris erledigen sich die früheren Streitigkeiten von C. F. Hermann, Disputatio de loco Horatii serm. I, 6, 74—76. Marb. 1838 u. s. w.

Ohne Bedeutung sind die Conjecturen, welche W. zu Serm. I, 6 bringt. Er interpungirt V. 14 — licuisse. Notante iudice quo nosti populo cet. mit Dziatzko, Rhein. Mus. 1870 p. 315 u. a., während das Richtige nur die von Holder u. a. festgesetzte Interpunction sein kann: unius assis non umquam pretio pluris licuisse, notante iudice quo nosti populo wie dies Ribbeck im ind. schol. hib. Kiel 1863. p. VI dargethan hat. Nun nimmt aber W. Anstoss an V. 19 namque esto populus Laevino mallet honorem quam Decio mandare novo — und conjicirt: namque est: ei populus Laevino cet., was heissen soll: car cela est; il n'y a pas à en douter: le peuple préférerait confier une magistrature à ce Lévinus plutôt qu'à un homo novus, fût-il un Décius etc. Die Conjectur est glaubt W. gerechtfertigt durch Epod. VII, 17 sic est und Stellen wie Cic. Lael. 2: sunt ista, Laeli. Dies kann eben so wenig zugegeben werden, als dass das einsilbige gebrauchte ei geschützt werde durch das einsilbige dein oder das zweisilbige deinde Hor. S. I, 3, 101. Hor. S. II, 8, 85, oder gar durch die

Vocative Pompei, Voltei (Od. II, 7, 7, 5. Epl. I, 7, 91). Uebrigens müsste es wenigstens heissen huic, nicht ei.

Unnöthig und verfehlt ist schliesslich die S. I, 6, 122 vorgeschlagene Aenderung: ad quartam iaceo; post hanc vagor aut lego; lecto aut scripto cet. für — aut ego lecto cet. Die Verkürzung des auslautenden *o* in lego ist bei Horaz unerwiesen und nicht geschützt durch die Analogien volo (S. I, 9, 17) veto (I, 1, 104) nescio (I, 9, 2) dixero (I, 4, 104) und ähnliche. Ausserdem wäre bei dieser Aenderung der Relativsatz quodmet. iuvet ungeschickt angebracht. Aut ego ist eben so richtig wie Tibull. I, 3, 17 aut ego sum causatus aves oder sive ego S. II, 3, 87 u. s. w.

Namentlich gestützt auf die zwei letzten Verse, findet W. in der ganzen Satire die Erklärung des Horaz, dass er nicht Lust habe, als Candidat für die Quästur aufzutreten. Der Grundgedanke liegt vielmehr in den ersten Versen, an welche sich V. 130 bis 131 anschliessen, — non . . naso suspendis adunco ignotos ut me cet.

18) Philologus. Herausg. von E. v. Leutsch. Bd. 32. (1873).

Hor. Od. I, 9, 9—12 permitte divis — orni wird von P. Langen in Münster in überzeugender Weise dem Horaz vindicirt gegenüber der Athetese, welche Lehrs beliebte (pag. XLV). Minder glücklich scheint Ref. die für Epist. II, 2, 171 vorgebrachte Conjectur — vicina excludit iurgia für refugit — Bentl. refigit. — (Philol. S. 154).

Hor. Od. III, 19, 22 — sparge rosas. C. Hartung in Sprottau weist zunächst die Erklärung von Campe (Philol. XXXI S. 689) zurück, welcher »ideale Rosen« unter rosas versteht = »freuet euch des Lebens«; dann stellt er zwei Erklärungen auf, zwischen denen er die Wahl lässt. Entweder wirkliche Rosen sollen gestreut werden. Dass diese trotz der Winterkälte (V. 8) zu haben waren, wird aus Seneca Epist. 122, 8 (non vivunt contra naturam, qui hieme concupiscunt rosam) u. a. nachgewiesen. Oder rosa könne sein = Rosensalbe, welche im Zimmer ausgesprengt Wohlgeruch verbreitet. Das Erstere scheint Ref. das Natürliche (Philol. S. 572—573).

Od. IV, 2, 2 conjicirt Rob. Unger in Halle ire für Jule (»quisquis Pindarum imitari studet, is ire tamquam Icarus ceratis

pennis nititur). Im Vorbeigehen wird Od. I, 4, 16 vorgeschlagen Fabula anne Manes Et domus exilis Plutonia? als Fragesatz. (Philol. S. 748). Ref. hält jede Widerlegung für unnöthig.

Serm. II, 1, 86 will Th. Bergk in Bonn dass man lese: Solventur bis sex tabulae für Solventur risu tabulae. »Wie aus BISVI durch ein lächerliches Missverständniss RISV entstehen konnte, liegt auf der Hand, schwerer begreift man, wie man den offenbaren Fehler nicht schon längst berichtigt hat«. (Philol. S. 366). Vor allen Dingen war zu erhärten, dass Horaz oder sein Schreiber statt bis sex mitten im Verse Zahlzeichen gebraucht haben. Wie würde sich da in Horazen's Exemplar Epist. I, 1. 58 ausgenommen haben: sed quadringentis sex septem milia desunt?

19) Jahrb. für class. Philol. herausgegeben von Alfr. Fleckeisen. Bd. CIX (1873).

J. Bartsch in Luckau bespricht S. 275 f. Hor. Od. I, 3, Es scheine keines langen Beweises zu bedürfen, dass Ode I, 3 aus zwei verschiedenen, aller Vereinigung widerstrebenden Elementen zusammengesetzt sei, nämlich V. 1—8 auf der einen Seite, V. 9 bis Schluss auf der anderen. Diese zwei Partien lassen sich nach B. in keinen »vernünftigen« Zusammenhang bringen. Zwischen V. 1—8 und dem folgenden V. 9 (illi robur et aes triplex) liege »eben eine Kluft, die durch keine Ergänzung irgend welcher Art überbrückt werde«. Vers 21 f. wird die Schifffahrt als ein Frevel gegen die Gottheit hingestellt — auch Vergil frevle also in strafbarer Weise und am Schlusse müsse dem Dichter, wenn er nur einigermassen consequent sei, der unglückselige Gedanke auf dem Grunde des Herzens schweben: »so unternimm denn, Vergilius, diese sündhafte Fahrt! Die Götter werden Dir Deine frevelhafte Thorheit schon heimzahlen«. Das Sophisma, mit welchem B. Gedanken einschiebt, um zu seiner Schlussfolgerung zu gelangen, ist ein neues Beispiel zu Allihn's Antibarbarus logicus. Dasselbe nicht zugegeben, fällt auch das Uebrige, auf welchem B. fortbaut und zu dem Resultate kommt, dass V. 1—8 für sich ein Abschiedsgedicht bilde und V. 9 bis Schluss wieder ein selbständiges Gedicht geben, obendrein mit klarem symmetrischen Strophenbau.

Od. II, 11, 5—6 erklärt B. die Worte fugit retro levis iuventas so: »Jugend und Schönheit sind hinter uns auf der

Flucht, d. h. sie haben uns längst verlassen und der Zwischenraum zwischen uns und ihnen wird immer grösser«. Ref. glaubt, dass so in das Praesens fugit eine Bedeutung hineingelegt wird, die ihren Platz hätte, wenn das Perfectum stände. Vergleicht man die nächste Sentenz (non semper idem floribus est honor vernis cet.), so ist es einfacher, den Satz als allgemeine Wahrheit ausgesprochen zu denken, analog dem »Nichts kann ewig bestehn« in Od. IV, 7, 7: so ist nun einmal der Welt Lauf: die Jugend flieht u. s. w., uns hat sie verlassen, wie sie Andere verlässt. Doch darum die grauen Haare nicht noch grauer gemacht! canos oderati capillos dum licet cet.

Od. IV, 10, 2 conjicirt Ant. Lowinski plaga für pluma (Jahrb. S. 256). Müller, Holder u. A. geben mit Recht das überlieferte pluma. Der erste Flaum muss schon dem exoletus unerwünscht und demüthigend sein. Arist. Ran. 516 *ἡβυλλιῶσαι κἄρτι παρατετιλμέναι.*

Epist. I, 20, 24. W. Herbst in Pforta nimmt Anstoss an solibus aptum, wofür Ribbeck lusibus aptum, andere anderes conjicirten. Er schlägt vor: solibus ustum. Fleckeisen macht dazu auf das Scholion des Porph. aufmerksam: solitum iacere sub sole et chroma facere, welches die Conjectur Herbst's bestätige (Jahrb. S. 831). Diese Worte des Porph. (er macht Teint — wie der alte Student, der mit offener Brust Stundenlang in der Sonne lag, um schwarz zu werden) lassen sich aber eben so gut zur Bestätigung von solibus aptum anführen, was dem hypochondrischen, Wesen des Horaz ganz entspricht. Buchstäblich können wir von einem frostigen Menschen, der Art wie ihn der Brasilianer friorento nennt, sagen: hic solibus aptus est, der passt für die Sonne — der passt für die Ofenhölle. Krüger erklärt also richtig = wer viel Wärme vertragen kann und (deshalb) sie gerne hat. Pindar sagt Nem. IV, 14 freilich in anderem Zusammenhange: *πατὴρ ζαμενεῖ ἁλίῳ ἐθάλπετο.* Nicht nur alten Leuten, sondern auch wohl frühalten — praecanum, solibus aptum — thut es wohl in der Sonne zu sitzen sie sind aprici, wie senes aprici bei Pers. V, 179, vielleicht in Hinblick auf unsere Stelle, wie ja die ganze fünfte Satire massenweise Reminiscenzen aus Horaz hat, speciell auch die Verse V, 177—184 noch mehr Horatiana haben; V. 177 = Serm. II, 3, 182; V. 184 = Serm. I, 9, 69—70.

»Ein Glaubensbekenntniss des Horaz« ist die Ueberschrift eines Aufsatzes von Th. Plüss, Jahrb. S. 111 f. Der Schluss lautet: Gottmensch, Heros ist Octavianus dem Horaz und seiner Zeit; Heroen, Gottmenschen sind ja auch die meisten andern Götter heutzutage. Als Gottmensch steht er zwischen den Menschen und Zeus, »beugt sich aber unter Jupiter und sein Reich«. *Ἐπέχω.*

D. Beiträge zur Erklärung.

20) Ueber einige Stellen in Horazen's Oden. Zweite Abtheilung. Von Prof. Dr. Herm. Middendorf. Jahresber. des K. Paulinischen Gymnasiums zu Münster. Münster, Druck von Coppenrath 1873. 13 (25) S. 4.

Od. I, 18, 13 — non ego te, candide Bassareu, invitum quatium nimmt M. Mitscherlich's Erklärung in Schutz: non sacra tua quatiam, während Nauck quatere gegen den Gebrauch erkläre: rütteln, reizen. Die variis obsita frondibus können nur die mystischen, mit Weinlaub und Epheu bedeckten Körbe oder Kisten sein. Die Richtigkeit dieser Erklärung erhärtet namentlich ein Vergleich von Jahn, Hermes III S. 319.

Od. II, 9, 23 macht nach M. Horaz, so wie Od. II, 20, 19; III, 4, 35, die Gelonen zu Repräsentanten der nomadischen Scythen, verwechselt sie aber mit den Budinen (Herod. IV, 108—109; IV, 21 f.).

Od. III, 30, 14. Superbiam wird gegenüber anderen neueren Erklärungen sehr passend gefasst = Gegenstand des Stolzes, d. i. nach dem folgenden der Lorbeerkranz, also: »sume superbiam = nimm den durch Verdienste errungenen stolzen Lohn u. s. w. Aeschyl. Prom. 46 *ἵπποι, ἄγαλμα τῆς ὑπερπλούτου χλιδῆς* lässt sich hiermit, wie Ref. zur Befestigung der Fassung hinzufügt, vergleichen. Dazu Eurip. Suppl. 373, entfernter auch Pind. Ol. II, 49 *γέρας*, Ol. III, 13 *γλαυκόχροα κόσμον ἐλαίας*. Mit der Metonymie vgl. Theokr. I, 103 und das. Ref.

Od. IV, 3, 22 hat Nauck hinter praetereuntium Kolon gesetzt. M. erklärt und vindicirt grammatisch und sachlich die übliche Verbindung in der einleuchtendsten Weise: totum muneris hoc tui est, quod monstror digito praetereuntium Romanae fidicen

lyrae; quod spiro cet. = dir allein hab' ich dies zu danken, dass die Vorübergehenden auf mich mit dem Finger zeigen, als den römischen Lautensänger. Dass ich Dichterhauch habe und gefalle — ist dein Werk. Hierbei giebt Ref. nur zu erwägen, ob die letzte Zeile (trotz quod V. 22) nicht sinniger so zu fassen wäre: was ich athme, was ich gefalle, ist dein Werk.

Od. II, 6, 7 — sit modus lasso maris et viarum militiaeque war schon Düntzer auffällig, wenn lasso auf Horaz ginge, mihi, lasso (Mitscherl. u. a.). Middendorf unterstützt dieses Bedenken, da es »dem Septimius hätte wahrhaft lächerlich erscheinen müssen, wenn Hor. in dieser sehr ernst gehaltenen Ode sit modus cet. von sich gesagt hätte, dass er also in seinem Greisenalter ausruhen wolle von seinen Kriegs-Strapatzen zu Wasser und zu Lande, da er doch nur als Jüngling unter Brutus gekämpft, dann aber für immer dem Kriegsgotte den Rücken gekehrt hatte«. Es sei vielmehr, nimmt M. an, der Satz sit modus — militiaeque auf Septimius zu beziehen, der auch Epl. I, 9 als Kriegsmann erscheine. Wie Alles in der Ode ernst gehalten ist, so kann doch aber wohl auch Horaz im Ernste von sich sagen: ich habe das Kriegerleben sattsam kennen gelernt hatte; er es doch mit Einschluss der Niederlage bei Philippi. Wollte Jemand einen Anklang an Tibull. I, 1, 26 finden (— nec semper longae deditus esse viae), so läge dies — nebenbei gesagt — zu weit entfernt. Wohl aber zwingt der Fluss der Rede Jeden, der das Gedicht zum erstenmale hört und also nicht wissen kann, was später folgt, mihi zu sit modus lasso zu suppliren. Denn V. 1 steht mecum, V. 6 meae sedes senectae, worauf sofort V. 7 sit modus lasso folgt. Den Ausschlag aber giebt die gleich folgende Strophe: unde si Parcae — et regnata petam Laconi rura Phalantho. Ginge das obige lasso maris auf Septimius, so müsste es heissen petas. Denn der Sprung von dem Angeredeten auf den Redenden wäre hier unmöglich. Sophistisch könnte man dann in petam dies hineinlegen: dorthin gehe ich allein, du bleibe in Tibur. Vor allen Dingen bedürfte hier die Ellipse von tibi — in diesem Zusammenhange zumal — Belege; während die von mihi, me sich zahlreich finden. Vgl. Ref. zu Serm. I, 5, 83. Wollte man z. B. Od. I, 17, 25 »male dispari incontinentis iniciat manus« anführen, so ist dort tibi selbstverständlich, weil vorher ging: nec metues — Cyrum. Aehnlich ist Od. II, 8, 5 crederem.

Od. IV, 4, 14 wird evident dargethan, dass Nauck's Construction nicht haltbar und die fulva mater nicht die Rehziege, deren Kalb entwöhnt, sondern die Löwenmutter ist, mit deren Kinde der jugendkräftige Held verglichen wird. Referent fügt, ganz Middendorf's Ansicht theilend, hinzu, dass das Epitheton fulvae ganz besonders von Belang ist, bei dessen Nennung, zumal da leonem folgt, der Römer unwillkührlich an die Farbe der Löwen denkt. Bei Vergil lesen wir Aen. VIII, 552 fulva leonis pellis, Aen. II, 722 und IV, 159 fulvus leo, Georg. IV, 408 fulva cervice leaena, und so fast in constantem Gebrauch: Tibull. III, 6, 15 fulva leaena. Ovid Fast. II, 339. Ovid. Heroid. X, 85 fulvus leo, von der Mähne fulva iuba, Met. X, 698. Senec. Oed. 919. Bei Pindar Frgm. 222 p. 365 Bergk ξανθὸς λέων, neben Iliad. X, 24 αἴθων oder Iliad. X, 23 δαφοινός. Freilich sind die Nüancen des fulvus zahlreich, der Wolf und andere Thiere heissen fulvus (Aen. VII, 688, vgl. Marg, De usu epithet. colores signif. Bromberg 1857 p. 9), ja auch der Dammhirsch Ovid. Hal. 64, wenn man dort damma nicht geradezu vom Rehe verstehen will. Horaz hat nur noch fulvus vitulus, Od. IV, 2, 60, und fulvus Lacon, Epod. VI, 5.

Od. IV, 5, 10—12 wird cunctantem, was Lachmann und andere als sonderbar oder anstössig bezeichneten, gesichert durch Bosscha's Erklärung, wonach dieses Participium mit dulci distinet a domo zu verbindeu ist, nicht mit Carpathii trans maris aequora. Also cunctari spatio longius annuo = abesse longius anno et nondum redire. Die liebende Mutter fragt: quid cunctaris?

Od. IV, 5, 13 übersetzt Düntzer ominibus mit »Erwartungen«, Nauck mit »Vorschau«. Allgemeine Verbreitung verdient dagegen M.'s Erklärung: omina sind solche Zufälligkeiten, welche die liebende Mutter sich zu glücklichen, die baldige Heimkehr des Sohnes verkündenden Vorzeichen macht, indem sie ihn auch durch diese, wie durch ihre Gelübde und Gebete, zurückrufen will. Ibycus sagt bei Schiller: »zum guten Zeichen nehm' ich euch«. Das Gegentheil ist, fügt Ref. noch hinzu, Tibull. I, 3, 16 f.: quaerebam tardas anxius usque moras. Aut ego sum causatus aves aut omina dira — o quotiens ingressus iter mihi tristia dixi offensum in porta signa dedisse pedem. Eurip. Phoen. 858 οἰωνὸν ἐθέμην καλλίνικα σὰ στέφη, was Sokrates bei Plato am Schlusse von Alcib. II wiederholt (p. 151 B C).

Od. IV, 5, 18 schrieb Bentley nutrit farra Ceres, andere conjicirten anderes (vergl. Keller p. 164). Middendorf zeigt, dass rura, obwohl es auch im Verse vorher steht, ganz angemessen und treffend ist: »Sicher durchwandelt der Stier die Fluren [nämlich der Pflugstier, nicht der weidende]; es nährt die Fluren Ceres u. s. w.«

Od. IV, 14, 51—52 kann nach des Verfassers Erörterungen nur auf die Demüthigung der Sigambern und ihrer Gränznachbarn im J. 16 gehen.

Jahresbericht über die Litteratur
zu
Q. Curtius Rufus.

Von
Professor Dr. **Arnold Hug**
in Zürich.

I. Handschriftliche Ueberlieferung.

1) Ring, Dr. Michael, Bericht über die Curtius-Handschriften des Ungarischen National-Museums. Budapest. Ludwig Aigner. 1873.

2) Hedicke, E., Anzeige der obigen Schrift in Jahrbücher für Philologie 109 (1874) p. 639—648.

Als Grundlage für die Gestaltung des Textes unseres Autors ergaben sich nach den Forschungen der neueren Zeit, insbesondere seit der Ausgabe Hedicke's (Berlin Weidmann 1867), zwei Hauptquellen: die vorher schon bekannten sogenannten optimi (B F L V) oder deren consensus (C) einerseits, der von Hedicke neu an's Licht gezogene Paris. 5716 andererseits. Die übrigen Codices, die sogenannten interpolati (I), wurden blos etwa so benutzt, wie man eine Ausgabe gelegentlich zu Rathe zieht. Hierüber herrschte Einstimmigkeit, ebenso aber auch darüber, dass die Familie I nicht direct aus den optimi, sondern aus einer von denselben unabhängigen Handschrift stammt. Hedicke hat mit Recht p. 642 der obigen Anzeige dem Herrn Ring mit Bezug auf seine Aeusserung p. 12 »man geht noch immer von der Ansicht aus etc.« bewiesen, dass er hier lediglich gegen Windmühlen kämpft. Zum Beweise hiefür und zum Beweis, dass Ring überhaupt wenig Ver-

trautheit mit der neueren Litteratur über Curtius zeigt, möge auch noch neben den von Hedicke angeführten Stellen hingewiesen werden auf bezügliche Aeusserungen des Referenten Rhein. Mus. XX p. 126, und Quaestiones Curtianae (Zürcher Universitäts-Programm von 1870) p. 3. Nur über die grössere oder geringere Werthschätzung der beiden Hauptquellen, optimi und P, hat sich ein Streit erhoben, indem Referent wie Hedicke in der Ausgabe selbst mehr die Gleichstellung befürworteten, so dass bei Discrepanzen innere Gründe entscheiden müssten, während Eussner und Vogel von vornherein dem Parisinus trotz seiner anerkannt schlechten Beschaffenheit die Hauptstimme einräumen. Hedicke hat sich dann später in seiner Abhandlung De Curtii codicum fide 1870 mehr nach der Seite Eussner's ausgesprochen; indessen notirt Referent mit Vergnügen aus der oben angeführten Anzeige von Hedicke p. 642 die Aeusserung: »so lange nämlich der Parisinus, der (abgesehen von einzelnen kurzen Fragmenten) einzige Repräsentant einer von B F L V abweichenden Classe ist, ist es unmöglich zu entscheiden, ob eine abweichende Lesart desselben aus dem Archetypon stamme oder dem Schreiber zur Last falle«. Das ist ganz im Sinne des Referenten gesprochen, der überhaupt diesen Streit noch keineswegs für abgeschlossen ansieht, aber vorläufig (siehe unten) Waffenstillstand halten will. Ueber die frühern Acten dieses Streites mag auf den gründlichen Jahresbericht von Eussner im Philologus XXXII besonders p. 165 ff. hingewiesen werden.

Ring berichtet nun in der oben genannten Schrift über zwei Curtius-Handschriften im Ungarischen National-Museum: 1) No. 139, nach seinem Besitzer als Jankowichianus bezeichnet, auf Pergament geschrieben in Mailand 1444. Der Codex wird von Ring selbst als für die Kritik bedeutungslos bezeichnet, und gehen wir auf die Frage hier nicht ein, ob derselbe aus den optimi stammt und eine Handschrift der »Classe III« (Flor. C E H, Bern. B, Voss. 2) beim Copiren beigezogen wurde. 2) Viel grössere Wichtigkeit aber legt Ring einem zweiten Codex, No. 157, bei, den er schlechtweg Budensis nennt. Derselbe ist noch jünger als der andere, er ist durch Petrus Cenninius 1467 für den König Matthias Coruinus angefertigt. Ring führt nun allerdings gründlich und überzeugend den Beweis, dass dieser Codex besonders mit Flor. G Verwandtschaft zeigt, jedoch so, dass er wieder nicht direct aus demselben

stammen kann. Die bessere Familie der interpolati (Cl. II nach Foss) theilt sich ihm in zwei Zweige: aus y stammen Flor. G und unser Budensis, aus y_2: Flor. D F J, Pal. 1. Aber nachdem man diese fleissige Beweisführung gelesen hat, fragt man sich immer noch cui bono? und gibt sich die Antwort: für die Textesgestaltung des Curtius gewinnen wir aus diesem jungen Codex nichts, wenn auch für die Geschichte des Textes einiges dabei abfällt, wie die allgemeine Beobachtung, dass die Interpolation am Curtius successiv durch mehrere Jahrhunderte vorgegangen ist. Wir stimmen völlig der Schlussbemerkung Hedicke's bei, aus den interpolati liesse sich blos für die Controlle von P und den optimi, und blos dann ein Gewinn ziehen, wenn neben Bud. und Flor. G vor allem Flor. D F J, Pal. 1 von neuem sorgfältig verglichen, beziehungsweise ihr censensus constatirt würde. Annähernd kämen wir, füge ich hinzu, zu ähnlichem Resultat, wenn man einen ältern guten Vertreter der interpolati fände. Auf ein paar Sonderbarkeiten und Unbegreiflichkeiten in dem von Ring gegebenen Stemma der Codices hat Hedicke in seiner Anzeige p. 646 aufmerksam gemacht. Bei der Gelegenheit gibt derselbe noch p. 646 Note 5 ein paar kleine Nachträge zu den von dem Referenten seiner Zeit veröffentlichten Collationen des Rheinauer- und Einsiedlerfragmentes; die Nachträge zu der Rheinauercollation durch Herrn Dr. Kinkel sind richtig; nur muss ich, si tanti sit, Hed. p. 185, 13 auf ignobiles quod beharren, wofür eine Abbreviatur im Codex steht.

3) Schuessler, Otto, De Q. Curti Rufi codice Oxoniensi. Lipsiae, sumptibus Teubneri. 1874. (Programm der K. Klosterschule Ilfeld).

Diese Schrift (bereits von Eussner angezeigt in der Jenaer Litteraturzeitung No. 45, p. 708) hat eine ähnliche Tendenz wie die vorige: der Erfolg ist jedenfalls etwas höher anzuschlagen. Auch Schüssler berichtet uns von zwei bis jetzt vernachlässigten Oxforder Handschriften des Curtius. Er widerlegt zunächst die Behauptung Zumpt's, dass Thomas Burgess in dem conspectus Musei Oxoniensis diese zwei Codices verglichen habe: die dort angegebenen Varianten stammen vielmehr aus einem Codex Rawlinsonianus. Von diesen zwei Oxforder Codices wird der eine (Oxon. B = Cod. Mem. 142. Can. Lat. 306) als aus dem späten

Jahre 1420 stammend von Schüssler selbst nicht als der Berücksichtigung werth erachtet, desto grössere Aufmerksamkeit aber dem zweiten zugewendet Oxon. A = Cod. Mem. Can. Lat. 136. Schüssler bezeichnet ihn als uetustior, aber vergeblich sieht man sich auch nur nach einer approximativen Schätzung des Jahrhunderts, dem dieser Codex angehört, um, was man denn doch in einer wissenschaftlichen Schrift mit Fug erwarten sollte. Man muss sich in dieser Beziehung also noch gedulden, obschon das Urtheil hiedurch erschwert wird.

Dass dieser Oxon. A zu der Classe der interpolirten gehört, gibt Schüssler selbst sofort zu (p. 2); er hat auch zum Theil die Zusätze aus Justin (Schüssler p. 20), so IV, 11, 21 nach fortuna est, zum Theil allerdings noch nicht, so IV, 11, 16 die nach Dareo und naturae meae. Gerade günstiges Vorurtheil für den Codex wird in der That nicht erweckt durch die Masse der grossentheils schlechten Lesarten, welche Schüssler von p. 23 an aus ihm anführt, sie mit den Worten einleitend: postremo hoc breuissime dicam me aliquam mihi bonam gratiam uideri ea re conciliare, quod plerasque lectiones in uulgus notas et uetustioribus proprias ac perpetuas editoribus, quarum primae origines reperiri non potuerint, in hoc libro inueniri demonstrem. Ein Theil derselben ist übrigens auch in anderen Codices (der schlechten Gattung) zu finden, so III 1, 6 sese ipsos in Voss. 2, III 1, 8 circumsederi in Pal. 3 (auch im Parisinus nach meiner Collation).

Von p. 16 — 22 in dem Abschnitt O = I führt Schüssler den Nachweis, dass der Oxoniensis A vielfach mit der Tradition der interpolirten übereinstimme, am meisten mit dem Flor. G. Der Verfasser hätte hier besser gethan, sich ganz auf solche Beispiele zu beschränken, in denen Oxon. A mit den interpolirten gegen die andern stimmt: statt dessen führt er uns auch solche Fälle vor, wo von einem Theil der andern dieselbe Lesart gemeldet wird; p. 16: III, 6, 7 hat auch Leid. incubabat (nach der zuverlässigen Collation von Holder, die in meinen Händen ist); p. 17 wird von Schüssler selbst angegeben, dass auch der Leid. IV, 11, 11 antea hat; ich füge hinzu (gegen Zumpt), dass auch im Bern. antea steht. Dasselbe ist zu sagen von dem p. 18 angeführten Beispiel III 4, 11: quod Pyle appellantur, wo zu dem Zeugniss von L P V wiederum B hinzuzufügen ist. Es ist übrigens auch dieser Abschnitt Beweis genug, dass auch unser Codex schon be-

deutende Interpolationen und willkürliche Emendationen hinter sich hat; nur eine geringe Minderzahl von Lesarten ist mit Gewissheit auf ursprüngliche Tradition zurückzuführen, so III 1, 22: Heneti, III 2, 13: tegit, III 13, 16: pecuniae. Freilich versucht es Schüssler an mehreren Stellen, gegründet auf die Autorität des Oxon. A, den Lesarten der Classe I grössere Achtung zu verschaffen: III 3, 5 hat auch der Ox.: quidam non ita augurabantur, wobei sich der Verfasser für die bekannte Conjectur von Foss, nach ita das Wort laeta, einzusetzen erklärt; eine Emendation, die wegen der Schwerfälligkeit des Ausdruckes nicht viel Wahrscheinlichkeit hat. P. 21 empfiehlt Schüssler die Lesart des Oxon. A IV 12, 7: claudebant. pedites II plurimum gentium non immixtos, sed suae quisque nationis iunxerat copias gegenüber der gewöhnlichen pedites his plurium gentium u. s. w. Und doch verlangt das Verbum iungere einen Dativ als Object, also his, und der Ausdruck suae quisque nationis passt nur für eine Zahl, die grösser ist als 2. P. 19 wird zu IV 7, 29 die Lesart des Oxoniensis sicut uideri potuissent statt der der übrigen si uideri pot. zur Grundlage einer neuen Conjectur discutere gemacht, während Jeep si uideri in eludere verwandelte. Einstweilen gilt uns der Consensus der optimi und P noch mehr als der Oxoniensis.

Worin besteht nun aber der Werth des wieder entdeckten Codex aus nicht näher bestimmter Zeit? Das bisher von uns Gesagte wäre noch nicht im Stande, uns allzusehr für ihn zu interessiren. Das Hauptgewicht ist zu legen auf die früheren Abschnitte in Schüssler's Schrift. Zunächst der Abschnitt O = P, p. 9—11, belehrt uns an der Hand einer Reihe von Beispielen aus dem III. und IV. Buche, auf welche beiden Bücher der Verfasser überhaupt seine Angaben bis jetzt beschränkt hat, dass unser Codex mehrfach die einzelnstehenden Lesarten des Parisinus in erwünschter Weise bestätigt. Doch hat Schüssler auch hier Lesarten eingemengt, die P nicht allein hat, sondern die auch durch die optimi bestätigt werden, so p. 9 III 12, 20 orientem tam moderate, welche, wie ich in den Quaestiones Curtianae p. 14 berichtet habe, nicht bloss in P V (und jetzt O), sondern auch in B und L steht, wie Herr Schüssler, wenn er auch meine Arbeit nicht kennt, aus seiner directen, von ihm citirten, Quelle: Eussner im Philologus XXXII p. 176 hätte entnehmen können. Folgendes sind die wichtigsten Bestätigungen der Lesarten des Parisinus im III. Buche,

welche ihm durch den Oxoniensis zu Theil werden III 3, 23: quae educabant P O, qui ed. C, III 6, 12: quo maxime modo P O, quo modo maxime C, III 6, 19: militari P O, in re militari C, III 10, 1: teli iactum P O, teli iam tum C, III 10, 2: quantamcumque P O, quantumcumque C, III 10, 5: uictoria aperiri P O, uictori aperiri C, III 12, 18: ad Hellesponto P O, ab Hellesponto C, III 13, 15: fide uiolata PO, fide non uiolata C, wobei übrigens III 12, 18 beweisen mag, dass auch in Fehlern Uebereinstimmung sein kann. Die Tragweite dieser Uebereinstimmungen wird übrigens von dem Referenten vollkommen anerkannt, und begreift er die Freude, die Eussner in seiner Anzeige gerade über diese empfindet, vollkommen. — Ein weiterer Abschnitt p. 11 — 16 ist überschrieben O = B F L P S V. (A. uel C. ap. Hed.). Statt dessen hätten wir nun einen Abschnitt O = C gewünscht (gegen P); so nun müssen wir etwas mühsam das für unsern Zweck dienliche ausscheiden und stossen auf Wiederholungen von schon Bekanntem. Referent hat sich dieser Mühe unterzogen und begegnete circa 60 Beispielen im III. und IV. Buche, in denen CO gegen P stimmt. Ich hebe folgende aus dem III. Buche hervor: III 1, 17: ne in omen CO, ne nomen P, III 2, 12: subiecere CO, subicere P, III 3, 1: est a rege ut CO, a rege P, III 3, 16: sacrauerant CO, sacrauenerant P, III 5, 5: deiectum CO, iectum P, III 6, 6: acciderit CO, accidere P, III 6, 11: amisso metu CO, omisso metu P, III 6, 12: locutus CO, elocutus P, III 10, 7: iam tot urbes CO, tot urbes P, III 11, 23: qui cum Dareo CO, qui Dareo P. Von diesen Lesarten von P hatte allerdings in Hedicke's Ausgabe nur III 6, 11, III 6, 12 und III 11, 23 im Texte Berücksichtigung gefunden, aber bereits gingen Eussner und Vogel weiter und nahmen auch solche Verschreibungen wie III 3, 16 sacrauenerant (worüber vgl. Jeep unten) oder die Auslassung von iam in III 10, 7 als die ursprüngliche Tradition an oder als Reste derselben, wie z. B. Eussner aus dem sacrauenerant ein eam sacram auem uenerantur eruiren wollte. Hoffentlich wird man jetzt so gerecht sein und künftig ebensogut dem Consensus CO gegen P ein Gewicht einräumen, wie es dem Consensus PO gegen C unbedingt einzuräumen ist. Dies alles bemerkt Referent nur, um zu zeigen, dass erd ie Waffen noch nicht zu strecken gedenkt, den Waffenstillstand will er aber halten, bis eine vollständige Collation des Oxon. A vorliegen wird, zu der er Herrn Schüssler in der That ermuntern möchte. Der Hauptwerth

derselben dürfte eben in der Controlle liegen, welche der Codex sowohl an P als an C üben wird.

Von dem Abschnitt O = archetypus p. 7—9 ist als besonders interessant die Notiz hervorzuheben, dass schon unser Codex IV 8, 6 orbem für urbem aufweist; orbem hat in neuerer Zeit Jeep scharfsinnig conjicirt. Manches andere ist weniger verwunderlich, denn einzelne Emendationen sind so nahe liegend, dass jeder, der einmal emendiren wollte, sie finden musste; so gewisse Correcturen von Eigennamen. antecedentium IV 7, 15 halte ich nach wie vor für eine falsche Emendation, cedentium der optimi und P führt auf ducentium, wie Vogel auf meinen Vorschlag in den Text aufnahm.

Für die Geschichte des Textes ist ferner von Interesse der Abschnitt O = Modianus p. 2—6, d. h. der überzeugend geführte Nachweis, dass Modius unsern Codex für seine Ausgabe, in ziemlich schlauer Weise seine Quelle verdeckend, benutzt habe. Am wenigsten befriedigend sind die einzeln von Schüssler eingestreuten Conjecturen, von denen die wesentlichsten unter dem pretiösen Titel »haec coniectura perspeximus« am Schlusse noch einmal aufgeführt werden. III 13, 3 cum rex fugiens ipsum reliquisset ist nach dem Zusammenhang unmöglich; III 13, 7 tunicas et pictas uestes ferner liegend als die Emendation von Acidalius; speciöser ist IV 1, 3: iam rectius tum. IV 6, 2 wüsste ich nicht, was Bactrianorum satrapen, quam für perquam der Handschriften voraus hätte vor der Emendation von Gronovius: praetorem, quam; die letztere ist paläographisch sehr leicht, da für praetor auch pr. in Abbreviatur erscheint, was leicht als »per« gelesen wurde. In IV 6, 6: nec magnam rem magis sustineri posse (das anstössige magis steht auch im Bern., was gegen Zumpt zu bemerken ist) will Schüssler magis in reges verwandeln. Allein es handelt sich nicht um eine Meinung der Könige, sondern um eine gemeinsame Anschauung der Perser.

II. Emendation.

4) Justus Jeep, Zur Kritik des Q. Curtius Rufus. Jahrb. für classische Philologie 1873 (Heft 2) p. 127—141.

Jeep bewährt auch hier wieder den Ruf eines ausgezeichneten Emendators; seine Conjecturen haben fast durchweg etwas

Bestechendes, auch da wo bei näheren Zusehen sachliche oder sprachliche Bedenken die Annahme derselben erschweren. Zunächst heben wir hervor die Vertheidigung des handschriftlich überlieferten (jetzt auch durch Oxon. A bestätigten) sacrauerant III 3, 16, wo aus der Corruptel des Parisinus sacrauenerant (siehe oben) fast abenteuerlich zu nennende Conjecturen herausgesponnen worden sind. Jeep weist nach, dass die Hinzufügung oder Wiederholung einer gleichen oder ähnlichen Silbe zu der im Parisinus sehr gewöhnlichen Classe von Schreibfehlern gehört. Einige der von Jeep vorgetragenen Conjecturen sind schon von Andern vorweggenommen worden: III 3, 5 quidam damnum augurabantur für handschriftlich quidam non augurabantur von dem Referenten Beiträge zur Kritik lat. Pros. p. 14; V 2, 19 dono se, quae docerent, dare steht schon so in der Ausgabe von Foss; ebenso VII 5, 25 esse, cuius uictoriam für handschriftlich insecutos uictoriam, was auch Vogel aufnahm. X 1, 41 regna auxerat für handschriftlich r. reduxerat rührt von Grunauer her (Beiträge zur Texteskritik des Q. Curtius Rufus, siehe Philol. Anzeiger 1870 p. 464); Vogel modificirte diese Conjectur dahin, dass er reddiderat et auxerat einsetzte. Sehr hübsch sind folgende neue Vorschläge III 3, 5: quo duce regnum Asiae occuparent: habitum esse haud ambiguae rei für handschriftlich quodue regnum Asiae occupare habuisset haud amb. r.; IV 16, 18 intermitteret für handschriftlich permitteret, mit Beibehaltung von handschriftlich ne; V 1, 7; causam ansamque belli für causamque belli; V 7, 7: igniariam materiam für igni aridam m.; V 12, 9: dilapsi sunt metu, armatis für dilapsi sunt, tum arm.; VI 11, 5: nunc eum — uelle für necum — uellet; VII 7, 28 audaciam für ad alia; IX 9, 16 initum esse (oder fuisse, was mir weniger einleuchtet) statt inisse.

Beachtenswerth, wenn auch nicht ohne Bedenken: VI 1, 21 non initum für finitum, wodurch allerdings ein historischer Irrthum und Widerspruch bei Curtius beseitigt würde. Man erwartet aber an dieser Stelle doch eher eine Zeitbestimmung über das eben beschriebene Ende des Krieges; V 2, 19 aeque für quoque(?); V 13, 3: equidem uiuum für eq. uinctum; VI 11, 30: expers reus sum für handschriftlich express sum, wie auch der Bern. hat. IV 8, 15 bello in utrumque regem conuerso nach jüngeren Handschriften, wobei bello auf den Piratenkrieg gehen soll(?).

X 1, 42: ad ultimum ita in externum ab semet ipso degenerauit ut sui quondam auersatus libidinem animi u. s. w. für handschriftlich: ad ultimum traiectum ab semet ipso degenerauit, ut in quodam aduersus libidinem animi.

VIII 5, 19 sciscere im Sinne von »festsetzen« statt handschriftlich discere, welches nur durch Freinheim's Ergänzung a uistis erträglich werde; der folgende Satz: quos equidem uictores esse confiteor, si ab illis legibus, quis uiuamus, accipimus bilde hierzu das Subject. Dieser Satz macht aber mit seiner Länge und seinem hinzugefügten Bedingungssatz kaum den Eindruck einer blossen Umschreibung des Subjects. Wir schlagen daher vor sciscere uictos; quos eq. etc. zu lesen; uictos konnte leicht vor quos wegfallen. Mit Recht hat Jeep auf das Ungehörige in VIII 1, 51 aufmerksam gemacht: et ille iam non suae, sed regis irae memor; hätte Clitus an den Zorn des Königs gedacht, so hätte er eher unerkannt zu entfliehen gesucht. Jeep schlägt daher vor statt sed: nec zu lesen. Da aber seine Antwort offenbar trotzig ist, so ist mir auch non suae irae memor unverständlich, und würde ich daher vorschlagen: et ille iam non suae, sed regis irae immemor.

Auf Irrthum beruht der Vorschlag VI 9, 28 statt neminem: quem zu schreiben, da neminem in den älteren Handschriften fehle. Neminem fehlt in den optimi nicht vor ad coniugem, sondern vor in patriam, wo es im Vulgattext noch einmal wiederholt war. III 10, 8 deditae; bis für handschriftlich dedita eis, Zumpt: deditis. Deditae soll sich auf ab his gentibus zurückbeziehen, was mir unverständlich ist, da ja dieser Ausdruck auf die Perser sich bezieht. Ebenso sind zu verwerfen VII 3, 9: lumen adit aedium für handschriftlich ad medium; der gen. aedium zu lumen ist zu auffallend proleptisch; ebenso wenig gefällt der Vorschlag, niues vor uites im Folgenden einzusetzen; wäre nur vom Schnee die Rede, so enthielte das Folgende eine unerträgliche Tautologie. VIII 8, 13 macht Jeep mit Recht auf das Ungehörige von eorum aufmerksam (vielleicht ist dafür externorum zu schreiben); wenn er aber ohne weitere Ergänzung eorum durch indecorum ersetzen will, so können wir ihm hierin nicht folgen, ebenso wenig wie IX 5, 5, wo er comminus in handschriftlich: »nam cum comminus unum procul tot manus peterent, nemo tamen audebat propius accedere« in quamuis verwandelt, wobei, da cum begründend ist, doch auderet erwartet werden müsste.

VIII 8, 8 wo für confundimus von Eussner und Grunauer confundi uidemus geschrieben wird, schlägt Jeep vor confundit uis. Einfacher erscheint uns immer noch Mützell's Emendation confunduntur, die auch paläographisch sehr leicht ist, wenn man sich der Abbreviaturen für beide Formen erinnert.

Kaum hatte Referent diese Bemerkungen abgeschlossen, als ihm durch die Güte Fleckeisen's aus dem noch nicht ausgegebenen 10. und 11. Hefte der Jahrbücher für classische Philologie 1874 von demselben unermüdlichen Jeep weitere Beiträge zukamen, die hier ebenfalls noch besprochen werden können.

5) Justus Jeep, Zu Q. Curtius Rufus. Jahrb. f. classische Philologie 1874, p. 745—754.

Treffend sind hier wieder folgende Vorschläge: III 1, 7 sciret für scire, III 3, 6: ut fere solet, sollicitudo für handschriftlich ut fere, sollicitudo, III 5, 15: sollicitaretur für sollicitaret, so dass hostis auf den gedungenen Mördern sich bezieht; V 5, 8 wird bloss die Interpunction geändert: ut uero Jouem illi tandem Graeciae ultorem aperuisse oculos conclamauere omnes (pari supplicio adfecti sibi uidebantur), rex abstersis — iubet. IV 1, 22 hesternisque für aeternisque. IV 1, 23 ablatus für ablutus. VI 3, 5 mit Vergl. von § 8: deuicimus für domuimus. VII 1, 29 si non, prope modum nach den Handschriften und in tua uerba peccaturi für handschriftlich: tuo uerberatu ei.

Beachtenswerthe Vorschläge sind III 5, 13 imbelliae für belli; III 9, 12 proelii ritu et ordine für pluribus ordine (warum nicht einfach proelii ordine?); bestechend, aber doch wegen des zu verächtlichen Ausdruckes unwahrscheinlich VII 5, 7: abdominibus für hominibus; X 2, 3 folgt Jeep den Spuren des Parisinus, welcher cum weglässt und agitant aufweist: quod consilium clam agitanti litterae redduntur, und schlägt für die in den Handschriften folgenden Worte: quibus interceptum trucidatum a quodam auctore interemptum per insidias mit weniger Gewaltsamkeit, als die Zumptsche Conjectur enthält. vor: quibus interceptum aut trucidatum quodam auctore etc., vor. Müsste dann nicht: a quibus interceptum gesagt werden? Unnöthig scheint VI 2, 13 altum für alium, da es bei dieser rein geographischen Bemerkung darauf nicht ankommt; unwahrscheinlich IV 14, 7 si qui dissimiles coram essent oder si sui dissimiles coram essent, wobei coram für eorum der

Handschriften gesetzt werden soll; ebenso IX 4, 7 hostes exitium cauebant für handschriftlich extinguebant (Modius defendebant); der vorgeschlagene Ausdruck könnte doch nur von dem den Feinden selbst drohenden exitium gebraucht werden.

IV 10, 21 nimmt Jeep wie Referent seiner Zeit Kritische Beiträge p. 19 an mutui doloris Anstoss und will mutae dolore schreiben, während Referent matni d. h. materni dafür vorschlug. VI 11, 40 kritisirt Jeep mit Recht die von Hedicke und Vogel eingesetzten Conjecturen für handschriftlich etiam neque Philotas amicorum misericordiam meruit. Er selbst schreibt etiam nece Philotas amicorum misericordiam non eruit. Einfacher erscheint mir auch jetzt noch wie N. Rhein. Mus. XX p. 128 die Weglassung von Philotas, dessen Nennung erst im zweiten Gliede unmotivirt ist, und die Veränderung von etiam in iam: iam neque amicorum misericordiam meruit.

6) Madvigii Aduersaria critica. Vol. II p. 530—535.

Dass Madvig auch mit der Texteskritik in Curtius sich beschäftigt hatte, wusste man bisher blos aus Zumpt's grosser Ausgabe (1849) p. 334, wo zu VII 7, 28 für handschriftlich ad alia die Conjectur Madvig's talia mitgetheilt ist. Wir erfahren aber jetzt von ihm selbst Aduersaria critica p. 530 Note 1, dass er Zumpt brieflich eine Reihe Vorschläge gemacht, beziehungsweise Conjecturen Anderer empfohlen hatte, darunter, was Zumpt ohne Nennung Madvig's aufnahm, das unzweifelhaft richtige quo subire für handschriftlich quos in VIII 11, 25, ebenso die Einschiebung von ei vor quoque V 2, 19. Ein Theil der übrigen fand denn (aber wieder ohne Nennung des Namens) Gnade in den Augen Aug. Wilh. Zumpt's, welcher sie in die zweite Auflage der Schulausgabe 1864 stillschweigend aufnahm. Jetzt liegen die Madvigschen Vorschläge, zum grössten Theile Bestätigungen anderer oder zufälliges Zusammentreffen mit solchen, in der obengenannten Schrift gesammelt vor.

Von den eigenen Conjecturen Madvig's notiren wir ausser den obengenannten: die Vertheidigung von V 2, 6 in disciplina quoque militaris rei a maioribus pleraque summa utilitate mutauit gegen die Ergänzung der interpolirten Handschriften tradita, adoptirt von A. W. Zumpt; IX 3, 21: XXV millibus für handschriftlich XXV milia: von A. W. Zumpt ebenfalls mit Recht aufgenommen;

IV 3, 4 Einschiebung von imae vor Macedonum turres. VII 3, 8: latere a primo für handschriftlich latere primo (besser Freinsheim und jetzt Vogel: ab imo); ibid. quia sterilis est terra materiae, nudo etiam montis dorso für handschriftlich materia in nudo; materiae in alten Ausgaben; auch Vogel hat in mit Recht eingeklammert. X 7, 5 wird nach destinabatur eine grössere Lücke angenommen.

Am wenigsten einleuchtend ist III 13, 3 ad regem mittit für handschriftlich remittit mit Weglassung von ad proditorem; denn dadurch wird der Zusammenhang mit dem Folgenden ganz unklar.

Mit Anderen gemeinsam hat Madvig Folgendes: III 11, 4 die Annahme einer grösseren Lücke nach Persarum, so dass regem als Object zu egregie tuebantur zu denken ist. Unabhängig von Madvig kam auch Vogel zu dieser Annahme, IV 9, 2 iam et für nam et nach Acidalius (ebenso Vogel); IV 9, 23 miratio für ratio, nach Freinsheim, welcher admiratio vorschlug; IV 10, 23 tantae für tantum nach Bongarsius (A. W. Zumpt, Vogel); IV 14, 1 praetereuntibus für praeeuntibus mit Modius (Vogel); V 1, 29 sufficiens für sufficiendo mit Jeep (Vogel); VII 1, 15 respondisset mit Heusinger für respondisse (ebenso Vogel); VII 5, 31 occurentibus Branchidis für Branchidas, mit den jüngeren Handschriften und Modius (besser als occurentis Branchidas Vogel): ebendaselbst 35 adeo für et ideo et mit Junius; adoptirt von A. W. Zumpt; VIII 11, 5: qui falleret mit Freinsheim für qui—fallerent (besser jetzt Halm: quo— fallerent). Zweifelhaft ist IX 10, 18: solo mit Modius für handschriftl. sola. — Auch diese Vorschläge mögen beweisen, wie viel in Curtius noch zu thun bleibt.

Bericht über die im Jahre 1873 erschienenen Arbeiten über griechische Philosophie und griechische Philosophen bis auf Aristoteles.

Von

Prof. Dr. Fr. Susemihl
in Greifswald.

Das Jahr 1873 ist an litterarischen Erzeugnissen, welche die griechische Philosophie angehen, ein sehr fruchtbares gewesen. Beginnen wir mit der umfassendsten Sphäre, so treten uns von drei Werken über Geschichte der Philosophie überhaupt neue Auflagen entgegen:

1) Geschichte der alten Philosophie von George Henry Lewes, Verfasser von Goethe's Leben. 2. Auflage. Berlin, Oppenheim. 1873. 533 S. gr. 8. (Erster Band der Geschichte der Philosophie, nach der dritten, 1867 erschienenen Auflage des Originals.)

2) Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. E. Dühring, Docenten der Philosophie und der Staatswissenschaften an der Berliner Universität. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, L. Heimann. 1873. XIII und 551 S. gr. 8.

3) Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich Albert Lange. Erstes Buch. Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Leipzig und Iserlohn, Bädecker. 1873. XIV und 434 S. gr. 8. Vgl. die Recension von E. Pfleiderer, Jenaer N. Littztg. 1874. Nr. 38.

Für den Fortschritt der philologischen Wissenschaft, um den es sich hier allein handelt, sind indessen diese Bücher kaum

nennenswerth, wie man auch im Uebrigen über dieselben urtheilen möge und obwohl das von Lange sich auch durch strenge philologische Sachkenntniss vortheilhaft vor den beiden anderen auszeichnet. Der Standpunkt der Betrachtung ist bei allen drei Verfassern ein hinlänglich verwandter, um ihre Ergebnisse, so verschieden sie auch in vielem Betracht ausfallen, doch zu denen von Zeller, die wir bisher im Allgemeinen als mustergiltig anzusehen gelernt haben, meistens in einen entschiedenen Widerspruch zu setzen; wir unsrerseits indessen vermögen beim besten Willen in diesen Abweichungen nur Rückschritte zu erblicken. Mögen wir uns nun hierin irren oder nicht, in denjenigen Kreisen freilich, in welchen die Plaudereien von Lewes und die Räsonnements und Schimpfreden von Dühring Glück gemacht haben, werden sie es ohne Zweifel auch ferner thun. Ueber die ersteren hat schon Teichmüller (Studien zur Geschichte der Begriffe, Berlin 1874. S. 217 f.) mit Recht geurtheilt, dass sie die schwierigeren Probleme der Wissenschaft entweder gar nicht anrühren oder mit einer leichten Reflexion vom Comte'schen Standpunkt abmachen. Wenn er aber findet, dass das Buch durch seinen geschmackvollen Stil das Interesse für Philosophie auch bei den bequemeren Köpfen zu verbreiten geeignet sei, so möchten wir bezweifeln, dass die Beschäftigung mit der Philosophie und ihrer Geschichte überhaupt Sache der »bequemeren Köpfe« sei und in die Boudoirs männlicher und weiblicher Damen hineingehöre. Ebensowenig hat sie aber auch mit den Fuhrmannskneipen zu schaffen, in deren Atmosphäre sie in Dühring's bogenlangen Schimpfereien nicht selten von der unfläthigsten Art gegen Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schleiermacher, Trendelenburg, Hartmann u. A., in denen selbst seine eigenen persönlichen Begegnungen mit Trendelenburg eine Rolle spielen, versetzt wird. Jedoch die Zahl der Freunde des Skandals, zumal des mit »Gesinnung« prunkenden, ist stets eine grosse gewesen, und jener verkommene Haufe, welcher heutzutage die Mehrzahl der Schopenhauer'schen Anhänger ausmacht, wird sich durch die von Dühring auch gegen ihn geschleuderten Pfeile im Genusse von dessen Werke nicht stören lassen. Mag sich Dühring auf anderen Gebieten wissenschaftliche Verdienste erworben haben, so gross wie sie immer seien, das Alles kann hieran Nichts ändern. Und noch sonderbarer ist es, dass zwar Schopenhauer, Comte und Feuerbach von ihm hoch gepriesen, dabei aber zugleich mit einer

Kritik bedacht werden, welche in Wahrheit dies Lob als schwer begreiflich erscheinen lässt. Ueber das Buch von Lewes äussert Dühring seinerseits (S. 509) sich dahin, es sei »vor den gewöhnlichen professoralen Erzeugnissen als etwas verhältnissmässig Modernes und für das Publikum (!) Geniessbares ausgezeichnet«, obschon allerdings der Verfasser »in die feineren dialektischen Fragen und Wendungen mit hinreichendem Verständniss einzugehen nicht im Stande gewesen sei und sich vielfach im alten, namentlich durch aristotelische Sympathien und oft durch die Abhängigkeit von oberflächlichen Erscheinungen der deutschen Litteratur getrübten Element der Gefühlscharakteristik gefallen habe«.

Dies Letztere bezieht sich darauf, dass Lewes allerdings noch nicht dahin gekommen ist, im Namen des Verstandes den Verstand so weit todt zu schlagen, dass er den Aristoteles, wie Dühring thut, für einen verhältnissmässig unbedeutenden und gar nicht originalen Denker erklären sollte, sondern noch immer die Schwachheit begeht denselben für den grössten Philosophen des Alterthums zu halten. Nach Dühring sind nur die vorsophistischen Philosophen im strengen Sinne sämmtlich originale Denker, und in Platons Ideenlehre steckt wenigstens noch ein originales Element, Aristoteles dagegen ist reiner Scholastiker. Aber auch Lange, als Schutzredner des Materialismus, dem er wohl eine erhebliche Schranke zuschreibt, so aber, dass ihm diese Schranke mit der der Wissenschaft selber zusammenfällt, findet in rein wissenschaftlicher Hinsicht in der ganzen sokratisch-platonisch-aristotelischen Begriffsphilosophie Nichts als eine grosse Verirrung, so sehr er nach anderer Seite ihre Grösse aufrecht zu halten bemüht ist. Auf den Gipfel der wissenschaftlichen Entwickelung stellt er vielmehr in der Zeit bis auf Alexander den Demokritos, was von Dühring, der mit Recht hervorhebt, dass »die antike Atomenlehre mit unserer modernen naturwissenschaftlichen Atomistik nur die Grundform des Denkens und einige allgemeine Charaktere der Begriffsbestimmung gemein hat«, keineswegs so ohne Weiteres geschieht. Und sogar in Epikuros entdeckt Lange noch einen neuen wissenschaftlichen Aufschwung. Mit Recht aber weist er im Gegensatz zu dem gewöhnlichen, auch noch bei Dühring vorhandenen Vorurtheil von der angeblichen wissenschaftlichen Unfruchtbarkeit des alexandrinischen Zeitalters auf die bedeutenden Leistungen desselben sowie der Römerzeit in verschiedenen Einzelwissenschaften

hin, die gerade jetzt nach dem Verblühen der Philosophie ihre Kraft zu entfalten begannen. Er erkennt, wie billig, offen an, dass von den grossen Erfindern und Entdeckern des Alterthums, mit alleiniger Ausnahme des Demokritos, kaum ein einziger bestimmt der materialistischen Schule angehört, wohl aber manche einer möglichst entgegengesetzten Richtung; dennoch meint er, dass die bedeutendste Anregung zu allen diesen Fortschritten in der indirecten aufklärenden Wirkung des demokritischen Systems zu suchen sei, die sich in der einfachsten und nüchternsten Betrachtung der Dinge, welche sich unserm Denken darbieten könne, an der Auflösung des bunten und veränderlichen Weltganzen in unveränderliche, aber bewegliche Theile vollzogen habe und der ganzen Nation zu Gute gekommen sei. Den kolossalen Erfolg des Aristoteles auf dem Gebiete der Logik können natürlich auch Lange und Dühring nicht in Abrede stellen, und gerade Dühring gehört zu denen, welche den Misserfolg von dessen Gegner Baco von Verulam mit seinem novum organon in recht grellen Farben zeichnen. Aber da der Jude doch einmal verbrannt werden muss, so hilft sich hier Dühring (S. 117) mit der allgemeinen Redensart, man dürfe sich nicht der unnatürlichen und unhistorischen, gegen alle Entwickelungsgesetze verstossenden Voraussetzung hingeben, Aristoteles habe auch nur den grössten Theil dessen, was er hier vorträgt, selbst erfunden. Dem ständen eine Menge innerer Gründe entgegen, und es möchte doch auch das Alterthum von dem Neuen, welches plötzlich in einem solchen Umfange hervorgetreten wäre, einige Notiz genommen haben (gerade als ob dies nicht bekanntlich im vollsten Masse geschehen wäre!). »Dagegen wäre es nicht undenkbar (!), dass die Bildung der drei Schlussfiguren das eigenste Werk des Darstellers gewesen sein könnte«. Nicht wesentlich anders verhält sich aber auch Lange (S. 60 f. 135 f.) den unleugbar in den Schriften des Aristoteles vorhandenen wirklichen Beobachtungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gegenüber, um die »noch vielfach verbreitete Meinung, als sei derselbe ein grosser Naturforscher gewesen«, radicaler, als es bisher geschehen sei, zu bekämpfen. Er benutzt die allerdings unbestreitbare, neuerdings von Eucken klar dargelegte Thatsache, dass derselbe sich vielfach fremde Beobachtungen und Forschungsergebnisse stillschweigend aneignet, und eine von Mullach hingeworfene Vermuthung, dass Manches von diesen dem Demokritos angehören möge,

um den Schein zu erregen, als ob Aristoteles so gut wie gar Nichts auf diesen Gebieten selbst beobachtet habe und das Meiste und Beste von dieser Art dem grossen Atomiker verdanke. In Wahrheit nennt ersterer den letzteren oft genug, und die Epikureer haben sich ja im Bereiche der Natur so eng an Demokritos angeschlossen, dass die Unbekanntschaft mit den Einzelheiten von dessen Naturbeobachtung durchaus nicht so gross ist, um die Schmückung seines Hauptes mit einem derartigen hypothetischen Glorienschein zu rechtfertigen. Und wenn es vollends demselben zum Ruhme angerechnet wird, dass wir keine Spur davon haben, als ob auch er, »welcher gleichfalls den ganzen Umfang der Wissenschaften seiner Zeit und vermuthlich (!) mit grösserer Selbständigkeit und Gründlichkeit als Aristoteles beherrschte«, gleich Aristoteles »alle diese Kenntnisse unter das Joch seines Systemes gebeugt habe«, so weiss man vollends nicht mehr, was man hierzu sagen soll. Auch Lewes (S. 274) bemerkt, auf den ersten Blick schienen die vorsokratischen Denker der »positiven« Wissenschaft näher als die nachsokratischen und Platon und Aristoteles glänzende Irrlichter zu sein, welche die Menschen von dem sichern Pfade der »objectiven« Forschung ableiten. Aber er setzt sofort im vollen Einklange mit den früheren Geschichtschreibern der griechischen Philosophie hinzu, eine genauere Prüfung verwerfe diesen »Einfall«. Platon und Aristoteles seien ihren Vorgängern wirklich vorausgeeilt, weil erstere gründlich von der Nothwendigkeit der Kritik überzeugt seien, letztere aber die Quellen des Irrthums nicht hinlänglich gewahr wurden. Trotzdem aber lässt Lewes seinerseits im Gegensatz zu Dühring wiederum seiner Abneigung gegen Platon vollen Lauf. Er wiederholt die alte wunderliche Behauptung, die sich in abgeschwächter Form auch bei Dühring wiederfindet, dass derselbe kein System gehabt habe, er findet die skeptische Ader in ihm weit stärker als die dogmatische, er bekämpft mit Recht diejenigen, welche in Platon fast noch mehr den Dichter als den Denker erblicken wollen, aber er übertreibt dies zu einer völligen Verkennung des dichterischen Elements und seines Einflusses in diesem Denker, und die Folge davon ist, dass er überall die Darstellungen desselben buchstäblich beim Worte nimmt und so in dessen Schriften natürlich beinahe Nichts als ein Gewimmel von Widersprüchen entdeckt und unter ihnen, so weit sie in das Verzeichniss des Thrasyllos auf-

genommen waren, gleich Grote keine einzige unächte zu erkennen vermag. Auch ist es kein Wunder, dass ihm unter solchen Umständen die Lectüre dieser Schriften »eine höchst langweilige Arbeit« gewesen ist (S. 337). Ohne Zweifel hätte er von seinem Standpunkte aus gut gethan seine Zeit interessanter anzuwenden. Ein Jeder gleicht eben nur dem Geiste, den er begreift! Freilich ist auch Dühring's Liebe zu Platon nur eine sehr platonische in der neueren Anwendung dieser Bezeichnung: es ist nur die eine Seite der platonischen Idee, nämlich die typische, welche er nach Schopenhauer's Vorgang allein schätzt und als das ganze Wesen der letzteren erschöpfend hinzustellen vergebens sich abmüht. Unhistorisch genug findet er aber auch schon bei Empedokles die Vorspuren des Schopenhauerthums, indem von ihm des ersteren Liebe und Hass bereits als eine dunkle Vorahnung des letzteren aufgefasst und ein bewusster Gegensatz gegen alle Erklärung der Welt aus vernünftigen Kräften in dieselben hineingelegt wird. Hierin allein besteht nun aber dasjenige, was Dühring als das Originale in der Lehre dieses Philosophen bezeichnet. Schlimmer noch ist es, dass er das alte, längst gründlich aufgedeckte Missverständniss wiederholt, als habe Anaxagoras Homöomerien oder Atome von einer ganz absonderlichen Art gelehrt. Mit der Beseitigung desselben ergiebt sich aber sofort die Herleitung der eigenthümlichen Gestalt seiner Materie aus seiner Lehre vom Geist bei Dühring statt des entgegengesetzten Verfahrens bei Zeller als eine Umkehr der Wahrheit. Aehnliches zeigt sich bei Lewes, mit dessen eigenen »Verificationen«, so viel er auch in der Einleitung von der Wichtigkeit der »Verification« für die Wissenschaft redet, es vielfach recht übel bestellt ist, so dass man von der Anwendung der »objectiven« Methode bei ihm selber gerade keinen besonders glänzenden Begriff bekommt. Um von den leicht nachweislichen, ziemlich zahlreichen Schnitzern im Einzelnen zu schweigen, welche dadurch entstanden sind, dass Lewes die Quellen selbst entweder gar nicht oder nur höchst ungenau oder kritiklos angesehen und die besten Hülfsmittel eben so flüchtig und leichtfertig benutzt hat, so reisst er ohne die geringste Beachtung von Zeller's Gegenbemerkungen mit Ritter den Anaximandros zwischen Thales und Anaximenes heraus, kümmert sich eben so wenig um Zeller's Nachweis, dass Diogenes von Apollonia seine Lehre erst mit Bezugnahme auf die des Anaxagoras gestaltet hat, und construirt frisch

darauf los als Glieder der ersten Entwickelungsphase die beiden Reihen der Physiker (Thales, Anaximenes, Diogenes) und der Mathematiker (Anaximandros und Pythagoras), zu denen er dann als eine dritte, aber zugleich als Fortsetzung der zweiten die Eleaten gesellt. Das Wahre hieran dürfte nur dies sein, dass allerdings nicht bloss Anaximenes, sondern in entgegengesetzter Richtung auch Pythagoras an Anaximandros angeknüpft haben wird. Unter den Eleaten ist übrigens von Melissos bei Lewes mit keiner Zeile die Rede, ebenso wenig von der doch so höchst charakteristischen Weiterentwickelung der kyrenäischen Lehre nach dem Tode ihres Stifters, auch nicht unter den Sophisten von der Lehre des Gorgias, dem Atheismus des Prodikos und der Behauptung des Hippias, dass Blutschande nicht wider das göttliche Gesetz sei, vermuthlich weil alle diese Dinge nicht recht zu dem übertrieben vortheilhaften Bilde stimmen wollen, welches Lewes von den Sophisten entwirft. Auch wird mit keinem Worte von ihm Leukippos als Vorgänger des Demokritos erwähnt, so dass der Schein entstehen muss, als ob erst letzterer der Begründer der Atomenlehre sei. Bekanntlich hat ferner Zeller mit grösster Bündigkeit gezeigt, dass die erkenntnisstheoretischen Lehren bei den Eleaten, Herakleitos, Empedokles, Demokritos, Anaxagoras die Folge und nicht die Grundlage ihrer Realprincipien waren. Unbekümmert hierum bezeichnet Lewes die zweite Epoche, welche er von Herakleitos durch Anaxagoras und Empedokles zu Demokritos gehen lässt, als eine durch das Fehlschlagen der kosmologischen Speculationen veranlasste Hinwendung auf die psychologischen Probleme von dem Ursprung und den Grenzen der Erkenntniss und nimmt damit dem Protagoras dasjenige vorweg, was gerade dessen eigenthümliches Verdienst war. Was soll man aber gar zu seiner Behauptung (S. 212) sagen, Zeller betrachte den Demokritos als Vorläufer des Anaxagoras! Sehr vortheilhaft sticht das Feinste und Beste in Dühring's Buch, so weit dasselbe die griechische Philosophie angeht, seine Würdigung der Argumente des Eleaten Zenon, gegen die höchst oberflächliche Behandlung derselben Sache bei Lewes ab. Hätte nur nicht Dühring zugleich sich bemüht uns einzureden, die Eleaten auch seit Parmenides hätten fort und fort das Viele oder das veränderliche Dasein nicht für etwas absolut, sondern nur für etwas in letzter Instanz Nichtseiendes gehalten! Beachtenswerth ist bei Lange (S. 128 f.) die Bemerkung über das Zeitalter

des Demokritos: da Aristoteles (v. d. Theil. d. Th. I, 1. 642 a, 23 ff.) sagt, vor Sokrates fänden sich einige Ansätze zu Begriffsbestimmungen schon bei Demokritos, so könne letzterer schwerlich etwa 10 Jahre jünger als ersterer gewesen sein. Ein eingehender, unsers Erachtens viel zu günstiger Bericht über das Lewes'sche Buch findet sich übrigens im Philol. Anzeiger V. 1873. S. 420 — 425 von C. Liebhold.

Selbstverständlich nur ganz flüchtig kann hier berührt werden:

4) Die Geschichte der Philosophie im Umriss. Von Friedrich Christoph Pötter. Erste Hälfte: die griechische Philosophie. Elberfeld, Friderichs. 1873. VI und 127 S. gr. 8.,

da natürlich von einem solchen kurzen Leitfaden keine wissenschaftlichen Fortschritte zu erwarten sind. Doch leidet das Büchlein auch an manchen Fehlern und zwar nicht bloss den vom Recensenten M. H(einze) Litt. Centralbl. 1874. S. 1197 aufgeführten. Wollte der Verfasser eines solchen Leitfadens die Behauptung einer Verschiedenheit des platonischen Gottes von der Idee des Guten wieder aus der litterarischen Rumpelkammer, in die sie nachgerade allein hineingehört, hervorholen, so musste er wenigstens deutlich sagen, dass er damit eine jetzt sehr vereinzelt stehende Meinung ausspreche.

Ferner ist mit Auszeichnung zu nennen:

5) Die griechische Philosophie in der arabischen Ueberlieferung. Von August Müller. (Besonderer Abdruck aus der Festschrift der Francke'schen Stiftungen zu Bernhardy's 50jährigem Doctorjubiläum). Halle, Waisenhaus. 1873. 60 S. gr. 8.

Der Verfasser giebt eine Uebersetzung von den Abschnitten über griechische Philosophen in dem etwa 1000 n. Chr. verfassten Fihrist des Muhamed ibn Ishâq und ergänzt dieselbe in den sorgfältigen Anmerkungen aus andern arabischen Quellen. Vgl. die Anzeige von M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 486.

Die vortreffliche kleine Schrift:

6) Die astronomische Geographie der Griechen bis auf Eratosthenes. Von Dr. H. W. Schäfer, Oberlehrer am Gymnasium zu Flensburg. Berlin, Calvary & Co. 1873. 32 S. 4.,

geht uns hier natürlich nur in so weit an, als sie sich mit den kosmischen Vorstellungen der griechischen Philosophen beschäftigt.

Der Verfasser giebt nicht bloss eine überaus klare geschichtliche Uebersicht, sondern entwickelt auch einige neue Ansichten, welche eine sorgfältige Prüfung verdienen. Bedenkt man, dass Thales noch die Erdscheibe auf dem die ganze untere Himmelskugel erfüllenden Wasser schwimmen und noch Xenophanes die Erde nach unten sich ins Unendliche ausdehnen lässt, so konnte wohl noch stärker, als es von Schäfer geschieht, hervorgehoben werden, welcher Fortschritt darin liegt, dass in der Zeit zwischen beiden Denkern Anaximandros bereits die Erdscheibe als frei in der Luft schwebend bezeichnete, s. Teichmüller Studien zur Gesch. der Begriffe S. 36 ff. 603. Zu bedauern ist es, dass die neuesten scharfsinnigen Untersuchungen über die astronomischen Systeme des Anaximandros und Anaximenes, nämlich die Teichmüller's in dem angeführten, seinem Hauptinhalt nach freilich unsers Erachtens verfehlten Buche, erst nach Schäfer's Schriftchen erschienen sind Denn gerade Schäfer wäre der geeignete Mann gewesen, die von seinen eigenen so weit abweichenden Ergebnisse derselben sachverständig zu prüfen und entweder die letztern mit Aufgeben der erstern durch sein Einverständniss zu bestätigen oder aber bündig zu widerlegen. Hoffen wir, dass er diese Prüfung nachträglich anstellen und uns vorlegen wird! Einerseits nämlich wird berichtet, Anaximenes habe sich die Sterne wie Nägel am Krystallhimmel befestigt gedacht (*ἥλων δίκην καταπεπηγέναι τῷ κρυσταλλοειδεῖ* Plut. Plac. II, 14. Stob. Ecl. I, 510), und dieser äusserste krystallartige Himmelsumkreis soll sogar auch wieder als erdartig von ihm bezeichnet sein (*τὴν περιφορὰν τὴν ἐξωτάτω γηΐνην εἶναι*, Galen. hist. phil. c. 12. p. 269. vgl. Stob. I, 500. Plut. Plac. II, 11 und dazu Zeller Phil. d. Gr. I[3]. S. 211. Anm. 1). Dies hält nun Teichmüller für richtig und erklärt danach den Anaximenes für den Ersten, der ein Firmament und feste Weltkörper annahm, wogegen Zeller hier eine Verwechselung mit einer anderen Lehre des Anaximenes, nämlich vom erdigen Kern der Gestirne, Schäfer aber eine Verwechselung des Anaximenes mit Anaximandros vermuthet, bei dem er schwerlich mit Grund (s. Teichmüller a. a. O. S. 34f.) die in Rede stehende Vorstellung für nicht unwahrscheinlich hält (S. 11. Anm. 1). Andrerseits nämlich heisst es wieder, Anaximenes lasse die Sonne und die übrigen Sterne platt wie Blätter auf der Luft schweben, Hippol. I, 7. *τὴν δὲ γῆν πλατεῖαν εἶναι ἐπ' ἀέρος ὀχουμένην, ὁμοίως δὲ καὶ ἥλιον καὶ σελήνην καὶ τὰ ἄλλα ἄστρα· πάντα*

γὰρ πύρινα ὄντα ἐποχεῖσθαι τῷ ἀέρι διὰ πλάτος, vgl. Plut. Plac. II, 22 *πλατὺν ὡς πέταλον τὸν ἥλιον*. Diesen Widerspruch sucht nun Teichmüller durch die Vermuthung zu heben, dass unter *τὰ ἄλλα ἄστρα* nur die Planeten zu verstehen seien, so dass also jene Anheftung am Himmelsgewölbe sich nur auf die Fixsterne bezöge und Anaximenes zuerst den Unterschied zwischen Fixsternen und Planeten erkannt hätte. Und eben darauf deutet er allem Anscheine nach mit Recht auch die ferneren nach der Erklärung von Zeller und Schäfer, nach welcher Anaximenes die Kreisbewegung der Gestirne aus dem Widerstand der Luft hergeleitet haben soll, gleichfalls widersprechenden Stellen Plut. Plac. II, 23. *περὶ τροπῶν ἡλίου. Ἀναξιμένης ὑπὸ πεπυκνωμένου ἀέρος καὶ ἀντιτύπου ἐξωθεῖσθαι*, Stob. Ecl. I, 524. *πύρινον ὑπάρχειν τὸν ἥλιον, ὑπὸ πεπυκνωμένου δὲ ἀέρος καὶ ἀντιτύπου ἐξωθούμενα τὰ ἄστρα τὰς τροπὰς ποιεῖσθαι πλατὺν δ' εἶναι τῷ σχήματι*, indem er die *τροπαί* und das *ἐξωθεῖσθαι* vielmehr auf die Abweichung der Sonne und der Planeten von der Kreisbewegung bezieht, so dass also Anaximenes den Thierkreis schon kannte und »die tägliche Drehung der Sonne mit ihrer Bewegung in demselben durch mechanische Ursachen zu erklären« suchte. Wenn nun aber weiter als Lehre des Anaximenes berichtet wird, *οὐ κινεῖσθαι ὑπὸ γῆν τὰ ἄστρα, ἀλλὰ περὶ γῆν, ὡσπερεὶ περὶ τὴν ἡμετέραν κεφαλὴν στρέφεται τὸ πιλίον, κρύπτεσθαί τε τὸν ἥλιον οὐχ ὑπὸ τὴν γῆν γενόμενον, ἀλλὰ ὑπὸ τῶν τῆς γῆς ὑψηλοτέρων μερῶν σκεπόμενον, καὶ διὰ τὴν πλείονα ἡμῶν αὐτοῦ γενομένην ἀπόστασιν* (Hippol. a. O. vgl. Stob. Ecl. I, 510 *οὐχ ὑπὸ τὴν γῆν ἀλλὰ περὶ αὐτὴν στρέφεσθαι τοὺς ἀστέρας*) oder etwas abweichend *κινεῖσθαι τὰ ἄστρα οὐχ ὑπὲρ γῆν ἀλλὰ περὶ γῆν* (Diog. La. II, 3), so vermögen wir dies trotz aller Einreden Teichmüller's nur mit Schäfer (S. 10) so aufzufassen, dass die Drehung der Himmelskugel um die Erde horizontal »wie das Herumdrehen des Hutes um den Kopf« von Ost nach West geschehe, so dass die Kreise, welche die Gestirne beschreiben, der Erdfläche parallel sind. Freilich kann dann die entschieden anders lautende Nachricht bei Plut. Plac. II, 16 *ὁμοίως ὑπὸ τὴν γῆν καὶ περὶ αὐτὴν στρέφεσθαι τοὺς ἀστέρας* nicht richtig sein.

Den Bericht über Demokritos, *γῆν δισκοειδῆ μὲν τῷ πλάτει, κοιλὴν δὲ τὸ μέσον* (Plut. Plac. III, 10. 12) erklärt Schäfer (S. 14. Anm. 2) mit Recht so: die Gestalt der Erde ist nach diesem Denker eine in der Mitte etwas vertiefte Kreisscheibe, etwa wie

ein Tamburin, aber nicht »in ihrem Innern hohl«, wie Zeller a. a. O. S. 721 will. Vortrefflich weist er ferner (S. 16f.) nach, dass diejenigen Recht haben, welche dem Pythagoras selbst noch das gewöhnliche geocentrische Weltsystem zuschreiben und die Centralfeuerlehre erst aus seiner Schule hervorgehen lassen [1]). Wenn sich ferner die Urheber dieser letzteren Lehre wirklich Erde und Gegenerde als Kugeln dachten, so muss man ihm (S. 19f.) auch darin beistimmen, dass nach diesem kosmischen System die Erde, da sie bei ihrem 24 stündigen, den Wechsel von Tag und Nacht erzeugenden Umlauf von West nach Ost um das Centralfeuer, während ihre Achse senkrecht zur Ebene der Bahn steht, dem Weltmittelpunkt beständig dieselbe Seite zuwendet, sich in derselben Zeit einmal um ihre Achse drehen muss und ohne diese Achsendrehung die im System verlangte Bewegung und Lage zu der Gegenerde und dem Centralfeuer unmöglich ist. Leider ist aber die letzte Erörterung Böckh's über diesen Gegenstand (Kl. Schriften III. S. 320—342) seiner Aufmerksamkeit entgangen, in welcher die Schwierigkeit vielmehr ausdrücklich durch die Annahme gelöst wird, dass Erde und Gegenerde zwei Halbkugeln seien, »die ihre Plattseiten einander zuwenden und einen Zwischenraum zwischen sich haben«. Ob Böckh Recht hat oder Schäfer, wagen wir nicht zu entscheiden. Umgekehrt bestreitet letzterer die Kugelform der Erde bei Platon (S. 21—23). Allein jedenfalls ist es ein grosser Missgriff, wenn er mit Anderen im Tim. 55 D vielmehr die Würfelgestalt derselben ausgesprochen findet: nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle ist in ihr gar nicht vom Weltkörper, sondern vom Element Erde die Rede und lediglich die Molecülen des letzteren werden als Kuben bezeichnet. Vor Abfassung des Timäos, meint Schäfer ferner, habe Platon wahrscheinlich die Scheibenform des ersteren festgehalten, ja wohl gar noch die alte Vorstellung von dem die Erdscheibe umströmenden Flusse Okeanos. Allein in der hiefür angeführten Stelle, Phäd. 112 E, umfliesst dieser Fluss nur die Tieferde, nicht die sie umgebende Hocherde. Zieht man also das offenbar Phantastische von dieser Darstellung ab, zu welchem eben auch die des Oceans als eines Flusses gehört, so widerspricht sie der im Tim. 25 A nicht, nach welcher Europa, Asien und Afrika nur eine Insel in dem vom

---

[1]) S. unten Anm. 5.

wahren Festland umgebenen Ocean als Weltmeer sind, s. Martin Études sur le Timée de Pl. I. S. 312 ff. Ganz übersehen zu haben aber scheint Schäfer die so gut wie ausdrücklich die Kugelgestalt der Erde aussprechende Stelle Phäd. 110 B. *λέγεται . . . ἡ γῆ αὐτὴ ἰδεῖν, εἴ τις ἄνωθεν θεῷτο, ὥσπερ αἱ δωδεκάσκυτοι σφαῖραι.* Neben den Planeten erscheint ferner auch die Erde als eine der innerweltlichen Gottheiten, Tim. 40 B. C, den kosmischen, »gewordenen« Göttern aber eignet nach platonischen Grundsätzen auch die allein göttliche Gestalt, die der Kugel, die selbst dem menschlichen Kopfe noch als Träger einer vernünftigen Einzelseele im Gegensatz gegen den thierischen zukommt, Tim. 44 D. 91 E. Und die von Schäfer wiederholte Behauptung Böckhs (Plat. kosm. Syst. S. 59. 73), dass die Erde dem Platon ausdrücklich kein Gestirn sei, ist bereits von Susemihl (Plat. Phil. II. S. 375 f. mit Anm. 310) als ungenau erwiesen, so dass Tim. 40 B. C *ὅσ' ἀπλανῆ τῶν ἄστρων . . . τὰ δὲ τρεπόμενα καὶ πλάνην τοιαύτην ἴσχοντα . . . γῆν δὲ κ. τ. λ.* von den beiden grammatisch möglichen Deutungen diejenige, nach welcher die Erde nicht den beiden Classen von Sternen als Nichtstern, sondern jenen beiden andern als allein eine dritte Classe von Sternen bildend entgegengesetzt wird, die richtige sein dürfte. Was endlich die Vorrückung der Tag- und Nachtgleichen anlangt, so schreibt auch Schäfer (S. 20. Anm. 3. S. 29) deren Entdeckung erst dem Hipparchos zu, und mindestens lässt sich wirklich aus dem von Susemihl (a. a. O. S. 218. Anm. 1026. S. 360 f. Anm. 1272. Philologus XV. S. 424 f.) bei seiner übrigens richtigen Polemik gegen Steinhart verkannten Umstande, dass Platons grosses Jahr (Tim. 39 D) mit der Präcession zusammenhängt, nicht folgern, dass er selbst von diesem Zusammenhang eine Ahnung hatte. Ein sinnstörender Druckfehler ist S. 22. Anm. 3 die Zahl 16 statt 27.

Wenden wir uns jetzt zu den Specialschriften über vorsokratische Philosophen, so sind zunächst die Pythagoreer höchst umfänglich bedacht worden in der folgenden:

7) Pythagore et la philosophie Pythagoricienne contenant les fragments de Philolaus et d'Archytas traduits pour la première fois en français par A. Ed. Chaignet, professeur de littérature ancienne à la faculté des lettres de Poitiers. Ouvrage couronné par l'institut (académie des sciences morales et poli-

tiques). Paris, Didier. 1873. Band 1. XXVIII und 354 S. Bd. 2. 393 S. gr. 8.

Man muss einerseits dem Fleiss, der Gelehrsamkeit und dem Geist des Verfassers volle Anerkennung zollen, andererseits aber um so mehr bedauern, dass es ihm trotzdem nicht gelungen ist, unser Wissen und Verständniss irgendwie zu erweitern oder zu berichtigen oder auch nur zu klären, so dass sich dem I. S. 333 bis 351 beigegebenen Gutachten von Nourrisson, auf Grund dessen dem Werke der Preis zuerkannt worden ist, leider weit mehr im Tadel als im Lobe beistimmen lässt. Das Ganze zerfällt in 5 Theile. Der erste (I. S. 1—154) handelt in 4 Capiteln von dem allgemeinen Charakter der Lehre des Pythagoras, von der Kritik der indirecten Quellen, vom Leben des Pythagoras und vom pythagoreischen Bunde; der zweite (I. S. 155—332) gleichfalls in 4 Capiteln von der philosophischen Schule der Altpythagoreer, von den ihnen zugeschriebenen Werken und ihrer Aechtheit oder Unächtheit im Allgemeinen und von den Fragmenten unter dem Namen des Archytas und des Philolaos im Besondern, der dritte (II. S. 1—214) von der philosophischen Lehre dieser Schule, der vierte (II. S. 215—350) von dem Einfluss dieser Lehre auf die Folgezeit, der fünfte endlich (II. S. 351—380) enthält eine Kritik derselben. Chaignet betrachtet den Pythagoras zuvörderst als einen sittlich-politischen Reformator, der aber eingesehen habe, dass Sittlichkeit und Politik auf eine religiöse Doctrin, letztere selbst aber auf philosophische Erkenntniss sich stützen müsse, allein zu diesem angeblichen Zusammenhang der pythagoreischen Philosophie mit den praktischen Bestrebungen des Pythagoras und seiner Anhänger passt es schlechterdings nicht, dass auch der Verfasser hernach mit Recht dabei stehen bleibt, die pythagoreische Philosophie sei im Wesentlichen nur Naturphilosophie gewesen. Indem er sich zu den drei Hauptquellen für die Geschichte des Pythagoras und seines Ordens wendet, verräth er sofort den Mangel an Einsicht dessen, dass das Grunderforderniss derartiger Untersuchungen, durch welches allein sie fruchtbar werden, die Zurückführung solcher späterer Berichterstatter auf ihre unmittelbaren Quellen und sodann wieder dieser letzteren auf die ihren und so fort ist. Die in dieser Weise ausgeführte Nachforschung Nietzsche's nach den Quellen des Diogenes Laertios (Rhein. Mus. XXIII. 1868.

XXV. 1870) ist ihm unbekannt geblieben, und er scheint noch alles Ernstes zu glauben, dass Diogenes die sämmtlichen von ihm angeführten Schriftsteller selber benutzt habe. Die ähnliche werthvolle Arbeit, welche E. Rohde an den beiden anderen hier in Betracht kommenden Machwerken des Porphyrios und namentlich des Iamblichos vorgenommen hat (Rhein. Mus. XXVI. 1871. S. 554 ff. XXVII. 1872. S. 23 ff.), ist erst nach der Abfassung von Chaignet's Schrift erschienen und auch bis zum Abschlusse des Drucks ihm gleichfalls nicht bekannt geworden. Damit ist aber dem ganzen ersten Theil seines Unternehmens bereits das Urtheil gesprochen. Er ist nämlich im Gegensatz zu Zeller und andern verhältnissmässig gläubig gegen die Ueberlieferung[2]), aus Rohde's Untersuchungen aber geht so viel unzweifelhaft hervor, wie wenig Grund hiezu vorhanden ist, und dass sogar umgekehrt Zeller hie und da unseren Zeugen noch viel zu viel vertraut, wie namentlich dem Apollonios von Tyana, der es gerade am Wenigsten verdient. So ist es namentlich Chaignet so wenig gelungen, Zeller's Hinabrückung der Pythagoreerverfolgung in das sokratische Zeitalter zu widerlegen, dass man, wie Rohde zeigt, sogar noch weiter gehen und auch die Verlegung des Beginnes der kylonischen Unruhen in Kroton bereits bald nach der Eroberung von Sybaris (510 v. Chr.) und zwar im ursachlichen Zusammenhange mit derselben als eine schlechte, erst von Apollonios gemachte Erfindung streichen muss. Nicht minder dürfte die Unächtheit der dem Aristoteles beigelegten Schrift über die Pythagoreer gegenüber der künstlichen Auskunft Zeller's (a. a. O. I³. S. 265. Anm. 3. vgl. S. 412. Anm. 2) nunmehr durch Rohde wohl hinlänglich festgestellt sein, und man wird sich schon

---

2) So erklärt er den Aufenthalt des Pythagoras in Aegypten für eine unzweifelhafte, authentisch überlieferte Thatsache. Es genügt dagegen auf Zeller zu verweisen, der mit Recht bemerkt, dass sich andererseits die Unmöglichkeit derselben allerdings auch nicht darthun lasse. Bretschneider Die Geometrie und die Geometer vor Euklides, Leipzig 1870, nimmt an, dass Pythagoras seine mathematischen Kenntnisse nur aus Aegypten haben konnte. Dieser Punkt bedarf einer genauern Untersuchung Die bekannten Worte des Herodotos (II, 81) *ὁμολογέουσι δὲ ταῦτα τοῖσι Ὀρφικοῖσι καλεομένοισι καὶ Βακχικοῖσι, ἐοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι, καὶ Πυθαγορείοισι* erklärt Zeller a. a. O. I³. S. 260. Anm. 1 richtig, was aber Chaignet (I. S. 45) und Huit (De priorum Pythagoreorum doctrina S. 18) nicht hindert, sie von Neuem falsch zu construiren.

zu der Annahme entschliessen müssen, dass Aristoteles bei dem Selbstcitat Met. I, 5. 986 a, 12 *διώρισται δὲ περὶ τούτων ἐν ἑτέροις ἡμῖν ἀκριβέστερον* wahrscheinlich denn doch De coel. II, 13 (was Zeller a. a. O. II², 2. S. 48. Anm. 1 selbst zuzugeben nicht abgeneigt ist), jedenfalls aber nicht diese Schrift im Sinne hat. Freilich vermögen wir Rohde nicht mehr zu folgen, wenn er aus der Thatsache, dass Aristoteles nie von physischen und ethischen Lehren des Pythagoras selbst, sondern immer nur von denen der Pythagoreer oder eines Theils derselben spricht und Aristoxenos mit ähnlicher oder noch grösserer Vorsicht verfährt, den keineswegs bündigen Schluss zieht, dass beide den Pythagoras überhaupt nicht für einen eigentlichen Philosophen gehalten hätten, und dass er es auch in der That nicht war. Denn jener Umstand erklärt sich eben so gut durch die Annahme, durch die man ihn bisher zu erklären gesucht hat, Aristoteles und Aristoxenos hätten eben nur nicht mehr gewusst, wie viel von den Lehren der Schule bereits dem Meister zukomme oder nicht. Glücklicherweise ist es aber mit jenem Urtheil Rohde's, mit dem auch Huit (De prior. Pythag. doct. S. 34 f.) übereinkommt, bei dem ersteren auch nicht so gar ernst gemeint. Denn bald darauf lesen wir bei ihm, »dass jene religiöse Lebensweise, zu der Pythagoras seine Anhänger begeisterte, doch jedenfalls einen Keim wissenschaftlichen Interesses enthielt[3]), vermuthlich die Anfänge zu jenen mathematischen und musikalischen Studien, die später den Charakter der pythagoreischen Philosophie so wesentlich bestimmten«, und dass der Vorwurf des Herakleitos (bei Diog. La. VIII, 6) *Πυθαγόρης Μνησάρχου ἱστορίην ἤσκησεν ἀνθρώπων μάλιστα πάντων, καὶ ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς συγγραφὰς*[4]) *ἐποίησεν ἑωυτοῦ σοφίην, πολυμαθηίην, κακοτεχνίην* zwar

---

[3]) Aber wie kann denn eine »religiöse Lebensweise« einen solchen Keim enthalten?

[4]) Die Worte *ἐκλεξάμενος — συγγραφάς* können nur entweder so erklärt werden, wie es Zeller a. a. O. I³. S. 263. Anm. 3 (vgl. Chaignet I. S. 58. Bergk Griech. Littgesch. I. S. 399. Anm. 245), oder so, wie es Schuster Heraklit S. 64 gethan hat. Im letztern Falle hätte es also doch einst eigene Aufzeichnungen des Pythagoras, wenn auch keine »in sich geschlossene Schrift« desselben gegeben. Aber auch wenn vielmehr die erstere Erklärung die richtige ist, darf die Stelle nicht, wie Bergk vermuthet, mit Schol. Eurip. Alc. 983 *ὁ δὲ φυσικὸς Ἡρακλείδης εἶναι ὄντως φησὶ σανίδας τινὰς Ὀρφέως γράφων οὕτως· τὸ δὲ τοῦ Διονύσου κατεσκεύασται ἐπὶ τῆς Θράκης ἐπὶ τοῦ καλουμένου Αἵμου,*

nicht einen reinen Philosophen treffen konnte, aber auch nicht einen reinen Mystiker, sondern nur einen zwischen Mysticismus und allerlei wissenschaftlichen Studien getheilten Denker. Wir unsererseits halten aus den von Zeller a. a. O. I³. S. 411—415 dargelegten Gründen, die Rohde zu entkräften nicht einmal versucht hat, mit Zeller daran fest, dass wir jenen auf Pythagoras selbst zurückzuführenden »Keim« der pythagoreischen Philosophie nicht bloss in dem allgemeinen Satz, dass alle Dinge aus Zahlen bestehn, und dessen vermeintlicher Bewährung durch die Entdeckung der Grundverhältnisse der musikalischen Harmonie und deren phantastische Anwendung auf die Astronomie oder die sogenannte Harmonie der Sphären[5]), sondern auch schon in der Lehre zu finden haben, dass der Gegensatz des Geraden und Ungeraden, des Unvollkommneren und Vollkommneren, des Unbegrenzten und Begrenzten (wie wir gegen Zeller's Meinung hinzusetzen), in den Zahlen und eben damit in allen Dingen vereinigt sei. Dies erhellt aus dem aus Aristoteles selbst (Met. I, 5. 986a, 27 ff. vgl. Zeller a. a. O. S. 421. Anm. 2. 3) zu folgernden Anschluss des Alkmäon von Kroton an eben jenen Pythagoras, seinen älteren Zeitgenossen, in der Lehre von den das menschliche Leben durchziehenden Gegensätzen und der durch ihre Harmonie hervor, gebrachten Gesundheit[6]). Das Gerade und Ungerade, das Unbegrenzte und Begrenzende in Folge dessen ausdrücklich für die Elemente, aus welchen die Zahlen noch wieder selber entspringen, zu erklären, war ohne Zweifel, wie Zeller nachweist, erst ein weiterer, erst nach Pythagoras gethaner Schritt, doch möchten wir nicht mit Zeller das Unbegrenzte und Begrenzende im Gegensatz

---

ὅπου δή τινας ἐν σανίσιν ἀναγραφὰς εἶναι φασίν in Verbindung gebracht werden, wenigstens zweifle ich sehr daran, ob hier mit Cobet *Ἡρακλείδης* in *Ἡράκλειτος* und nicht vielmehr *φυσικὸς* in *Ποντικὸς* zu ändern ist, vgl. Schuster a. a. O. S. 393 f.

5) Gleich Schäfer nehmen wir abweichend von Zeller, Chaignet und andern an, dass die Sphärenharmonie mit dem geocentrischen Weltsystem zu verbinden ist, halten es aber für recht wohl möglich, dass Parmenides, wenn er sein Gedicht erst spät schrieb, bei Abfassung desselben schon die Centralfeuerlehre bei den Pythagoreern kennen konnte.

6) Chaignet II. S. 50 f. schliesst aus dieser Stelle in Folge der allerdings ungenauen Ausdrucksweise des Aristoteles, dass Alkmäon die bekannten 10 bestimmten Gegensatzpaare eines Theils der Pythagoreer auch seinerseits gelehrt habe. Das Gegentheil erhellt aus Z. 33 ff.

zum Geraden und Ungeraden für die spätere Fassung, sondern beide Formeln als gleichzeitig schon bei Pythagoras selber ansehen, weil es uns unwahrscheinlich dünkt, das Unbegrenzte und Begrenzende in der pythagoreischen Philosophie seinem historischen Ursprunge nach ausser Beziehung zu dem Unbegrenzten des Anaximandros zu setzen, mit dessen Lehre doch der »Vielwisser« Pythagoras schwerlich unbekannt war. Ferner aber scheint es uns klar, dass diejenigen Pythagoreer, welche neben den übrigen Bestrebungen ihres Meisters auch die Philosophie in dessen Geiste betrieben, eben dadurch befähigter waren in besonnener Weise auch seine religiösen, diätetischen und moralischen Satzungen ohne Uebertreibung, Vergröberung und Verfälschung treu zu bewahren, und dass eben desshalb die erweislich aus ihren Kreisen hervorgegangenen Ueberlieferungen über eben diese Satzungen und auch über das Leben des Pythagoras im Allgemeinen die zuverlässigeren sind. Dann aber fehlt uns auch keineswegs so völlig, wie Rohde behauptet, der Massstab, um mit Wahrscheinlichkeit bei dem Widerspruche gleichzeitiger Nachrichten über diese Gegenstände die Entscheidung zu treffen. An einem schwachen Stamm wirklich geschichtlicher Ueberlieferung über die Lebensgeschicke des Pythagoras, an seiner Uebersiedlung nach Kroton und seiner dortigen Wirksamkeit, an seinem frühern Aufenthalt in Samos und, wie es scheint, auch an seiner muthmasslichen dortigen Geburt und seinem muthmasslichen Ableben in Metapontum zweifelt doch wohl Rohde selber nicht. Kaum weniger zweifellos aber steht fest, dass er schon vor seiner Auswanderung ein gereifter, in seinem Heimathlande weit und breit bekannter Mann war, der schon dort eine ähnliche Rolle wie hernach in Kroton gespielt hatte (s. Zeller a. a. O. S. 263 f.). Dass diese Auswanderung wegen der Herrschaft des Polykrates erfolgte, kann blosse Vermuthung sein, aber ganz wahrscheinlich ist, dass diese Vermuthung sich auf gute Ueberlieferung davon gründete, dass dies Ereigniss zur Zeit jener Herrschaft erfolgt sei. Endlich ist auch die allgemeine Nachricht, er habe ein hohes Alter erreicht, schwerlich aus der Luft gegriffen. Nimmt man dies Alles zusammen, so entfernt sich diejenige Berechnung seiner Lebenszeit, welcher im Wesentlichen Zeller, Chaignet und Andere folgen und welche Rohde mit Wahrscheinlichkeit dem Apollodoros, der bei derselben an Aristoxenos anknüpfte, zuschreibt, schwerlich weit von der Wahrheit; doch möchten wir lieber ver-

muthlich etwas genauer in runden Zahlen etwa 570—490 ansetzen[7]). Aber auch das dünkt uns unwahrscheinlich, dass irgend eine von den Thätigkeitsrichtungen der Pythagoreer ohne bestimmte Anknüpfungspunkte bei ihm selber gewesen sein sollte. Mag also immerhin, wie Rohde vermuthet, vielleicht erst Dikäarchos seine politische Thätigkeit stärker ausgemalt haben, und müssen wir auch ohne Zweifel auf jedes bestimmtere Wissen über die Art derselben weislich verzichten, so können wir doch im Allgemeinen nicht daran zweifeln, dass die Aristokratie der Intelligenz und Tugend und der blinde Gehorsam der Regierten sein politisches Ideal war und dass er dasselbe durch Gewinnung politisch einflussreicher Männer in Kroton auszuführen sich bemühte.

An ähnlichen Gebrechen wie der erste Theil von Chaignet's Werk leidet nun aber auch das Uebrige. Obwohl er nicht leugnen kann, dass alle nachweislichen Schriften unter dem Namen des Pythagoras Fälschungen waren, ist er doch nicht abgeneigt zu glauben, dass es schon von diesem selber ächte litterarische Geisteserzeugnisse gab, und die gleiche Haltung beobachtet er auch den sonstigen wirklichen oder angeblichen altpythagoreischen Schriften und Bruchstücken gegenüber: er sucht zu retten, was sich irgend, und mehr als sich retten lässt. Wir stimmen ihm darin bei, dass keineswegs die Unächtheit aller philolaischen und archyteischen Fragmente bisher wirklich bewiesen ist, wir bedauern, dass weder er noch irgend ein Anderer die tumultuarische Behauptung Schaarschmidt's, dass mit der Unächtheit eines einzigen philolaischen Bruchstücks bereits die aller übrigen dargethan sei, durch die entscheidende Frage abgefertigt hat, ob denn Schaarschmidt wirklich nichts davon weiss, dass es von verschiedenen der ältesten Historiker spätere Ueberarbeitungen gab und wir in Folge dessen mehrfach unter dem Namen eines und desselben zum Theil ächte und zum Theil unächte Fragmente besitzen. Aber Chaignet hebt wenigstens mit Recht hervor, man müsse jedes Bruchstück für sich prüfen, und er verspricht dies zu thun, allein, wie schon Nourrisson bemerkt hat, dies Versprechen hat er nicht erfüllt, und nur hie und da sieht man aus dem Zusammenhange oder gelegentlichen späteren Bemerkungen (II. S. 54. 160. 173) über dies oder

[7]) Xenophanes, etwa 569—470, überlebte bekanntlich den Pythagoras.

jenes der genannten Fragmente, dass er dasselbe für verdächtig oder unächt hält. Und so hat er denn natürlich auch in seiner Darstellung des Systems zwar meistens die späteren Zuthaten fern gehalten, so dass sie sich gerade nicht allzu weit von der übrigens viel klareren und besseren Zeller's entfernt, aber doch keineswegs durchweg. So glaubt er, um nur ein Beispiel anzuführen, gleich Lewes noch immer, dass die Definition der Seele als einer sich selbst bewegenden Zahl bereits von den Pythagoreern herstamme, und doch bedarf es nur einer einigermassen aufmerksamen Lectüre, um zu erkennen, dass Aristoteles (Psych. I, 2. 404 a, 20 ff.) die Urheber dieser Definition ausdrücklich von den letzteren unterscheidet. Wo Chaignet gegen Zeller polemisirt (wie I. S. 160. II. S. 39. 50 f. 97. 125. 171 f. 179), hat er ihn fast regelmässig auffallend missverstanden.

Trotz dem Allen steht nun aber Chaignet's Werk immerhin hoch über der folgenden, schon oben erwähnten schülerhaften Arbeit:

8) De priorum Pythagoreorum doctrina et scriptis disquisitio. Hanc thesim proponebat Facultati litterarum Parisiensi C. Huit. Lutetiae Parisiorum, Thorin. 1873. 119 S. gr. 8.,

mit welcher wir uns um eben dieser ihrer Eigenschaft willen auch nicht im Mindesten weiter zu beschäftigen haben. Denn das kann in unsern Augen den Verfasser unmöglich als einen schärfern Kritiker kennzeichnen, wenn er seinerseits vielmehr alle philolaischen Fragmente gleich allen archyteischen mit Schaarschmidt, Rothenbücher, Bywater, Ueberweg verwirft und doch zugleich die Fälschung pythagoreischer Schriften erst mit dem ersten Jahrhundert n. Chr. beginnen lässt, ohne zu bedenken, dass Zeller mindestens die Existenz des philolaischen Werkes schon vor Neanthes und Timon von Phlius ausser Zweifel gesetzt hat, oder wenn er sich gar ungläubig gegen die Ueberlieferung geberdet und doch (S. 18) nicht daran zweifelt, dass Pythagoras in Aegypten gewesen sei und sich von da wahrscheinlich die Kenntniss von allerlei schönen Dingen geholt habe, die mit folgenden Worten beschrieben werden: constituendae scholae formulam a sacerdotibus illius regionis eum comperisse verisimile est: a quibus quum silentium rudibus discipulis indictum, quotidianae consuetudinis constantiam, publicae alterius, alterius secretae doctrinae discrimen sumpsisset, in Italia posthac exsecutus est.

Desto fruchtbringender sind die über Herakleitos und Demokritos erschienenen Studien gewesen. Auf den erstern bezieht sich die Schrift:

9) Heraklit von Ephesus. Ein Versuch dessen Fragmente in ihrer ursprünglichen Ordnung wiederherzustellen. Von Dr. Paul Schuster, Privatdocenten der Philosophie in Leipzig. (Aus F. Ritschelii Acta societatis Graecae Lipsiensis, tom. III.) Leipzig, Teubner. 1873. X und 394 S. gr. 8.

Dieselbe hat bereits zwei eingehende, in den wesentlichsten Punkten der Anerkennung und der Bekämpfung erheblich übereinstimmende Recensionen von E. R(ohde?) im litt. Centralblatt 1873. S. 1025—1031 und von Susemihl in Jahn's Jahrb. CVII, 1873. S. 713—728 gefunden. Beide Recensenten weisen den Versuch des Verfassers zurück darzuthun, dass Herakleitos nicht eine ununterbrochene, keinen Augenblick stille stehende Veränderung aller Dinge, sondern nur den endlichen Untergang eines jeden gelehrt habe. Beide bezeichnen als die Glanzpartie dieses Buches die wenigstens in dieser Bestimmtheit noch von Niemandem gemachte Beobachtung und Darlegung des eigenthümlichen Parallelismus zwischen Welt und Mensch, Makrokosmos und Mikrokosmos bei Herakleitos. Freilich ist diejenige Auffassung der Vorstellungen des Anaximandros über die Gestirne, welcher Schuster folgt und mit welcher er die entsprechenden Meinungen des Herakleitos in Zusammenhang setzt, neuestens durch die oben angeführten Untersuchungen Teichmüller's, um vorläufig nicht zu viel zu behaupten, mindestens stark in Frage gestellt worden. Beide Recensenten erkennen ferner an, dass Schuster sich um die Erklärung und Kritik der einzelnen, durchweg auch deutsch von ihm wiedergegebenen herakleitischen Fragmente vielfach verdient gemacht habe. Beide bestreiten dagegen, dass es ihm gelungen sei, seine Behauptung, in welcher er mit Lewes übereinkommt, Herakleitos habe ausdrücklich und zuerst alle Erkenntniss auf die Wahrnehmung begründet, zu erweisen; während jedoch E. R. die bisher gangbare Auffassung festhält, nach welcher Herakleitos das Zeugniss der uns den Schein eines beharrenden Daseins vorspiegelnden Sinne ganz verworfen haben soll, glaubt Susemihl zugeben zu müssen, dass der Gegensatz dieses Denkers gegen die Sinne ein so scharfer nicht war, nimmt vielmehr an, dass derselbe sich über-

haupt die Frage, ob und wie weit unser Wissen aus der Erfahrung oder aus der Vernunft entspringt, noch gar nicht vorgelegt, ja das volle Bedürfniss einer streng methodischen Forschung noch gar nicht empfunden, vielmehr seinen eignen Aussprüchen zufolge, in denen er sich mit der Sibylle oder Pythia vergleicht, sich als eine Art von gottbegeistertem Propheten gefühlt habe. Hiermit hängt die Frage nach der vielleicht doch von Herakleitos selbst beabsichtigten Dunkelheit seines Werkes zusammen. Beide Recensenten geben diese von Schuster behauptete Absicht des Schriftstellers einigermassen zu, verwerfen aber den von ersterem angenommenen Zweck des letzteren sich auf diese Weise vor Verfolgung zu schützen. Vielmehr nimmt E. R. als seinen wahren Zweck an sein Werk dadurch Unberufenen fern zu halten, Susemihl dagegen meint, Herakleitos habe diese »andeutende« Orakelsprache, da er sich zur Rechtfertigung derselben auf keinen Geringeren als eben »den Herrn in Delphi« und seine Prophetinnen beruft, gerade für die eigentlich sachgemässe und seinen »Offenbarungen« adäquate gehalten. Jedenfalls war sie die ihm natürliche und seiner geistigen Eigenart entsprechende. Beide Beurtheiler billigen es endlich, dass der Verfasser die alte, mit Unrecht verworfene Eintheilung des herakleitischen Werks in einen über das All handelnden, einen politischen und einen theologischen Theil (λόγος) bei Diog. La. IX, 5 wieder zu Ehren bringt und seinem Reconstructionsversuche zu Grunde legt; beide aber verwerfen seine Hypothese über den angeblichen Inhalt des dritten Theils als eine etymologische Umdeutung der griechischen Götternamen im Sinne der herakleitischen Philosophie, und Susemihl meint überdies, dass diese nicht schon von Herakleitos selber herrührende Eintheilung immerhin dahin zu berichtigen sei, dass der zweite und dritte Theil in Wahrheit als Unterabtheilungen des zweiten Hauptabschnitts zu bezeichnen gewesen wären, der vom Menschen und seinem Denken, Streben und Glauben handelte, wie der erste vom All. Susemihl bezweifelt aus diesem, E. R. verwirft aus einem anderen, noch durchschlagenderen Grunde die Richtigkeit der Anordnung Schusters die sämmtlichen, von Erkenntniss, Wahrnehmung und dergl. handelnden Aussprüche des Herakleitos in die Einleitung seines Werkes zu versetzen. Susemihl stimmt der Zerlegung des ersten Theils in die beiden Sätze von der steten Veränderung und vom unabänderlichen Kreislauf derselben bei, E. R. dagegen zweifelt wohl mit Recht

eine so scharfe logische Trennung beider in der herakleitischen Schrift an. Auch im Einzelnen bleibt natürlich in der von Schuster aufgestellten Aufeinanderfolge der Fragmente, wie er sich selber nicht verhehlt, Vieles problematisch, ohne dass darum der ganze Versuch seinen grossen Werth verliert.

Ein Verzeichniss der (zum Theil glücklich) emendirten Stellen ist S. 392 beigegeben. Auch hat der Verfasser den Nutzen seines Buchs noch erhöht durch sieben demselben angehängte Excurse (S. 351 ff.) über die alte und neuere Litteratur über Herakleitos, ferner über dessen Leben, über die Chronologie des Herakleitos und Parmenides, über die vier von ersterem getadelten »Vielwisser« Hesiodos, Pythagoras, Xenophanes und Hekatäos, über die Dauer seines Weltjahrs, über seine politische Rolle. Der von letzterer handelnde siebente Excurs enthält manche mindestens recht gewagte Combinationen, verfolgt übrigens zunächst die ganze Geschichte von Ephesos bis auf Herakleitos. Die von derselben gegebene Darstellung ist jetzt nach der Abhandlung von E. Curtius Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens, Abhandlungen der Berl. Akad. 1872. S. 1 ff. hie und da nicht unerheblich theils näher zu bestimmen, theils zu berichtigen. Die Annahme, dass Herakleitos seine Schrift erst im Alter bald nach 469 abgefasst habe, wird vom Verfasser (S. 80. Anm. 2) scharfsinnig begründet, führt aber auch zu mancherlei von Susemihl dargelegten Schwierigkeiten. Endlich über die Sibylle bei Herakleitos ist die Untersuchung Schuster's vermuthlich bereits durch den von Bergk (Griech. Littgesch. I. S. 342. Anm. 90) geführten Nachweis über den Haufen geworfen, dass Herakleitos unter ihr wahrscheinlich keine Andere als die Pythia verstand.

Die gediegene und lehrreiche Abhandlung:

10) Ueber die ethischen Fragmente Demokrits. Vom Oberlehrer Dr. Lortzing (Programm des Sophien-Gymnasiums). Berlin, 1873. 34 S. 4.

beschäftigt sich zuvörderst mit den ethischen Schriften des Demokritos (S. 3—7), dann mit den Quellen seiner ethischen Fragmente (S. 7—27) und weist endlich erfolgreich die Angriffe gegen die Aechtheit der letzteren zurück (S. 27—30), wobei es sehr wahrscheinlich gemacht wird, dass der angebliche Hipparchos *περὶ εὐθυμίης* die gleichnamige demokriteische Schrift benutzt habe. Die

beiden von Thrasyllos angeordneten ethischen Tetralogien des Demokritos (Diog. La. IX, 46) setzt Lortzing so zusammen: *Πυθαγόρης ⟨ἢ⟩ περὶ τῆς τοῦ σοφοῦ διαθέσιος, περὶ τῶν ἐν Ἅιδου, Τριτογένεια, περὶ ἀνδραγαθίης* (mit dem spätern Zusatz *ἢ περὶ ἀρετῆς*), *Ἀμαλθείης κέρας, περὶ εὐθυμίης, ὑπομνημάτων ἠθικῶν* (vielleicht mit Beifügung von *θ'*), indem er das auf diese Weise fehlende achte Glied aus dem Zusatz *ἡ γὰρ Εὐεστὼ οὐχ εὑρίσκεται* gewinnt, so fern Thrasyllos dies irrthümlich für ein anderes Werk als *περὶ εὐθυμίης* gehalten und, obwohl er es eben desshalb nicht vorfand, dennoch aus einem ältern Verzeichniss in das seine hinübergenommen habe. Nun gehört aber die Schrift *περὶ τῶν ἐν Ἅιδου* obgleich dieselbe schwerlich bloss, wie Lortzing meint, vom Scheintode handelte[8]), doch ihrem Inhalt nach schwerlich zu denjenigen Werken, welche zu den ethischen Fragmenten erheblich beigesteuert haben, die Unächtheit der *ὑπομνήματα* war längst erwiesen, *Πυθαγόρης* und *Τριτογένεια* sind, wie der Verfasser zeigt, zum Mindesten höchst bedenklich, über *περὶ ἀνδραγαθίης* lässt sich kein Urtheil fällen, *περὶ εὐθυμίης* ist gut beglaubigt, *κέρας Ἀμαλθείης* kann wenigstens unter diesem Titel nicht von Demokritos herrühren, ist aber wahrscheinlich mit den bei Euseb. P. E. XIV, 27, 5. S. 782a angeführten *ὑποθῆκαι* einerlei. So kommt der Verfasser zu dem Ergebniss, dass die moralischen Bruchstücke des Demokritos, wie es scheine, im Wesentlichen aus zwei Werken entnommen seien, der kleinere Theil, meist umfangreichere Bruchstücke von demonstrirendem Charakter, aus *περὶ εὐθυμίης*, die weitaus grössere Zahl kurzer Sentenzen aus den *ὑποθῆκαι.* Allein so wahrscheinlich uns alles Uebrige und namentlich auch die Einerleiheit des *κέρας Ἀμαλθείης* als einer spätern Bezeichnung mit den *ὑποθῆκαι* dünkt, so sieht uns doch, wie auch schon Papencordt (De atomicorum doctrina S. 23) urtheilte, der letztere Titel selbst weit eher bereits wie der einer älteren moralischen Blütenlese

8) Vielmehr nach dem richtigen Urtheil ten Brinks Philologus XXIX, 1870. S. 605 ff. auch von der Fürsorge für den Scheintod, wahrscheinlich aber auch überhaupt von den falschen und richtigen Vorstellungen über den Tod und den Zustand nach demselben und der thörichten Todesfurcht der Menschen. Aehnlich auch schon Mullach. Wie hätte Thrasyllos sonst darauf verfallen sollen, die Schrift unter die ethischen zu setzen, wenn sie nicht dergestalt wenigstens theil- und beziehungsweise wirklich unter dieselben gehörte?

aus den demokriteischen Schriften aus. Einzelne Beiträge zu einer solchen konnten auch nicht durchweg ethische Schriften liefern, was Lortzing ganz ausser Acht lässt, obgleich es schon ten Brink (Philologus XXIX. 1870. S. 605 ff.) von *περὶ τῶν ἐν Ἀίδεω* und dem dritten Buche des *περὶ λογικῶν κανών* wahrscheinlich zu machen gesucht hat. Desto rückhaltloser stimmen wir der ferneren Untersuchung des Verfassers bei. Bei Weitem die Mehrzahl der betreffenden Bruchstücke stammt bekanntlich aus Stobäos, der Sentenzensammlung unter dem Namen des Demokrates und denen des Maximus und Antonius. Keine dieser Sammlungen hat mehr die Werke des Demokritos selbst vor sich gehabt, aber Stobäos und Pseudo-Demokrates haben, wie Lortzing zeigt, die nämliche ältere und umfassendere Excerptensammlung ausgeschrieben und sind daher gleich zuverlässig. Der ionische Dialekt ist hier beibehalten, aber vielfach verwischt und mit attischen Formen durchsetzt. Bei Antonius und Maximus hat dagegen die Beilegung rein attischer Sentenzen an Demokritos nicht die mindeste Gewähr, umgekehrt aber scheinen sich hier ionische Formen nur bei Demokritos zu finden, und jede Sentenz mit Resten derselben gehört daher hier wahrscheinlich ihm an, auch wo sie ihm nicht zugeschrieben wird. Mullach hat fälschlich das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen. Nur ein Bruchstück bei Stobäos (Ecl. eth. p. 74 f.) ist aus einer andern Quelle entnommen, nämlich aus Areios Didymos. Jeder Versuch aus andern erhaltenen Sammlungen die Zahl der Bruchstücke zu vermehren, wie z. B. der ten Brinks Philologus VI. 1851. S. 577 ff., ist verfehlt.

Den Schluss der Abhandlung Lortzing's bilden drei Excurse (S. 30 ff.) über die Berücksichtigung des Demokritos bei den nachfolgenden Schriftstellern, über die Unvollständigkeit der Mullach'schen Fragmentsammlung und über die Textgeschichte des Stobäos, Maximus, Antonius und das Verhältniss des florilegium Laurentianum zu ihnen. Möge uns der Verfasser bald mit der S. 30 versprochenen Fortsetzung seiner Arbeit erfreuen!

Dagegen enthält die über Leben, Schriften und Lehre des Demokritos sich verbreitende Abhandlung:

11) De Democrito philosopho. Haec apud facultatem litterarum Parisiensem disputabat L. Liard, olim scholae normalis alumnus. Parisiis, Ladrange. MDCCCLXIII. 61 S. gr. 8.

nichts als bekannte Dinge, und wo der Verfasser etwa eine neue Ansicht aufstellt, z. B. dass den demokriteischen Atomen an sich keine Schwere zukomme, und dass der Philosoph unbeschadet der Folgerichtigkeit seiner Lehre wohl eine eigentliche Weltseele in Gestalt einer sphaera ignea habe annehmen können, ob er dies nun wirklich gethan haben möge oder nicht, da fällt dieser Versuch so aus, dass er kaum einer Widerlegung bedarf.

Mit den Sophisten beschäftigen sich folgende Schriften:

12) H. Sidgwick The sophists. Im Journal of philology IV. 1872. S. 288—306. V. 1873. S. 66—80.

13) Versuch einer sittlichen Würdigung der sophistischen Redekunst. Von Dr. W. Bethe. Stade, Pockwitz. 1873. 77 S. 8.

14) W. O. Friedel, De sophistarum studiis Homericis. In Dissertationes philologae Halenses. Tom. I. 1873. Niemeyer. S. 130—188.

Sidgwick vertheidigt mit grossem Scharfsinn in seinen beiden Abhandlungen, denen noch eine dritte folgen soll, Grote's Beurtheilung der Sophisten, mit welcher bekanntlich auch die von Lewes übereinstimmt. Was er dabei zu Anfang wider englische Gegner bemerkt, ist völlig zutreffend. Auch erkennt er an, dass Grote oft mehr als Advocat denn als Richter spricht, und dass Protagoras, Gorgias, Hippias weder geistig noch sittlich so vorzügliche Leute waren, dass man sich über ihren guten Ruf um ihrer selbst willen so ganz besonders zu erhitzen brauche. Aber von ihrer richtigen Würdigung hänge auch die des Sokrates und Platon ab, die eben desshalb, wie Sidgwick in der dritten Abhandlung zu beweisen verspricht, Zeller und Andern nicht hinlänglich gelungen sei. Treffend bemerkt er auch, dass Grote (und das Gleiche gilt wieder von Lewes) in den gegen Platon gerichteten Anschuldigungen der Parteilichkeit und Karikatur stark übertreibt, und dass umgekehrt die Stärke von Grote's Sache gerade in der, wenn auch nicht schlechthin, so doch wesentlich wahrheitsgetreuen, verhältnissmässig günstigen Darstellung des Protagoras, Gorgias, Hippias, Prodikos bei Platon liege. Dagegen ist seine Behauptung, Grote's Erörterungen seien auf die deutschen Darstellungen ohne allen Einfluss geblieben, völlig ungegründet. Wie sehr vielmehr der von

Grote nachdrücklich ausgeführte Satz, der Name *σοφιστής*, ursprünglich wie *σοφός* allgemeine Bezeichnung jeder Art von Geistestüchtigkeit, sei hernach insbesondere auf die neu sich bildende Classe von Leuten, welche eine höhere Art von Erziehung für das Wirken in Haus, Staat und Gesellschaft zu ihrem förmlichen Beruf und Gewerbe machten, angewandt worden, nachdem zuerst einer von ihnen, Protagoras, etwas ruhmredig sich selber ihn beilegte, wie sehr, sagen wir, dieser Satz in Deutschland, wenn auch von Einzelnen, wie Steinhart (s. unten), noch immer verkannt, trotzdem im Ganzen zum Gemeingut geworden ist, davon kann schon ein Blick in die neueste Auflage von Passow's Lexikon unter den Worten *σοφιστής* und *σόφισμα* einen Jeden überzeugen. Aber wie es denn kam, dass mit dieser scheinbar doch so ganz unverfänglichen Bedeutung sofort der erweislich[9]) von Platon bereits vorgefundene gehässige Nebensinn des Trugschlussmachers, Wahrheitsverdrehers, Rabulisten und Aufschneiders sich verband, so dass ausser Protagoras Niemand gern sich selber einen Sophisten nennen oder nennen lassen mochte, darüber sind uns Grote und Lewes die Erklärung schuldig geblieben und bleibt sie auch Sidgwick uns schuldig. Auch verschweigt er ganz, dass lange vor Grote bereits Hegel eine richtigere und günstigere Auffassung der Sophisten, die freilich nicht bis zu Grote's Uebertreibungen fortgeht, begründet hat, und dass wesentlich in diesem Geleise sich auch Zeller bewegt, weit entfernt davon, wie seltsamerweise Bethe (S. 2) behauptet, in dem Sinne des gegen Hegel reagirenden Ritter Einfluss zu üben. Ja noch mehr, auch nach der Darstellung Sidgwicks müsste man sogar glauben, dass Zeller vielmehr behauptet hätte, alle Sophisten oder doch erheblich viele hätten den ihnen zuströmenden Jungen und Alten unverhüllt solche unmoralische Grundsätze vorgetragen, wie Kallikles und Thrasymachos bei Platon sie aussprechen. So sehr läuft die Erörterung Sidgwicks schliesslich in die freilich nicht schwierige, aber wenigstens für jeden irgendwie Stimmfähigen in Deutschland auch völlig überflüssige Widerlegung einer solchen Behauptung hinaus, und so sehr heftet er sich an einzelne, von ihm aus dem Zusammenhang gerissene Ausdrücke Zeller's, wie »sophistische Ethik« und dergl., und verschweigt dessen unverhohlene Anerkennung, dass die übrigen

[9]) Auch hiefür genügt die Verweisung auf Passow's Lexikon.

ältern Sophisten nicht allein nicht so weit wie Polos und Thrasymachos gingen, sondern vielfach schöne oder doch völlig unverfängliche sittliche Vorstellungen vortrugen. Wenn Grote lehrte, die Sophisten seien ein Berufsstand und keine Schule gewesen, so war Ersteres, wie gesagt, sehr verdienstlich, Letzteres aber kaum etwas Neues. Denn für eine Schule wie die Akademiker oder Peripatetiker oder auch nur wie die Eleaten würde sie doch auch wohl ohne diese Erinnerung Niemand halten wollen. Jedermann weiss nachgerade, dass der Sensualismus des Protagoras und der Nihilismus des Gorgias aus ganz verschiedenen Quellen stammen und weder Protagoras für den letztern noch Gorgias für den erstern noch irgend ein anderer Sophist für eins von beidem verantwortlich ist. Folgt denn aber daraus, dass überhaupt keinerlei Gemeinschaft in der Denkrichtung aller dieser Männer war, die uns berechtigen könnte dennoch von einer sophistischen Philosophie zu sprechen? Ist es etwa rein zufällig, dass uns mehr oder weniger skeptische und eristische Sätze auch von Antiphon, Euthydemos, Lykophron bekannt sind? Oder liegt vielmehr nicht jenes Gemeinsame in dem negativen, mehr oder weniger alles Objective zernagenden Subjectivismus, der freilich seine volle historische Berechtigung hatte und bereits in der Zeit lag, von dem die Sophisten selber erst ins Leben gerufen wurden und nicht umgekehrt, den sie aber allerdings erst zum selbstbewussten Ausdruck brachten und eben damit weiterförderten? Nur von dieser Auffassung aus wird uns jener sofortige üble Nebensinn des Sophistennamens begreiflich, und selbst bei Prodikos stimmt seine religiöse Aufklärerei und bei Hippias seine von Sidgwick einfach todtgeschwiegene, aber doch gewiss nicht mehr sittlich unverfängliche Anwendung des Unterschieds von natürlichem und positivem Gesetz auf die Rechtfertigung der Blutschande so völlig zu derselben, dass es eben nur eine Inconsequenz war, die vielleicht dem Herzen, jedenfalls aber nicht dem Kopfe dieser beiden Männer Ehre macht, wenn sie weit davon entfernt waren, sich für eine allgemeine, jede gemeingültige Wahrheitserkenntniss bestreitende Theorie, wie die des Protagoras oder Gorgias, zu erklären. Aber nicht anders steht es auch mit Protagoras und Gorgias selbst, so fern sie nicht einsahen, dass die nothwendige Consequenz einer solchen Theorie eine gemein egoistische Moral ist, die in Sätzen wie denen des Polos, Kallikles, Thrasymachos gipfelt und eben jener Folgerichtig-

keit wegen recht wohl von Zeller und Andern als die »sophistische« bezeichnet werden darf, obwohl nur ein kleiner Theil der ältern Sophisten sich mit Bewusstsein zu ihr bekannte. Wenn dagegen Sidgwick den unbequemen Gast Thrasymachos dadurch los zu werden sucht, dass er ihn nicht als einen »eigentlichen« Sophisten gelten lassen will, so ist dies wohl selber etwas sophistisch. Auch die Art, wie er die Sache des Staatsmanns Kallikles im platonischen Gorgias von der der Sophisten zu trennen sich bemüht, ist schwerlich zu billigen: vielmehr verwächst das Gespräch des Sokrates mit jenem nur dann mit dem voraufgehenden, dessen Theilnehmer zuerst Gorgias und dann Polos ist, und so der Dialog mit sich selbst zur innern Einheit, wenn Platon darlegen wollte, dass zwischen Rhetorik und Sophistik kein principieller Unterschied sei, die unsittlichen äussersten Consequenzen der dieser sophistischen Rhetorik zu Grunde liegenden Principien aber allerdings nicht sowohl von den Vertretern derselben, als von den sophistisch gebildeten Staatsmännern gezogen würden, so sehr dieselben auch die Miene annähmen die Sophisten zu verachten. Der gründlichsten Prüfung, für die hier leider kein Raum ist, würdig ist dagegen Sidgwicks äusserst scharfsinniger Versuch darzuthun, dass sich in den verschiedenen Dialogen Platons auch zwei ganz verschiedene, unvereinbare Bilder des Sophisten fänden, das des angeblichen, in langen Reden sich ergehenden, zur wissenschaftlichen Gesprächführung aber untüchtigen Tugendlehrers und das des klopffechterischen (eristischen) Disputirkünstlers, dass solche Künstler erst aus der Sokratik hervorgegangen seien[10]) und desshalb die Dialoge, welche das letztere Bild enthalten, als die späteren angesehen werden müssten. Bemerkenswerth ist, dass auch Sidgwick von diesem Gesichtspunkte aus wie Andere von andern dazu gelangt, Theätetos, Euthydemos, Sophist, Philebos als jünger denn den Staat zu setzen. Zwischen den wahrscheinlich bald nach Sokrates Tode geschriebenen Gorgias, dem auch er den Protagoras vorangehen lässt, und den Staat verlegt er den Menon.

Viel weniger erheblich ist das Schriftchen von Bethe, in welchem das gleiche apologetische Bestreben sich auf einem beschränk-

---

[10]) Dass sich unter den Paradoxien im platonischen Euthydemos auch solche finden, die dem Antisthenes angehören, hat man ja freilich schon längst erkannt.

teren Gebiete zum Ausdruck bringt. Der Verfasser hat gleich Grote und Lewes nicht beachtet, dass das Grundprincip der gesammten Rhetorik vor Platon und Aristoteles, welches Protagoras zu dem Satze zuspitzte, der Redner habe das Unwahrscheinliche (*τὸν ἥττω λόγον*) wahrscheinlich zu machen, in Wahrheit doch nur auf dem Felde der gerichtlichen Beredsamkeit, welches diese ältere Rhetorik bis auf Isokrates und Platon denn freilich auch ausschliesslich ins Auge fasste, bis zu einem gewissen Grade wirklich berechtigt ist, dagegen auf dem der berathenden heillos und verderblich erscheinen müsste und auf dem der epideiktischen zur Behandlung jener albernen paradoxen Themen führte, wie besonders Alkidamas, Polykrates und Zoilos in ihren Tadel- und Lobreden sie liebten, und dass selbst in der gerichtlichen Rede aus der schrankenlosen Anwendung jenes Grundsatzes bei den Griechen und Römern jener widerwärtige Grad von Verlogenheit und Rabulistik, der alle Mittel, wenn sie nur zum Ziele führen, gleich recht sind, erwuchs, welcher auch die schönsten Geisteserzeugnisse beider Nationen auf diesem Felde kennzeichnet.

Im Grunde findet sich in dem Schriftchen nur ein einziger wirklich fruchtbarer, aber allerdings auch sehr fruchtbarer Gedanke[11]), nämlich der des Gegensatzes, in welchem Aristoteles' Auffassung der Rhetorik und ihrer Anwendung zu der Platons in Annäherung an die der früheren Rhetoren steht. Doch ist auch dieser Gedanke nicht richtig ausgeführt. Die Kluft zwischen Aristoteles und den letztern ist grösser, die zwischen ihm und Platon geringer. Auch Platon erkennt in Wahrheit ein grosses Gebiet an, auf welchem nicht Erkenntniss, sondern nur mehr oder weniger richtige Vorstellung, also Ueberredung möglich ist, und ein grosser Theil seiner eigenen Darstellungen, nämlich, um es kurz auszudrücken, alle mehr oder weniger mythischen, haben ausgesprochenermassen nur letztere zum Zweck, sind nach seinen eigenen Erörterungen nicht dialektisch-wissenschaftlich, sondern bloss rhetorisch im Sinne der »wahren« Redekunst. Dies hat R. Hirzel Ueber das Rhetorische

---

[11]) Denn der Versuch dem Protagoras statt einer philosophischen Schrift drei, *Ἀλήθεια*, *Καταβάλλοντες* und *περὶ τοῦ ὄντος*, zuzueignen ist zwar originell, wird aber doch wohl schwerlich irgendwo Billigung finden, ebenso wenig die Behauptung, Protagoras habe keineswegs bestritten, dass es eine absolute Wahrheit gebe, sondern nur, dass der Mensch an ihr Theil habe.

und seine Bedeutung bei Plato, Leipzig 1871. 8. gut nachgewiesen. Das Ueberspannte in Platons Ansicht liegt nur darin, dass nach ihr auch diese »wahre« Redekunst allein von dem Philosophen geübt werden kann. Den im Phädros ausgeführten Gedanken, dass alle bisherigen Lehrbücher der Rhetorik in ihrer Beschränkung auf die Lehre von der Anordnung und vom Stil und von der Einwirkung auf die Affecte der Zuhörer und davon, wie der Redner seine Person als glaubwürdig und die seiner Gegner als unglaubwürdig oder von vorne herein verdächtig hinstellen kann, bei verhältnissmässigen Nebendingen stehen geblieben seien und gerade die Hauptsache vergessen hätten, hat Aristoteles vollständig, den ferneren der Begründung aller wahren Redekunst auf Dialektik und Psychologie wenigstens bis zu einem gewissen Grade im Gegensatz zu allen früheren Rhetorikern sich angeeignet.

Die Dissertation von Friedel endlich, welche nach einander die homerischen Studien des Protagoras, Hippias, Prodikos, Gorgias, Alkidamas, Likymnios, Polos bespricht, bietet zwar begreiflicherweise wenig Neues dar, kann aber doch als eine klare, verständige und sorgfältige Uebersicht, wie man sie in dieser Art noch nicht besitzt, empfohlen werden. Hervorzuheben ist die allem Anschein nach richtige Vermuthung, Vit. Hom. VI. S. 30f. Westermann *ὁ δὲ Δαμάστης καὶ δέκατον αὐτὸν ἀπὸ Μουσαίου φησὶ γεγονέναι* sei nicht, wie C. Müller Fragm. hist. Gr. II. S. 66 will, *Δαμάστης* in *Γοργίας*, sondern *Μουσαίου* in *Ὀρφέως* zu ändern [12]).

---

[12]) Eine unnöthige Schwierigkeit hat sich Friedel in Bezug auf Aristot. Poet. c. 20, 1456b, 8ff. und c. 21, 1457a, 21f. bereitet. Wenn Aristoteles an der erstern Stelle die Modalitäten der Aussage (*σχήματα τῆς λέξεως*) aus der Theorie der Poesie in die der Vortragskunst verweist und doch, um die Verbalflexion definiren zu können, an der letztern auch die auf diese Modalitäten bezügliche Art derselben mit ins Auge zu fassen genöthigt ist, so liegt darin schwerlich ein ernsthafter Widerspruch. Eine scharfe Unterscheidung zwischen Imperativ und Optativ brauchten darum noch weder Aristoteles noch gar Protagoras zu haben. Allerdings tadelte Protagoras den Homeros, dass er die der Göttin gegenüber unpassende Befehlform angewandt habe statt der Wunsch- oder Bittform, allein erstere wie letztere kann ja bekanntlich auch durch den Indicativ ausgedrückt werden (»ich befehle dir, dass« und »ich bitte dich, dass«). Aristoteles erwidert mit andern Worten, der Imperativ sei nicht nothwendig Befehlform, vielmehr je nach dem Ton des Vortragenden könne eben so gut Bitte als Befehl durch denselben zum Ausdruck gelangen.

Wir wenden uns zu Sokrates. Ihm ist folgendes Werk gewidmet:

15) La philosophie de Socrate. Par Alfred Fouillée, maître de conférences à l'école normale supérieure. Ouvrage couronné par l'académie des sciences morales et politiques. Paris, Ladrange. 1873. T. I. XX und 432, T. II. 567 S. gr. 8.

Fast 1000 Seiten über einen so vielfach und so gründlich, nachgerade bis zum Ueberdruss behandelten Gegenstand! Das war der Gedanke, mit welchem wir dies Buch zur Hand nahmen, allein die Lectüre selbst hat dies ungünstige Vorurtheil sodann zum Theil, aber auch freilich nur zum Theil bei uns beseitigt. Ohne Zweifel ist der Verfasser ein bedeutender Kopf, der überall in die Tiefe zu dringen bestrebt ist, aber, wie es scheint, von diesem Streben nicht selten auch über die in der Natur der Sache liegenden Schranken hinausgetrieben wird, und bei welchem die reconstruirende historische Phantasie stärker ist als der nüchterne kritische Verstand. Es gereicht diesem Manne zu nicht geringer Ehre, dass er einem so abgedroschenen Stoffe in der That noch einige beachtenswerthe neue Seiten abzugewinnen vermocht hat, aber ein Grundmangel bei ihm ist, dass er die neuere deutsche Litteratur über diesen Gegenstand allzu wenig kennt oder beachtet. Bei Weitem der grösste Theil dessen, was er vorbringt, steht immerhin bei Zeller, den er etwa zweimal anführt, schon eben so gut und vielleicht besser zu lesen. Hätte er nun eben desshalb sich begnügt dies Alles nur in möglichster Knappheit zu wiederholen, statt dass er jetzt die allbekanntesten Dinge mit unerträglicher Weitschweifigkeit breit tritt, hätte er ferner auch bei der Darstellung der wirklich neuen Gesichtspunkte sich sachgemässer Kürze befleissigt, so würde man seinem dergestalt etwa auf ein Drittel seines jetzigen Umfanges zurückgeführten Buche die mancherlei sachlichen Unrichtigkeiten und Ueberspannungen um der unleugbaren Vorzüge willen schon verziehen haben. Dasselbe ist zu dieser monströsen Ausdehnung namentlich aber auch dadurch angeschwollen, dass fortwährend seitenlange Partien aus Xenophon, Platon, Aristoteles in französischer Uebersetzung wörtlich mitgetheilt werden. Diese Methode mag für den Leser ihr Bequemes haben, aber für den gewissenhaften Leser müsste

zu dieser Bequemlichkeit, damit er wirklich von ihr Nutzen hätte, noch die weitere der Beifügung des griechischen Urtextes hinzukommen, um den Verfasser nach ihm controliren zu können, und eine solche Controle ist Fouillée gegenüber zuweilen recht nöthig[13]). Endlich ist derselbe zwar nicht ganz so abergläubisch wie Grote, alle im Verzeichniss des Thrasyllos dem Platon zugeschriebene Werke für ächt zu halten, obgleich er selbst noch auf den siebenten Brief dies Vertrauen ausdehnt, aber auf den Gedanken einer wirklichen späteren Fälschung kommt er doch nur bei dem Dialog von der Tugend (I. S. 332), und beim Theages ist er freilich demselben Gedanken nahe, hält ihn aber nicht fest und kann der Lockung nicht widerstehen die in diesem Gespräch enthaltenen furchtbaren Uebertreibungen, obwohl er sie im Grunde selbst als solche erkennt, doch in seiner Darstellung mit zu verwerthen (II. S. 304 ff.). Im Uebrigen bleibt er dabei stehen, solcherlei Machwerke wie den Minos und Hipparchos mit Böckh dem Sokratiker Simon und anderes Aehnliche, wie etwa die Nebenbuhler, wenigstens im Allgemeinen unmittelbaren Schülern des Sokrates zuzuweisen, ohne die Möglichkeit einer späteren Unterschiebung auch nur in Frage zu bringen. Und doch haben die neueren deutschen und niederländischen Untersuchungen wohl hinlänglich gelehrt, dass aller Wahrscheinlichkeit nach vielmehr eine solche anzunehmen ist und auch die beiden Alkibiades, der grössere Hippias, der Kleitophon, die Briefe solche untergeschobene Fabrikate halbphilosophischer Rhetoren aus der Zeit des Alexandros und des ersten Ptolemäos sind. Tilgt man sie aber sonach aus der Zahl der zuverlässigen Quellen für die Lehre des Sokrates, so muss man eben damit auch die langen aus ihnen gezogenen Partien und Folgerungen in Fouillée's Werke für eine theils überflüssige, theils schädliche Zuthat erklären. Aber selbst seine richtige Methode zunächst den Xenophon als buchstabentreuen Berichterstatter zu Grunde zu legen, aber dabei mit Hülfe des Platon und Aristoteles dessen häufige Verwechselung des Haupt- und Nebensächlichen zu be-

---

[13]) Zum Beleg hiefür genügen zwei Beispiele. Mem. II, 6, 21 *τά τε γὰρ αὐτὰ καλὰ καὶ ἡδέα νομίζοντες* wird *τὰ αὐτὰ* als Prädicat gefasst und dadurch der Sinn völlig verkehrt (I. S. 154 ff. II. S. 36 f. 488). Noch toller ist es, dass Mem. I, 1, 14 *καὶ τοῖς μὲν οὐδ' ἐν ὄχλῳ κ. τ. λ.* auf die Naturphilosophen statt auf die Wahnsinnigen bezogen wird. Dazu sind die Zahlen in den Citaten mehrfach falsch.

seitigen und den von ihm theils nicht erkannten, theils auch geradezu missverstandenen tieferen Sinn des sokratischen Philosophirens zu entwickeln, ist so neu nicht, wie Fouillée glaubt. Auch sie ist vielmehr schon von Zeller befolgt, nur dass dieser die mit ihr verbundene Gefahr der Einmischung platonischen Eigenthums durch möglichstes Festhalten am Buchstaben Xenophon's doch wohl in höherem Grade als Fouillée vermieden hat. Es bezieht sich dies namentlich auf die Fragen, wie weit Sokrates das sittlich Gute absolut bestimmt hat, und wie weit er sich der verschiedenen Seiten seines dialektischen Verfahrens bereits selber bewusst war. In Bezug auf die erstere haben wir uns jüngst (Philologischer Anzeiger V. 1873. S. 77 ff.) bereits Ribbing gegenüber so darüber ausgesprochen[14]), wie wir es auch Fouillée gegenüber nur wiederholen können, warum wir meinen allerdings zugeben zu müssen, dass Zeller die Relativität alles Guten bei Sokrates zu weit getrieben hat, andrerseits aber doch auch daran festhalten zu müssen, dass es letzterem nicht gelungen ist eine wirkliche Bestimmung dafür zu geben, worin denn eigentlich das unbedingte Gut oder der absolute Lebenszweck des Menschen bestehe, ja dass er in seinen Erörterungen sogar oft genug diesen Leitstern auch nur als einen zu suchenden aus den Augen verloren hat. Sokrates hatte sehr Recht, wenn er Mem. IV. 4, 10 sein Leben als die beste Definition der Gerechtigkeit bezeichnete: in der That ging dasselbe über die Mängel seiner Lehre hinaus. Mit Grund zwar macht es zum ersten Male Fouillée mit Entschiedenheit geltend, dass Sokrates in eben diesem Gespräch mit Hippias bei seiner Bestimmung des Gerechten als des Gesetzlichen ausgesprochnermassen zunächst und im strengsten Sinne nur die umgeschriebenen, von den Göttern selbst gegebnen Gesetze, die also nur einen Theil der Naturgesetze selber, wie er sie auffasste, oder der teleologischen Weltordnung bilden, im Auge hat. Allein Fouillée übersieht dabei, dass die teleologische Weltbetrachtung selbst bei Sokrates nur noch jene ganz äusserliche Teleologie war, in welcher der Weltzweck schliesslich auf den Nutzen des Menschen hinausläuft. Damit kommt also die Sache doch wieder auf den

---

[14]) Leider sind hier zwei sinnstörende Fehler stehen geblieben: S. 77. Z. 2 wo fehlt »ihn« hinter »zwang«, und auf derselben Seite muss es Mem. IV, 8, 6 statt Mem. IV, 3, 8 heissen.

alten Fleck. Fouillée selber wirft (I. S. 286 ff.) die Frage auf, ob nicht doch die ganze Ethik des Sokrates schliesslich in dem Cirkel ende, das höchste Gut sei das Wissen vom höchsten Gut, und giebt sich Mühe zu zeigen, dass dies gar kein Cirkel sei; allein darauf genügt die Antwort, dass es doch Platon ausdrücklich als einen solchen anerkennt (Staat VI. 505 B) und eben auf diesen Mangel die Nöthigung weiter zu gehen oder mit andern Worten seine eigne Erörterung der Idee des Guten begründet, als deren blosse Erscheinung auch das höchste sittlich Gute zu betrachten ist. Aber freilich macht er dabei kein Hehl daraus, dass auch diese seine eigene Erörterung noch mangelhaft ist (506 C-E. vgl. 504 D. E). Die griechische Ethik ist eben überhaupt eine Güterlehre geblieben; nur wo vielmehr die Pflichtenlehre den Ausgangspunkt bildet, kann der absolute Massstab wirklich zu seiner vollen Geltung kommen. In Bezug auf die dialektische Methode ferner hat Sokrates neben der inductiven Begriffsbildung auch schon die Eintheilung und auch die inductive Urtheilsbildung, den directen und besonders den indirecten Beweis angewandt, ja den letztern, die deductio ad absurdum, schon von Zenon überkommen, aber dass er von dem Gegensatze des auf- und absteigenden Verfahrens in der Begriffs- und in der Urtheilsbildung schon einen klaren Begriff gehabt habe, sucht Fouillée vergebens, wie uns scheint, aus Mem. IV. 6, 13—15 zu erweisen. Wir würden es für erwiesen halten, wenn Xenophon selbst hier nett und klar diesen Unterschied ausspräche. Aber in Wahrheit ist hier nur von dem Unterschiede zwischen der Prüfung fremder unbewiesener Behauptungen (*ἄνευ ἀποδείξεως*) und zwischen der eignen Gedankendarlegung seitens des Sokrates die Rede. Die erstere nahm er, sagt Xenophon, durch die Zurückführung (*ἐπανῆγεν*) auf den Begriff der Sache als Grundlage oder Voraussetzung (*ἐπὶ τὴν ὑπόθεσιν*) vor, bei der letztern ging er von dem allgemein Zugestandenen aus. Ob dies Ausgehen aber zur Definition, Induction oder Demonstration führen sollte, davon steht Nichts da. Immerhin wird hiernach dem Sokrates schon eine einigermassen klare Vorstellung davon zugeschrieben werden müssen, dass die Definition die nothwendige Grundlage der Demonstration oder Beweisführung (*ἀπόδειξις*) sei, im Uebrigen aber ist nach wie vor als die wesentliche Entdeckung desselben die inductive Begriffsbildung zu bezeichnen, zu welcher mit klarem Bewusstsein erst Platon die Eintheilung

als Ergänzung verlangte, um so mehr, da Fouillée selbst zeigt, dass Sokrates in der Definition höhern Werth auf den Gattungsbegriff als auf die specifische Differenz legte, worin ihm selbst Platon durch seine Höherstellung des Allgemeinen gegenüber dem Besonderen in einem gewissen Grade gefolgt ist. Im Uebrigen sind aber die Erörterungen des Verfassers über die verschiedenen Seiten der sokratischen Methode, ihre Mängel und ihre Vorzüge auch nach Allem, was schon früher über diesen Gegenstand geschrieben ist, noch immer besonders lehrreich. Ein Gleiches gilt von denen über den Unterschied der platonischen Tugendlehre von der sokratischen (I. S. 196—258), bei welchen nur zu wünschen gewesen wäre, dass der Verfasser klarer erkannt hätte, welche Veränderung der von Platon in seiner letzten Schrift, den Gesetzen, eingenommene Standpunkt gegenüber seinem früheren in sich schliesst: Platon hält zwar im Princip auch hier noch den sokratischen Satz, dass Sünde Unwissenheit sei, fest, giebt demselben aber hier eine Ausführung, welche den ursprünglichen Sinn desselben nahezu aufhebt. Schritt für Schritt, so scheint es, hat er also das sokratische ausschliessliche Wissensprincip in der Moral immer stärker, stärker noch, als es der Verfasser hervortreten lässt, ermässigt. Gut ist die Bemerkung (I. S. 204 ff.), dass in der nik. Ethik des Aristoteles VII. 3. 1145 b, 22 ff. der historische Sokrates, Z. 30 ff. unter den τινες aber Platon verstanden sei. Beachtenswerth ist auch der Abschnitt über die politischen Anschauungen des Sokrates (II. S. 57 ff.), in welchen Fouillée neben der aristokratischen Ader auch eine demokratische nachzuweisen sucht, sehr verunglückt dagegen die Behauptung (II. S. 55), dass Platon die Sklaverei verworfen habe. Völlig willkürlich aber ist es, dass der Verfasser im Folgenden (II. S. 79—170. 239 ff.) es für eine blosse Accommodation erklärt, wenn Sokrates neben dem einen, die ganze Welt regierenden Gott auch noch eine Vielheit ihm untergeordneter Götter stehen lässt (Mem. IV. 3, 13), noch willkürlicher, dass er (II. S. 259) meint, höchstens habe derselbe sie vielleicht als Mittelwesen zwischen Gott und Mensch, als Dämonen anerkannt. Den annähernden Monotheismus neben dem Polytheismus finden wir ja auch ganz ähnlich bei Aeschylos. Die Aufzählung der platonischen Unsterblichkeitsbeweise ferner gehört nicht zur Sache, denn sie sind dem Sokrates fremd, welcher die Unsterblichkeit nur für das Wahrscheinlichere hielt. Neu und gut

aber ist wieder der Hinweis darauf, wie sehr Sokrates in der Einsicht in die Darstellung des Seelenlebens durch Bildhauerei und Malerei den grossen Meistern dieser Künste in seiner Zeit überlegen war (Mem. IV. 10), und wie seine Zurückführung des Schönen auf das Zweckmässige zufolge der gelegentlichen Ironie, mit der er dieselbe behandelte (Xen. Symp. 5), immerhin je nach der Relativität des jedesmaligen Zweckes zu bemessen sei (II. S. 171 ff.). In die Untersuchung über das Dämonion des Sokrates (II. S. 266 ff.) sind manche dieser Materie fremdartige Elemente hineingemischt, denn dasselbe war, wie im Ganzen auch Fouillée einsieht, nichts als eine gelegentliche unwiderstehliche, instinctive Antipathie gegen gewisse einzelne Handlungen, die Sokrates selbst oder einer seiner nächsten Freunde bereits auszuführen im Begriff stand. Doch hebt Fouillée gut hervor, dass die Behandlung desselben bei Platon vielfach eine scherz- und schalkhafte ist. Schlagend ist die Widerlegung einer Reihe von Behauptungen Grote's zu Gunsten der Sophisten, über die Fouillée selbst mit richtiger Mässigung urtheilt, nicht wesentlich anders als Zeller, den er fälschlich eines zu ungünstigen Urtheils anschuldigt (II. S. 319 ff.). Die Behauptung, dass Aristophanes selbst nicht an die Volksgötter geglaubt habe (II. S. 354), ist in dieser Form völlig unhaltbar, die Verbindung der verschiedenen Ursachen der Anklage des Sokrates mit den verschiedenen Seiten seines Philosophirens (II. S. 366 ff.) äusserst gekünstelt, der erneuerte Versuch Damon, Prodikos (bei dem er wahrscheinlich nur ein einziges Mal einen kurzen Vortrag über Synonymik gehört hatte), Parmenides, Archelaos zu Lehrern des Sokrates zu machen (I. S. 3 ff.) keiner Widerlegung bedürftig. Wie weit endlich der im Phädon S. 96 ff. geschilderte Entwicklungsgang der des Sokrates oder, da er mit der Ideenlehre endet, der des Platon sei, scheint uns noch immer nicht so bestimmt entschieden, ja vielleicht nicht einmal so genau entscheidbar, dass wir das oberflächliche Verfahren Fouillées (I. S. 24 ff.) ihn ohne Weiteres ganz dem Sokrates zuzuschreiben billigen könnten. Der Verfasser schliesst mit einer Untersuchung über den historischen Einfluss der sokratischen Lehre und den Grad ihrer absoluten Wahrheit (II. S. 439 ff.). Beigegeben ist ein Auszug aus dem Bericht von Vacherot als Grundlage des dem Buche ertheilten Preises (I. S. 391 ff.).

Die anregende und lehrreiche Schrift:

16) Untersuchungen zur Philosophie der Griechen. Von Dr. Hermann Siebeck, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Halle. Halle, Barthel. 1873. VIII und 289 S. kl. 8.

enthält vier Abhandlungen über Sokrates Verhältniss zur Sophistik, Platon's Lehre von der Materie, die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt und den Zusammenhang der aristotelischen und stoischen Nuturphilosophie. Die erste und dritte bieten zwar begreiflicherweise nicht viel Neues, wohl aber treffliche, selbst für den speciellsten Sachkenner immer noch interessante und nützliche Uebersichten dar. Die zweite und vierte sind zugleich von hohem originalen Werth. In der vierten wird gezeigt, dass die stoische Naturphilosophie nur die consequente, in der aristotelischen Schule schon angebahnte Weiterentwicklung wesentlicher Momente der aristotelischen war und sich nur nach Massgabe hiervon auch an Herakleitos anschloss. Die zweite, an den Beweis von Zeller und Susemihl, dass die platonische Materie der Raum ist, sich anschliessend und ihn noch vervollständigend, verfolgt die Entwicklung der Lehre von dieser den Ideen gegenüberstehenden Materie und von deren Analogon in den Ideen selbst mit grosser Selbständigkeit, Sorgfalt, Schärfe und Sachkenntniss durch die platonischen Dialoge hindurch. Was dem Verfasser dabei weniger geglückt zu sein scheint, ist in der Anzeige von Susemihl Phil. Anz. VI. 1874. S. 452 — 457 dargelegt. Eine andere anerkennende Beurtheilung von J. Walter steht in der N. Jenaer Litteraturzeitung 1874. S. 502 — 505, eine dritte von P. Schuster in Fichte's Zeitschr. f. Philos. LXVI. 1875. S. 109—118.

Die Uebersicht über die speciell den Platon betreffenden Schriften beginnen wir sachgemäss mit:

17) Platon's Leben. Von Karl Steinhart. Leipzig, Brockhaus. 1873. VIII und 331 S. gr. 8[15]).

Dies letzte Werk eines reichen und liebenswürdigen Geistes, auf das noch eine zusammenhängende Erörterung über Aechtheit

---

15) Der Text schliesst mit S. 251, von da ab folgen Anmerkungen zu demselben.

und Zeitfolge der platonischen Schriften, über die stilistische Kunst und über das System Platons folgen sollte, durfte die Anerkennung beanspruchen, welche es bei seinen Beurtheilern, M. H(einze) im Litter. Centralblatt 1873. S. 929 f., E. Alberti Göttinger Gel.-Anz. 1873. St. 33. S. 1281 ff., O. Heine Jahn's Jahrb. CVII. 1873. S. 321—331, M. Vermehren in der N. Jen. Litt. Ztg. 1874. S. 230—232, C. Liebhold Phil. Anz. VI. 1874. S. 283—286 u. a., im Allgemeinen gefunden hat, aber auch die im Besondern von ihnen gemachten Ausstellungen sind meistens berechtigt und lassen sich noch vermehren. Am Eingehendsten ist die Recension von Heine, der wir mit wenigen Ausnahmen nur beistimmen können, indem wir zugleich noch einige eigne Bemerkungen hinzuthun. Steinhart giebt zunächst eine Uebersicht über die mittelbaren und unmittelbaren Quellen für das Leben Platons, die im Grossen und Ganzen beifallswürdig ist, aber doch durch die Nichtbenutzung der Untersuchungen Nietzsche's über Diogenes Laertios, die auffallenderweise auch Heine unbekannt geblieben zu sein scheinen, einige empfindliche Mängel und Lücken erhalten hat. Ausserdem sind einzelne von Steinhart gefällte Urtheile theils bedenklich, theils entschieden unrichtig. Aus dem blossen Titel der Schrift des Speusippos *ἐγκώμιον Πλάτωνος* wird ohne Weiteres geschlossen, dass dieselbe in schwungvoller, die Grenzen der Poesie berührender Rede abgefasst gewesen zu sein scheine (S. 7), und ihre dialogische Form auf die blosse Analogie von Lukianos *ἐγκώμιον Δημοσθένους* hin vermuthet, vollends ohne jeden Anhalt die Darstellung von Platon's Eingreifen in die syrakusischen Verhältnisse als der wahrscheinliche Mittelpunkt dieser Schrift hingestellt (S. 259). So erscheint dieselbe denn dem Verfasser als muthmassliche Hauptquelle des siebenten Briefes, und die Angaben des letzteren bekommen dadurch für ihn ein Gewicht, welches sie, wie Heine mit einer richtigeren Begrenzung ihrer Glaubwürdigkeit, als wir sie bisher erhalten haben, ausführt, nicht beanspruchen können und welches doch auch Steinhart selbst hernach ihnen vielfach nicht einräumt. Die Vermuthung C. F. Hermann's, bei Diog. Laert. III, 2 *Σπεύσιππος δ' ἐν τῷ ἐπιγραφομένῳ Πλάτωνος περιδείπνῳ καὶ Κλέαρχος ἐν τῷ Πλάτωνος ἐγκωμίῳ* seien die Namen *Σπεύσιππος* und *Κλέαρχος* mit einander zu vertauschen, scheint uns nicht so sicher wie Steinhart, s. Zeller a. a. O. II², 1. S. 661. Anm. 1. Wenigstens musste die andere Vermuthung, *περίδειπνον*

sei der eigentliche Titel der Lobschrift des Speusippos gewesen, in so fern dieselbe die Form von Lobreden auf Platon bei dessen Leichenmahl gehabt habe, und in ihr habe man die dem Speusippos von Plutarchos (Qu. symp. Prooem. 3. 472 d. e) zugeschriebnen *παρὰ πότον γενόμενοι λόγοι* zu erkennen, doch auch erwähnt werden. So hätte sie allerdings eine Art von Dialog nach Art von Platon's Gastmahl gebildet. Platon soll schon in ihr als Sohn Apollon's bezeichnet worden sein (Diog. Laert. a. a. O.). Steinhart verwirft diese Angabe, steht aber rathlos da, wie er ihre Entstehung erklären soll. Uns dünkt, diese Bezeichnung ist als blosse rhetorische Wendung in jener Schrift recht wohl denkbar (s. Philologus Suppl. I. S. 105), und wir gewinnen damit zugleich die Erklärung für den ersten Ursprung der ganzen betreffenden Sage, aus welchem bereits Klearchos vergröbernd dieselbe herauszuarbeiten begann. Eben so wenig scheint uns Steinhart's Zweifel an Xenokrates Leben Platons dadurch, dass dieser Titel im Verzeichniss der Schriften bei Diogenes fehlt, bei dem bekannten Charakter dieser Verzeichnisse genügend begründet. Das Bild des Pontikers Herakleides würde ferner der treffliche Verfasser S. 8. 220 f. 261 f. 325 nicht so verzeichnet haben, wenn er die entscheidenden Auseinandersetzungen von Böckh Plat. kosm. Syst. S. 127 ff. beachtet und nicht die wichtigen neuen Nachrichten, welche uns aus dem anonymen Aufsatz über die Akademiker in den herkulanischen Rollen zugekommen sind, so ganz unbenutzt gelassen hätte. Statt diejenige Ueberlieferung, welche diesen Mann zum Schüler des Aristoteles macht, einfach abzuweisen, bildet er sich willkürlich und Allem, was wir von dessen Lehre wissen, zuwider aus demselben eine Art von Platonisches und Aristotelisches zusammenrührenden Eklektiker zurecht. Wie die falsche Nachricht über denselben bei Diog. Laert. V, 86 *Ἀθήνησι δὲ παρέβαλε πρῶτον μὲν Σπευσίππῳ* entstand, haben unsers Erachtens weder Steinhart noch Böckh noch Zeller (a. a. O. S. 646. Anm. 3) richtig erkannt. Denn es folgt der Zusatz, dass er schon früher ein Anhänger Platons war, *καὶ τὰ Πλάτωνος ἐζηλώκει.* In Wahrheit also blieb er nur Mitglied der Akademie auch noch unter der Leitung des Speusippos, und erst als er, wie jener anonyme Aufsatz uns erzählt, bei der Wahl von dessen Nachfolger dem Xenokrates nur mit wenigen Stimmen erlegen war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und gründete dort eine eigne Schule. Nur ein blosses Vorurtheil ist es daher, welches

Steinhart die Nachricht des Suidas, dass schon Platon selbst während seiner dritten sikelischen Reise, auf der ihn ja Speusippos und Xenokrates begleitet haben sollen, diesem Manne die interimistische Leitung der Akademie übertragen habe, unglaublich erscheinen lässt. Und so blind macht ihn dies Vorurtheil, dass er S. 225 f. ohne Weiteres behauptet, die verdrehende und gehässige Aeusserung des Aristoxenos (Aristocl. b. Euseb. P. E. XV. 2, 3. S. 462 c), welche Zeller a. a. O. II^2, 2. S. 9. Anm. 2 in der That wahrscheinlich genug hierauf bezieht, in Platon's Abwesenheit sei ihm von Fremden eine andere Schule (*περίπατος*)[16]) entgegenerrichtet worden (*ἀντοικοδομεῖν*), würde nur, wie schon im spätern Alterthum geschah, auf Aristoteles gedeutet werden können. Allerdings liess Herakleides die Ideenlehre fallen, aber das that auch Speusippos, trotzdem dass Steinhart (S. 218 f.) seltsamerweise das Gegentheil behauptet. Dass ersterer dem Thespis Tragödien unterschob, war nach Böckh's richtiger Bemerkung ein Scherz, der uns nicht berechtigt ihn auch in seinen historischen Arbeiten mit Steinhart zum Fälscher zu machen. Er war nur leichtgläubig, und so hat denn auch Rohde (Rhein. Mus. XXVI. S. 557 ff.) ziemlich sicher gestellt, dass er in Bezug auf Pythagoras eben nur einer schon damals vorhandenen Fälschung unter dessen Namen (*κατάβασις εἰς Ἅιδου*) gefolgt ist. Auch Böckh's letzte Schrift über die Sonnenkreise hat Steinhart nicht berücksichtigt. Sonst hätte er gewiss nicht (S. 136. 198. 311) so leichthin den Eudoxos vollends ganz aus der Zahl der Platoniker gestrichen, während in Wahrheit die Nachricht, dass derselbe zum zweiten Male mit seinen Schülern sich in Athen der Akademie anschloss, zweifellos sicher ist. Um so seltsamer ist es, dass Steinhart umgekehrt (S. 16. 268) den Gegner des Herakleides, den Chamäleon, als einen wahrheitliebenden, kritischen und nüchtern verständigen Mann bezeichnet[17]) und ebenso von dem Kallimacheer Hermippos (S. 270) urtheilt, wäre sein Leben des Pythagoras auf uns gekommen, so würden wir der historischen Wahrheit in Bezug auf Pythagoras näher stehen. Dem gegenüber hat Rohde (a. a. O. S. 562) dar-

---

[16]) Derselbe Ausdruck *περίπατος*, auf den Steinhart so viel Gewicht legt, ist z. B. auch in jener Nachricht über die eigne Schule des Herakleides bei dem Anonymos gebraucht.

[17]) Man sehe dagegen jetzt auch Kaibel Jahns Jahrb. CV. 1872. S. 795 f.

gelegt, dass von allen Alexandrinern gerade Hermippos der Einzige war, welcher die Pythagoraslegende mit eignen Zuthaten ausschmückte.

In der Verwerthung der erhaltenen Lebensnachrichten schlägt Steinhart, wie Heine mit Recht sagt, im Ganzen gleich Zeller zwischen blindem Glauben und dem eben so blinden und unkritischen Unglauben v. Stein's und Schaarschmidt's, auf deren Irrgänge er mehrfach ein vernichtendes Schlaglicht wirft, einen glücklichen Mittelweg ein, hätte aber doch zum Theil noch etwas zweifelsüchtiger sein sollen und hat hie und da die starken, wirklich vorhandenen Lücken unseres Wissens mit eignen Phantasien ausgefüllt. Ganz unhaltbar ist auch seine Auffassung der Sophistik (S. 61) als einer Popularisirung der Resultate der vorsokratischen Naturphilosophie, schon weil sie, von allem Andern abgesehen, auf Männer wie Hippias und Prodikos auch nicht im Allermindesten passt. Dass man in Bezug auf Platon's Geburtsjahr dem Hermodoros folgen müsse, hat nicht, wie man nach dem etwas ungenauen Ausdrucke Steinhart's (S. 284) und dem noch ungenauern Liebhold's glauben sollte, Ueberweg, sondern Zeller (De Hermodoro) zuerst geltend gemacht. Gegen die angeblichen zweimaligen Jugendpläne des Platon, wie sie der 7. Brief berichtet, zur Betheiligung am athenischen Staatsleben glauben wir im Widerspruch mit Steinhart eben so misstrauisch wie Heine sein zu müssen. Gegen alle Einzelheiten, die über Platons poetische Jugendsünden erzählt werden, sind wir es, hierin auch im Gegensatz mit Heine, gleichfalls, und es scheint uns sehr möglich, dass sie lediglich der Sage angehören, die sich an den poetisch-dramatischen Charakter seiner Dialoge angesetzt hat. Dass nach dem Tode des Sokrates keiner von dessen auswärtigen Schülern mit nach Megara gegangen sei, behaupten Steinhart (S. 121) und Heine eben so grundlos wie zuversichtlich: dass wenigstens Aristippos mit dort war, erhellt aus Diog. La. II. 62. Als Grund dieses Umzugs wird nach Hermodoros angegeben: *δείσαντες τὴν ὠμότητα τῶν τυράννων* (Diog. La. II. 106). Steinhart (S. 120 ff.) und Heine meinen nach andern, dass diese Begründung nicht wirklich von Hermodoros stammen könne. In der That ist dies möglich, aber wenn ja die Berufung Zeller's darauf, dass doch auch bei Xenophon (Hell. IV, 4, 6) die demokratischen Machthaber in Korinthos *οἱ τυραννεύοντες* genannt werden, nicht genügen soll, so

ist doch der ähnliche im 7. Brief (325 B) auf die Ankläger des Sokrates angewandte Ausdruck *δυναστεύοντές τινες* zu erwägen, der den Gedanken nahe legt, dass schliesslich beide Ausdrücke aus derselben Quelle, also aus Hermodoros, der seinerseits einen dritten, verwandten, aber besser bezeichnenden und weniger missverständlichen gewählt haben wird, geflossen seien. Ein entschiedenes, ehemals mit Unrecht von uns angezweifeltes Verdienst Steinhart's ist es, dass er schon früher auf die Unwahrscheinlichkeit davon hinwies, als wäre Platon die nächsten 12 Jahre nach Sokrates Tode unaufhörlich auf Reisen gewesen. Wenn derselbe aber wahrscheinlich sogar die grösste Zeit derselben in Athen war, so durfte Steinhart um so weniger die Annahme, dass vermuthlich schon damals allmählich ein Kreis Gleichgesinnter, der Keim seiner nachmaligen Schule, sich um ihn sammelte, einfach mit Stillschweigen übergehen. Die Reise nach Kyrene mag, wie Heine ausführt, fraglicher sein, als Steinhart annimmt, die nach Aegypten ist wahrscheinlich. Geradezu unbegreiflich aber ist es, dass der Verfasser den Platon schon zum ältern Dionysios mit der Absicht reisen lässt seinen Idealstaat theilweise durch den letzteren zu verwirklichen. Die ohne jede weitere Begründung von Steinhart verworfene Erzählung, dass der Tyrann etwa auf Dion's Antrieb den Philosophen berufen habe, scheint Zeller und Heine wohl mit Recht die einzig vernünftige. Dann aber war Platon damals schon ein namhafter Mann, was für die Frage nach der Zeit des Beginns seiner Lehr- und Schriftstellerthätigkeit von Bedeutung ist. Neu und erheblich ist Steinhart's Nachweis, dass alles über Platon's Rückkehr von dieser ersten sikelischen Reise Erzählte Fabeleien sind, als deren Kern allein festzuhalten ist, dass Platon auf dieser Rückkehr auf irgend eine Weise nach Aegina in kurze Sklaverei und auch wohl Lebensgefahr gerieth. Sehr richtig aber zeigt Heine, dass der Verfasser des 7. Briefes über die Motive Platon's bei der ersten und dritten Reise und über die Art und die Gründe von seiner Entlassung bei der zweiten keine Nachrichten hatte, und dass um so mehr auch wir über die Einzelheiten aller dieser Reisen nichts Sicheres mehr wissen können. Gewundert haben wir uns über die Schönfärberei, die Steinhart (S. 181 ff. 320 f.) noch immer bis zu einem gewissen Grade dem Isokrates angedeihen zu lassen versucht, und dass er noch immer der Nachweisung Spengel's, der ungenannte Redenschreiber am Schlusse des Euthyde-

mos sei kein anderer als jener, widerstrebt: vgl. Susemihl Uebers. des Euthydemos S. 836 ff. Den Philebos setzt er jetzt (S. 232) in Platon's letzte Zeit unmittelbar vor die Gesetze, Xenophon's Gastmahl, dessen Aechtheit er aber anzweifelt, nach dem platonischen (S. 300 f.). Auch will er (S. 14. 266) den Antisthenes von dem Vorwurf befreien wirklich der Verfasser der schmutzigen, gegen Platon gerichteten Schmähschrift Σάθων gewesen zu sein, wozu aber die von ihm beigebrachten Gründe schwerlich hinreichen. Ein sinnstörender Druckfehler ist S. 195. Z. 10 von unten der Ausfall von »Hermias von« vor »Atarneus«.

Die meister- und musterhafte Abhandlung:

18) Ueber die Anachronismen in den platonischen Gesprächen. Von E. Zeller. Aus den Abhandlungen der Berliner Akademie 1873, philos.-hist. Cl. S. 79—99. Dümmler. gr. 4.,

über welche Schaarschmidt in der N. Jenaer Littztg. 1874. No. 9. S. 131 f. und M. H(einze) im Litterar. Centralbl. 1874. S. 1085 f. berichtet haben, weist nach: 1) dass die dem Gorgias zu Grunde gelegte Zeit, so sehr dies von Susemihl u. a. bestritten ist, vor 420 fällt, alles davon Abweichende Zeitverstoss ist, 2) dass im Staat die Zeit der Handlung mit Böckh und Susemihl[18]) nach 412, etwa 408 oder 407 anzusetzen und Glaukon und Adeimantos dort wie im Parmenides als Platon's Brüder anzusehen sind, wie dies jetzt schliesslich auch Steinhart eingesehen hat, und dass dann dort kein nennenswerther Anachronismos bleibt, 3) dass überhaupt abgesehen von den Gesetzen nur im Protagoras, Gorgias, Menon, Gastmahl sich Anachronismen finden und im Parmenides um der rein erdichteten Zusammenkunft des Parmenides mit dem Sokrates willen alle Zeitbestimmungen absichtlich in ein gewisses nebelhaftes Halbdunkel gehüllt sind, 4) dass aber auch in diesen Dialogen, zu denen nach der eben erwähnten Identität des Redenschreibers zu Ende des Euthydemos mit dem Isokrates auch etwa noch dieses Gespräch hinzuzufügen gewesen wäre[18b]), Platon sich solche Freiheiten nur erlaubt, wo dieselben entweder ganz untergeordnete Punkte angehen oder in bestimmten höheren künstlerischen Rücksichten ihre genügende Begründung finden,

[18]) Die ausführliche Erörterung Susemihl's Philologus Suppl. I. S. 97 ff. ist der Aufmerksamkeit Zeller's offenbar ganz entgangen.

[18b]) S. indessen Zeller Phil. d. Gr. II[3], 1. S. 416 f. Anm. 3.

5) dass also die Zeitbestimmungen bei Platon keineswegs, wie man wohl hie und da behauptet hat, überhaupt nicht, aber allerdings nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind. 6) Den dieser Beschränkung spottenden Zeitverstoss in den Gesetzen I. 642 D ist Zeller geneigt erst auf Rechnung des Herausgebers Philippos von Opus zu setzen. Darüber wollen wir nicht rechten, möchten aber jedenfalls nicht die für Platon's späteren Standpunkt gerade entschieden charakteristische böse Weltseele uns auf eben dieselbe Weise herausstreichen lassen, indem wir, wie Zeller vorschlägt, X. 896 E *Μίαν ἢ πλείους* — 898 D *τὸ ποῖον* gleichfalls erst als Zuthat des Herausgebers ansähen.

Grammatischer Natur ist die Doctordissertation:

19) De enuntiationum interrogativarum natura generibusque psychologorum rationibus atque usu maxime Platonico illustratis. P. I. Scripsit Theodorus Imme. Lipsiae, typis Andraei. 1873. 54 S. gr. 8.

Der Verfasser dieser interessanten Arbeit beschäftigt sich zuerst im Allgemeinen mit einer genauen Feststellung der verschiedenen Arten von Fragesätzen (S. 1—28) und behandelt dann genauer die rhetorischen und halbrhetorischen sowohl überhaupt als insbesondere die pronominalen nach ihren beiden Hauptclassen, so fern sie entweder Ausdruck einer Verneinung oder einer Steigerung bis ins Grenzenlose hinein sind, namentlich an platonischen Beispielen. In der erstern Classe unterscheidet er diejenigen Fälle, in denen sich eine ruhigere und in denen sich eine effectvolle Seelenstimmung, und zwar entweder Trauer, Verzweiflung oder umgekehrt Stolz, Zuversicht in starkem oder aber gemildertem Masse auf diese Weise ausspricht. Hoffentlich liefert Imme uns bald die versprochene Fortsetzung.

Nicht philologischer Natur, wie schon der Titel zeigt, ist:

20) Bratuschek, Die Bedeutung der platonischen Philosophie für die religiösen Fragen der Gegenwart. Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Solingen. Berlin, 1873. 36 S. gr. 8.,

und es genügt daher hier auf die Recension von M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 1347 f. zu verweisen.

Die platonische Philosophie oder bestimmte Theile derselben behandeln:

21) Ueber Platon's Metaphysik. Inauguraldissertation von Thomas Achelis. Göttingen, 1873. 48 S. gr. 8.

22) De Platonis arte dialectica. Scripsit Herm. Oldenberg. Commentatio . . . praemio regio ornata. Gottingae 1873. 65 S. 4.

23) Dr. Jacobi, Kurze Darstellung der platonischen Seelenlehre. Programmabhandlung des Gymnasiums zu Emden. Emden 1873. 13 S. 4.

24) Beiträge zur Geschichte der Psychologie. I. Ob Plato ein Begehrungsvermögen angenommen habe. Von Dr. T. Wildauer. In: Philos. Monatshefte 1873. S. 229—245.

25) Darstellung und Beurtheilung der Ansicht Platon's über das Wesen der Seele und ihr Verhältniss zum Leibe. Von E. Trommershausen. Leipziger Doctordissertation. Bonn, 1873. 8.

26) Wie verhält sich der Tugendbegriff bei Schleiermacher zu dem platonischen? Erörterung von Dr. J. Schmidt, ordentl. Lehrer an der Realschule I. Ordnung zu Aschersleben. Programmabhandlung. Aschersleben, 1873. 15 S. 4.

27) Der platonische Wissensbegriff im Dialog »Theätet«. Vom Gymnasiallehrer Dr. Oscar Schulze. Programmabhandlung des Naumburger Gymnasiums. Naumburg, 1873. 20 S. 4.

Die kleine Schrift von Achelis geht über das Gebiet philologischer Betrachtung, mit dem wir es hier allein zu thun haben, hinaus, denn ihr wesentlicher Zweck ist eine nicht bloss historische, sondern namentlich philosophische Kritik der platonischen Ideenlehre, und wir dürfen uns daher hier mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, dass sie diesem Zwecke in höchst achtungswerther Weise entspricht. Nur hätte der Verfasser nicht verkennen sollen, dass doch auch Platon die sinnlichen Qualitäten keineswegs schon als solche den Objecten an sich zutheilt, und dass Aristoteles an den platonischen Ideen nicht die Zweckursache, die ihnen in der That, wenn schon nicht ausreichend, so doch immer noch am

Meisten zukommt, sondern die wirkende Ursache — und mit Recht — vermisst.

Die Abhandlung von Trommershausen ist uns nur dem Titel nach bekannt geworden, die von Jacobi ist ohne wissenschaftliche Bedeutung, die von Schulze steht zwar ungleich höher, kann jedoch als irgendwie erheblich in den Fortschritt der Untersuchungen über die von ihr berührten Probleme eingreifend auch nicht bezeichnet werden, die von Schmidt dagegen behandelt ihren Gegenstand in geistvoller und eindringender Weise. Da sie jedoch nicht sowohl die Tugendlehre Platons durch Vergleichung mit der Schleiermacher's erläutern will als vielmehr umgekehrt, so ist zu einer nähern Besprechung von ihr nicht hier der Ort.

Der verdienstliche Aufsatz von Wildauer weist überzeugend nach, dass der Begriff des Seins als Vermögens (*δύναμις*) zu wirken und zu leiden keineswegs, wie diejenigen meinen, welche hauptsächlich aus diesem Grunde den kolossalen Missgriff begehen die Aechtheit des Sophistes zu verdächtigen, diesem Dialog ausschliesslich eigenthümlich ist, sondern sich unabtrennbar durch die ganze platonische Weltanschauung hindurchzieht, ferner dass und in wie weit Platon in seiner Auffassung von *δύναμις* im Sinne von Vermögen oder auch thätiger Kraft bereits vielfach dem Aristoteles vorgearbeitet, dass er die einzelnen Sinne als Vermögen bezeichnet und allgemeiner ein Empfindungs-, ein Vorstellungs-, namentlich aber auch gerade ein Erkenntnissvermögen anerkannt und die drei Seelentheile geradezu als Seelenvermögen charakterisirt hat, dann aber in der nähern Ausführung dabei stehen geblieben ist, sie vorzugsweise als drei Arten von Begehrungsvermögen zu charakterisiren, und die dadurch entstehenden Lücken und Schwierigkeiten nicht beachtet hat. Man sieht also aus dieser Darlegung deutlich, dass Platon der erste Urheber der Lehre von Seelenvermögen, und dann auch, wie weit er in der Ausführung dieser Lehre gekommen ist.

Höchst bedeutend ist die Abhandlung von Oldenberg durch eine Selbständigkeit und Reife der Untersuchung und des Urtheils, die bei einem noch so jungen Manne überraschen und auch für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, mögen auch immerhin die neuen hier von ihm aufgestellten Lehren vor einer gründlichen Prüfung nur zum Theil bestehen. Zu einer solchen kann innerhalb der uns zugemessenen Grenzen nur ein schwacher

Anfang gemacht werden. Wir verbinden denselben aus Gründen, die im Folgenden genügend erhellen werden, zugleich in diesem einen Falle abweichend von dem Plane dieser Berichte, welcher vorgreifend auch schon Erscheinungen aus dem Jahre 1874 genauer mit zu betrachten eigentlich nicht gestattet, mit der Besprechung von folgenden beiden tüchtigen Schriftchen:

28) Platon's Theaitetos und dessen Stellung in der Reihe seiner Dialoge. Jenaer Inauguraldissertation von Waldemar Berkusky. Jena, 1873. 92 S. gr. 8.

29) Die Widerlegung der sophistischen Erkenntnisstheorie im platonischen Theätet. Von Dr. E. Schnippel. Programmabhandlung des Geraer Gymnasiums. Gera, 1874. 20 S. 4.

So sehr auch die bekannte Zergliederung des Theätetos von Bonitz in manchem Betracht für das Verständniss dieses Dialogs epochemachend gewesen ist, so geht doch schon aus den werthvollen, nach derselben erschienenen Arbeiten von Michelis und Ribbing, ferner von M. Schneidewin Disquisitionum philosopharum de Platonis Theaeteti parte priori specimen, Gött. 1865, Kleinpaul Der Begriff der Erkenntniss in Plato's Theätet, Gotha 1867, Schubart Ueber den zweiten und dritten Hauptabschnitt des Platon. Theätet, Weimar 1869, Peipers Phil. Anz. I. 1869. S. 103 ff. u. a. hervor, dass Bonitz seinen Nachfolgern noch Manches zu thun übrig gelassen und zum Theil doch auch das von seinen Vorgängern schon richtig oder annähernd richtig Erkannte fälschlich bestritten hat. Einen weiteren Schritt auf diesem Wege bezeichnen nun auch die letztgenannten beiden Abhandlungen, so sehr auch ihre Verfasser meist mit Bonitz gehen, und zwar Berkusky auch über die Grenzen des Wahren hinaus.

Die ganz eigenthümliche, dem Theätetos allein im schärfsten Unterschiede von allen andern Dialogen zukommende Einkleidung soll ohne Zweifel dieser freien Dichtung den Schein historischer Treue verleihen. Aber wunderlich genug ist es: Berkusky sieht nicht ein, dass sich eben daraus die weitere Frage erhebt, warum es denn dem Platon gerade hier so besonders an diesem Scheine lag, und dass sich auf diese schwerlich eine andere vernünftige Antwort geben lässt als die von Susemihl (Plat. Phil. I. S. 175) angeblich bloss »hineingeheimnisste«.

Schon im ersten Abschnitt des ersten Haupttheils wird der

vorläufigen Begründung der herakleitisch-protagoreischen Lehre S. 152 C—154 C gegenüber auch eine vorläufige, schon von 154 B ab eingeleitete und 154 E—155 C ausgeführte Kritik gegeben[19]). Berkusky sucht nun, zum Theil im Anschluss an Schleiermacher, zu zeigen, dass jene Begründung noch nicht dieser Lehre selbst, sondern nur noch erst der ihr zu Grunde liegenden Leugnung beziehungslos vorhandener Qualitäten gelte, und dass diese vermeintliche Kritik vielmehr umgekehrt die Bedeutung habe zu Gunsten solcher Leugnung zu zeigen, dass gewisse ihr widersprechende Sätze des gewöhnlichen Bewusstseins auch andern gleichfalls dem gewöhnlichen Bewusstsein angehörigen Instanzen (154 C) nicht minder widersprechen. Schnippel bemerkt dagegen richtig, dass auch bei Berkusky's Auslegung des ersten Arguments der Begründung dasselbe nicht einmal zum Scheine das beweisen würde, was es nach Berkusky soll, geschweige denn die übrigen von Berkusky ganz unerwähnt gelassenen, und hebt die Bezeichnung des Sophistischen hervor (ἡ γλῶττα ἀνέλεγκτος, ἡ δὲ φρὴν οὐκ ἀνέλεγκτος 154 D vgl. σοφιστικῶς ebend.), welche zum Theil jener Begründung wenigstens indirect gegeben, und die des gesunden Menschenverstandes (ἅτε ἰδιῶται 154 E), welche dieser Kritik zu Theil wird. Dennoch hat Berkusky nicht ganz Unrecht. In Wahrheit soll hier zwar zu Ungunsten des Protagoras sein Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande, aber auch zu seinen Gunsten der Widerspruch des letztern mit sich selbst hervorgehoben werden (μάχεται αὐτὰ αὑτοῖς 155 B).

Im weitern Verlauf des ersten Haupttheils zeigt sich nun, wie auch andere schon vor Berkusky und Schnippel bemerkt haben, deutlich, dass die protagoreische Lehre doch nicht so einfach mit der Annahme des Theätetos, Wissen sei Wahrnehmung, zusammenfällt, sondern auch das Gebiet der Vorstellung mit ergreift, woraus sich auch nach Berkusky's und namentlich Schnippel's richtiger Bemerkung allein erklärt, warum Platon nach der Widerlegung des Protagoras und Herakleitos doch noch eine besondere des Theätetos nöthig hat. Wie weit der Tadel wegen des Fehlens einer scharfen Unterscheidung der sich in dem δοκοῦν ἑκάστῳ des Protagoras vereinigenden αἴσθησις[20]) und δόξα, welchen Ber-

---

[19]) Vgl. Deuschle Uebersetzung des Theät. S. 150.

[20]) Nicht φαντασία, wie Berkusky irrthümlich schreibt. S. das Folgende.

kusky (S. 17 f.) gegen Platon erhebt, berechtigt sei, mag hier ununtersucht bleiben. Angedeutet wenigstens ist von vorn herein, dass die *φαντασία* auch noch ein nicht mit der *αἴσθησις* zusammenfallendes Gebiet hat, *φαντασία καὶ αἴσθησις ταὐτὸν ἔν τε θερμοῖς καὶ πᾶσι τοῖς τοιούτοις κ. τ. λ.* 152 C. Allerdings weist Platon so, wie Berkusky sagt, in der Widerlegung des Protagoras ausführlich nach, dass es auch falsche Vorstellung giebt, während dies im Anfang des zweiten Haupttheils als eine gar keines Nachweises bedürftige, allgemein anerkannte Thatsache hingestellt wird. Allein ist denn nicht am Ende, wie Peipers schon bemerkt hat, einfach jener schon vorher geführte Nachweis die »Basis«, auf welcher allein Platon so Etwas hier behaupten konnte, und auf welcher er nun im Folgenden weiter fortbaut? Jedenfalls mit bestem Erfolg vertheidigt aber Schnippel (S. 16) die völlige Triftigkeit des 169 D—171 D entwickelten Arguments gegen das abfällige Urtheil von Steinhart und Berkusky (S. 18 f.). Desto treffender aber, wie auch Schnippel urtheilt, ist die Darlegung des letzteren (S. 19 ff.), dass die Zurückweisung, welche Bonitz dem Versuch Susemihl's, die innern Beziehungen der Episode 172 C — 177 C zum Voraufgehenden und Nachfolgenden zu entwickeln, hat angedeihen lassen, eine völlig unverdiente war[21]).

Nicht minder erkennt er (S. 29) im Gegensatz zu Bonitz an, dass schon die Hauptmasse des zweiten Haupttheils (187 D bis 200 D) eine indirecte Widerlegung der Identität des Wissens mit der richtigen Vorstellung enthält[22]). Er findet ferner in der obigen Episode hinlänglich klare Andeutungen von Platon's eigner Ansicht über das Wesen der Erkenntniss (S. 23 f.), er zeigt, dass die Bekämpfung der herakleitischen Bewegungstheorie (179 D bis 184 A) keine absolute sein, sondern nur den Zweck haben könne auf die Nothwendigkeit fester Punkte hinter dem unaufhörlichen Fluss zur Ermöglichung der Sinneswahrnehmungen selbst hinzu-

---

[21]) Dass Platon das Böse nicht aus den Ideen, sondern aus der ihnen entgegengesetzten Materie herleitet, giebt er auch in dieser Episode 176 A deutlich genug zu verstehen, s. Siebeck a. a. O. S. 134. Um so weniger kann die in ihr scheinbar aufgestellte Idee der Ungerechtigkeit ohne Weiteres mit Zeller und Berkusky für Platon's wahre Meinung angesehen werden.

[22]) S. darüber jetzt auch Susemihl Litt. Centralbl. 1874. S. 537 f., wo aber S. 538. Z. 31 ein sinnentstellender Druckfehler »immer« statt »nimmer« sich findet, und Zeller a. a. O. II, 1. S. 493 f. Anm. 3.

weisen, und dass diese Punkte sogar bestimmter in der Entwickelung einer über die sinnliche Hülfe hinausgehenden Denkthätigkeit und ihrer Objecte, auf welche die den ersten Haupttheil abschliessende Unterscheidung der Erkenntniss von der Wahrnehmung (183 D—187 B) führt, gegeben sind (S. 25 ff.); er räumt endlich ein, dass im dritten Haupttheil die versuchte Unterscheidung zwischen *ὅλον* und *πᾶν* nur darum misslingt, weil nicht zu den wahren Elementen (*στοιχεῖα*), den Ideen, gegriffen wird, von deren jeder in der That das hier vom *ὅλον* Gesagte gelte (S. 37). Nur ein Mangel an folgerichtigem Denken ist es, wenn er trotzdem (S. 39 ff.) verkennt, dass Steinhart und Susemihl, so vielfach sie auch sonst geirrt haben mögen, doch im Gegensatz zu Bonitz mit Recht einen bloss negativen und kritischen Zweck des Dialogs bestritten haben. Sein Pochen auf Platon's eigne im Sinne eines solchen am Schlusse abgegebene Erklärung ist sehr übereilt: Platon liebt bekanntlich gerade ein gewisses Versteckspielen, und Bonitz und Berkusky (S. 44) selbst haben beim Sophisten nicht umhin gekonnt als Nebensache anzusehen, was Platon als die Hauptsache bezeichnet. Dass die Belehrung, nach Platon entstehe die Erkenntniss nicht aus, sondern nur mittelst der Wahrnehmung durch die Wiedererinnerung an die Idee, zwar Steinhart, aber kaum Susemihl gegenüber nöthig war, hätte Berkusky bei etwas weniger Sylbenstecherei vielleicht denn doch aus der Darstellung des letzteren entnehmen können. Aber gerade wenn der Theätetos lehrt, dass auch die verfeinertste Empirie noch keine Erkenntniss ergiebt, so liegt darin ja zugleich das positive Resultat, dass folglich, wenn Erkenntniss überhaupt möglich sein soll, sie über das empirische Dasein hinausgreifende Objecte haben muss. Der Dialog enthält mithin, wie auch Zeller richtig einsieht, die Begründung der Ideenlehre aus der Erkenntnisslehre, und auch am Beweise dafür, dass eine Erkenntniss möglich sein muss, fehlt es nach dem von Berkusky selbst, wie gesagt, richtig Bemerkten in ihm durchaus nicht so ganz.

Nun führt der Sophist in der That die Ergebnisse des Theätetos unmittelbar weiter fort, und so fragt es sich denn, ob die von Berkusky S. 71 ff. zum Theil im Anschluss an Ueberweg dafür geltend gemachten Gründe, dass der erstere Dialog eine spätere Entwicklungsform der Ideenlehre als z. B. selbst noch die Republik und der Phädon enthalte, wirklich zwingend sind. Dar-

über ein begründetes Urtheil abzugeben ist hier nicht der Raum. es muss dies der spätern Forschung vorbehalten bleiben. Sind sie es, so wird sich gegen die von Berkusky (S. 53 ff.) vorgeschlagene Reihenfolge der Dialoge Lysis, Charmides, Laches, Protagoras, Apologie, Kriton, Euthyphron, Gorgias als erster, Phädros, Menon, Gastmahl, Phädon, Staat, Timäos und Kritias als zweiter, Kratylos, Theätetos, Sophist, Staatsmann, Philebos als dritter Gruppe, denen sich dann noch die Gesetze anreihen, vielleicht im Einzelnen noch Manches[23]), aber im Grossen und Ganzen nichts Wesentliches mehr einwenden lassen.

Nun gelangt aber Oldenberg, zu dem wir hiermit zurückkehren, zu einem zwar theilweise ähnlichen, theilweise aber auch himmelweit verschiedenen Ergebniss. Seine Schrift zerfällt in drei Theile: *De priore artis dialecticae forma* (S. 1—36), *De posteriore artis dialecticae forma* (S. 36—58) und *Quid valeat dialectica ars ad rerum cognitionem augendam* (S. 58—65). Im ersten Theil geht er von der Beschreibung der doppelten Seite des dialektischen Verfahrens, der Induction oder vielmehr genauer der inductiven Bildung des Gattungsbegriffs und der Eintheilung, aus und unterzieht sodann die Anwendung der Induction und des Beispiels bei Platon einer lehrreichen erklärenden und kritischen Erörterung. Dies führt ihn denn auch auf die Parallelstelle im Phädros 265 D ff., in welcher gleichfalls die beiden Aufgaben des Dialektikers beschrieben werden, und seltsam genug glaubt er zu finden, dass die eine Aufgabe, die richtige Eintheilung, zwar in beiden Stellen die nämliche, die zweite aber im Phädros eine andere sei, nicht die Induction im obigen Sinne, sondern die Definition, und zwar, wie das von Platon selbst angeführte Beispiel seiner Abhandlung der Liebe im Voraufgehenden zeige, vorzugsweise wieder durch Eintheilung, deren Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit für die Definition von Platon ja auch sonst bekanntlich, wie der Verfasser genauer ausführt, auf das Entschiedenste in Anspruch genommen wird. Allein deutlich werden ja auch hier beide Aufgaben viel-

23) So gehört unsers Erachtens der Menon vor den Phädros, da im ersteren die Erkenntniss durch Wiedererinnerung noch geflissentlich von ihrem Zusammenhang mit der Ideenlehre fern gehalten, im letztern dagegen dieser Zusammenhang und damit der eigentliche Sinn dieser Theorie klar dargelegt wird, wenn auch noch in mythischer Form.

mehr als Gegensätze bezeichnet (τὸ πάλιν καὶ κ. τ. λ.), und allerdings ist zwar der Begriff der wahren und falschen Liebe, wie Platon angiebt, zunächst durch Eintheilung von ihm aus dem des rechten und verkehrten Wahnsinns ausgesondert, dann aber dieser so ausgesonderte Begriff durch Induction formirt worden. Da nun aber freilich der Begriff überhaupt, wie vorhin bemerkt, nach platonischer Lehre nicht aus der Erfahrung geschöpft werden kann, so meint Oldenberg, dass eben desshalb nach derselben auch die Induction zur Auffindung desselben untauglich sein müsse und vielmehr nur da ihre Stelle habe, *ubi explicandum erat, qua ratione homines et cogitando et agendo societatem cum ideis inirent* (S. 12). Doch auch dies ist ein Irrthum: die fortgesetzte Erfahrung bleibt für Platon immerhin das unentbehrliche Hülfsmittel für die immer klarere Wiedererinnerung an die Idee.

Weiter zeigt nun Oldenberg, dass es bei Platon an Abweichungen und berechtigten Abweichungen von seiner gewöhnlichen Methode, zuerst den Begriff der Sache festzustellen, nicht fehle, wie z. B. im Phädon ohne solche vollständige Feststellung in Betreff der Seele ihre Unsterblichkeit demonstrirt wird aus gewissen wesentlichen Eigenschaften von ihr. Platon selbst setzt hiemit die Beschreibung der von ihm angewandten hypothetischen Methode in Verbindung (100 A. 101 D ff.), und mit dieser Beschreibung stimmt auch die Schilderung und Ausübung im Menon (86 D ff.), aber nicht mehr, wie Oldenberg zum ersten Male einleuchtend gegen Zeller, Susemihl u. a. zeigt, die in der Republik (VI. 511 A ff. VII. 533 C. D.) und im Parmenides. Er hätte hinzusetzen sollen, dass im Menon das hypothetische Verfahren des Dialektikers als einerlei mit dem der Mathematiker bezeichnet, in der Republik aber aufs Schärfste von diesem unterschieden wird. Im Menon und Phädon besteht es nur darin, dass unter Annahme der Richtigkeit einer Voraussetzung auch die logisch richtig gezogenen mit ihr übereinstimmenden Folgerungen für richtig erklärt werden und dann erst die Richtigkeit der Voraussetzung selbst durch Zurückführung auf eine weitere Voraussetzung und zuletzt auf eine nicht mehr anfechtbare (ἱκανόν τι) geprüft wird, wie denn eine solche für den Schlussbeweis des Phädon die Ideenlehre selbst ist. Im Staat und Parmenides handelt es sich dagegen gar nicht um die Richtigkeit der Folgerungen, sondern um den Rückgang von Voraussetzung zu Voraussetzung als solchen: die Mathematiker

bleiben bei gewissen Voraussetzungen stehen, die nicht die letzten sind, die Dialektiker dagegen steigen bis zur letzten auf, die keine weitere mehr hinter sich hat (*ἀνυπόθετον*), d. h. zur höchsten, absoluten Idee des Guten, indem sie alle andern Voraussetzungen, die aus ihr erst Folgerungen sind, zu diesem Zwecke als Auftritte und Schwungbretter benutzen. In diesem Sinne fliesst also das hypothetische Verfahren hier mit jener einen aufsteigenden, inductiven Seite der Thätigkeit des Dialektikers zusammen, so aber, dass eben damit die Beschränkung derselben auf die blosse Begriffsbildung überschritten wird, und eben so bestreitet denn Oldenberg, dass die andere, absteigende, synthetische Seite, die hier als der Weg von jener letzten Voraussetzung als Anfang zum Ende bezeichnet wird, in der blossen Eintheilung erschöpft sei.

Er zieht nämlich nunmehr im zweiten Theil die allem Anscheine nach unvermeidliche Folgerung aus diesen Ergebnissen, dass gegenüber dem Menon, Phädros, Philebos und Phädon der Staat und Parmenides eine spätere, der Empirie noch viel schroffer entgegengesetzte Auffassung der Dialektik darstellen, welche letztere, wie die Republik sagt, im Gegensatz gegen die Mathematik ohne sinnliche Hülfsmittel rein von Begriffen durch Begriffe zu Begriffen oder Ideen gehen soll. Und zu dieser spätern Phase rechnet er nun auch den Sophisten, indem er, wie es scheint, wiederum mit Erfolg darthut, dass Zeller a. a. O. II², 1. S. 395. Anmerkung 1 (II³, 1. S. 522f. Anmerkung 2) in seiner Bekämpfung von Heyder nicht glücklich gewesen ist, und dass in der That die dem Dialektiker hier 253 B ff. gestellte Aufgabe bei Weitem nicht ohne Rest in die Begriffsbildung und Begriffstheilung aufgeht. Von den vier in dieser schwierigen Stelle aufgezählten Fällen, *μίαν ἰδέαν διὰ πολλῶν, ἑνὸς ἑκάστου κειμένου χωρίς, πάντῃ διατεταμένην, καὶ πολλὰς ἑτέρας ἀλλήλων ὑπὸ μιᾶς ἔξωθεν περιεχομένας, καὶ μίαν αὖ δι' ὅλων πολλῶν ἐν ἑνὶ ξυνημμένην, καὶ πολλὰς χωρὶς πάντῃ διωρισμένας*, ist der vierte klar, der dritte durch Bonitz aufgeklärt, die Vermuthungen von Bonitz über den ersten und zweiten sucht Oldenberg zu widerlegen und giebt selbst zweifelnd die in der That höchst wahrscheinliche Erklärung, der zweite bezeichne die Verbindung mit dem Gattungs-, der erste die mit einem gemeinsamen Eigenschaftsbegriff (z. B. »der Hund ist ein Thier« und »der Hund ist gelehrig«). Man kann nicht einwenden, dass doch der nächstfolgende Dialog, der

Staatsmann, S. 285 A wieder nur von Begriffsbildung und Eintheilung beim Dialektiker spricht, denn es geschieht nicht so, dass nothwendig damit dessen ganze Aufgabe erfüllt wäre. Jedenfalls übertreibt Oldenberg den Gegensatz beider Entwickelungsphasen, indem er aus einzelnen Stellen der Republik, denen doch andere, gewichtigere gegenüberstehen, schliesst, Platon habe schon bei der Abfassung dieser Schrift von der thatsächlichen Ausführbarkeit des in ihr niedergelegten Staatsideals ganz abgesehen. Genauer nimmt er übrigens an, der Sophist sei vor dem Parmenides und beide vor der Republik abgefasst.

Die Gemeinschaft des »hypothetischen« Verfahrens in der Republik mit dem im Parmenides ist ein sehr entscheidendes Moment für die Aechtheit des letzteren Dialogs und wird denn auch von Oldenberg zur Rechtfertigung derselben eingehend verwerthet. Doch können wir der Art, in welcher er diese Rechtfertigung ausführt, nur theilweise beitreten und glauben, dass er selber noch von der Annahme zurückkommen wird, als enthielte die Antithesis der ersten Antinomie vollständig und unverkürzt Platon's eigne Ansicht.

Im dritten Theil zeigt Oldenberg, dass von der dialektischen Kunst bei Platon nur diejenige Seite der Ideen, nach welcher sie das Allgemeine, nicht aber die, nach welcher sie das Ewige und Unveränderliche, noch die, nach welcher sie das Vollkommene sind, abhängt, und dass dieselbe ohnmächtig für die Naturerklärung, aber höchst fruchtbar für die Ethik war.

Einen neuen Angriff gegen den platonischen Ursprung des Parmenides enthält nun dagegen die Schrift:

30) De l'authenticité du Parménide. Thèse presentée à la faculté des lettres de Paris par C. Huit. Paris, Thorin. 1873. VIII und 211 S. gr. 8.

Sie ist zwar ungleich besser als die oben unter No. 8 aufgeführte Arbeit desselben Verfassers und zeichnet sich durch grosse Belesenheit in der Litteratur über den betreffenden Gegenstand aus, aber sie enthält nichts Wesentliches, was nicht auch schon Ueberweg gesagt hätte. Vergl. die Recension von Susemihl Philologischen Anzeiger VII. 1875. S. 20ff.

In dem kleinen Aufsatz:

31) Zu Platon's Symposion. Von W. Teuffel. Im Rhein. Museum. XXXIII. 1873. S. 342 f.

macht Teuffel auf einige seiner Ansicht nach noch übersehene Feinheiten in der Charakterzeichnung des Agathon und des Eryximachos im Symposion aufmerksam.

Von der Pariser Gesammtausgabe des Platon ist der dritte Theil unter dem Titel:

32) *ΠΛΑΤΩΝ.* Platonis opera. Argumenta dialogorum cum indice nominum et rerum nec non indice philosophico absolutissimis condidit I. Hunziker. Accedunt prolegomena et scholia Graeca in Platonem ex recensione Fr. Duebneri. Volumen tertium. Parisiis, editore Firmin-Didot. MDCCCLXIII. II und 350 S. Lex. 8.

hervorgetreten. Wie weit die Ansichten über die Composition der platonischen Dialoge noch immer auseinandergehen, kann man recht deutlich daran erkennen, dass Hunziker in der Vorrede zu dieser seiner sorgfältigen und nützlichen Arbeit schreibt: *Inter permultos iam huius aetatis interpretes Platonicos facile primum, ut mihi videtur, locum obtinet Susemihlius . . . quem nos ducem nacti in plurimis probatissimum ubicunque derelinquendum iudicavimus, rationes, cur ita factum sit, suo loco expositas invenies*, während Berkusky a. a. O. S. 92 meint, so hoch auch die geistige Kraft zu achten sein möge (!), welche Steinhart und Susemihl an die Erklärung Platon's gesetzt haben, die Entdeckung des wirklichen Inhalts der platonischen Schriften sei vielleicht durch sie mehr gehindert als gefördert worden. Die Wahrheit freilich wird wohl auch hier in der Mitte liegen. Im Uebrigen vgl. die Recension von H. Sauppe, N. Jen. Litt.-Ztg. 1874. S. 704—706.

Ausgaben einzelner platonischer Werke sind folgende erschienen:

33) Platonis Gorgias syllogismo Socratico una cum grammatica duce emendatus atque illustratus nec non prolegomenis et indice instructus. In usum studiosae iuventutis edidit R. B. Hirschig. Traiecti ad Rhenum, ap. Kemink et fil. MDCCCLXXIII. XL und 164 S. gr. 8. Vgl. die Recension von A. E. Litt. Centralblatt 1873. S. 1261 f.

34) Platon's Euthyphron. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Martin Wohlrab, Professor am Gymnasium zum heiligen Kreuz in Dresden. Zweites Heft des dritten Theils von Platon's ausgewählten Schriften für den Schulgebrauch erklärt von Christian Cron und Julius Deuschle. Leipzig, Teubner. 1873. VI und 42 S. gr. 8. Vgl. die Recensionen Philol. Anz. V. 1873. Supplem. S. 668—670 und von M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 973.

35) Platon's ausgewählte Dialoge erklärt von Hermann Sauppe. Zweites Bändchen. Protagoras. Berlin, Weidmann. 1873. 187 S. gr. 8.

Dazu kommen noch

36) *Πλάτωνος Κρίτων εἰς τὴν καθωμιλημένην γλῶσσαν μεταβεβλημένος καὶ πολλαχοῦ διὰ σημειώσεων διευκρινημένος ὑπὸ Δημητρίου Γουνάρη. Ἀθήνησι· τύποις Ἀνδρέου Κορομηλᾶ.* 1873. 37 S. gr. 8.

und folgende Besprechungen einzelner Stellen:

37) Martin Wohlrab, Zu Platon's Euthyphron. In Jahn's Jahrb. CVII. 1873. S. 33 f.

38) Hermann Schmidt, Zu Platon's Theätetos (156 A). Ebend. S. 209—215.

39) Gottfried Friedlein, Zu Platon's Theätetos (148 A). Ebend. S. 215f.

40) Christian Friedrich Sehrwald, Zu Platon's Euthydemos. Ebend. S. 490—492.

41) Friedrich Hultsch, Zu Platon's Timäos (31 C f.). Ebend. S. 493—501.

42) Rudolf Bobrik, Zu Platon's Apologie (37 D). Ebend. S. 712.

43) C. Liebhold, Zu Platon. Im Philologus XXXIII. 1873. S. 697—702.

44) R. Hercher, Plato Protagoras S. 314 A. Im Hermes VII. S. 467 f.

45) C. Badham, Coniectanea. Im Rhein. Mus. XXVIII. 1873. S. 174—176. 490—493.

46) A. Hug, Polemisches zu Plato. Ebend. S. 628 - 630.

47) I. Bywater, Two passages in Plato's Republic. Im Journal of philology V. 1873. S. 122—124.

Worauf R. B. Hirschig bei der Textkritik platonischer Werke jetzt vor allem Anderen sein Augenmerk richtet, hat er bekanntlich bereits in mehreren kleineren Druckschriften[24]) ausgeführt und legt es jetzt in umfassenderem Masse in seiner Ausgabe des Gorgias dar. Nicht ganz mit Unrecht findet er nämlich, dass diese Kritik noch immer viel zu wenig auf die Beobachtung der logischen Argumentation gegründet und in Folge dessen manche Fehler übersehen werden. Doch urtheilt er dabei entschieden über die grosse Mehrzahl seiner Vorgänger, von denen er hier keinen nennt, weil ihm dies für eine Schulausgabe unangemessen scheint, zu geringschätzig und von der Richtigkeit seiner eigenen Leistungen oft viel zu zuversichtlich. Wer nicht mit ihm glaubt, dass Platon sich immer der logisch allergenausten Ausdrucksweise bedienen muss, und dass die sokratischen Syllogismen bei ihm alle, so zu sagen, nach einer dergestalt bestimmten Schablone eingerichtet sind, »*ut metri instar subveniant criticae*« oder gar »*certiores duces*« als das Metrum bei der Dichteremendation abgeben (S. VI), den wird der scharfsinnige und gelehrte Verfasser mehrfach von der Nothwendigkeit seiner kritischen Operationen nicht überzeugen. Ein zweites Hauptmoment derselben sind seine grossentheils feinen Beobachtungen über Partikeln. Am Schwächsten ist seine diplomatische Kritik: er schwebt noch immer in dem Wahne, dass die deutschen Kritiker der Mehrzahl der Codices zu folgen pflegen und sieht noch immer nicht ein, dass die Abweichungen der schlechten Handschriften von den guten blosse Conjecturen sind. Rein aus den im Gorgias angewandten Syllogismen meint er ferner S. XXV — XXXVI als Grundgedanken dieses Dialogs den folgenden erschliessen zu müssen: *iustitia et temperantia reliquaque virtus verae felicitatis ac salutis fons et*

---

24) Wir werden seine schon in denselben mitgetheilten und jetzt wiederholten Conjecturen im Folgenden auch unsrerseits mit aufführen.

singulis hominibus et universae civitati, der uns übrigens keineswegs so weit wie ihm selber von dem von Bonitz (Plat. Forsch. I. S. 34 f.) und ähnlich schon von Schleiermacher angenommenen, dies Gespräch solle die Philosophie nach ihrer ethischen Seite oder als sittliche Lebenskunst im Gegensatz gegen die Rhetorik als Organ der politischen Thätigkeit, oder dem von Steinhart und Susemihl aufgestellten, es solle die Philosophie als die wahre ethisch-politische Lebenskunst im Gegensatz gegen die sophistisch-rhetorische Theorie und die ihr entsprechende gewöhnliche politische Praxis darstellen, entfernt zu sein scheint. Ebenso entwickelt der Herausgeber die Gliederung des Dialogs rein nach dem Inhalt (S. XIII—XXV); allein wenn auch letzterer dabei in der That die Hauptsache ist, so scheint uns doch das vielseitigere Verfahren, wie es am Schärfsten und Bestimmtesten Bonitz einer derartigen Untersuchung vorgezeichnet hat, das allein richtige. Hirschig nimmt nicht weniger als 7 Haupttheile an, von denen der zweite (480 A—481 C), vierte (519 B — 521), fünfte (521 A — D), sechste (bis 526 D) und siebente (bis 527 E) oder, wenn man den sechsten noch ausnehmen will, wenigstens die übrigen von wahrhaft winzigem Umfange im Verhältniss zum ersten und dritten sind. Uns scheinen nach wie vor diejenigen, welche, wie Susemihl und Deuschle (Dispos. plat. Dial. S. 23 ff.), zunächst zwei oder, wie Bonitz und Cron, freilich in sehr verschiedener Weise, zunächst drei Haupttheile mit mehreren Unterabtheilungen unterschieden haben, ungleich mehr im Rechte zu sein; doch mag die Sache immerhin mit Rücksicht auf Hirschig's Darstellung noch eine erneute Prüfung verdienen. Unzweifelhaft falsch aber ist es, dass er S. XXXIX als Scene des Dialogs das Haus des Kallikles bezeichnet [25]).

Wir stellen nun die sämmtlichen Verbesserungsvorschläge Hirschig's, so weit sie sich nicht schon im 1. Bande der Pariser Ausgabe vom Jahre 1856 finden und so weit sie den Gorgias angehen, ohne weitere Bemerkung zusammen: 447 C. *ἐκέλευε γοῦν νῦν δὴ ἐρωτᾶν ⟨αὐτὸν⟩*, 449 D. *γέ ⟨σου⟩ [τὰς ἀποκρίσεις]*, 450 D. *ὧν* für *περὶ ἃς* (*e quarum numero* Ficinus), 451 A. *ὧν ἠρόμην* für *ἣν*

---

25) Paul im Festgruss der Kieler Gelehrtenschule, Kiel 1869. S. 19 ff. und S. Cron, Beiträge zu Platon's Gorgias, Leipzig 1870. S. 25 ff., welcher auch S. 34 aus dem Schweigen Susemihl's den richtigen Schluss gezogen hat.

ἠρόμην, B. [ἂν] ἑκάτερα τυγχάνει, 452 E. [δικαστὰς] — [βουλευτὰς] — [ἐκκλησιαστὰς] — [καὶ] οὐχ αὑτῷ, 453 B. κἀμὲ ⟨οἶμαι⟩ εἶναι, dann γε [ἣν οἶμαί σε λέγειν καὶ περὶ ὧν], C. δὴ ἕνεκα für ἕνεκα δὴ, 454 B. ἀλλὰ [ἵνα] μὴ θαύμαζε (?), D. δῆλον ἄρ' [αὖ], 455 A. πιστευτικὸς für πιστικὸς, E. [τὰ Ἀθηναίων καὶ ἡ τῶν λιμένων κατασκευὴ], 456 A. ⟨νῦν⟩ δὴ (so wohl schon Ficinus), 457 D. [λοιδορηθέντες τε καὶ] (Cobet), E. [τοῦ καταφανὲς γενέσθαι], 458 D. [ἐρωτᾶν ὅ τι τις βούλεται], 459 C. πρὸς λόγον, 460 C. τὸν [ῥητορικὸν δίκαιον εἶναι, τὸν δὲ] δίκαιον βούλεσθαι ⟨ἀεὶ⟩ (s. aber Deuschle Jahn's Jahrb. LXXXI. 1860. S. 502), D. ⟨μὴ ὀρθῶς⟩ χρῆται (etwas anders in der Pariser Ausgabe). 461 B. εἰδὼς vor ἔλθῃ, 462 A. [ἀναθέμενος ὅ τι σοι δοκεῖ], D. ἀλλα τί, φάθι noch dem Sokrates, φημὶ δή dem Polos und wieder τίνος φάθι noch dem Sokrates, φημὶ δή dem Polos zuzutheilen, 464 A. ἔχειν δὲ, 465 B. ὀψοποιικὴ [κολακεία], 466 E. φὴς für ἔφης, dann ἀποδείξας und 467 A. ἐξελέγξεις, 468 B. ποιεῖν· ἢ οὔ; für ποιεῖν ἢ μή; oder ποιεῖν ἢ οὔ; D. [τυγχάνει δ' ὂν κάκιον], E. ζηλοίης ὅντιν' ἂν ἴδῃς [τινὰ]. 469 A. ζηλωτός für ζηλωτόν, C. εἴη ⟨ἢ⟩ ἀδικεῖν, 470 A. ⟨τῷ⟩ πράττοντι ἃ δοκεῖ ⟨αὐτῷ⟩, dann [τ'] εἶναι [καὶ τοῦτο, ὡς ἔοικεν, ἐστὶ τὸ μέγα δύνασθαι] und [καὶ σμικρὸν δύνασθαι], 471 B. τὸν γνήσιον [τὸν] und ἐπτετῆ, 472 C. σχεδόν τι τοιαῦτα, περὶ, D. ὁ δὲ δὴ ἀδικῶν für ἀδικῶν δὲ δὴ, E. [μηδὲ τυγχάνῃ τιμωρίας ἀδικῶν] und [καὶ τυγχάνῃ δίκης], 474 B. οὔτ' ἐμὲ ⟨οὔτε σὲ⟩. C. τί δὲ δή; αἴσχιον πότερον, 475 D. σὺ [μᾶλλον] τὸ κάκιον καὶ τὸ αἴσχιον (abweichend von der Pariser Ausgabe), 476 E. [κολαζόμενος] δίκην διδοὺς, 477 A. [ἢ γὰρ ἡδέα ἢ ὠφέλιμα], D. ἢ ⟨τοι⟩ ἀνιαρότατόν — [τούτων] ἐστὶν ἢ βλάβῃ ἢ ἀμφοτέροις (s. aber Deuschle a. a. O. S. 502 f.), 478 C. ἄρα (hinter μεγάλου) für γὰρ und [ὥστε λυσιτελεῖ — εἶναι], dann τοῦτ' ἔστιν für τοῦτ' ἦν, 479 A. [μήτε κολάζεσθαι], D. τὸ ἀδικοῦντα διδόναι δίκην für τὸ ἀδικεῖν (s. dagegen Deuschle a. a. O. S. 501), 480 B. [ἀδικούσης], C. μύσαντ' εὖ καὶ ἀνδρείως, 481 A. ἀναλίσκῃ [ται], D. τῳ ἑτέρῳ, 482 B. [τὸν Αἰγυπτίων θεὸν], 483 A. [τὸ ἀδικεῖσθαι, νόμῳ δὲ τὸ ἀδικεῖν] nach Dobree, 484 A. περιάμματα nach Valckenaer für γράμματα, D. [ἐν τοῖς συμβολαίοις], E. [καταγέλαστοί εἰσι], 485 E. καλὸν für ἱκανὸν, 486 B. μηδ' αὐτὸν für μήτ' αὐτὸν, E. ἔσται für ἐστὶν, 487 B. ἐμοὶ für ἐμὼ, D. ταὐτὰ (Ficinus) für ταῦτα, E. [συγχωρήσεις ἂν], 488 E. [κρειττόνων γ' ὄντων], 489 A. ⟨καὶ⟩ σὺ αἰσχυνόμενος (nach Paris. V), 490 C. [τῶν σιτίων] und τῷ βελτίστῳ; ὦ Καλλίκλεις, οὐχ οὕτω; ΚΑΛ. ὦ 'γαθὲ, [περὶ] σίτια ⟨σὺ⟩, D. [εἰς] ὑποδήματα, 491 B. ἀποκάμνοντες

für *ἀποκάμνωσιν,* dann *σὲ τοὐναντίον* nach Handschriften für *σοῦ τ.*, C. *λέγων* für *ἔχων*, 492 A. [*ὧν ἂν ἀεὶ ἡ ἐπιθυμία γίγνηται*], B. *αὐτοῖς — ἱκανοῖς* für *αὐτοὺς — ἱκανοὺς*, dann ⟨*ἂν*⟩ *εἴη*, endlich *εἰ* (in der Pariser Ausgabe *οἷ*) für *οἷς*, 493 B. [*τὸ ἀκόλαστον — στεγανὸν*] nach Ast, ferner [*ἄν*] *εἶεν* und [*τετρημένῳ*], E. [*καὶ μετὰ — χαλεπῶν*] *ἐκπορίζεσθαι*, 494 B. [*ἐπειδὰν πληρώσῃ*] (anders in der Pariser Ausgabe), C. [*καὶ*] *δυνάμενον πληροῦν* [*τα χαίροντα εὐδαιμόνως ζῆν*], 495 B. *κακὰ καὶ* (nach den Scholien?) für *πολλὰ καὶ*, E. *τε καὶ* nach einer Handschrift für *ἔχει καὶ*, 496 C. [*ἔλεγες*] — [*εἶναι*] — [*ἔγωγε*], 497 A. ⟨*ἅμα*⟩ *δυνατὸν* und *ἀγαθοῦ* ⟨*καὶ τὸ ἀνιαρὸν τοῦ κακοῦ*⟩, C. *ἀποκρίνου.* [*εἰ*] *οὐχ — ἡδόμενος*; D. *ἀλλὰ μὴν τῶν* ⟨*γ'*⟩ und [*τῶν μὲν γὰρ ἅμα — τοῖς κακοῖς*;], 498 B. [*καὶ οἱ ἄφρονες — ναί*], C. *παραπλησίως ἄρα* —|*οἱ κακοί* ⟨, *ἴσως δὲ καὶ μᾶλλον οἱ κακοί*⟩; *ΚΑΛ. φημί* und *μᾶλλον* [*ἀγαθοὶ — εἰσιν*] (anders in der Pariser Ausgabe), D. ⟨*τοὺς*⟩ *δὲ κακοὺς* ⟨*κακοὺς*⟩, E. *τοὺς ἀνιωνένους* für *τοὺς κακοὺς*, 499 A. z. E. *μᾶλλον* [*ἀγαθὸς*], 500 C. [*τοῦτο*], *ὅντινα*, D. *ἔστον τούτω* für *ἔστι τ.*, 502 E. [*χαρίζεσθαι — φροντίζουσιν*], 503 C. *τὸ αἳ μὲν* für *ὅτι αἳ μὲν*, E. [*βλέποντες πρὸς τὸ αὑτῶν ἔργον*], dann *ἂν προσφέρῃ* für *ἃ προσφέρει* und *ἁρμόττον* (nach Handschriften), 504 E. vielleicht *σώματος μοχθηρίας* oder *μοχθηροῦ σώματος*, 505 C. [*κολαζόμενος*] und *καταλύσομεν*, 506 A. [*βούλεσθε*] und *ἤδη* für *δή*, 507 B. [*φεύγειν καὶ διώκειν*], D. [*καὶ κολαστέον*], 508 D. *ὥσπερ* für *ὅστις*, E. *ἄνω ἐκεῖ* [*ἐν τοῖς ἔμπροσθε λόγοις*] (anders in der Pariser Ausgabe), 509 A. [*ὡς γοῦν ἂν δόξειεν οὑτωσί*], B. *τίνα δὴ* für *τίνα ἂν*, D. *τί δὲ δὴ* ⟨*ἀπὸ*⟩ *τοῦ* ⟨*μὴ*⟩ *ἀδικεῖν*; 510 B. *παγκάλως* für *πάνυ καλῶς* und *ὥσπερ* für *ὅνπερ*, 511 E. vielleicht [*σώσασ' ἃ νῦν — λιμένα*] *δυὸ δραχμὰς* [*ἐπράξατο*], 512 A. *βιωτὸν ἔσται — ὀνήσει*, E. vielleicht *θεατέον* (oder *σκεπτέον*) für *ἐατέον*, 513 D. [*ὁμιλεῖν — διαμαχόμενον*], dagegen E. *τοὺς πολίτας* nicht, wie in der Pariser Ausgabe, zu tilgen, 514 C. [*ἰδίᾳ ἡμῶν*], E. [*εἰς τοσοῦτον — ὥστε*] *πρὶν — παρακαλεῖν*; [*οὐκ ἀνόητόν σοι — πράττειν*], 516 A. [*δῆλον — ὄντος*], C. *εἰς αὐτόν* [*ὃν — ἐβούλετο*] (anders in der Pariser Ausgabe), 517 B. *ὅστις* nach einer Handschrift für *ὃς*, 519 A. *Κίμωνα* ⟨*καὶ Μιλτιάδην*⟩, 520 C. [*ἄνευ μισθοῦ*], D. *δὴ βραδύτητι* für *τῇ βραδύτητι* (anders in der Pariser Ausgabe), 522 C. *εἰ ἓν γ' ἐκεῖνο* für *εἰ ἐκεῖνό γ' ἐν* (anders in der Pariser Ausgabe), D. [*καὶ ἄλλῳ*], 523 A. vielleicht *καθεστώς* für *ἐν θεοῖς*, C. *σφισὶν* für *σφιν*, D. *παύσῃ αὐτούς* für *π. αὐτῶν*, E. vielleicht *καταλιποῦσαν* für *καταλιπόντα*, 524 B. [*ἥνπερ — τό τε σῶμα*] ⟨*καὶ*⟩ *τὴν φύσιν*, C. *καὶ εἰ* ⟨*τις*⟩ *αὖ*, dann *καὶ οὐλὰς* [*ἴχνη*] *εἶχεν*

[*τῶν πληγῶν*] *ἐν τῷ σώματι*, E. *Ῥαδάμανθυν*, <*οἱ δ' ἐκ τῆς Εὐρώπης παρὰ τὸν Αἰακὸν*> nach Paris. V und *ἑκάστῃ* [*ἡ*], 525B. [*ὑπ' ἄλλου — βελτίονι γίγνεσθαι καὶ*] <*ἢ*>, dann [*ἵν' ἄλλοι — γίγνωνται*], ferner [*τε καὶ δίκην — οὗτοι*] und [*ὅμως δὲ — ἀπαλλάττεσθαι*], D. *τοὺς πολλοὺς* <*τούτων*> *εἶναι* [*τοὺς τούτων τῶν παραδειγμάτων*] — [*γεγονότας*], E. [*οὐ γὰρ — οἷς ἐξῆν*], 526B. *ἐκείνων* für *ἐκεῖνος* und *καὶ τοῦτον* nach Par. V für *τοῦτο*, D. *ἀσκῶν* für *σκοπῶν* und [*ἐπειδὰν ἀποθνήσκω*], 527 C. [*κολαζόμενον*] *διδόντα*, D. *θάρρει* [*πατάξαι*] und [*καὶ*] *τὴν δικαιοσύνην* (Bodl.?).

Ueber die Leistungen Wohlrab's hat ausser dem angeführten Recensenten im Philologischen Anzeiger auch H. Heller in seinem Jahresbericht über Platon in der Zeitschrift für das Gymnasialw. XXVIII. 1874. S. 790f. ein ziemlich eingehendes Urtheil gefällt, und wenn wir auch weit günstiger als der letztere über diese Arbeit denken, so wird es doch hier genügen einfach über die von Wohlrab selbst (S. 42) zusammengestellten Abweichungen vom Hermannschen Text zu berichten, von denen er vier (3E. zweimal, 6A. 8E.) in dem unter No. 37 aufgeführten Aufsatz begründet: 3E. *ἄδηλον* <*παντὶ*> *πλὴν* (nicht in den Text gesetzt) und *σύ γε* (Fischer) für *σύ τε*, 4A. *τί δαί*; (Bekker) für *τί δὲ*; B. *ἔστι δὲ δὴ* (Bodl. Tubing.) für *ἔστι δὲ*, 5B. *διδάσκοντι — νουθετοῦντι — κολάζοντι* (Madvig nach jüngern Handschriften), D. *καὶ* <*τί*> *τὸ* nach Handschriften, 6A. und 7B. (s. u.) Beseitigung von Hermann's Unächtheitsklammern, 8E. *ἴθι νυν*, 9D. *ἐπανορθούμεθα* nach den meisten und besten Handschriften, 10C. *τι πάσχει* (Bodl. Tub.) für *τι πάσχει τι*, D. *ὑπὸ θεῶν* (Bodl. Tub.) für *ὑπὸ τῶν θεῶν*, 11E. *δεῖξαι, ὅπως ἂν με διδάξαις* (Bekker), 13C. Tilgung von Hermann's Unächtheitsparenthesen, 15C. *ἢ οὐ μέμνησαι* (Bodl. Tub.) für *ἢ οὐδὲ μέμνησαι* und Tilgung des von Hermann vor *ἄλλο* eingesetzten *οὐκ*.

Aber auch Alles, wodurch sich Sauppe's dritte Ausgabe des Protagoras von der zweiten unterscheidet, ist schon von Heller a. a. O. S. 793f. übersichtlich zusammengestellt und die unablässig bessernde Sorgfalt des Herausgebers gebührend ans Licht gesetzt worden. Wir beschränken uns daher darauf hervorzuheben, dass derselbe jetzt 323B z. E. *δικαιοσύνην* für ein Glossem zu halten geneigt ist und dagegen 333D das früher beanstandete *ὅτι ἀδικοῦσιν* durch eine andere Erklärung rechtfertigt, ferner jetzt 314B. *τοσοῦτον* (vergl. Schanz, Nov. comm. Plat. S. 3) empfiehlt und

331 B. ταὐτόν γέ ἐστι (Bodl. und andere Handschriften), 338 A. ἡμῖν (nach Handschriften), 346 C. ὀνησίπολιν, μωμήσομαι, ἠλιθίων (nach den Handschriften statt der in der 2. Auflage aufgenommenen Formen mit α), 350 C. οἷ (R. Schöne) für οἱ und 358 A wieder ἡμῖν (nach einer Handschrift) schreibt und 345 C z. E. bei Simonides (aber nicht bei Platon) entweder Bergk's Herstellung ἐπὶ τ' ὔμμιν oder die auf Pierson's Bemerkung (Rhein. Mus. XI. S. 420) gegründete ἐπὶ δή μιν für nothwendig erklärt.

Die Arbeit von Gunares ist unerheblich. Der neue Erklärungsversuch der schwierigen Stelle Theät. 156 A von H. Schmidt ist auch in dessen 1874 erschienene gesammelte kleine Schriften über Platon aufgenommen und bleibt daher zweckmässiger dem nächsten Jahresbericht vorbehalten. Das Wesentliche desjenigen, welchen Hultsch mit der nicht minder schwierigen Stelle Tim. 31 C f. vorgenommen hat, lässt sich in einigermassen kurzem Auszuge schwerlich wiedergeben, und wir müssen daher hier unmittelbar auf die Darstellung des Verfassers selbst verweisen, die uns, wenn sie richtig ist, den Platon als Mathematiker in einem weit bedeutenderen Lichte zeigen würde, als in welchem er bisher erscheinen konnte. Hug vertheidigt seine in der Disputatio de proverbio Graecorum αὐτόματοι δ' ἀγαθοὶ ἀγαθῶν ἐπὶ δαῖτας ἴασιν, Zürich 1872, ausgesprochne Ansicht, dass diejenige Form des Sprichworts, auf welche Platon Gastm. 174 B sich bezieht, ἀγαθοὶ ἀγαθῶν und nicht ἀγαθοὶ δειλῶν gewesen sei, gegen Rettig (Vindiciae Platonicae, Bern 1872). Inzwischen hat aber in anderer Weise auch Th. Fritzsche in einer Recension von Hug's Disputatio Phil. Anz. V. 1873. S. 602—610 jene Ansicht ausführlich bekämpft.

Alles auf Kritik einzelner Stellen Bezügliche tragen wir nunmehr nach alphabetischer Folge der Dialoge zusammen.

Alcib. I. 123 C. Hirschig (S. 124) παμπόλλου für πάνυ πολλοῦ. — Apol. 22 B. Hirschig (S. 6) [ὀλίγου]. 26 E. Hirschig (S. 124) wiederum παμπόλλου. 37 D wird von Bobrik gegen die Anfechtungen von Hertlein Jahn's Jahrb. CV. 1872. S. 808 vertheidigt. — Crat. 399 B. Hirschig S. 53 begründet seine Aenderungen in der Pariser Ausg. — Crit. 43 B. Hirschig (S. 5) [αἰσθανόμενος]. 51 D. Hirschig (S. 28) ἐξιέναι — [ἀπιέναι]. — Euthyd. Sehrwald: 271 A. πότερον σὺ ἐρωτᾷς für ὁπότερον καὶ ἐ. C. ὡς ἐγὼ μὲν ἔμαθον ἐντεῦθέν ποθεν, εἰσὶν f. ὡς ἐγᾦμαι, ἐντευθέν ποθέν εἰσιν (von

Heller mit Recht bestritten). 272 D. συμφοιτήσεις, ὡς δὲ für συμφοίτα· ἴσως δέ. 273 E. οἷόν γε μήν, ἦν δ' ἐγώ für οἷον ἔφην κ. τ. λ. 275 B. ἔτι δὲ νέος für ἔστι κ. τ. λ. 277 D. μαλακιζόμενον für βαπτιζόμενον. 305 D. Badham [εἶναι μὲν γὰρ — σοφωτάτους] und ἐν δὲ τοῖς ἰδίοις — κολούεσθαι vor C. ὥστε παρὰ πᾶσιν. — Euthyph. 7 B. Heller: εἴρηται γὰρ hinter οὕτως μὲν οὖν. C. Hirschig (S. 59 f.) ἐπὶ τίνος κρίσιν für ἐ. τίνα κ. 15 C. Hirschig (S. 21) [ἢ οὔ;]. — Gorg. 461 C. Liebhold ἑταίρους καὶ ὑμεῖς (als Accusativ!). — Lach. 186 B. der Recensent Philolog. Anz. V. 1873. S. 669 f. [καὶ] ἐπιδεῖξαι (abhängig von δεῖ). — Leg. 800 A. Hirschig (S. 16) [ἐγρηγορώς]. C. Hirschig (S. 6) [σχεδὸν ὀλίγου]. 869 D. empfiehlt Hirschig (S. 7) πάντα (Vatic. Ω) für τὰ πάντα. 934 B. Hirschig (S. 16) τοὺς νομοθέτας für τοὺς νόμους und δίκην στοχάζεσθαι für σ. δ. 960 C. D. Badham: τὴν Ἄτροπον ⟨δὲ⟩ δὴ τρίτην σώτειραν. τῶν ⟨δὲ⟩ λεχθέντων ἀπεικασμένην τῇ τῶν κλωσθέντων σωτηρίᾳ (so schon Hermann) τὴν ἀμετάστροφον ἀπεργαζώμεθα δύναμιν, εἰ δὴ καὶ πολιτῶν; δεῖ μὴ μόνον ὑγίειαν καὶ σωτηρίαν ⟨ἐν⟩ τοῖς κ. τ. λ. — Phaed. 71 A. Hirschig (S. 106) [καὶ μὴν ἐξ — πάνυ γε]. 73 B Hirschig (S. 116) αὐτὸς δὲ τοῦτο für αὐτὸ δ. τ. 100 D. Badham: [εἴτε] παρουσία, εἴτε κοινωνίᾳ εἴθ' — προσγενομένη (wohl entschieden richtig). 101 D. χαίρειν ἐῴης ἂν [καὶ οὐκ ἀποκρίναιο, ἕως ἂν] τὰ ἀπ' ἐκείνης ὁρμηθέντα [σκέψαιο] (schwerlich richtig). E. φύροις für φύροιο. — Phaedr. 246 E. Hirschig (S. 25) [αἰσχρῷ δὲ καὶ κακῷ καὶ] τοῖς ⟨δ'⟩ ἐναντίοις. — 271 D. Hirschig (S. 10) ψυχὴν für ψυχή. — Phileb. 14 E. Hirschig (S. 28) σκοπῶμεν für τολμῶμεν. 15 B. Badham ὅμως ⟨μὴ⟩ εἶναι. 18 E. Hirschig (S. 126) αἱρετόν. 20 B. Hirschig (S. 17) μνήμην τινῶν für μ. τινὰ und (S. 16) vielleicht ⟨ὕπαρ⟩ [ἐγρηγορώς]. 23 B. Hirschig (S. 17) οὐδείς πού für οὐδείς πώ. 34 C. Hirschig (S. III) ἵν' αὐτῆς τῆς für ἵνα μὴ τὴν. 37 A. Hirschig (S. 20) τό γ' ⟨ἐφ'⟩ ᾧ. 45 B. Badham πάντων für πάντα und ξυντείνονται für ξυγγίγνονται, ferner C. μή με διανόου ἐρωτᾶν σε für ὅρα δέ — ἐρωτᾶν σε. 46 D. E. Badham: ὁπόταν ⟨δ'⟩ — ποτὲ φέροντες — τοὐναντίον μεταβάλλοντες, ἀπορίας ἐνίοτε ἀμηχάνους [ἡδονάς]. 50 B. Hirschig (S. 41) ὁμοῦ für ἅμα. 52 C. Badham [σφοδραῖς — ἐμμετρίαν], dann [προσθῶμεν αὐταῖς] und τὰς δὲ [μή] nach Bodl. 50 D. Badham τί πρότερον χρὴ φάναι πρὸς ἀλήθειαν ⟨καὶ τὸ καλὸν⟩ εἶναι, τὸ καθαρόν τε — μέγα [καὶ τὸ ἱκανόν]. 60 B. Hirschig (S. 85) ⟨ἓν⟩ hinter εἶναι, Badham vor μὲν, indem er ausserdem τοῦτ' in τούτῳ ändert. C. Hirschig (S. 85) ⟨καὶ⟩ τελεώτατον. D. Hirschig (S. 85) εἰ ⟨χαίρων⟩ τις.

E. Hirschig (S. 86) χωρὶς ⟨πάσης⟩ φρονήσεως, Badham vielmehr [ἢ μετά τινων ἡδονῶν] und [χωρὶς φρονήσεως μᾶλλον ἤ]. 62 D. Badham οἷς γὰρ für ὡς γάρ. 63 B. Hirschig (S. 62) πάσης ⟨μᾶλλον⟩. D. Badham [διὰ μανικὰς ἡδονάς]. 65 A. Hirschig (S. 11) ὀρθῶς ἂν für ὀρθότατ' ἄν. Badham hält die Stelle für schwer verderbt. 67 B. Badham [καὶ τοὺς θηρίων — λόγων]. — Polit. 280 D. Hirschig (S. 118) βιαίους für βίᾳ. 302 B. Hirschig (S. 16) [ἕνεκα]. — Protag. 314 A. Hercher [παρὰ τοῦ καπήλου καὶ ἐμπόρου]. 323 D. Hirschig (S. 142 f.) [ἵνα μὴ τοιοῦτοι ὦσιν, ἀλλ' ἐλεοῦσιν]. 337 D. Hirschig (S. 77) [ὁ δὲ νόμος — βιάζεται] (schwerlich richtig). 358 C. Hirschig (S. 21) will hinter ἄλλο τί οὖν — εἶναι ein Fragezeichen. — Rep. 340 E. Hirschig (S. 22 f.) νῦν γε und ἀποκρίνασθαι nach Handschriften. 341 B. Hirschig (S. 23) [μὴ λαθών]. C. Hirschig (S. 23) [καὶ συκοφαντεῖν Θρασύμαχον]. 413 E. Hirschig (S. 93) [ἂν] ὢν — ⟨ἂν⟩ εἴη. 453 D. Hirschig (S. 11. 53) [διαφέρει]. 466 A. Hirschig (S. 93) οἷ, ἐξὸν für οἷς ἐξόν. 476 A. Bywater ἀλλ' ἄλλων für ἀλλήλων. 533 E. Bywater δηλοῖ [πρὸς] τὴν ἕξιν ⟨πῶς ἔχει⟩ σαφηνείας ἃ λέγεις ἐν ψυχῇ mit Zeichen der unterbrochenen Rede. 544 E. Hirschig (S. 127) οὐδαμόθεν für οὐδαμῶς. 574 E. Hirschig (S. 16) [ἐν ὕπνῳ]. 584 B. Hirschig (S. 17) πῶς δὴ für ποῦ δή. — Soph. 217 B. Hirschig (S. 8[illegible]) ταὐτὰ für ταῦτα. D. Hirschig (S. 42) [ἀπομηκύνειν]. — Symp. 180 C. Hirschig (S. 45) εἰπεῖν für εἶναι (anders in der Par. Ausg.). 206 D. Liebhold ἀνίσταται für ἀνείλλεται. 207 D. Liebhold ἀειγενὴς εἶναι für αἰεὶ τὸ εἶναι (Bodl.), welches letztere Heller durch distributive Fassung des αἰεὶ vertheidigt, indem er jedoch eventuell für dasselbe καὶ τὸ vorschlägt. 209 E. Liebhold οὐδενὸς ἔπος oder οὐδενὸς οὐδ' ἔπος für οὐδενός πω. 212 A. Liebhold ἐκεῖνο οὐ δεῖ, wogegen Heller, der mit Recht alle diese Conjecturen Liebhold's verwirft, findet, dass Bekker richtig ἐκεῖνο δὴ geschrieben habe. — Theät. 148 A. z. E. Friedlein legt dar, dass μῆκος und δυνάμεις unhaltbar seien und man dafür Adjective erwarte, lässt aber dahingestellt, ob dieselben etwa μηκεῖς und δυναμεῖς (von μηκύς und δυναμύς) gelautet haben. 158 C. Hirschig (S. 16) διαλέγεσθαι für διηγεῖσθαι. — Tim. 35 A. Liebhold Phil. Anz. V. S. 450 μέσον τι für ἐν μέσῳ und dann ταὐτοῦ für αὐτῶν (αὐτοῦ Proklos), dagegen Susemihl ebendas. Supplh. S. 672, der aber eine tiefere Verderbniss der gesammten Worte fürchtet, bloss αὐτὸ für letzteres. 38 C. Schuster (Herakl. S. 179. Anmerk. 3) [ἵνα γεννηθῇ χρόνος]. 48 B.

Hirschig (S. 77) theilt die Vermuthung Valckenaer's ῥητέον für ἀρκτέον mit, er selbst will lieber λεκτέον.

Nur aus dem Berichte Heller's kennen wir:

48) Die platonischen Mythen. Von E. Forster. Beilage zum Gymnasialprogramm. Rastatt, 1873. 56 S. gr. 8.

49) Darlegung der im platonischen Dialog Gorgias vorkommenden Argumentationen und ihrer Resultate. Von Ad. Baar. Im Programm des Znaimer Gymnasiums. Znaim, 1873. 4. S. 1—12.

50) Ueber die Rede des Protagoras im gleichnamigen Dialog[26]). Von Franz Schmied. Im Programm des Teschener Gymnasiums. Teschen, 1873. S. 1—16.

51) Composition des Dialoges Phaidon, von Platon. Von Amand Paudler. Im Gymnasialprogramm von Bömisch-Leipa 1873. S. 1—30.,

und desgleichen nur aus dem Bericht über Lysias, welchen in derselben Zeitschrift XXVIII. S. 775 ff. Jacob gegeben hat, folgende Abhandlung:

52) Sind Beziehungen zwischen dem Epitaphios im Menexenos und dem sogenannten lysianischen nachzuweisen? Von Knöll. Programm. Krems, 1873,

in welcher die im Titel ausgedrückte Frage verneinend beantwortet wird. Nach dem von Heller Mitgetheilten will es uns übrigens kaum scheinen, dass Forster seinen Gegenstand wissenschaftlich gefördert habe, oder dass bei Baar etwas sonderlich Neues zu holen sei. Dagegen verdient Paudler's Zergliederung der Hauptmasse des Phädon: I) 64 A—84 B.: 1) —69 E, 2) —80 D: a) —72 D, b) —77 B, c) 78 B—80 D; 3) —84 B. II) 84 C—114 C: 1) —90 D; 2) —98 B: a) —95 A, b) —98 B; 3) —114 C trotz mancher Bedenken immerhin Erwägung. Und nicht minder scheint die Erörterung von Schmied verdienstlich zu sein, welche die Rede des Protagoras in zwei Theile (den Mythos 320 D — 325 D und den folgenden λόγος) gliedert, dann den ganzen übrigen Theil des Dia-

26) Aus Heller's Mittheilung lässt sich nicht ersehen, ob der Titel genau so oder etwas anders lautet.

logs als Ausführung der Rede des Protagoras, aber in der Weise darzustellen sucht, dass dabei der tiefgreifende Unterschied der sokratischen und der sophistischen Methode dergestalt hervortrete, dass in ihm das ganze Gespräch gipfele, und schliesslich die stilistische Eigenthümlichkeit der protagoreischen Rede behandelt.

Noch kommt der Aufsatz:

53) Qua vice Nestoris et Ulixis personae in arte rhetorica functae sint. Scripsit Carolus Reinhardt. In den Commentationes in honorem F. Buecheleri et H. Useneri editae a societate philologa Bonnensi, Bonnae ap. A. Marcum, MDCCCLXXIII. S. 12—19,

in Betracht. Derselbe enthält nämlich eine anregende, wenn schon nicht ganz folgerichtig zu Ende geführte Erörterung von Plat. Phädr. 261 A – C. Sokrates fragt hier, ob nicht die Beredsamkeit überhaupt eine Leitung der Seelen durch Reden sei, nicht bloss in den Gerichtshöfen und in den andern öffentlichen Versammlungen, sondern auch bei privaten Zusammenkünften. Phädros hat natürlich von einer Ausdehnung der Redekunst auf den dritten Fall Nichts gehört, sondern nur von den beiden ersten Fällen, der gerichtlichen Rede und der berathenden Staatsrede, den einzigen beiden Redegattungen, welche die rhetorische Theorie vor Aristoteles erkannt hatte. Darauf fragt ihn Sokrates wieder, ob er denn nur von den Redekünsten (*τέχνας περὶ λόγων*), welche Nestor und Odysseus vor Troia in ihren Mussestunden zusammenschrieben, und nicht auch von denen, welche Palamedes, gehört habe. Phädros antwortet, auch nicht von denen des Nestor (und Odysseus), Sokrates müsste denn den Gorgias so als eine Art von Nestor zurichten wollen und Thrasymachos und Theodoros so als eine Art Odysseus. Dem entsprechend wird dann im Folgenden (D) auch ein neuer Palamedes, nämlich Zenon, eingeführt. Reinhardt bemerkt nun mit Recht, dass hiernach schon bei Platon im Scherz wie später bei dem Rhetor Telephos im Ernst Nestor als Urheber der berathenden, Odysseus der gerichtlichen Beredsamkeit erscheine. Aus der Antwort des Phädros aber geht hervor, was der Verfasser nicht sagt, dass dieser Scherz Platons eigne Erfindung ist und er nicht etwa diese Herleitung schon bei irgend Jemandem vorfand. Der Grund derselben ist in Bezug auf Nestor klar, in Bezug auf Odysseus findet ihn Reinhardt (S. 19) mit Recht in dessen vielen

Streitigkeiten (contentiones) mit den übrigen Heroen, die neue, dritte, namentlich auch im Dienst der Wissenschaft stehende Gattung führt scherzend Platon auf Palamedes zurück, weil, wie Reinhardt wiederum richtig sagt (S. 14), *ille heros sapientiae inter homines inventor habebatur.* Die dem »eleatischen Palamedes« Zenon von Platon beigelegte *τέχνη* bezeichnet nur die in seiner Schrift gezeigte dialektische Kunstfertigkeit, und eben so wenig können mit den *τέχναι περὶ λόγων* jener anderen »rhetorische Lehrbücher« gemeint sein, es sind vielmehr ihre Reden und die in diesen entwickelten Redekünste, auch darin hat Reinhardt vollkommen Recht. Aber wenn er nun weiter meint (S. 18), jener Scherz Platons habe gar keinen Sinn, wenn man nicht annehmen wolle, dass wirklich dem Nestor schon von den Redekünstlern der sokratischen Zeit berathende und dem Odysseus gerichtliche Reden untergelegt wurden, wie denn in dieser Art von Hippias ja in der That die Ermahnungen des Nestor an Neoptolemos (Pseudo-Plat. Hipp. mai. 228) nachweislich sind, so ist vielmehr einmal nicht abzusehen, wesshalb denn nicht jene obige Erklärung dieses Scherzes völlig ausreichend sein sollte, und fürs Zweite würde, wenn Platon bei demselben vielmehr dies im Auge gehabt hätte, die Antwort des Phädros ja keinen andern Sinn haben können, als dass die wahren Urheber dieser Reden Nestors Gorgias und des Odysseus Thrasymachos und Theodoros von Byzanz seien. Allein von solchen Reden dieser Rhetoren hören wir nirgends, und der wahre Sinn von Phädros Antwort ist daher, dass er etwa den Gorgias für den wirklichen Urheber einer wahrhaft kunstvollen berathenden und die beiden anderen etwa für die einer wahrhaft kunstvollen gerichtlichen Beredsamkeit hält. In wie fern dazu die Reden des Gorgias und namentlich die olympische einen Anhalt boten, liegt auf der Hand, dem Theodoros aber werden wenigstens im Allgemeinen *λόγοι ἐναγώνιοι* von Dionysios De Is. c. 19 zugeschrieben, in der Bemerkung desselben a. a. O. c. 20 über Thrasymachos *δικανικοὺς δ' ἢ συμβουλευτικοὺς οὐκ ἀπολέλοιπε λόγους* aber hat schon Blass (Att. Bereds. bis Lysias S. 245) mit Recht eine Textverderbniss vermuthet, und Reinhardt stimmt ihm bei.

Endlich erübrigt noch die

54) Kritik über Platon's Apologie und Gorgias. Von Professor Heinrich Baumann. In dem Jahresbericht des

Wiener Gymnasiums der inneren Stadt. Wien, 1873. 8. S. 1—47.

Der Verfasser sucht die übertriebene Bewunderung, welche Platon namentlich von Steinhart gezollt wird, mit dem besten Erfolg auf ein richtiges Mass zurückzuführen. Er legt zu diesem Zwecke dar, wie in der Apologie eine trübe und widersprechende Vermischung des wirklich von dem historischen Sokrates eingenommenen und des erst Platon selbst eigenthümlichen Standpunktes und in Folge dessen keine der beiden allein vernünftigen Formen der Vertheidigung, weder die Widerlegung der in der Anklage behaupteten Thatsachen, noch das Zugeständniss ihrer Wahrheit mit dem Geltendmachen ihrer höheren Berechtigung, sich findet, und macht auch sonst noch auf eine Reihe formeller und sachlicher Schwächen dieser Schrift aufmerksam. Am Gorgias sodann hebt er hervor, dass der Namengeber dieses Dialogs nur dadurch in Widerspruch mit sich selbst gebracht wird, indem er sich ohne Weiteres die sokratisch-platonische Ansicht, Tugend sei Wissen des Guten, unterschieben lässt, und dass es ein Verstoss wider die historische Wahrheit sein dürfte, ihn als einen so schwachen Dialektiker hinzustellen[27]), ja dass nicht einmal von jenem sokratisch-platonischen Standpunkte aus der Schluss, wer das Gerechte gelernt hat, werde nie Unrecht thun, haltbar ist, so fern ja jenes Gelernthaben doch noch kein absolutes Wissen ergiebt, und dass die von Platon angewandte Folgerungsweise nicht auf *δίκαιος*, sondern etwa auf *δικανικός*, analog dem *τεκτονικός, ἰατρικός, μουσικός* führe, dass ferner in Wahrheit Platon in Widerspruch mit sich selbst gerathe, indem er dem Gorgias das Recht wegdisputirt, die Verantwortung für das spätere schlechte Benehmen seiner Schüler von sich abzulehnen, während er den Sokrates in der Apologie 33 B das gleiche Recht für sich in Anspruch nehmen lässt, dass aber auch die Niederlage des Polos in ihrer jetzigen Gestalt von 475 A ab durch eine Erschleichung mit bestimmt werde, und

---

[27]) Hierüber möchten wir indessen doch noch nicht so rasch aburtheilen, eben so wenig wie über die sonstigen von Baumann dem Platon Schuld gegebnen Parteilichkeiten gegen die Sophisten. Die dialektische Schärfe von Gorgias eignen nihilistischen Argumentationen braucht eine solche Schwäche nach anderer Richtung hin nicht auszuschliessen, eben so wenig wie der grosse Erfolg, den er zu seiner Zeit mit seiner Redekunst hatte, bekanntlich deren Frostigkeit ausschliesst.

dass derjenige Theil des Schlussergebnisses der Unterredung mit ihm, in welchem es heisst, wenn man aber den Feinden Uebles zufügen wolle, müsse man durch Hülfe der Redekunst Straflosigkeit für sie zu erwirken suchen (480 Ef.), nur ein rhetorisches Mittel sei den Werth der Rhetorik herabzusetzen, so fern die Möglichkeit, dass man je so verfahren dürfe, in dem Früheren hinlänglich abgewiesen ist. Endlich weist Baumann auch noch die Ungerechtigkeit des namentlich im Gorgias über die grossen athenischen Staatsmänner gefällten harten Urtheils nach und deckt auf, worin die Verkehrtheit der Grundlagen desselben besteht, und wie Platon auch hierin durch die von diesen Grundlagen aus völlig unmotivirte Ausnahme des Aristeides sich selbst widerspricht, ganz davon zu schweigen, dass sein Urtheil in andern Dialogen, wie im Menon und Phädros, offenbar milder und günstiger sei. Dieser letzte Punkt hätte übrigens wohl einer genaueren Begründung bedurft.

Den natürlichen Uebergang von Platon zu Aristoteles machen wir mit Teichmüller's Schrift:

55) Aristotelische Forschungen. Von G. Teichmüller. III. Geschichte des Begriffs der Parusie. Halle, Barthel. 1873. XVI und 163 S. kl. 8.

Teichmüller überrascht mit derselben seine Leser, da die beiden ersten Bände seiner aristotelischen Forschungen von der Kunsttheorie handelten und man nun die weitere Fortsetzung hievon erwartete, durch die Einschiebung eines ganz andern Themas. Er behandelt nämlich hier in höchst anregender Weise namentlich einen Theil der Frage, welchen Beitrag die griechische Philosophie zur Ausbildung des christlichen Dogmas geliefert hat. So viel Lehrreiches und Treffendes diese Untersuchungen nun aber auch enthalten, so will uns andrerseits wiederum vielfach die Sicherheit ihrer Ergebnisse nicht einleuchten, und es scheint uns, dass die Replik Teichmüller's Studien zur Geschichte der Begriffe S. 624 ff. die Einwendungen seines Recensenten M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 1537—1539 in der Hauptsache nicht entkräftet hat.

In der ersten Abhandlung, Geschichte des Begriffs der Parusie S. XIII—XVI. 1—94, mit der sich sein zweiter Recensent H. Siebeck Fichte's Zeitschr. f. Philos. LXVI. 1875. S. 91—102 allerdings völlig einverstanden erklärt, zeigt der Verfasser, dass der Ausdruck *παρουσία* »Anwesenheit« erst von Platon zu einem philosophischen

Kunstausdruck ausgeprägt worden ist, um die logische Immanenz des Allgemeinen im Einzelnen, der Idee in der Erscheinung zu bezeichnen, und dass dann auch Aristoteles, wiewohl sehr selten, die Actualität oder Wirklichkeit (*ἐνέργεια*) als die »Anwesenheit« der Form in der Materie bestimmt. Wenn er aber so weit geht zu behaupten, dass das *ἔργῳ παροῦσα* bei Plat. Phädr. 272 A (im Gegensatz von *λόγῳ*) den Aristoteles auf seinen Begriff der *ἐνέργεια* geführt habe, so will uns dies nicht überzeugen. Dagegen hat er darin wieder ganz Recht, dass die *δύναμις* und *ἐνέργεια* im aristotelischen Sinne schon bei Paulus gangbare Münze sind, und dass *παρουσία* auch im neuen Testament und bei den Kirchenvätern nie etwas Anderes als »Anwesenheit« bedeutet und nur in diesem Sinne sowohl in der Vergangenheit auf die Fleischwerdung Christi als in der Zukunft auf seine Wiederkunft angewandt wird, allem Anscheine nach auch darin, dass er im ersten Capitel des zweiten Petrusbriefes gegen Huther u. a. die erstere Bedeutung als die allein zutreffende nachweist und hiernach den ganzen Gedankengang dieses Briefes darlegt. Endlich ist auch die Verwandtschaft zumal jener ersteren Bedeutung mit dem platonisch-aristotelischen Begriffe unleugbar, und der Hauptunterschied ist nur, dass bei ihr die ganze Fülle des göttlichen Logos als in einem einzigen menschlichen Einzelwesen zur Anwesenheit gelangend gedacht wird. Dass aber dieser christliche Gedankenkreis sich unter dem Einflusse jenes platonisch-aristotelischen gebildet habe, ist darum immer noch zwar möglich, aber nicht gewiss. Denn einmal liegt die analoge Uebertragung von der sinnlichen Grundbedeutung des Wortes aus so nahe, dass man sie sich füglich auch ohne solche Vermittlung denken kann, und fürs Zweite, was damit zusammenhängt, ist und bleibt *παρουσία* an sich, wie Teichmüller selbst hervorhebt, ein sehr unbestimmter Begriff, der daher bei Aristoteles stark zurück- und bei Platon im Verhältniss zu andern Begriffen, wie *μέθεξις*, *κοινωνία*, nur wenig hervortritt[28]). Umgekehrt aber drängt er sich in der christlichen Anschauung vielmehr gerade in den Vordergrund. Dies scheint nicht eben für eine solche Abhängigkeit zu sprechen. Dass die christliche Logos lehre, nach welcher in der That der Logos Weltzweck ist, der

[28]) Zumal wenn die oben angeführte Textherstellung Badhams Phäd. 100 D richtig ist.

schon vor der Welt besteht, aber doch in der Weltentwicklung und schliesslich der Incarnation in Jesus sich erst erfüllt, auf die christlich-jüdische Philosophie zurückgeht, wird schwerlich zu leugnen sein, aber ob gerade die aristotelische ἐντελέχεια, wie Teichmüller wiederum meint, mit ihrem gleichfalls kreisläufigen, Anfang und Ende in Eins zusammenziehenden Charakter dabei eine besondere Rolle gespielt hat, scheint uns von ihm keineswegs erwiesen zu sein.

Die zweite Abhandlung, Begriff und Etymologie der Entelechie (S. 95—123), weist mit dem besten Erfolg[29]) nach, dass ἐνδελέχεια, die Continuirlichkeit in der Zeit, sehr entfernt so himmelweit, wie Trendelenburg meint, von ἐντελέχεια, der Wirklichkeit des zeitlosen Wesens, bei Aristoteles verschieden zu sein, vielmehr nach ihm das nächste und zutreffendste Bild derselben ist. Jedoch missbraucht Teichmüller Cic. Tusc. I, 10, 22, um ein Zeugniss dafür zu gewinnen, dass Aristoteles mit seiner Ausbildung des letztern Kunstausdrucks auch wirklich nur diese Metapher vollzogen habe. Denn die Stelle lautet: *et sic ipsum animum ἐνδελέχειαν appellat novo nomine quasi quandam continuatam motionem et perennem* und nicht, wie er angiebt, ἐντελέχειαν. Sie beweist also vielmehr, dass Cicero glaubt, Aristoteles habe die Seele ἐνδελέχεια, nicht, wie wir in unseren Texten lesen, ἐντελέχεια genannt, und dass ersterer seinerseits sich nun in seiner Weise diese neue Benennung für dieselbe als eine nur figürlich zutreffende zurecht zu legen sucht. Immerhin aber stimmt dies zu den Zeugnissen des Greg. Corinth. und des im Gegensatz zu Trendelenburg von Teichmüller richtig erläuterten Lucian. Iud. voc. 10, nach denen ἐνδελέχεια und ἐντελέχεια dasselbe Wort sein sollen, letzteres nach Greg. die attische Aussprache. Dürfte man sich nun hiebei beruhigeu, so wäre, wenn man mit Teichmüller ausserdem noch annimmt, dass Aristoteles in irrthümlicher Etymologie dabei an τέλος gedacht habe, Alles wohl in Ordnung, nun aber führt Teichmüller für sich das Urtheil Leo Meyer's ins Feld, nach welchem an eine solche bloss dialektische Verschiedenheit nicht wohl zu denken ist. In Wahrheit würde damit das ge-

---

29) Mit Ausnahme jedoch der verfehlten Benutzung (S. 115 f.) von Met. IX, 3. 1047 a, 30 ff., wo Verfasser durch Bekker's fehlerhafte Interpunction verleitet καὶ ἐπὶ τὰ ἄλλα auf πρὸς τὴν ἐντελέχειαν statt auf ἐκ τῶν κινήσεων bezieht.

wonnene Licht wieder auslöschen, denn wenn Meyer meint, dass Aristoteles sich das Wort ἐντελέχεια aus ἐνδελέχεια willkürlich zurecht gelegt habe, wie die Theologen Sündflut aus Sintflut, so vergisst er, dass dabei doch nicht dieselben zugleich Sintflut in der ursprünglichen Bedeutung fortgebraucht haben wie Aristoteles ἐνδελεχής und ἐνδελεχῶς, und dass ein solches Verfahren auch in der That erst recht undenkbar ist. Jedenfalls also ist das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen.

In der dritten Abhandlung über den Begriff des ewigen Lebens im Neuen Testament (S. 126—161) sucht Teichmüller auch für diese christliche Anschauung unbeschadet ihrer Originalität gewisse Anknüpfungspunkte schon bei Platon und Aristoteles zu gewinnen, und, wie es scheint, ist ihm dies hier mit grösserer Sicherheit gelungen, da sich hier Philon als Mittelglied brauchbar erweist. Umgekehrt indessen urtheilt Siebeck a. a. O.

Eine Anzahl werthvoller Verbesserungsversuche von Stellen verschiedener aristotelischer Schriften findet sich in dem Greifswalder Gymnasialprogramm:

56) Observationes criticae in aliquot locos Aristotelis. Scripsit M. Hayduck. Greifswald 1873, 16 S. 4.

Eine Angabe derselben ist indessen hier überflüssig, da sich eine solche bereits in der Anzeige von Susemihl Phil. Anz. V. 1873. Supplh. S. 680—683 findet.

Gehen wir nun zu den einzelnen philosophischen Disciplinen und den auf sie bezüglichen aristotelischen Werken über und beginnen mit der Logik, so haben wir folgende Arbeit:

57) De hermeneuticis apud Syros Aristoteleis Io. Georgius Ern. Hoffmann scripsit adiectis textibus et glossario. Editio secunda immutata. Lipsiae, Hinrichs. 1873. IX und 218 S. gr. 8.

zu verzeichnen, glauben aber auch bei ihr uns eines Eingehens auf den Inhalt überheben zu dürfen, da wir es mit einer unveränderten zweiten Auflage zu thun haben.

Auf die metaphysischen Grundprincipien des Aristoteles bezieht sich:

58) Darstellung und Würdigung des Begriffs der Materie bei Aristoteles. Jenaer Inauguraldissertation von Johannes

Scherler, Lehrer der höheren Töchterschule zu Potsdam. Potsdam 1873. 30 S. 8.

Aber auch über dieses Schriftchen können wir uns sehr kurz fassen, da es zwar viel Richtiges, aber nichts Neues darbietet.

Für die Physik kommt nur in Betracht der Aufsatz:

59) Zur Physik des Aristoteles. Von Emil Gotschlich. In Jahn's Jahrb. CVII. S. 109f.,

in welchem vorgeschlagen wird, IV, 11. 219b, 12 das von Torstrik (Philologus XXVI. S. 467) mit Recht verworfene μετρεῖ nicht durch das in E hinter dem unmittelbar folgenden ᾗ πρότερον καὶ ὕστερον eingesetzte ὁρίζει, wie Torstrik wollte, sondern durch διαιρεῖ zu ersetzen, zu welchem Gotschlich jenes ὁρίζει als eine Glosse betrachtet.

Ausserdem hat derselbe Verfasser noch folgende Abhandlung geschrieben:

60) Aristoteles von der Einheit und Verschiedenheit der Zeit. Von E. Gotschlich. In den Philos. Monatsh. 1873.,

die uns aber durch einen unglücklichen Zufall jetzt nicht zur Hand ist, so dass wir uns vorbehalten müssen dieselbe erst im Jahresbericht für 1874 mit zu besprechen.

Mit der Psychologie beschäftigen sich:

61) Die Einheit des Seelenlebens aus den Principien der aristotelischen Philosophie entwickelt von J. Hermann Schell, Dr. phil. Freiburg im Breisgau, Scheuble. 1873. XIII und 269 S. gr. 8.

62) Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles. Von Dr. Constantin Schlottmann, ord. Prof. der Theologie. Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg. Halle, Waisenhaus. 1873. 57 S. gr. 8.

63) Zur Erklärung einiger Stellen aus Aristoteles' Schrift über die Seele. Von H. Bonitz. Im Hermes VII. S. 416 bis 436.

So achtungswerth auch die wissenschaftliche Kraft ist, welche in dem Buche von Schell sich ausprägt, so sehr wird doch ihre

Wirksamkeit beeinträchtigt durch sein Unvermögen zu demjenigen Grade von Klarheit der Darstellung, welchen sein Gegenstand zulässt, und durch seine schon von seinem Recensenten M. H(einze), Litt. Centralbl. 1873. S. 1158 f., mit Recht getadelte schwerfällige scholastische Ausdrucksweise. Uebrigens gehört seine Schrift und, irre ich nicht, auch nach seiner eigenen Absicht in das Bereich der philologischen Litteratur nur theilweise hinein. Denn philologisch musste die Frage nicht gestellt werden, wie weit nach aristotelischen Principien eine Einheit des Seelenlebens möglich ist, sondern wie weit Aristoteles diese Einheit auch wirklich selber erkannt und durchgeführt hat, und es ist klar, wie auch dies schon M. H. bemerkt hat, dass selbst im günstigsten Falle, wenn die Beantwortung der ersteren Frage, welche Schell in einem für Aristoteles äusserst vortheilhaften Sinne giebt, durchweg haltbar sein sollte, damit für die der letzteren noch wenig gewonnen ist. Im Gegentheil möchte man bei allzu unbedingtem Ausgehen von jener leicht Gefahr laufen die nur Schell angehörenden Erwägungen in die des Aristoteles hineinzutragen und so vielleicht mit einem scheinbar befriedigenderen Ergebniss ein bescheidneres, aber die Grenze des historisch in Wirklichkeit Wissbaren und Nichtwissbaren schärfer ziehendes zu vertauschen. Und dieser Gefahr ist schon Schell selbst allem Anschein nach nicht entgangen, denn wer möchte wohl so kühnen Schlüssen folgen wollen, wie z. B. dem S. 107 ausgesprochnen, die sämmtlichen neuerdings von v. Hartmann entwickelten und von Schell S. 94 — 107 dargelegten und S. 114 — 143 kritisirten Gründe dafür, dass das Bewusstsein durchaus nicht alle psychischen Acte und insbesondere nicht alle Vorstellungen begleite, sondern nur eine accessorische Accidenz zu ihnen sei, seien schon dem Aristoteles im Wesentlichen nicht unbekannt, weil er den directen Beweisen für die Annahme eines Sinns der Sensation (oder Gemeinsinns) Psych. III, 2. 426 b, 8 ff. noch einen indirecten, von der Thatsache der Vergleichung und Unterscheidung des durch die vielen Sinne aufgenommenen Inhalts hergeleiteten Beweis hinzufüge! Auch darin aber hat M. H. vollkommen Recht, dass in der That die Hauptschwierigkeit, wie nämlich der präexistirende und allein unsterbliche Seelentheil, der von aussen her in den Leib gekommene thätige Verstand, mit den übrigen Seelentheilen zu einer Einheit verschmelzen soll, durch den Verfasser nicht im Mindesten beseitigt

ist und sich in der That auch schwerlich beseitigen lässt. Trotz aller Polemik gegen Zeller hat also Schell denselben nicht widerlegt. Freilich mag er glauben, dass gerade nach dieser Richtung hin schon F. Brentano in seiner Psychologie des Aristoteles, Mainz 1867, auf den er mit voller Beistimmung gerade rücksichtlich dieser Lehre vom thätigen Verstande (S. 18 vgl. 267 f.) verweist und zu dessen Darstellung überhaupt die seine meist nur eine Ergänzung, nicht eine Berichtigung bilden soll, genug gethan habe. Wie sehr aber ganz im Gegentheil am Meisten gerade in Bezug auf diese Lehre Brentano sich vergriffen hat, haben wir Phil. Anz. V. 1873. Supplh. S. 685 ff. dargelegt.

Andrerseits ist es nun freilich nicht unrichtig, wenn der Verfasser (S. VII) seine Abhandlung gewissermassen als einen Commentar zu Psych. III, 2 und de sens. 7 bezeichnet, zu welchem er durch sein Bestreben eine ähnliche wirkende Kraft der sinnlichen Vorstellungen in der empfindenden Seele bei Aristoteles nachzuweisen, wie es bei demselben jener thätige Verstand für die Denkseele ist, geführt wird. Auch bringt er in der That mancherlei Erwägungen bei, wie sie ein Ausleger jener Capitel anstellen muss und die einem solchen hiemit zum nützlichen Gebrauche empfohlen seien, allein, wie schon das obige Beispiel lehrt, auch Vieles, was ein besonnener philologischer Ausleger mit genügender Sicherheit nicht als Gedanken des Aristoteles, sondern nur als die Schell's über Aristoteles bezeichnen kann.

Die hübsche kleine Schrift von Schlottmann unterzieht die eben berührte aristotelische Lehre vom wirkenden und leidenden Intellect einer erneuten Erörterung. Sie zerfällt in zwei Theile. In dem ersten (S. 3—23) bringt der Verfasser seinen Gegenstand dem lebendigen Interesse der Gegenwart näher, indem er durch eine anziehende Vergleichung jener Unterscheidung bei Aristoteles mit der zwischen dem intellectuellen und dem empirischen Ich bei Kant unter gleichzeitiger Heranziehung von verwandten Aussprüchen und Gesichtspunkten Göthe's, Schleiermacher's, Trendelenburg's und von allerlei anderen Momenten jene thätige Denkkraft bei Aristoteles als eine zwar unvollkommene, aber immerhin grundlegende Fassung des Apriorischen und recht eigentlich Göttlichen im Menschengeiste darthut. Der zweite Theil zieht dann zunächst die von Aristoteles bereits vorgefundenen Anknüpfungspunkte für diese seine Lehre in Betracht (S. 23—39) und ent-

wickelt hierauf die letztere selbst, wie Schlottmann sie auffasst, namentlich durch eine genaue Auslegung von Psych. III, 5. In ersterer Beziehung nun scheint uns der Verfasser weniger glücklich gewesen zu sein, indem wir als wirklich wesentliche Vorstufe nur Platon anzuerkennen und die früheren mehr oder weniger rohen Seelenwanderungstheorien und was Schlottmann weiter anführt namentlich nach dieser Richtung hin nicht sonderlich hoch anzuschlagen vermögen. Ueberdies aber scheint uns Epicharmos keineswegs so durch und durch getränkt mit pythagoreischer Weisheit, wie der Verfasser glaubt, indem das demselben zugeschriebene Lehrgedicht in trochäischen Tetrametern, wie Leop. Schmidt uns sattsam gegen Lorenz erwiesen zu haben scheint, in Wahrheit eine von jenen vielen Fälschungen unter dem Namen dieses Dichters war, wie sie schon Aristoxenos und Philochoros kannten (Ath. XIV. 648 d), eine Fälschung, durch die eben auch Ennius getäuscht ward und aus welcher wahrscheinlich auch die beiden von Schlottmann besonders benutzten Verse (Fr. B, 8 Lor. b. Plut. Consol. ad Apoll. S. 110 a) stammen. Auch hat Schlottmann schwerlich Zeller's Leugnung einer förmlichen, sei es auch noch so materiell gedachten Weltseele bei den Altpythagoreern widerlegt, wenigstens giebt es für die letztere bei der zweifellosen Unächtheit des angeblich philolaischen 22. Fragments (bei Stob. Ecl. I. S. 418 ff.) kein einziges wirklich unzweifelhaftes Zeugniss. Ueberhaupt aber hält er sich nicht frei von unhistorischer Idealisirung der altpythagoreischen Weltanschauung[30]).

Desto beachtenswerther ist wieder seine Auffassung der thätigen und leidenden Vernunft nach der Lehre des Aristoteles selbst, und er scheint darin Recht zu haben, dass die letztere, obwohl sterblich, doch erst unter dem Einfluss der von aussen in den Körper eintretenden unsterblichen ersteren auch ihrerseits sich bildet. Wenn er aber im Gegensatz zu Zeller u. a. alles

[30]) Ein seltsames Missverständniss Zeller gegenüber begeht Schlottmann S. 30. Anm. 1: Zeller a. a. O. I 3. S. 383 f. (I 2. S. 322) erkennt ausdrücklich an, dass Aristoteles Psych. I, 2 zwei verschiedene Auffassungen bei den Pythagoreern selbst, die Sonnenstäubchen seien Seelen und vielmehr das die ersteren Bewegende seien Seelen, unterscheidet, bemerkt dann aber S. 359 (306) vollkommen richtig, dass Aristoteles seinerseits erst aus dieser Auffassung nicht ohne Mühe schliesse, die Pythagoreer hätten die Seele für das bewegende Princip gehalten.

Denken ohne Ausnahme ihr, so fern sie unter dem Einfluss der ersteren aus der Potenz in die Actualität tritt, zuschreibt, so können wir ihm darin schon desshalb nicht folgen, weil wir nicht abzusehen vermögen, mit welchem Rechte er dann der Consequenz entgehen will die thätige Vernunft ohne alle Einschränkung mit den Scholastikern und F. Brentano als eine nicht erkennende, sondern lediglich Erkenntniss wirkende Kraft zu betrachten. In welchem Gedankenzusammenhang die Worte 430a, 19—22 *τὸ δ' αὐτό ἐστιν ἡ κατ' ἐνέργειαν ἐπιστήμη τῷ πράγματι κ. τ. λ.* mit den voraufgehenden stehen, diese schwierige Frage lässt Schlottmann ganz unerörtert, indem er übrigens mit Recht die actuelle Erkenntniss, von der sie sprechen, der wirkenden Vernunft beilegt, obwohl, wie er richtig bemerkt, in dem sich unmittelbar anschliessenden *ἡ δὲ κατὰ δύναμιν προτέρα ἐν τῷ ἑνί* die der leidenden angehörige blosse Potentialität des Erkennens derjenigen Actualität desselben entgegengesetzt wird, in welche die erstere natürlich gleichfalls in der leidenden Vernunft unter der Einwirkung der thätigen übergeht. Denn, wie Schlottmann abermals richtig erkennt, in dem zunächst folgenden *ὅλως δὲ οὐδὲ χρόνῳ* ist trotzdem wieder die actuelle Erkenntniss der thätigen Subject im Gegensatz gegen die potentielle der leidenden. In den nächsten Worten *ἀλλ' οὐχ ὁτὲ μὲν νοεῖ, ὁτὲ δ' οὐ νοεῖ* nimmt der Verfasser *ἀλλ'* im Sinne von »sondern« und hält dadurch die von Torstrik verworfne Negation *οὐχ* aufrecht. Hiemit wird nämlich der Grund Susemihl's (Phil. Anz. a. a. O. S. 689f.) gegen dieselbe hinfällig, es fragt sich aber, ob Aristoteles von der thätigen Vernunft behaupten konnte, dass sie stets, also auch im Erdenleben ununterbrochen denkt. Sehr künstlich erklärt dann aber Schlottmann das *οὐ μνημονεύομεν* (Z. 23), indem er es über die zunächst vorangehenden Worte *χωρισθεὶς δ' ἐστὶ μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστί, καὶ τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον* (Z. 22f.) zurück auf jene obigen bezieht, durch »wir haben kein Bewusstsein von der allgemein genommen auch zeitlichen Priorität der actuellen Erkenntniss des thätigen Intellects«, und wenn auch zuzugeben ist, dass die folgende Begründung *ὅτι τοῦτο μὲν ἀπαθές, ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτός, καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ* (Z. 24f.) im Sinne von »weil all unser Bewusstsein hier im Erdenleben nur dem vergänglichen und immer erst von dem wirkenden Intellect aus der blossen Potenz in den Actus versetzten leidenden Intellect angehört« sich

dieser Erklärung fügt, so kommt doch, von allen andern Bedenken abgesehen, Aristoteles durch die letztere mit sich selbst in Widerspruch. Denn wenn überhaupt dem Menschen von jener Priorität kein Bewusstsein möglich ist, woher hat es denn Aristoteles? Dieser Widerspruch fällt dagegen sofort, wenn wir *μνημονεύομεν* in seinem beschränkteren natürlichen Wortsinne fassen, so fern ja eben nicht all unser Wissen unmittelbar aus der blossen Erinnerung stammt. Und ferner, vorhin hat sich für Schlottmann ergeben, dass die thätige Denkseele stets, und jetzt kommt heraus, dass sie im Erdenleben gar nicht denkt! Mindestens müsste also oben dann doch das *οὐχ* gestrichen werden. Und ist es wohl glaublich, dass Aristoteles auch das Sichselbstdenken im Erdenleben nur der leidenden, nicht der thätigen Vernunft zugeschrieben hätte? Und endlich läuft denn nicht auch die Erklärung Schlottmann's aller aufgewandten Künste ungeachtet in Wirklichkeit doch auf dies von ihm verpönte Sichnichterinnern an die Präexistenz der thätigen Denkseele hinaus? Denn wenn der Verfasser in bedenklicher Annäherung an Averroes den Gedanken »einer Art von schöpferischer, substantieller (nicht im averroistischen Sinn bloss actueller) Ausstrahlung« derselben zu ihrem Eintritt in den Leib aus der Gottheit offen erhalten will, so möge er uns erst zeigen, wie sich eine solche Vorstellung mit dem aristotelischen Gottesbegriffe verträgt! Da ist es nun doch wohl einfacher und natürlicher, mit Trendelenburg lieber gleich jenes Sichnichterinnern an die Präexistenz unmittelbar im Anschluss an die nächstvorhergehenden Worte und ohne weiteren Umschweif für den richtigen Sinn zu erklären. Aristoteles ist in diesem Capitel, wie Schlottmann wiederholt hervorhebt, ein starker Wortsparer: »wir erinnern uns an unsere eigne Unsterblichkeit nicht«, dieser Ausdruck genügt ihm, weil man sich nur des Früheren erinnern und Unsterblichkeit daher aufs Erinnern bezogen nur Präexistenz und nicht Postexistenz bedeuten kann. Freilich sieht sich Susemihl a. a. O. S. 691 auf diese Weise genöthigt, indem dann die thätige Vernunft Subject zu *νοεῖ* Z. 25 wird, *⟨νῦν⟩ ἄνευ* oder *⟨νῦν ἐκεῖνος⟩ ἄνευ* zu vermuthen. Eben derselbe meint (S. 690), dass hinter *ἀλλ' ⟨οὐχ⟩ ὁτὲ μὲν — οὐ νοεῖ* Z. 22 vielleicht die Z. 5 versprochene Begründung ausgefallen sei.

Bonitz zeigt, dass I, 1. 403 a, 12 f. unter *τῷ εὐθεῖ* nicht, wie Torstrik nach Simplicius und Philoponos thut, das sinnlich concrete Gerade, sondern mit Themistios das Gerade in abstracto zu

verstehen und Z. 14 οὕτω aus E aufzunehmen, dass c. 2. 405 a, 4f. zu ὑπειλήφασιν als Object τὴν ψυχὴν hinzuzudenken und τὸ κινητικὸν κατὰ φύσιν τῶν πρώτων als Prädicat anzusehen ist: »sie betrachteten die Seele als dasjenige unter den Principien, welches seiner Natur nach bewegende Kraft besitzt«. Dann vermuthet er c. 3. 406 b, 2 mit Anknüpfung an die alten Ausleger τόπον für τὸ σῶμα und Z. 3. εἰ δὲ τοῦτο, ἐνδέχοιτ' ⟨ἂν⟩ und vertheidigt Z. 4f. τούτῳ — ζῴων gegen die Verdächtigung Trendelenburg's. Endlich weist er nach, dass der kritische Theil des ersten Buchs (c. 3 — 5) im Einzelnen nicht durchweg zum historischen (c. 2) stimmt, indem selbst bedeutende im letztern verzeichnete Ansichten (z. B. die platonischen 404 b, 16—27) im erstern nicht behandelt und andrerseits im erstern Ansichten erst noch zum Behufe der Kritik historisch erwähnt werden (z. B. die platonische 406 b, 25 — 407 b, 13), die im letztern unberührt geblieben sind, dass ferner der fünfte Beweis gegen die Betrachtung der Seele als Harmonie (c. 4. 408 a, 5—23) sich zu dem ersten (407 b, 33—35) als Ausführung zur Skizze verhält, dass die von Torstrik 408 a, 18 bis 29 gesetzte Parenthese nur bis Z. 23 zu rechtfertigen ist, und dass freilich das Folgende, Z. 23 — 29, nicht in den ganzen Zusammenhang passt, dass dies aber auch eben nur ein neues Zeichen davon ist, dass Aristoteles überhaupt 408 a, 5 — 29 gar nicht für diesen Zusammenhang, sondern für eine Aporienerörterung geschrieben hat. Mit Recht folgert Bonitz schon hieraus gegen Torstrik, dass wir auch in der Psychologie kein von Aristoteles fertig ausgearbeitetes, ja wohl gar stilistisch revidirtes Werk, sondern die Redaction eines Aristotelikers aus seinem Nachlasse haben, eine Ansicht, die, wie uns dünkt, durch den Zustand des dritten Buches von vorn herein hätte an die Hand gegeben werden müssen. Auch die *»loci gemini«* in demselben, so weit es mit ihnen überall seine Richtigkeit hat, können doch im Grunde nur für dieselbe sprechen, und so hat denn auch Susemihl a. a. O. S. 673, freilich noch ohne Begründung, die Frage aufgeworfen, ob wohl Aristoteles bei eigner Schlussredaction die beiden Partien III, 3. 427 b, 14—27 (oder bis 29?) und 428 a, 1 — 429 a, 9 würde neben einander haben stehen lassen.

Die kleine Schrift:

64) Aristoteles' Lehre von der Seele nach ihren Grundzügen. Von Partzoch. Dresden 1873. 8.

ist uns leider bisher noch nicht zugänglich geworden.

Die Ethik ist Gegenstand der beiden Abhandlungen

65) Ueber eine falsche Auffassung des νοῦς πρακτικός. Vorbemerkungen zur Einleitung in das sechste Buch der niko-[illegible]achischen Ethik des Aristoteles. Von Dr. Julius Walter. [illegible]er Habilitationsschrift. Jena 1873. IV und 94 S. gr. 8.

[illegible] Commentarius ad Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum [illegible]ctavum et nonum. Von Dr. E. Bösser. Gymnasial-[illegible] Eutin 1873. 24 S. 4.

Wal[illegible] in welchem den aristotelischen Studien offenbar eine bedeuten[illegible]ue Kraft zugewachsen ist, zeigt in seiner gelehrten, eindringenden, lichtvoll und ansprechend geschriebenen Arbeit, der Vorläuferin einer umfänglicheren, seitdem auch bereits erschienenen Schrift, dass nach Aristoteles auch die ethische Wissenschaft wie alle Wissenschaft Sache der theoretischen und nicht der praktischen Vernunft ist, dass erstere allein sowohl die Zwecke denkt als auch andere Begriffe, sie den schon erkannten Zwecken logisch subsummirend, als zweckmässig denkt, während letztere lediglich die Zweckdienlichkeit einer zu unternehmenden Handlung überlegt oder berathschlagt und so die Handlung bestimmt, die reale Subsumtion vollzieht, und dass die Klugheit (φρόνησις) nicht von dieser praktischen Vernunft zu scheiden, sondern ihre einzige Bethätigung ist. Er thut dar, dass die entgegengesetzte Auffassung erst von Albertus Magnus herstammt, indem dieser in der nikom. Eth. VI, 12. 1143a, 35ff. *καὶ ὁ νοῦς τῶν ἐσχάτων ἐπ' ἀμφότερα· καὶ γὰρ τῶν πρώτων ὅρων καὶ τῶν ἐσχάτων νοῦς ἐστὶ καὶ οὐ λόγος, καὶ ὁ μὲν κατὰ τὰς ἀποδείξεις τῶν ἀκινήτων ὅρων καὶ πρώτων, ὁ δ' ἐν ταῖς πρακτικαῖς τοῦ ἐσχάτου καὶ ἐνδεχομένου καὶ τῆς ἑτέρας προτάσεως· ἀρχαὶ γὰρ τοῦ οὗ ἕνεκα αὗται· ἐκ τῶν καθ' ἕκαστα γὰρ τὸ καθόλου· τούτων οὖν ἔχειν δεῖ αἴσθησιν, αὕτη δ' ἐστὶ νοῦς* in Folge eines Missverständnisses der Uebertragung von *τοῦ οὗ ἕνεκα* durch *eius quod est cuius gratia* in der vetusta translatio aus diesem Ausdruck das Mittel statt des Zwecks herauslas[31])

---

31) Sicher ist Walter im Irrthum wenn er mehr geneigt ist diesen Irrthum schon dem Uebersetzer selbst zuzuschreiben: jeder, der den »Jargon« dieser vetustae translationes genauer kennt, wird uns darin beistimmen.

und in Folge dessen unter ὃ μὲν den theoretischen, unter ὃ δ' aber den praktischen νοῦς verstand, während in Wahrheit in beiden Fällen nur der erstere in seiner entgegengesetzten Thätigkeitsrichtung gemeint und von dem praktischen überhaupt an dieser Stelle keine Rede ist, dass dann neuerdings dieser Irrthum namentlich durch Trendelenburg[32]) systematisch ausgebildet und durch dessen Darstellung neben Brandis sogar auch Zeller in d[illegible]n 2. Auflage seiner Philosophie der Griechen verleitet worden [illegible]eils und dass auch Hartenstein[33]) trotz seines richtigen Geger[illegible] giebt: gegen Trendelenburg doch den wahren Sachverhalt [illegible] hat. Die Polemik des Verfassers wider Trendelen[illegible]er [illegible] scharf, aber nicht ungerecht.

Bösser sucht zunächst zu zeigen, dass das 8. u[illegible] Buch der nikom. Ethik keine ursprünglich selbständige Abhandlung gewesen sei, und bespricht dann eine Reihe einzelner Stellen. Er steckt aber noch in dem Irrthum, als ob H^a der Bekker vorzugsweise leitende Codex sei, und hat noch immer nicht bemerkt, dass Bekker vielmehr H^a und N^b nur zu einzelnen Stellen verglichen und mithin nur vier Handschriften K^b L^b M^b O^b durchweg benutzt hat. So beruht denn 1155a, 17 sein Text *πρὸς τὸ γεγεννημένον τῷ γεννήσαντι καὶ πρὸς τὸ γεννῆσαν τῷ γεννηθέντι* auf einer Combination, indem das erste Glied in K^b, das zweite in L^b M^b O^b fehlt. Bösser spricht sich für die Weglassung des zweiten aus. Ferner sucht er darzuthun, dass Fritzsche im Gegensatz zu Bekker 1155b, 20f. 1156b, 20f. 22. 31f. 1157a, 22. b, 27f. 36. 1160a, 23. 1161a, 33. b, 7. 10. 17. 1163a, 2. 1264a, 28 (wo aber mit K^b auch L^b O^b stimmen). b, 5. 26f. 32 (wo jedoch Bösser meint, dass vielleicht *καὶ* mit Argyropylos hinter *ὥσπερ* zu stellen sei). 1165a, 23 (wo jedoch *ὂν* auch in M^b O^b fehlt und L^b vielmehr *ὄντως ὂν* hat). 26. 1166a, 16. b, 30. 1167a, 34. 1169b, 7 (an welchen beiden Stellen aber auch L^b M^b mit K^b stimmen). 22. 1171a, 1 mit Unrecht K^b gefolgt sei. Schwerlich ist ihm dies durchweg gelungen. Auch 1165b, 15f. und 1166b, 12 vertheidigt er den Bekkerschen Text gegen Fritzsche, eben so 1156b, 17. 1157b, 9f. 1158a, 14. 1159a, 8. 1164a, 22. 1168a, 7 gegen Fritzsche oder Michelet oder beide,

32) Historische Beiträge zur Philosophie. II. Berlin 1855. S. 365—386.

33) Ueber den wissenschaftlichen Werth der aristotelischen Ethik. Ber. der sächs. Ges., phil. Cl. XI. S. 49—108.

stellt dagegen 1166 a, 30 und 1167 a, 29 den Text von K^b her und behandelt rein exegetisch 1158 a, 25. 33 ff. 1165 b, 6.

Hiezu kommt noch der Aufsatz:

67) Aristotelia. Von I. Bywater. Im Journal of philology V. 1873. S. 115—122.

Derselbe beschäftigt sich nämlich zunächst mit der Erklärung von Eth. Nic. V, 10. 1135 b, 33 ff., dann wird Eth. Eud. II, 9. 1225 b, 2 ff. *οὗ ἕνεκα (ἐνίοτε γὰρ — αἱ Πηλιάδες· ἢ τὸ ᾧ ὅτι μὲν — οἶνον, τὸ δ' ἦν κώνειον) τῷ [δ'] ἀγνοοῦντα* und Pol. III, 14. 1285 a, 9 *ἕνεκα δειλίας* für *ἔν τινι βασιλείᾳ* vorgeschlagen[34]). Hierauf folgt eine Reihe von Conjecturen zur Poetik.

Die Politik hat im Uebrigen folgende Arbeiten hervorgerufen:

68) Die staatswirthschaftlichen Lehren in der Politik des Aristoteles. Vom Gymnasiallehrer Schneider. Zweiter Theil. Programmabhandlung. Neu-Ruppin 1873. 24 S. 4.

69) Tirocinia critica in Aristotelis Politica. Specimen litterarium inaugurale. Scripsit B. J. Polenaar. Lugduni Batavorum, Hazenberg. MDCCCLXXIII. 83 S. gr. 8.

70) Francisci Susemihl de Politicis Aristoteleis quaestionum criticarum particula VI. Accedit de Poeticorum capite duodecimo et de paracataloge commentariolum. Proömium zum Winterkatalog. Gryphiswaldiae MDCCCLXXIII. 20 S. 4.

71) Zu Aristoteles' Politik III, 17. 1288 a, 12 f. Von R. Hercher. Im Hermes VII. S. 467.

Schneider bespricht in diesem zweiten und letzten Theile seiner Monographie, deren erster als Deutsch-Croner Gymnasialprogramm 1868 erschien, als dritten und vierten Abschnitt des Aristoteles Lehren von der Vertheilung der Güter im Staate oder vom Eigenthum und vom Consum der Güter.

Polenaar geht von der Ansicht aus, dass zur Zeit des Apellikon von Teos kein zusammenhängendes Exemplar der aristotelischen Politik mehr übrig gewesen sei und dass erst dieser Mann die ihm zu Gebote stehenden Bruchstücke sehr häufig wider die von Aristoteles selbst beabsichtigte Ordnung mit Flicken und Lap-

---

34) Da Bywater ersichtlich die Ausgabe Susemihl's schon kennt, so begreift man nicht, wesshalb er die Aenderung *ἔν τινι [βασιλείᾳ]* gerade Bernays zuschreibt, da doch eben so gut Susemihl selbständig zugleich mit Bernays auf dieselbe verfallen ist.

pen aus eigner Fabrik zu dem heute vorliegenden Auszug zusammengenäht habe. Wie wenig es ihm aber gelungen ist den Beweis wirklich zu führen, dass diese und jene Partien in Wahrheit an eine ganz andere Stelle gehören, hat an e i n e m Beispiele bereits Susemihl dargethan.

Letzterer bespricht nämlich mehrere Stellen des ersten und zweiten Buchs namentlich mit Rücksicht auf die Uebersetzung von B e r n a y s und die Dissertation von P o l e n a a r, indem er theils Vertheidigungen, theils Berichtigungen seines eigenen Textes giebt: 1254 a, 21 ff. 1256 b, 26 ff. 1257 a, 23 (vielleicht *ἑτέρων ⟨ἕτεροι ἠπόρουν⟩*?). b, 7—10 (wo übrigens S. 8 Z. 6 v. o. hinter *v. 7 sq.* ausgefallen ist: *et διὸ περὶ τοῦτ' εἶναι τὴν χρηματιστικὴν καὶ ⟨εἶναι⟩ τὴν καπηλικήν v. 9 sq.*). 28—31 (gegen die von Susemihl aufgenommene Umstellung M. S c h m i d t's). 1258 b, 31 (*ὑλοτομία* richtig, nicht das von demselben aufgenommene *ἡ λατομία*). 33 (*δὴ* für *δὲ* bei der nöthigen Umstellung des Satzes). 1260 a, 2—23 (Z. 21. *πάντων*, nicht, wie Susemihl geschrieben hat, *ἁπάντων*). 40 (Zurücknahme seiner Conjectur). 1261 a, 22 ff. (gegen P o l e n a a r und B e r n a y s; Z. 29 *οἷον ⟨νῦν⟩*?[35]) Z. 30 vielleicht *γίνεσθαι*). 1262 a, 1 ff, (gegen B o n i t z Hermes VII. S. 102—108, dem Susemihl in seiner Ausgabe Prolegomena S. LXIX beigetreten war, doch sei Z. 3 *τοῦ δεῖνος* oder vielleicht *τοῦ δεῖνος υἱός*, Z. 8 *καὶ*, nicht *ἢ* richtig, Z. 12 *ἢ* hinter *φράτορα* mit den Handschriften wegzulassen, Z. 7 aber vielleicht die Aenderung *προσαγορεύοντα* ausreichend). 1272 a, 22—26 (Zurücknahme seiner Aenderung und Umstellung). Schliesslich entwickelt Susemihl seine Auffassung des 12. Capitels der Poetik im Verhältniss zu der W e s t p h a l's in dessen Prolegomena zu Aeschylus. Bei der Bemerkung über die Parakataloge hat er übersehen, dass schon W e s t p h a l, Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik S. 116 ff. selber die betreffende Schwierigkeit hinlänglich erkannt und zu beseitigen gesucht hat.

Hercher will 1288 a, 12 f. *ἐν — πολεμικόν* tilgen, während doch das *πολεμικόν* zur Charakteristik der Politie unentbehrlich ist: die Weglassung von *καὶ ἓν* mit Π^1 und H a y d u c k's Verbesserung von *πλῆθος* in *ἦθος* stellen völlig den erforderlichen Sinn her.

---

[35]) Falsch, s. D i t t e n b e r g e r Gött. gel. Anz. 1874. S. 1376 ff.

Es erübrigt jetzt noch die Poetik. Wir beginnen mit:

72) Aristotelis Rhetorica et Poetica ab Immanuele Bekkero A. MDCCCLIX tertium editae nunc iteratae. Berolini, typis et impensis G. Reimeri. A. 1873. 206 S. gr. 8.

Dieser unveränderte Abdruck von Bekker's dritter Ausgabe ist nicht zu loben, da inzwischen für die Rhetorik Vieles geschehen und die Textkritik der Poetik geradezu auf eine neue Grundlage gestellt ist, auch mehrere der von Bekker aufgenommenen Conjecturen als unrichtig oder unnöthig erwiesen sind.

Der Verfasser der Abhandlung:

73) Der Zweck der schönen Kunst. Eine aristotelische Studie. Jenaer Inaugural-Dissertation. Von Carl Altmüller, Bibliothekar der Murhard'schen Stadtbibliothek zu Cassel. Cassel, 1873. 40 S. gr. 8.

will mit derselben die, übrigens in sich abgeschlossene und selbständige Einleitung einer grösseren Arbeit über die aristotelische Ansicht vom Wesen des Kunstgenusses und insbesondere des tragischen Genusses geben. Dies geschieht nun, indem er durch eine genaue Auslegung des zweiten Theils vom Schlusscapitel der aristotelischen Poetik unter gleichzeitiger Benutzung aller andern einschlägigen Stellen dieser Schrift nachweist, dass Aristoteles keinen andern Zweck aller nachahmenden (oder schönen) Kunst kennt als die Lust des ästhetischen Genusses[36]), und da nun der Zweck eines Dinges nach Aristoteles das Ziel und der Abschluss seines Werdens ist, so finde darnach in dessen Sinne die künstlerische Thätigkeit noch nicht im objectiven Kunstwerk, sondern erst in der geniessenden Auffassung desselben in der Seele des Kunstfreundes ihre Vollendung. Dies habe selbst noch Teichmüller verkannt, indem er in der Auffassung den eigentlichen Zweck und im Genuss nur etwas zu derselben Hinzukommendes erblicken

---

36) Seltsam ist die Polemik Altmüller's gegen Susemihl's Deutung der Worte *τῷ τῆς τέχνης ἔργῳ* 1452b, 12f. auf die specifische Aufgabe der Tragödie und des Epos, denn da mit dem voraufgehenden *εἰ οὖν τούτοις τε διαφέρει πᾶσι* nach Altmüller's eigner Bemerkung alles Vorige, was die Tragödie dazu befähigt den gemeinsamen Zweck aller nachahmenden Kunst, das ästhetische Vergnügen, besser als das Epos zu erreichen, zusammengesetzt wird, so gewinnt der Zusatz *καὶ ἔτι τῷ — ἔργῳ* ja bei Susemihl's Deutung allein überhaupt einen Sinn, und so erst passt der Nachsatz *φανερὸν ὅτι χρείττων ἂν εἴη μᾶλ- λον τοῦ τέλους τυγχάνουσα τῆς ἐποποιίας* (Z. 14f.).

wolle, ja wohl gar, wenn nicht etwa nur eine ungeschickte Ausdrucksweise anzunehmen sei, in ersterer den objectiven, in letzterem den subjectiven Zweck, während doch in Wahrheit jene nur Mittel zu diesem als Zwecke sei. Bernays aber gar, wie schon Teichmüller angedeutet hat, bewege sich trotz aller Polemik gegen Lessing's dem Aristoteles untergeschobne moralische Abzweckung der Tragödie doch innerhalb desselben Gesichtsfelds. Zwar nicht moralisch besser, aber doch vorübergehend psychisch gesunder solle, wenn man Bernays glauben wolle, nach Aristoteles die Tragödie machen; abgesehen davon, dass nach Bernays die letztere nur für die »dumpf dahin wandelnde Menge« zu sein scheine, indem die edleren Gemüther als Aufrichtungsmittel gegen den »Druck vom All her« ja Philosophie und Religion haben, bestimme er das momentane Loswerden dieses Drucks als den eigentlichen Zweck der Tragödie, das »lustvolle Schaudern«, unter dem es geschehen soll, nur als eine Accidenz, wodurch denn der Beruf der Tragödie psychiatrisch werde; spotte er also über das »moralische Correctionshaus«, in das Lessing die Tragödie verwandle, so könne man eben so gut diesen Spott gegen ihn selber dahin wenden, dass sie bei ihm als eine moralische Baderstube erscheine, welche für gewisse »Gemüthsbeklemmungen« das »zuträgliche Besserungsverfahren in Bereitschaft zu halten habe«. Ohne uns hier auf eine weitere Kritik einzulassen, bemerken wir, dass, wenn auch wirklich der ästhetische Genuss Endzweck ist, doch im Uebrigen Aristoteles nicht bloss, wie man nach der Argumentationsweise des Verfassers glauben müsste, sagt *τελειοῖ δὲ τὴν ἐνέργειαν ἡ ἡδονή*, sondern hinzufügt *οὐχ ὡς ἡ ἕξις ἐνυπάρχουσα, ἀλλ' ὡς ἐπιγιγνόμενόν τι τέλος οἷον τοῖς ἀκμαίοις ἡ ὥρα* (nik. Eth. 1174b, 31 ff.).

74) F. Susemihl Studien zur aristotelischen Poetik, fünftes Stück, im Rhein. Mus. XXVIII. 1873. S. 305—336

behandelt das 17. Capitel namentlich im Gegensatz zu Teichmüller, dann das 18. namentlich im Gegensatz zu Vahlen, wobei insbesondere jetzt die Umstellung von 1456a, 3. *μάλιστα* — 7. *ὑπερβάλλειν* hinter 10. *κρατεῖσθαι* von ihm befürwortet wird, und widerlegt endlich Leop. Schmidt's Hypothese, dass das 12. Capitel und der Schluss des 18. versprengte Trümmer einer und derselben längeren Auseinandersetzung seien. Dazu bietet

dann die später geschriebne unter No. 70 aufgeführte Abhandlung noch einige Berichtigungen.

75) J. Vahlen Zu Aristoteles' Poetik, ebend. S. 183—185 bespricht eingehender den Anfang des 8. Capitels, um die alte Conjectur τῷ ἑνὶ 1451a, 17 als Neutrum zu erhärten und theilt noch mehrere Vermuthungen zu andern Stellen mit.

76) F. Susemihl Zu Aristoteles' Poetik, ebend. S. 630—632 vertheidigt dem gegenüber modificirend seinen eignen Berichtigungsversuch jenes Capitelanfangs und bespricht mit Rücksicht auf Usener's Abhandlung ebend. S. 417 ff. genauer c. 5. 1449b, 5ff., wo Usener mit Susemihl in der Tilgung von Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις zusammentrifft, Susemihl aber dadurch allein die Stelle noch nicht für geklärt hält.

77) E. Herzog Zu Aristoteles' Poetik, Philologus XXXIII. 1873. S. 376—379

nimmt ausgehend von der schwerlich richtigen, wenn auch weit verbreiteten Hypothese, als sei unsere heutige Poetik von einem Epitomator zugestutzt, an mehreren Stellen kleinere Lücken an.

78) J. Vahlen Zu Aristoteles' Poetik, in der Zeitschr. f. d. östr. Gymn. XXIV. 1873. S. 658 f.

verbreitet sich über mehrere Stellen. Eine Zusammenstellung seiner und aller andern 1873 der Poetik gewidmeten kritischen Versuche ist indessen hier überflüssig, da sie inzwischen in der 2. Auflage von Susemihl's Bearbeitung dieser Schrift sich alle aufgeführt finden.

Noch kommen in Betracht:

79) Aristophanes und Aristoteles oder über ein angebliches Privilegium der alten attischen Komödie. Von E. Brentano, Dr. phil. Abdruck aus dem Programm der Selectenschule in Frankfurt am Main. Berlin, Weidmann. 1873. 56 S. 4.

80) Pathos und Pathema im aristotelischen Sprachgebrauch. Eine Erläuterung von Aristoteles' Definition der Tragödie dargelegt von Hermann Baumgart, Gymnasiallehrer am Friedrichs-Collegium. Königsberg i. Pr., Koch. 1873. 60 S. 8.

E. Brentano sucht in dieser wider den Recensenten seiner »Untersuchungen über das griechische Drama« im phil. Anz. IV. 1872. S. 27ff. Ch. M(uff) gerichteten Streitschrift nachzuweisen,

dass Aristoteles (nach c. 3. 1448 a, 25—27) den Aristophanes für den grössten Komödiendichter gehalten habe und die Ansicht falsch sei, nach welcher derselbe vielmehr der sikelischen Komödie und ihren Fortbildungen, nämlich der durch Krates und Pherekrates vertretnen Nebenrichtung der alten attischen Komödie, und der neueren den Vorzug vor der Hauptrichtung der ersteren gegeben hätte. Warum uns dieser Versuch nicht überzeugt, haben wir in unserer eben erwähnten zweiten Bearbeitung der aristotelischen Poetik in Uebereinstimmung mit der Recension von Muff Phil. Anz. V. 1873. S. 661—665 eingehend dargelegt.

Baumgart bemüht sich, im Gegensatz gegen die von Bonitz behauptete aristotelische Gleichsetzung von *πάϑη* und *παϑήματα* zu erhärten, dass in allen Bedeutungen beider Wörter bei Aristoteles *πάϑος* stets der weitere, *πάϑημα* der engere Begriff sei und namentlich in der Bedeutung Affect *παϑήματα* die unvollkommenen Erscheinungsformen der Affecte (*πάϑη*) bezeichne. Wie wenig ihm dies aber trotz mancher einzelner verdienstlicher Bemerkungen gelungen ist, haben bereits die Recensenten M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 1091 f. und Susemihl Jen. Littz. 1875. S. 60 f. gezeigt.

Die folgenden Uebersetzungen:

81) Aristoteles' Werke. Das Organon des Aristoteles übersetzt von Hermann Bender, Professor am Gymnasium zu Tübingen. Stuttgart, Hoffmann. 1873. 375 S. 16.

82) Aristoteles' Werke. Die Metaphysik übersetzt von H. Bender. Stuttgart, Hoffmann. 1873. 375 S. 16.

83) Die kleinen naturwissenschaftlichen Schriften (Parva naturalia) des Aristoteles. Uebersetzt von H. Bender. Stuttgart, Hoffmann. 1873. 117 S. 16.

84) Aristoteles' Werke. Naturgeschichte der Thiere. Deutsch von A. Karsch. 1. und 2. Bändchen (Buch 1—5). Stuttgart, Hoffmann. 1873. 136 und 139 S. 16.

85) Die eudemische Ethik übersetzt von H. Bender. Stuttgart, Hoffmann. 1873. 136 S. 16.

86) Die grosse Ethik übersetzt ven H. Bender. Stuttgart, Hoffmann. 1873. 108 S. 16.

mögen hier einfach registrirt werden, da unser Jahresbericht ohnehin bereits weit über das Mass des Erlaubten angeschwollen ist.

Recensirt wurden M. Heinze Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie, Oldenburg 1872 von C. Liebhold Phil. Anz. V. 1873. S. 81—89, C. M. Rechenberg Entwickelung des Gottesbegriffes in der griechischen Philosophie, Leipzig 1872 von Fr. Susemihl ebend. S. 346—348, J. Jahnel Ueber den Begriff Gewissen in der griech. Philos., Glatz 1872 von C. Liebhold ebend. S. 541—544, S. Ribbing Sokratische Studien, Upsala 1870 von F. Susemihl ebend. S. 75—79, J. Steger Platonische Studien I. Innsbruck 1869 von C. Liebhold ebend. S. 79—81 und nebst den beiden folgenden Heften von Wildauer Philos. Monatsh. 1873. S. 535—540, 3. H. Innsbruck 1872 von M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 486f., G. Schneider Das materiale Princip der platonischen Metaphysik, Gera 1872 von Fr. Susemihl Phil. Anz. a. a. O. S. 334—339, M. Wohlrab Quid Plato de animae mundanae elementis docuerit, Dresden 1872 von C. Liebhold ebend. S. 648—652 und von Fr. Susemihl ebend. Supplh. S. 670—673, R. Eucken Die Methode der aristotelischen Forschung, Berlin 1872 von C. Liebhold ebend. S. 339—346, von C. Thurot Revue critique 1873. No. 4 und von M. H(einze) Litt. Centralbl. 1873. S. 865—867, J. Vahlen Aristotelische Aufsätze. I. II. Wien 1872 von Fr. Susemihl Phil. Anz. a. a. O. Supplh. S. 673—676 (vgl. oben No. 63), A. Krohn Zur Kritik aristotelischer Schriften. I. Brandenburg 1872 von Fr. Susemihl ebend. S. 676—680, M. Hayduck Bemerkungen zur Physik des Aristoteles, Greifswald 1871 von Fr. Susemihl ebend. S. 680—683 (vgl. oben No. 56), F. F. Kampe Die Erkenntnisstheorie des Aristoteles, Leipzig 1870 und G. v. Hertling Materie und Form und die Darstellung der Seele bei Aristoteles, Bonn 1871 von Fr. Susemihl ebend. S. 684—692 (mit ausführlicher Besprechung von Psych. III, 4. 5, vgl. oben No. 61. 62), Aristotelis Politica rec. F. Susemihl, Lipsiae MDCCCLXXII von C. Thurot Rev. crit. 1873. S. 17—19, von R. Eucken Jahn's Jahrb. CVII. 1873. S. 49—57, von M. V(ermehren) Litt. Centralbl. 1873. S. 1166—1168 und von Weishaupt Wiener allg. Littz. 1873. S. 4f. Von Schuster's Heraklit (s. No. 9) ist während des Drucks dieses Berichtes noch eine dritte Recension von E. Zeller Jenaer Littz. 1875. S. 93—95 erschienen.

Bericht über die im Jahre 1873 veröffentlichten, auf die nachhomerischen griechischen Epiker bezüglichen Arbeiten.

Von

Dr. **H. Flach**

in Tübingen.

I. Hesiodos.

Sententia feratur de Hesiodiae qualis ab antiquis censebatur poesis natura et origine. Vom ordentlichen Lehrer Dr. Finkenbrinck. Programm der Realschule I. Ordnung zu Mülheim an der Ruhr. 4. 17 S.

Das Erstaunen oder die Freude darüber, dass auch die classischen Philologen der deutschen Realschulen ernste philologische Fragen in ihren Programmen behandeln, wird nach der Durchsicht des in Rede stehenden einigermassen abgekühlt durch das allerdings harte Urtheil, der Verfasser hätte besser gethan, mit der Veröffentlichung seiner Arbeit zu warten, bis sich seine Ansicht etwas befestigt hätte und er wenigstens im Stande gewesen wäre, eine Neuigkeit zu bringen. Dass eine solche in der Abhandlung nicht gefunden wird, scheint mir der erste und grösste Fehler zu sein, denn es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, für wen das Programm geschrieben ist. Für die Schüler oder Lehrer einer Realschule, das lässt sich bei dem gewöhnlichen Zustand der classischen Philologie auf den deutschen Realschulen nicht annehmen. Für Philologen? Die lernen daraus nichts, und dass der Autor sich in dieser oder jener Frage diesem oder jenem Vorgänger anschliesst, ist für den Stand der Dinge gleichgültig. Wer sich mit einer kritischen Frage beschäftigt, in welcher Philologen ersten Ranges, wie Lehrs, Schoemann, Bernhardy und Bergk, eine schroffe Partei-

stellung eingenommen haben, der darf nicht an jeder Stelle nı oftmals vorgebrachte Gründe wiederholen und immer den Refrai gebrauchen: »Meine Ansicht ist die« oder »ich schliesse mich jenei an«, sondern der muss im Stande sein, wenigstens nach einei Gesichtspunkt etwas Neues vorzubringen. Aber die Arbeit ha noch einen zweiten grossen Fehler, der zwar in Dissertationen un studentischen Arbeiten verzeihlich ist, bei Programmen höherer Lehı anstalten aber einen energischen Tadel verdient, nämlich die un geheure Fülle von zum Theil sinnentstellenden Druckfehlern, di den Leser schon auf der ersten Seite mit Widerwillen erfüllt. Un zunächst die grössten hervorzuheben, so lesen wir S. 5 Pellopon nesi und Boeociae, S. 6 praecipisse und in qua humanitate fü humilitate, controversia et contentia, S. 11 ubi collocationem pro creationem Noctis et Erebi defendit, S. 18 wird die Behauptung aufgestellt, dass der Dichter Hesiod circa annum octogesimum ant Chr. n. gelebt habe, ebendaselbst citirt der Autor Procellus (füı Proklos) in den Scholien zu den Werken und Tagen. Als Beweis der Flüchtigkeit darf ferner gelten, dass der Verfasser beim Titel die Form Hesiodius gebraucht, sonst Hesiodeus, dass er S. 11 citirt Schoemann p. 445, ohne dass vorher irgendwo ein Werk Schoemann's genannt ist, oder dass z. B. auf den ersten beiden Seiten allein 12 Druckfehler sind. Und in dieser Oberflächlichkeit bewegt sich die ganze Arbeit, wenn auch anzuerkennen ist, dass der Verfasser das gewöhnliche Material, das man etwa im Bernhardy findet, durchgenommen hat. Die Arbeit selbst zerfällt in einen allgemeinen Theil, der über Zusammenhang und Ursprung der hesiodischen Gedichte handelt, und in einen speciellen, der in einzelnen Paragraphen die Analyse der beiden Hauptgedichte Hesiod's zu geben beabsichtigt. Als Hauptcharakter der hesiodischen Poesie, wie die Alten ihn erkannt und eine Reihe von Gedichten desshalb auf hesiodischen Ursprung zurückgeführt haben, wird die Tendenz angegeben, entweder durch Lebensregeln oder durch mehr oder minder unbekannte Thaten die Menschen zu unterrichten, und während hier dieser Charakter in den meisten der sogenannten hesiodischen Gedichte anerkannt wird, ist S. 13 der erste Grund, die Theogonie dem Dichter der Werke und Tage abzusprechen, dass dieses Gedicht wesentlich didaktisch ist, jenes nicht. Ebenso erscheint hier als Inhalt des *Αἰγίμιος* res quaedam ex historia deorum depromptae, S. 17 Mythos autem stirpis Doricae

memoriamque migrationum complectebatur. Charakteristisch für den Verfasser ist in diesem Theil das absprechende Urtheil über Klausen und Vollbehr, weil die Gedichte dazu dienen, das Gemüth des Menschen zu ergötzen, nicht ängstlich forschende Kritiker zu üben und zu beschäftigen, und die Darstellung des ältesten Cultes in Griechenland und Boeotien, wobei erstens »vires ingentes« angeführt werden, die als Gegenstand der Verehrung dienten, durch die z. B. Berge gehäuft, Felsen zerspalten waren, zweitens »vires benignae«, welche für die Früchte und Heerden der Landleute zu sorgen pflegten. Alles, was ferner über den Zusammenhang der thrakischen Poesie mit der boeotischen, des Linos, Orpheus und Musäus mit Hesiod vorgebracht ist, beruht auf nicht zu erweisenden Hypothesen; die Schilderung von Hesiod's Lebensverhältnissen, dass sein Vater Askra verlassen, weil ihm die Bewohner das Bürgerrecht verweigert, und dass Hesiod selbst wie sein Vater in den dürftigsten Verhältnissen gelebt hätten, entspricht den historischen Thatsachen nicht. Aber der Verfasser ist, wie immer, mit seiner Beweisführung zufrieden, denn er schliesst fast jeden Paragraphen mit den Worten causas — satis illustrasse mihi videor oder ähnlichen.

In dem Specialtheil stellt sich der Verfasser, was die Entstehung der Werke und Tage anbetrifft, auf den gemässigten Standpunkt Bernhardy's, welcher die Mitte hält zwischen den radikalen Versuchen von Twesten, Thiersch nnd Lehrs und den conservativen Bestrebungen von Klausen, Ranke und Vollbehr, und hierbei sind ihm die Alexandriner Autorität, wie ihm gleich darauf die ganze Frage, ob Hesiod dieses Gedicht verfasst habe, durch das Zeugniss des Pausanias erledigt scheint, nach welchem die Bewohner des Helikon das Gedicht als echtes anerkannt haben. Ebenso kurz ist die Deduction über die Quellen Hesiod's — denn Tzetzes erzählt, dass Hesiod das orphische Gedicht Ἔργα καὶ Ἡμέραι vor Augen gehabt und einiges auch aus Melampus geschöpft habe, und das darf doch wohl nicht in Abrede gestellt werden. Dem Verfasser leuchtet ferner ein, dass Opp. 370 von dem ältesten König Troezene's, Pittheus, herrühre, weil dies Plut. Theseus 2 erzählt, und dass einzelnes in so knapper Form oder so verbraucht erscheint, dass es nur vom Volk und nicht von einem gelehrten Dichter gedichtet sein kann, bei welcher Beweisführung der Leser an jene Berlinerin erinnert wird, die im Theater bei den Worten

»daran erkenn' ich meine Pappenheimer!« ihrer Nachbarin zuflüsterte: »Gott! wie konnte Schiller solch einen Gemeinplatz gebrauchen«. So geht Beweisführung und Schlussfolgerung in einem Zug weiter. Bei der Beurtheilung der Sprache und des Dialekts in den Werken und Tagen ist dem Verfasser Hauptquelle Bernhardy's Litteraturgeschichte, der er überhaupt das Meiste verdankt, daneben Gerhard und die Vorrede Goettling's; Special-Arbeiten darüber, die doch in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, sind ihm völlig unbekannt geblieben.

Das ausgefahrene Geleise, in welchem die Muse des Autors bei der Besprechung dieses Gedichts sich bewegt, wird noch breiter in dem Theil, welcher der Theogonie gewidmet ist. Hier wirft der Verfasser z. B. (S. 12) mit Urtheilen um sich, dass die Frömmigkeit, wie sie dem Dichter der Werke und Tage eigenthümlich ist, dem Dichter der Theogonie gänzlich fehle, ja sogar sein Talent und seine Kunst, denn quis enim est — ruft er pathetisch aus — quin crudelitate feritateque Croni patrem evirantis liberosque devorantis offendatur? Die Sprache in der Theogonie (§ 11) hat für ihn weder das Alter, welches die Sprache des ersten Gedichtes zeigt, noch die Aeolismen; freilich werden keine Gründe dafür angeführt, aber — es ist einmal so. Der Dichter dieses Gedichts ist nicht identisch mit dem der Werke und Tage, denn erstens ist dies ein didaktisches Gedicht, jenes nicht, zweitens der Dichter der Werke und Tage ist offenbar ein einfacher Landmann, dieser ein durchgebildeter, philosophischer Kopf, drittens die Sprache ist in beiden Gedichten verschieden, viertens auch Pausanias hat so geurtheilt cujus scriptoris judicium in hac re plurimum valet. Bei der Frage aber, ob die Theogonie das Werk eines oder mehrerer Dichter sei, stellt sich der Autor auf die Seite Welckers und verwirft die Ansichten der Strophentheoretiker und Schoemann's, denn erstens kann man nicht eine grössere Partie herauswerfen, ohne den ganzen Zusammenhang zu stören, zweitens zeigt auch das Princip, namentlich der genealogischen Aufzeichnung, dass nur ein Dichter dies entworfen hat. Dagegen sind kleinere Partieen als entschieden unecht zu verwerfen, und zwei Arten von Einschiebungen zu unterscheiden, eine dichterische, umfangreichere, und eine rhapsodische, kleinere. Zu der ersten gehört das Conglomerat von Hymnen im Prooimion, die Geburt der Giganten, Erinyen, melischen Nymphen, der Aphrodite (warum, wird natürlich nicht

erörtert), die Geburten der Nyx und Eris, das Geschlechtsregister des Pontos, einzelne Theile aus der Schilderung des Tartaros u. s. w. Gut ist die Deduction über den Hekatehymnus (S. 15), aber was darüber gesagt ist, haben schon Andere vorher gesagt. — Das Programm schliesst mit Aufzählung und kurzer Inhaltsangabe der verloren gegangenen hesiodischen Gedichte, wobei der Verfasser sich auch in Bezug auf den Katalog der Ansicht derer anschliesst, die ihn für unecht halten, wie ich glaube ohne Grund, denn die sprachlichen und historischen Gründe, von denen gesprochen wird, beziehen sich nur auf die Eoeen, deren Unechtheit Niemand bestreiten wird. — Wir können schliesslich den Wunsch nicht unterdrücken, dass man die Litteratur über einen Schriftsteller nicht mit Arbeiten so dürftigen Inhalts unnütz bereichere und überfülle, und desswegen ist diese Besprechung länger ausgefallen, als die Arbeit selbst verdient.

Hesiod and Theognis by the Rev. James Davies, M. A. William Blackwood and Sons. Edinburgh and London 1873. 8. 166 S.

Eine frischere und gesundere Luft weht uns in dieser Schrift entgegen, die auf S. 1—128 in sechs Kapiteln hesiodische Fragen erörtert, und zwar im ersten Kapitel das Leben des Dichters, im zweiten die Werke und Tage, im dritten seine Philosophie in Sprüchwörtern, im vierten die Theogonie, im fünften das Scutum und im letzten die Nachahmer Hesiod's. Von dem grössten Interesse ist das erste Kapitel, welches zum ersten Mal in sehr ausführlicher Weise alles berührt, was wir über das Leben Hesiod's wissen. Mit Recht nimmt der Verfasser, der mit den neuesten Hesiodkritikern in der Bestimmung von Hesiod's Zeitalter ganz übereinstimmt, an, dass nur die Gedichte selbst uns Aufschluss zu geben im Stande sind. Seine einleitende Charakteristik ist ausgezeichnet: »Hesiod stellt sich mit der ganzen Naivität der Wirklichkeit selbst in den Vordergrund und führt uns hinein in die traulichen Geheimnisse seiner Familienangelegenheiten, seiner Hoffnungen und Befürchtungen, seiner Bestrebungen und Entmuthigungen, er giebt uns Nachricht von seinen Erfolgen und den Hindernissen, die ihm im Weg stehen«. Weiter wird mit Recht behauptet, dass Hesiod und Perses in Boeotien geboren waren, und dass »ihr Vater lebhafte und persönliche Erinnerungen

und Andenken an die heroische Dichtkunst von Asien nach Griechenland gebracht hatte«. Vortrefflich ist die Schilderung der geographischen Umgebung, in welcher der jugendliche Dichter in Askra heranwuchs. »Die Thäler und Abhänge des Helikon, sagt der Bischof von Lincoln, sind bewachsen mit Wäldern von Oliven-, Wallnuss- und Mandelbäumen; ein Fülle von Steineichen und Erdbeerbäumen ziert die höher gelegenen Ebenen; Oleander und Myrte schmücken die Ufer der zahlreichen Bäche, welche aus dem Boden sprudeln und in glänzenden Kaskaden die Abhänge herunterstürzen in die Ebene hinein, welche zwischen ihnen und dem kopaischen See liegt. Auf dem Helikon, fügt er hinzu, wurde dem alten Glauben gemäss kein schädliches Kraut gefunden. Hier blühte auch die erste Narzisse. Der Boden ist prächtig geschmückt mit Blumen, welche einen herrlichen Geruch verbreiten, er hallt wieder von dem fleissigen Gesumme der Bienen, der Musik der Hirtenflöten und dem Rauschen der Wasserfälle«. Wenn Hesiod's Schmähungen seine Heimath in einem so andern Lichte erscheinen lassen, so wird der Grund dafür mit Recht in seiner subjectiven, durch Ekel und Verstimmung erzeugten Auffassung gesucht. Der Verfasser geht über zu der bekannten Musenweihe, welche er für alt und schön hält, worin ich ihm nicht beistimmen kann; überhaupt erzeugt die fehlende Detailkritik die meisten Mängel seiner Darstellung. Diese Weihe war Ursache seiner dankbaren Empfindung gegen die helikonischen Musen. Die göttliche Inspiration und die Reminiscenzen der asiatischen Heimath machen Hesiod zu einem Dichter, »der in dem praktischen Ton, den er anschlägt, seine Muse und Gedanken, sein Beobachtungs- und Erkenntnissvermögen bekundet«; sein ländliches Leben trägt dazu bei, ihn zum Dichter der Werke und Tage zu machen, einer Art von boeotischem Hirtenkalender, der verwebt ist mit allegorischen Fabeln und persönlicher Geschichte. Mit klarem Blick beweist der Verfasser, dass Theogonie und Werke und Tage von einem Dichter herrühren im Gegensatz zu »den Sonderlingen, welche weder einen individuellen Hesiod noch einen individuellen Homer ertragen können«. Dass Hesiod keine Reisen gemacht hatte, wird zum Theil bewiesen aus der geringen Zahl griechischer Flüsse im Flusskatalog gegenüber so vielen asiatischen, deren Erwähnung die Reminiscenz veranlasste; aber dieses Argument beweist gar nichts, denn es fehlen alle boeotischen Flüsse im genannten Katalog, die Hesiod

unzweifelhaft gekannt haben muss; ich habe in meinem System die richtige Erklärung dieser Thatsache gegeben. Auch die Reise nach Chalkis, welche doch schon von Plutarch aus den *Ἔργα* gestrichen wurde, ist für den Verfasser noch eine historische Thatsache. Im Verlauf der Behandlung werden die einzelnen Phasen des Prozesses, welchen Hesiod mit seinem Bruder führte, ausführlich erörtert, und endlich die Erzählung von seinem unnatürlichen Ende in Oinoe für eine Fabel erklärt. Als sicher wird angenommen, dass Hesiod wegen der Unverträglichkeit mit seinem Bruder und der Ungerechtigkeit seiner Richter in seinem späteren Leben Askra mit Orchomenos vertauscht hat, während doch aus der Darstellung Bergk's in seiner Litteraturgeschichte hervorgeht, dass der spätere Aufenthalt in Orchomenos eine durchaus zweifelhafte Sache ist. Bergk selbst nimmt Naupaktos als den Ort des zweiten Aufenthalts an, während ich (Hermes VIII S. 457 ff.) den Nachweis zu führen gesucht habe, dass dies Aulis gewesen ist. Auch die Grabschrift des Dichters Chersias, welche Pausanias anführt, wird als ein Beweis hierfür geltend gemacht, während wir doch in allen auf Hesiod bezüglichen Notizen dieses Schriftstellers, selbst in den Berichten über die Ansichten der Boeoter vom Helikon, nur den Ausfluss jüngerer kritischer Gelehrsamkeit erkennen dürfen. Zuletzt betont der Verfasser, welcher die *Ἔργα*, die Theogonie und *ἀσπίς* für die Vertreter der drei hesiodischen Richtungen, der didaktischen, historisch-genealogischen und mythologischen hält, das Alter des letzten Gedichtes, in dem er im Gegensatz zu dem aeolisch-boeotischen der beiden erstgenannten den aeolisch-asiatischen Charakter erkennt, der von Homer ausgegangen war; der Verfasser verkennt dabei vollständig den jüngeren, nur durch Imitationen entstellten und unkenntlich gewordenen Ursprung dieses Fragments. Das Urtheil über dies Kapitel wird also lauten, dass trotz der fesselnden Darstellung fast in allen Punkten, wo eingehendere Kritik nicht umgangen werden konnte, diese vermieden ist, so dass kaum ein neues Resultat der Specialforschung herauskommt, manches wissenschaftlich schon gerichtete aber wieder aufgenommen ist.

In dem zweiten Kapitel S. 21 — 55 werden drei Theile der Werke und Tage unterschieden: V. 11—383 mit überwiegend ethischem Charakter (V. 1—10 unecht), V. 384—764 praktische Vorschläge und Verhaltungsmassregeln verschiedener Art, endlich der

letzte Theil ein Kalender mit Bemerkungen über glückliche und unglückliche Tage. Eigenthümlich ist in der Erklärung des Pandoramythus die Vermuthung, dass der Dichter mit Prometheus sich selbst gezeichnet habe, mit dem thörichten Epimetheus aber seinen Bruder Perses. In der Betrachtung der einzelnen Weltalter steht Davies auf dem Boden Paley's, der von ihrer Uebereinstimmung mit der mosaischen Schilderung durchdrungen ist. Im Uebrigen beschränkt sich der Verfasser in diesem Capitel auf einen Commentar des Gedichts. — Im dritten Kapitel, S. 56—69, wird eine Analyse der Sprüchwörter vorgenommen mit einigen Streifblicken auf die proverbiale Litteratur anderer griechischer Dichter. — Wichtiger ist der folgende Abschnitt über die Theogonie, S. 70—94, bei welcher der Dichter nach des Verfassers Ansicht »systematisch verarbeitete und consolidirte die Menge von Ueberlieferungen, welche in seine Hand kamen, eine mehr oder weniger gesichtete und verdrehte Sammlung von primitiven und fast ganz legendenhaften Erzählungen«. Er theilt die Theogonie, abgesehen von der Einleitung, in drei Theile: die Kosmogonie oder Erschaffung der Welt, ihrer Kräfte und ihres Bau's; die eigentliche Theogonie mit der Geschichte der Dynastieen des Kronos und Zeus; eine fragmentarische Genealogie der Heroen, deren Geschlecht entstanden war durch den Verkehr der Sterblichen mit den Unsterblichen, wobei ebenso wenig wie in dem andern Gedicht der Versuch gemacht wird, eine höhere Kritik an dem Gesammtstoff der Ueberlieferung auszuüben. Bei der folgenden Darstellung der Kosmogonie nimmt der Verfasser daran Anstoss, dass die Hesperiden in der Gesellschaft des Todes, Schlafes und des Trübsinns zu Kindern der Nacht gemacht werden: »vielleicht mag der Schlüssel hierzu darin gefunden werden, dass Hesiod eine Ahnung hatte vom Sündenfall und seinen Folgen, weil Tod und Elend verbunden waren mit dem Pflücken der Früchte von jenem verbotenen Baum«, also dieselbe Verbindung mit der Genesis, welche Paley wiederherzustellen sucht, nachdem sie in Deutschland schon seit geraumer Zeit überwunden ist. Auf Göttlingschem Standpunkt steht der Verfasser, wenn er bei den Namen der Okeaniden, Europa, Asia, Doris und Persia, an Landschaften und Erdtheile denkt. Ganz eigenthümlich, um nicht zu sagen absurd, ist die Betonung des Gottes Plutos in der Theogonie (S. 71), der für den Verfasser zu einem der Beweise dient, dass die Urheber beider Gedichte iden-

tisch sind: »denn diese Hervorhebung des Gottes Plutos ist übereinstimmend mit der erblichen und persönlichen Antipathie gegen Armuth und ihre Heimsuchungen, welche so in den Vordergrund tritt bei dem Sänger der Werke und Tage«. Das Kapitel schliesst mit den Worten: »Die vorausgehende Skizze wird, wie ich hoffen darf, englische Leser in den Stand gesetzt haben, in Hesiod's Theogonie nicht einen rein prosaischen Katalog zu entdecken, sondern eine systematische Erzählung von der Entstehung der griechischen Götter, die belebt wird durch ausserordentliches Detail, durch glühende Schilderungen, lärmende Schlachtscenen, edle Bilder und liebliche Einfälle. So wie sie war, scheint sie eine ausgedehnte Verbreitung und Aufnahme in Griechenland gefunden zu haben und unter den Griechen die Hauptquelle gewesen zu sein für die Belehrung über die Gottheiten des Alterthums«. Indem wir dieser Hoffnung gleichfalls Ausdruck geben, müssen wir dagegen Bedenken tragen, ob durch die Darstellung des Verfassers dieser Zusammenhang in der Theogonie wirklich erwiesen ist.

Das fünfte Kapitel wird mit der vagen Behauptung eröffnet, dass das Gedicht *ἀσπίς* wenigstens derselben Zeit angehöre, wie die beiden andern hesiodischen Gedichte. Nach dem bisherigen Gang der Abhandlung ist es begreiflich, dass der Verfasser die einschlagenden deutschen Arbeiten über echte und unechte Bestandtheile der Schildbeschreibung nicht kennt, sondern nur Einzelheiten darin für unecht hält, wenn er auch seltsamer Weise zugesteht, dass das Gedicht mit Vers 57 beginnt und am Schluss jüngere Zusätze hat. »So endet unser einziges Beispiel, welches wir von den kurzen, epischen Gedichten besitzen, die das Alterthum dem Hesiod zuschreibt. Mit allen seinen Wiederholungen und Interpolationen ist darin ein Kern echter Poesie, welcher glücklich der Verwüstung der Zeit entgangen ist. Selbst als »eine flüchtige Ballade«, wie es Mure bezeichnet hat, ist es zu gut, um verloren zu gehen; und obwohl wir nicht wagen, es zuversichtlich dem Hesiod zuzuschreiben, hat der »Schild« seinen Platz in der classischen Litteratur, wenn wir es auch nur als hesiodisch betrachten können«.

Das letzte Kapitel behandelt die griechischen, römischen und englischen Nachahmer der didaktischen Poesie Hesiod's, namentlich Aratus, Manilius und Vergilius. Wir können schliesslich, wie oft, nur das Bedauern aussprechen, dass die englischen Gelehrten, die sich gewöhnlich durch Schärfe des Blicks, durch grossartigere

Auffassung und durch Eleganz der Schilderung vor den deutschen auszeichnen, die neuere Litteratur, namentlich die deutsche, gar nicht zu berücksichtigen gewohnt sind.

Der zweite Theil des Buches behandelt den Dichter Theognis in drei Kapiteln: erstens Theognis' Jugend und Wohlergehen, zweitens Theognis in der Opposition, drittens den Dichter in der Verbannung. Der Verfasser beginnt mit einem Vergleich Hesiod's und Theognis, die, obwohl beide fesselnd gerade durch ihre Subjectivität, doch darin unendlich verschieden sind, dass bei dem ersten die Politik ganz in den Hintergrund tritt, bei Theognis selbst die socialen und religiösen Beziehungen durch sie eine untergeordnete Rolle erhalten, wodurch der Fortschritt in der Entwickelung der alten Welt dokumentirt ist. Trennen wir die Politik von dem Leben des Theognis, so verliert das übrig bleibende die Hälfte des Interesses, und ebensowenig dürfen wir den Dichter, wie die Griechen es gethan haben, allein als den Lehrer der Weisheit und Tugend betrachten. Während die andern Elegiker ihre Kunst benutzten, um ihre Mitbürger durch ihre Gefühle zu begeistern und durch Gesänge von Krieg, Patriotismus, Politik und Liebe anzuregen, gebraucht Theognis die Elegie zu einem Gesang nach dem Bankett, der von der Flöte begleitet war, und er richtet ihn nicht an die ganze Gesellschaft, sondern an einzelne Gäste. Nur eine Elegie ist an die sicilischen Megarer gerichtet, die im Jahre 483 durch Gelon aus ihrer Vaterstadt vertrieben wurden. Dass der ursprüngliche Typus dieser Gedichte wiedergefunden ist, verdanken wir zunächst »dem deutschen Herausgeber Welcker« und der »geistreichen Restitution von Hookham Frere«. Zum bessern Verständniss der Biographie wird ein kurzer politischer Abriss gegeben. Die Vaterstadt des Dichters, Megara, war, nachdem sie sich von der Herrschaft Korinth's befreit hatte, unter die Herrschaft des dorischen Adels gefallen. Das oligarchische Regiment des Theagenes machte einer Volksherrschaft Platz, die so anarchischer Natur war, dass die verbannten Edlen bald in ihr Vaterland zurückkehrten. Aus dem Anfang der demokratischen Herrschaft datiren die Elegien des aristokratischen Theognis, der etwa 570 v. Chr. geboren wurde, in denen er die Leiden seiner Partei und die Gemeinheiten der Volkspartei schildert. Jene sind für ihn immer »die Guten«, diese »die Schlechten«. Einige Zeit behauptete der Dichter eine gewisse Neutralität, die ihm von

keiner Seite Ehre einbrachte, denn bei einer kurzen Abwesenheit wurden seine väterlichen Güter confiscirt und an die Armen vertheilt. Seit dieser Zeit steht er in ununterbrochener Beziehung zu Kyrnos, einem jungen Adligen, der als künftiger Retter seiner Partei betrachtet wurde, dessen Verschwörung aber, wie es scheint, sehr rasch unterdrückt wurde. Der adelstolze Dichter, der allein seine Abstammung von »dem vornehmen Aethon« für genügend hält, um seinen Mitbürgern seine Ueberlegenheit zu beweisen, bezeichnet als Ideal seiner Jugend die Bankette seiner Gesinnungsgenossen, welche mit Gesängen, die von Flöte oder Leyer begleitet waren, gewürzt zu werden pflegten. Seine Neigung zum weiblichen Geschlecht konnte keine grosse sein, nachdem der Gegenstand seiner ersten Liebe durch die Eltern an einen Plebejer verheirathet war; dennoch war er verheirathet. In seinen Elegieen spiegelt sich ein gewisser Fatalismus, den man wiedergeben könnte durch die Worte: »Lasst uns essen und trinken, denn morgen sterben wir«, auf dessen Rechnung er auch die Katastrophe des Hipparch schiebt.

Theognis war Mitglied des aristokratischen Clubs, dessen Vorsteher ein gewisser Simonides war, und eingeweiht in die politischen Bewegungen weissagt er die Revolution des Kyrnos, auf den der Adel alle seine Hoffnungen setzte. In diese Zeit fällt die Confiscation seiner Güter und die Bitterkeit der Gefühle, welche ihn darauf ergriff, beweist das eine Wort, »dass er einen Tag nur Blut trinken möchte«. Da brach die verunglückte Revolution aus, und Theognis floh nach Euböa, wo ihm aber die aristokratischen Gesinnungsgenossen nicht zusagten. Desshalb gieng er in kurzer Zeit nach Theben, wo ihn theils vornehme Belustigungen im Hause eines Gastfreundes beschäftigten, theils Pläne zur Rückkehr in sein Vaterland. Hier dichtete er jene Verse, in denen er sich mit Odysseus vergleicht (V. 1123—1128). Aber zuletzt überkommt ihn die Verzweiflung, und die Hoffnunglosigkeit der aristokratischen Sache giebt ihm die schönsten Verse ein, aber Verse der Resignation und des Jammers. Als eine Einladung an Kyrnos fruchtlos blieb, vertauschte er Theben mit Sicilien, wo er bei Gelegenheit eines Krieges zwischen Hippokrates, dem Tyrannen von Gela, und den Syrakusanern sich zur Sache der Freiheit bekannte und dadurch sich die Rückkehr in seine Vaterstadt anbahnte. Dort verlebte er, geliebt von seinem treugebliebenen Weibe, »seiner

Penelope«, die letzten Jahre des Lebens in Frieden und Ruhe, als ein eifriger und der Politik und Aufregung der Tagesereignisse abgewandter Diener der Musen. Es steht fest, dass er noch den Beginn der Perserkriege erlebt hat.

Die Hesiodische Theogonie mit Prolegomena, herausgegeben von Dr. H. Flach. Berlin, Weidmann. 1873. 8. 106 S.

Der Verfasser beschäftigt sich in dem Prolegomena (S. 1—64), welche die Basis der späteren Hesiodausgabe bilden, ausschliesslich mit dem Hiatus und Digamma in den hesiodischen Gedichten und versucht zunächst im Gegensatz zu den Definitionen von G. Hermann und Hoffmann festzustellen, was ein Hiatus ist, oder specieller, welcher Hiatus in der ältesten griechischen Sprache unangenehm war und desshalb von den ältesten Dichtern vermieden worden ist. Bei der Beobachtung der zahlreichen Verbindungen, bei denen ein Zusammenstoss zweier Vocale unumgänglich nothwendig erschien, ergiebt sich, dass eine einfache Collision zweier Vocale niemals als Hiatus aufgefasst worden ist. Wenn ferner ein Zusammenstoss von Vocalen in der Composition ausnahmslos vermieden wird, bei der Suffigirung aber nicht, so ist der Schluss berechtigt, dass nur die Aussprache des Hauchs, d. h. die Beibehaltung des Spiritus bei dem Anfangsvocal, Unbequemlichkeiten verursachte. Ferner constatirt der Verfasser, dass auch der Umstand, ob ein Gedicht zum Singen oder zur Declamation gedichtet wurde, von grossem Einfluss auf das Empfinden eines Hiatus gewesen sein muss, so dass man annehmen darf, dass ein principielles Vermeiden desselben erst mit den recitirten Gedichten angefangen hat, also mit Hesiod, bei dem diese Erscheinung zuerst sichtbar ist. Während demnach bei ihm die ersten puristischen Bestrebungen in metrischer Beziehung erkennbar sind, ist der Gipfelpunkt dieser Tendenz beim Verfasser des Hermeshymnus, der etwa der pisistrateischen Zeit angehört, erreicht. Nach diesem einleitenden Excurs über das Wesen des Hiatus versucht der Verfasser drei Fragen zu beantworten: 1) Lässt sich für die älteren oder echten hesiodischen Gedichte, d. h. zunächst für Theogonie und *Ἔργα*, der Nachweis führen, dass das Digamma darin noch eine consonantische Kraft gehabt hat? 2) In welcher Ausdehnung zeigt sich der Gebrauch des Digamma's, wenn sein Vorhandensein constatirt ist? 3) Durch welche Umstände sind so zahlreiche Verletzun-

gen des Digamma's in unsere Texte gekommen? Das Vorhandensein des Digamma's in den echten hesiodischen Gedichten wird durch eine Reihe von Erscheinungen nachgewiesen. In erster Linie steht hier die Composition, welche bei Homer und Hesiod in keinem einzigen Fall (das zweifelhafte *ἄοχνος* ausgenommen) eine Verletzung des Digamma's aufweist, während die Composita der Zeit, in welcher notorisch das Digamma verschwunden ist, zahlreiche Verletzungen dieser Art zeigen. In einer Uebergangsperiode, die nach Hesiod fällt, beginnen die Verletzungen. Der Schluss ist berechtigt, der ersten Periode dieser Composita eine constante Kraft des Digamma's zuzuschreiben. Den zweiten Grund bilden für den Verfasser die noch so zahlreich vorkommenden sogenannten metrischen Freiheiten, d. h. Verlängerungen kurzer Vocale oder Silben vor digammirten Wörtern. Der dritte ist das Verhältniss der Stellen, in denen Digamma wiederhergestellt werden kann, zu denen, in welchen es nicht gelesen werden kann, das in der Theogonie mit dem corrumpirten Text wie 4:1 ist, in den jüngeren Hymnen, z. B. im Hermeshymnus, wie 5:7, im Demeterhymnus wie 1:1. Auch hier werden drei Perioden angenommen, von denen erst die Uebergangsperiode Beweise von Schwankungen giebt, die hesiodische Zeit noch nicht, die dritte, zu der namentlich Orphiker, Hymnendichter und Genealogen gehören, das Digamma gar nicht kennt. Viertens beweisen aeolische Inschriften mit Wahrscheinlichkeit, dass Hesiod's Gedichte auch das Digamma gehabt haben. Fünftens führen auch die Gesetze des Hiatus darauf. Denn da wir in der Lage sind, fast bei allen unangenehmeren Hiaten der Theogonie, d. h. bei denen nach einem kurzen Vocal oder nach einer langen Thesis, eine Verderbniss des Textes zu constatiren, was schon G. Hermann gethan hatte, so ergiebt sich daraus eine derartige Strenge im Gebrauch des Hiatus, dass es wunderbar sein müsste, wenn ohne consonantische Kraft des Digamma's diese Gesetzmässigkeit vollständig vernichtet würde, indem zahlreiche Hiatus vor digammirten Wörtern hinzukommen. — Im zweiten Theil der Arbeit, S. 27—47, werden die Wörter und ihre Ableitungen aufgezählt, bei denen ein consequenter Gebrauch des Digamma's nachzuweisen ist. Allerdings stehen fast immer einige Ausnahmsfälle im Wege, aber entweder ist die Verbesserung dann eine so einfache, dass sie selbstverständlich ist, oder der Vers trägt Spuren einer Verderbniss oder eines jüngeren Ur-

sprungs, so dass für die ganze Frage diese Ausnahmen von keiner Bedeutung zu sein scheinen. Nach den Resultaten der Sprachvergleichung bleiben dann freilich einige ursprünglich digammirte Wörter übrig, welche im Hesiod kein Digamma zeigen, und insofern ist ein gewisses Schwanken zu constatiren, indem solche Wörter thatsächlich bereits das Digamma verloren haben, wie namentlich anlautendes Jod oder Sigma in noch mehreren Fällen und viel früher verloren gegangen ist; ein Schwanken aber in dem Sinne, dass der Dichter das Digamma bei einem Wort bald gebraucht, bald nicht gebraucht je nach seinem Bedürfniss, wird für Hesiod zurückgewiesen. — Im letzten Theil wird im Allgemeinen gezeigt, dass der hesiodische Text nicht immer die Gestalt gehabt haben kann, in welcher wir ihn besitzen, und hierbei werden drei verschiedene Classen von Verderbnissen oder Verbesserungen angenommen, von denen die ältesten, einfachsten und besten bereits auf die Rhapsoden zurückgehen, welche nach dem Aufhören des Digamma's sich einzelne Stellen mundgerecht zu machen suchten. Die zweite Art, von der uns die wenigsten Spuren erhalten sind, besteht aus einzelnen Verbesserungen der Alexandriner, die vorzugsweise einen wissenschaftlichen Charakter zeigen, wenn sie auch für uns keine überzeugende Kraft haben. Die dritte Classe von Verderbnissen, die wegen ihrer Grösse und ihrer Geschmacklosigkeit uns am unangenehmsten berührt, ist von den Abschreibern des Mittelalters ausgegangen, und hier wird ein vollständiges System klar gelegt, wie man auffallende Längen oder Hiaten zu behandeln pflegte. Der Verfasser zeigt nach dem handschriftlichen Material, dass diese Verderbnisse im Wesentlichen erkennbar sind an der Häufung von Partikeln, an der Einschiebung einsilbiger, apostrophirter Partikeln oder auch eines einsilbigen Wortes, an der Apostrophirung eines Endvokals überhaupt (z. B. Opp. 40 *νήπιοι οὐδ' ἴσασι* für *οὐδὲ*) und an der Umstellung zweier Wörter. Wenn unser überaus dürftiges handschriftliches Material im Hesiod, das hier zum ersten Mal zu solchem Zweck ausgebeutet ist, so viel charakteristische, absichtliche und oft ganz kindische Verderbnisse darbietet, so ist der Schluss berechtigt, dass die eigentliche Zahl aller Stellen mit verletztem Digamma eine weit grössere sein muss, mit andern Worten, dass auch die Alexandriner einen weit reineren Text des Hesiod besessen haben müssen, als wir. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass der Verfasser, welcher durch-

aus für die Einführung des Digamma's in die hesiodischen Texte ist, sich S. 45—47 ablehnend gegen eine Einführung des inlautenden Digamma's verhält, welche ihm vorläufig verfrüht und durch Vorarbeiten zu wenig unterstützt erscheint. Von grösseren Athetesen im Text der Theogonie sind hervorzuheben das Prooimion im Allgemeinen, von dem der Verfasser zwei verschiedene Anfänge für alt hält, ohne sich zu entscheiden, welcher der echte sei (Vers 1–4, Vers 36—42), während die übrigen Verse für Hymnenfragmente u. s. w. erklärt werden, der Hekatehymnus und der ganze Schluss (V. 963—1022). Von kleineren Athetesen hat namentlich die Gattung der sogenannten rhapsodischen Erweiterungen eine aufmerksamere Beachtung gefunden als bisher, und desshalb sind besonders Heroenabenteuer, wie Vers 526—534, oder offenbar ausschmückende Zuthaten, wie Vers 576—584, unter den Text verwiesen. Ausserdem aber werden für unecht erklärt Vers 118, 142—146, 186, 196, 199—200, 213, 218—219, 224, 271—272, 323–324, 336, 408, 457—458, 465, 470, 486, 496, 501–506, 634, 642, 659, 671—673, 686, 707—708, 719, 722—725, 731, 743–745, 747, 755–757, 759—761, 768, 774, 780—782, 806–828, 846, 850—852, 866, 868, 900, 908, 942—944, 947–955. Von eignen Conjekturen hat der Verfasser in den Text aufgenommen V. 154 *ὅσσοι δ' ἄρ*, 155 *οὗτοι δεινότατοι*, 182 *ἐτώσι' ἄμ' ἔκφυγε*, 232 *ὅτε τίς κε ϝεκὼν*, 250 *ἀγακλειτὴ Γαλάτεια*, 295 *οὐδὲ ϝεϝοικός*, 369 *βροτῷ ἀνδρὶ ἐνισπεῖν*, 459 *ὅστε ϝέκαστος*, 466 *τοὔνεκ' ἄρ'*, 543 *ἀριδείκετε λαῶν*, 619 *ἀγαιόμεως ἰδὲ ϝεῖδος*, 645 *ὡς ϝείπω*, 784 *Ζεὺς τότε ϝῖριν*, 859 *τοῖο πελώρου*. Recensionen in den Wissenschaftlichen Monatsblättern I No. 3 und in Zarncke's Centralblatt 1873 S. 1073.

Der Florentinische Tractat über Homer und Hesiod, ihr Geschlecht und ihren Wettkampf, von F. Nietzsche. Rhein. Museum 1870 S. 528–540, 1873 S. 211—249.

Der Verfasser, der die Ehre hatte, Ritschl's Acta Societatis Philol. Lipsiensis 1871 mit einer neuen Ausgabe des Certamen, die genau nach nochmaliger Collation der Florentiner Handschrift veranstaltet war, zu eröffnen, giebt in diesen beiden Artikeln kritische Aufschlüsse über die Form des Wettkampfs, über den Rhetor Alkidamas als Urheber des Wettkampfs, über das Museum dieses Rhetors, über die Resultate, die daraus für das Leben Hesiod's zu gewinnen sind, und über die Ueberlieferung des Tex-

tes. Nietzsche beweist also zunächst, dass die Form des Wettkampfs, wie sie in unserm Tractat vorliegt, Spuren einer excerpirenden Thätigkeit zeigt, dass es also eine vollständigere Form desselben gegeben haben muss. Ausserdem wird als Beweis hierfür das *γένος Ἡσιόδου* von Joh. Tzetzes angeführt, das bei der Schilderung des Wettkampfs (S. 47 Westermann, S. 17 Gaisford) eine Quelle hatte (vermuthlich dieselbe, wie der Verfasser des Certamen), in der »eine weit grössere Zahl von Versen als das Schönste der homerischen und hesiodischen Poesie hervorgehoben war, etwas was gewiss an sich natürlicher und wahrscheinlicher ist, als die Darstellung im Florentinischen Tractat«. Der Tractat aber bietet einen Anhaltepunkt für dieses Excerpiren, da in der citirten homerischen Stelle von Il. XIII, 133 auf 339 gesprungen wird, in der hesiodischen aber die nothwendigen Schlussverse Opp. 392—395 gar nicht citirt werden, so dass die Vermuthung nahe liegt, dass im vollständigen Wettkampf Il. XIII, 126—344 angeführt war »die Aufreizung der beiden Aias durch Poseidon und das darauf folgende Schlachtenbild«, von Hesiod aber mindestens Opp. 383—694, d. h. die Vorschriften über Landbau und Schifffahrt. Abgesehen von dieser Unvollständigkeit enthält aber der Tractat die ausführlichste Schilderung jenes Wettkampfs. Vortrefflich ist die Behandlung der abweichenden Schilderung des Wettkampfs im Pseudoplut. Conviv. Sept. Sapientium. »Jedenfalls erkennen wir in seiner Erzählung entweder eine willkürliche oder unwillkürliche Entstellung und Verdrehung jener einzigen Urform, deren deutlichstes Bild wir im Florentinischen Tractat erkennen« und so neigt Nietzsche Cap. 10 zu Bergk's Verbesserung der Stelle *καὶ προὔβαλον, ὁ, μέν· Μοῦσα* u. s. w., statt der Ueberlieferung *καὶ προυβάλομεν, ὥς φησι Λέσχης* oder andern weniger wahrscheinlichen Conjecturen zu folgen. — Was den zweiten Punkt anbetrifft, so wird zuerst gezeigt, dass der Verfasser unseres Tractats, der nach Hadrian's Zeit gelebt hat, nicht Dichter des Wettkampfs ist, sondern Referent, »der im ersten Abschnitt (über Heimath, Eltern und Zeit) kurz die verschiedensten Ansichten neben einander stellt, alles Folgende aber nach einer einzigen Quelle erzählt (nur bei dem Tode Hesiod's wird eine abweichende Version berichtet)«. So stellt sich Nietzsche in diametralen Gegensatz zu den bisherigen Kritikern des Certamen: »die Selbständigkeit liegt in dem Nebeneinanderstellen von gelehrten

Ansichten in der Einleitung, das Folgende ist einfach abgeschrieben (doch in verkürzter Form)«. Die Selbstthätigkeit des Autors zeigt sich bei der Schilderung vom Tode Hesiod's, wo ein gelehrtes Zeugniss angeführt wird, und zwar *'Αλκιδάμας ἐν Μουσείῳ*, und als Gegenzeugniss *'Ερατοσθένης ἐν 'Ησιόδῳ*. Der Verfasser nimmt weiter an, dass Alkidamas nicht nur als Quelle für den Tod Hesiod's citirt wird, sondern dass er Urheber der grossen eingeschobenen Doppelvita (die ihren Kernpunkt in der Erzählung des *ἀγών* hat) ist, und dass dies richtig ist, beweist das Citat des Stobaeus flor. ecl. 120, wo *ἐξ 'Αλκιδάμαντος Μουσείου* zwei Verse citirt werden, die auch im Tractat vorkommen. Aus der Eigenschaft des Improvisirens, welche der Rhetor Alkidamas so stark gegen Isokrates betont, wird nun der natürliche Schluss gezogen, dass der erstgenannte Rhetor wirklich Verfasser des Wettkampfs gewesen ist, dessen Pointe etwa darin wurzelte, dass »der Nichtstegreifredner nur durch Ungerechtigkeit siegen kann«. Nietzsche erkennt daher in unserm Machwerk nicht nur den Typus der Gorgianischen Beredsamkeit, sondern auch Gorgianische Form, Ausdrücke und den naiv-ethischen Charakter seiner Philosophie. Nach einer glücklichen Widerlegung Ernst's v. Leutsch, welcher, Philologus 30 S. 202 ff., bestritten hatte, dass die beiden von Stobaeus citirten Verse im Museum des Alkidamas gestanden haben, wendet sich der Verfasser zur Erklärung des *μουσεῖον*, wobei ihm als Hauptbeweis für den vollständigen Titel der Schrift des Alkidamas dient Arist. Rhetor. III c. 3. Dort werden die Worte *καὶ οὐχὶ μουσεῖον ἀλλὰ τὸ τῆς φύσεως παραλαβὼν μουσεῖον* gegen Vahlen's Deutung so erklärt, dass *παραλαβὼν* Wort des Aristoteles ist und abhängig von *οὐ γὰρ ἡδύσματι χρῆται* (*'Αλκιδάμας*), d. h. Alkidamas sagt nicht *μουσεῖον* sondern *τὸ τῆς φύσεως μουσεῖον* »Schule des Talents» (wobei aber nach meiner Meinung im Text des Aristoteles wenigstens eine Umstellung der Worte *παραλαβὼν* und *μουσεῖον* nothwendig ist). Die Bedeutung *μουσεῖον* = Schule wird durch Beispiele der gleichzeitigen Litteratur bewiesen. Hier ist eine Schule der Rede gemeint. »Es ist jener Wettkampf das grosse Einleitungsstück im Lehrbuch des Alkidamas, in dem durch das berühmteste mythische Exempel das Wesen der Gorgianischen Beredsamkeit als uralt dargestellt werden sollte. Der grösste und weiseste Dichter, Homer, wird als Zeuge und Repräsentant jener Kunst des Extemporirens *σχεδιάζειν*, der Redemanieren *διὰ βραχυτάτων, διὰ γνωμῶν,*

δι' αἰνιγμάτων u. s. w. vorgeführt, nach der auch sonst üblichen Sitte der grossen griechischen Neuerer und Entdecker, sich durch Homer gleichsam sanktioniren zu lassen«. — »Die ganze Anordnung nach rhetorisch-sophistischer Manier zeigt, wie frei Alkidamas hier erfunden hat. Zuerst die Frage: was ist für Sterbliche das Beste und was gilt ihnen dafür? Dann die Lösung von *ἀπορίαι*, dann die *ἀμφίβολοι γνῶμαι*, dann das Rechenexempel, wie viel Griechen waren bei Troja? durch ein neues Multiplikationsexempel beantwortet, dann Probleme ethischer Art *διὰ βραχυτάτων* gelöst, endlich *τὸ κάλλιστον ἐκ τῶν ἰδίων ποιημάτων*, alles Zeugnisse für die Geistesgegenwart des Improvisators Homer — diese ganze Anordnung verräth die Nachwirkung des Gorgias — und nichts dürfte unwahrscheinlicher sein, als dass dies alles ein Auszug aus einem alten epischen Gedichte sei, wie dies Bergk einmal angenommen hat«. Diese Hypothese Nietzsche's über die Urheberschaft des *ἀγών* ist ebenso geistreich wie kühn und hat ausserdem vor den andern ausgesprochenen Vermuthungen Sauppe's, Vahlen's und Bergk's das eine voraus, dass sie zweifellos die grösste Wahrscheinlichkeit enthält; ich habe daher keinen Augenblick Bedenken getragen, sie für erwiesen anzunehmen. Ausgezeichnet scheint mir auch die Vermuthung, dass Diog. Laert. VIII 56 für *'Αλκιδάμας δ' ἐν τῷ φυσικῷ* zu lesen sei *ἐν τῷ φύσεως μουσείῳ*.

Weniger gelungen, weil in den Einzelheiten grössere Zweifel erregend, erscheint uns der folgende Abschnitt über den Tod Hesiod's nach der Darstellung des Alkidamas. Der Verfasser geht von der gewiss richtigen Thatsache aus, dass aus der ganzen Rolle, welche dem Hesiod im Wettkampf zugetheilt ist, sich die grosse Abneigung des Rhetors gegen den Dichter ergiebt, der es auch zuzuschreiben ist, dass nach seiner Darstellung die Brüder der geschändeten Ktimene mit ihrem Verdacht im Rechte waren. Nach Alkidamas, den Aristoteles *ἐν τῇ 'Ορχομενίων πολιτείᾳ* benutzt, war Stesichoros ein Sohn des Hesiod, nach andern, z. B. Cicero de rep. 2, 10, ein Enkel, d. h. Sohn der Chariepe (wie schol. Opp. 268 zu verstehen ist), der Tochter der verführten Ktimene. »Es scheint demnach, dass alle Ueberlieferungen in Betreff des Vaters des Stesichoros (oder der Mutter) an Hesiod anknüpfen, entweder direkt, insofern sie Hesiod geradezu als seinen Vater bezeichnen, oder mit gemildertem Anachronismus, indem sie Hesiod zum Grossvater des Stesichoros machen. Der Name des dazwischen

stehenden Hesiodkindes schwankt; aber alle Varianten umschreiben den Begriff »Sänger«, der als der wohl redende, anmuthig sprechende, schön tönende, Ruhm verleihende charakterisirt wird«. Gegen diese Darstellung Nietzsche's hat F. Susemihl in Fleckeisen's Jahrbüchern 1874 S. 660 ff. mit Recht Protest erhoben. »Nietzsche's Bemerkung, Rose scheine zu glauben, dass unter Stesichoros, dem Sohne Hesiod's, ein beliebiger anderer Stesichoros zu verstehen sei, nur nicht der Meliker, den doch das ganze Alterthum meinte, ist ein gewaltiger Missgriff; oder weiss uns Nietzsche etwa zu sagen, welche bestimmte historische Personen denn unter Mnaseas, Euepes, Archiepes u. s. w. oder der Archiepe oder Chariepe zu verstehen seien, die doch mit Stesichoros ganz auf einer Linie stehen? Soll etwa Mnaseas der lokrische Dichter dieses Namens sein? Gerade Nietzsche hat treffend bemerkt, dass es ja erst eine späte Umdeutung sei, die den Euepes oder Eukleides u. s. w. zum Vater oder die Archiepe oder Chariepe zur Mutter des Stesichoros, den Hesiodos aber erst zu seinem Grossvater machte, um den Anachronismus zu verkleinern. Dieser Anachronismus entstand aber eben erst, indem man die Sache genau auf den berühmten Lyriker Stesichoros bezog. Folglich haben wir hier ursprünglich keine historische Sage und keine auch nur sagenhaften Persönlichkeiten, sondern eine etymologische litteraturgeschichtliche Allegorie und deren abstracte Personificationen vor uns, wie sie uns in den Nachrichten über griechische Dichter und Schriftsteller so zahlreich begegnen. Der »Dichter« hat denjenigen zum Sohn, der seine Dichtungen irgendwie zum Vortrag bringt, den »gedächnissstarken«, den »wohlredenden« oder »schönsingenden«, den »Chorsteller«.

Bei der weiteren Darstellung Nietzsche's scheint mir das Motiv, warum Alkidamas die Mörder Hesiod's, nämlich die Brüder der Ktimene, nach Kreta entkommen lässt — »dort würde ihre That gebilligt worden sein, dort in dem sittenstrengen Kreta, dem Heerde der Frauenverehrung« — weit hergeholt und unwahrscheinlich. Ich habe in dem genannten Aufsatz, Hermes VIII S. 465, diese Flucht einfacher und natürlicher in Zusammenhang gebracht mit dem Ariadnefest, bei welchem der Mord begangen wurde, wie ich überhaupt den Nachweis zu führen versucht habe, dass alle Undeutlichkeiten und Widersprüche in dem letzten Theil der Biographie Hesiod's darauf zurückzuführen sind, dass zwei Sagen

existirten und vermengt wurden, eine opuntische und eine ozoliche. Auch die Verbesserungen Nietzsche's habe ich ausführlicher besprochen und mit Anerkennung der meisten, die eine *ἐπὶ τῇ προειρημένῃ αἰτίᾳ ἀνελόντας* (für *ἀνελθόντας*) zurückgewiesen. — Einen entschiedenen Gegensatz zur Schilderung des Alkidamas bildete die Darstellung des Eratosthenes in seinem Gedicht *Ἡσίοδος ἢ Ἀντερινύς* (für welchen Titel übrigens im Certamen O. Schneider in den Jahrbüchern für class. Philologie 1873 S. 220 verlangt *ἐν ἐπικηδείῳ* sc. *Ἡσιόδου*, d. h. nicht einen Titel, sondern Inhaltsangabe); »hier ist alle Schuld vom Dichter genommen, dagegen die Frevelthat der Mörder, sammt ihrer Bestrafung, nach dem Vorbilde der Kraniche des Ibykus, und mit der gleichen moralischen Absicht in den Vordergrund gerückt. Es war desshalb von dem Urheber unseres Certamen (oder seiner Quelle) recht gethan, neben die Erzählung des Alkidamas, in der Hesiod so schlimm bedacht war, die rektificirende Darstellung des Eratosthenes zu setzen«. Wenn Nietzsche aber betont, dass der Verfasser des Convivium sept. sapientium — gleichviel ob Plutarch oder ein anderer — Eratosthenes und ihn allein als Quelle für seine Erzählung kennt, und dass nicht die geringste Diskrepanz zwischen jenem Bericht und unserm im Certamen erhaltenen übrig bleibt, so hat Susemihl a. a. O. mit Rücksicht auf Hiller, Eratosthenis carminum reliquiae S. 85 mit Recht gezeigt, dass solche Differenzen doch vorhanden sind, da nach Plutarch die Mörder lebendig in's Meer gestürzt, nach Eratosthenes vom Seher Eurykles den gastlichen Göttern geopfert worden. Die grösste Verschiedenheit zwischen der Darstellung des Alkidamas und des Eratosthenes erkennt Nietzsche darin, dass dort die Mörder Amphiphanes und Ganyktor Söhne des Phegeus sind, hier Ktimenos und Antiphos, Söhne des Ganyktor, wonach der Hesiod des Eratosthenes ungefähr dreissig Jahre später als der des Alkidamas gelebt haben muss. Ausführlich ist die folgende Besprechung der Ereignisse nach dem Morde, über die geographische Bestimmung des Ortes bei Naupaktos an der Mündung des Mornopotamos und über die Episode mit des Dichters Hund, wobei jedoch wieder die unwahrscheinliche und von mir a. a. O. S. 464 ausführlich besprochene Conjektur gemacht wird, dass der korinthische Meerbusen im Certamen genannt war *τὸ μεταξὺ τῆς Βοιωτίας* (für *Εὐβοίας*) *καὶ τῆς Λοκρίδος πέλαγος*. Die Thesen, welche Nietzsche am Schluss dieses Abschnittes auf-

stellt, sind folgende: 1) Der Erzählung des Alkidamas ist durchaus Aristoteles gefolgt, der in der *πολιτεία Ὀρχομενίων* Tod und Begräbniss Hesiod's nach dem Museum des Alkidamas referirte. 2) Gar nichts mit Aristoteles und Alkidamas hat der Bericht im Convivium zu thun: dieser ist vielmehr der Dichtung des Eratosthenes nacherzählt und kann also sammt Plutarch De sollert. anim. und Pollux benutzt werden, um das Bild jener Dichtung wiederzugewinnen. 3) Der Verfasser des Certamen hat das Convivium sept. sap. nicht benutzt (während Rose behauptet, das Convivium sei die wesentliche Quelle für den auctor certaminis). 4) Joh. Tzetzes schöpft nicht direct aus unserem Certamen, sondern hat mit ihm eine verloren gegangene Schrift, beispielsweise etwa die *ἱστορίαι* des Pergameners Charax, gemeinsam benutzt.

Im letzten Theile der Abhandlung wird zuerst die durch V. Rose wiederentdeckte Handschrift — codex Laurentianus, plut. LVI c. 1, — die Michael Apostolios nach Italien brachte und H. Stephanus wahrscheinlich im Jahre 1553 benutzte, genauer beschrieben. Dann wendet sich der Verfasser zu der eigenhändigen Abschrift des H. Stephanus, die sich in Leyden befindet, und bei welcher er zwei Tinten unterscheidet, die eine des Textes, die andere in den Randnoten. Diese eigenhändige Abschrift ist für die editio princeps in der Druckerei benutzt worden; sie erschien in Genf 1573. Die Ausgabe Nietzsche's an der oben angeführten Stelle hat den von jetzt ab massgebenden Apparat, d. h. die E. Rohde'sche Collation des Florentinus; und um die Geschichte des Textes, insbesondere die Leistungen Stephanus', in's Licht zu setzen, ist soviel aus dem apographum Leidense (S) und der editio princeps (E) aufgenommen, um Versehen des Stephanus als Versehen, Conjekturen als Conjekturen erkennen zu lassen. Dann kommen nachträgliche Verbesserungen und Erklärungen jener Ausgabe und einzelner Stellen, welche gleich vortrefflich sind, und wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er sagt: »Ueberhaupt sind mehrere litterarhistorisch bedeutsame Angaben des Certamen und insbesondere der Begriff und die Geschichte der ganzen Wettkampf-Vorstellung noch werth, ernstlich überlegt zu werden; wozu freilich früher, so lange das Vorurtheil gegen dies Schriftchen herrschte, nichts auffordern mochte«. Wir scheiden von der Abhandlung, die eine bedeutende Stellung in der Hesiodlitteratur einnimmt, mit der Hoffnung, dass der begabte Verfasser

seine am Schluss ausgesprochenen Pläne in Betreff einer Auseinandersetzung der hesiodisch-homerischen Verwandtschaftslisten recht bald realisiren und seiner jetzigen Zukunftsmusik und Zukunftsphilologie den Rücken kehren möchte.

R. Schöll, Kleinigkeiten. Hermes VII S. 231—235.

Eine Besprechung der eben angeführten Ausgabe Nietzsche's in den Acta Societatis philologae Lipsiensis hat Schöll an der genannten Stelle vorgenommen und diese Besprechung mit den sachgemässen Worten eingeleitet: »Was eine Variante ist, scheint bei den Fortschritten unserer philologisch-kritischen Routine eine nicht aufzuwerfende Frage: dennoch berechtigt manches neuere und neueste Beispiel kritischer Apparatsammlung zu der Bitte an die Herausgeber, sich jene Frage vor der Veröffentlichung möglichst bestimmt zu beantworten«. Mit Recht polemisirt Schöll, indem er die grosse Gewissenhaftigkeit Nietzsche's in der Angabe der Varianten und der Uebereinstimmung unserer drei Quellen des Certamen lobend hervorhebt, gegen die Richtung der philologischen Herausgeber, (die, wie es scheint noch immer im Zunehmen begriffen ist) bei welcher Fülle des Apparats für Vollständigkeit angesehen, ferner der einfachste Schreib- oder Accentfehler als Variante angeführt wird, ohne dass der Herausgeber sich die Mühe giebt in das Wesen dieses Fehlers einzudringen. So constatirt Schöll, dass, wenn kleine Abweichungen in Accenten und Spiritus als Varianten aufgezählt werden sollten, Nietzsche den Apparat aus dem Florentiner Codex noch beträchtlich vermehren, auch einiges mit Unrecht Gesetzte fortlassen konnte. Andererseits fehlt in Nietzsche's Apparat eine Anzahl bemerkenswerther Varianten der Handschrift, und desshalb giebt Schöll schliesslich das Fehlende aus einer 1868 gemachten Collation des Florentinus mit dem Abdruck in Westermann's *Βιογράφοι*, im Ganzen 28 Varianten. Wir lassen dahingestellt, bis ein neuer Herausgeber des Tractats erscheint, ob auch diese Varianten alle bemerkenswerth sind; in jedem Fall geht aus diesem Bericht hervor, dass die Ausgabe Nietzsche's nicht in allen Stücken ein treues Bild von der Ueberlieferung giebt und dass desshalb die diplomatische Arbeit in dem Certamen als durchaus nicht abgeschlossen betrachtet werden muss. Wir können aber die Hoffnung aussprechen, dass der Rath Schöll's beherzigt werde und dass man von Seiten der

Philologen philologische Kritik und Fähigkeit des Abschreibens aufhören möchte zu identificiren. Und wenn Lehrs bei seinem Jubiläum unter den zehn philologischen Geboten das eine angeführt hat: »Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen«, so vervollständigen wir es dahin: »Du sollst nicht die Ausgaben mit unnützem Apparat von gleichgültigen Varianten und Schreibfehlern anfüllen«.

Miscellen von Theod. Bergk. Philologus 1873. S. 563 bis 567.

Lösungen von Demselben. Philologus 1873. S. 669–681.

Unter den erstgenannten Rerienergüssen Bergk's befindet sich nur ein auf das griechische Epos bezüglicher. No. 27 enthält nämlich eine Conjectur zu Hes. Theog. 252 *ζαέων* für das überlieferte *ζαέων*, welches unecht ist, aber schon von E. Scheer im Rhein. Museum XXIII S. 685 sehr geschmackvoll in *ζαχρηῶν* verbessert war. Unter den Lösungen findet sich eine Erklärung und Conjectur zur hesiodischen Prometheussage, die ich bereits im kritischen Anhang meiner Hesiodausgabe berücksichtigt habe; ich beschränke mich daher darauf, das dort Gesagte zu wiederholen. Im höchsten Grade verunglückt ist die Verbesserung zu Theog. 563 *Μελίῃσι* für das schon von H. Stephanus geschriebene (oder verbesserte) und von allen Herausgebern aufgenommene *μελέοισι.* Denn abgesehen von der abenteuerlichen Construction, welche der Dichter leicht vermieden hätte, wenn er das, was Bergk will, hätte sagen wollen, irrt Bergk, wenn er die handschriftlich gut verbürgte und von Koechly aufgenommene Lesart *μελίοισι* im Vergleich zu der Lesart *μελίῃσι* für einen Schreibfehler hält, denn er hätte das sehen müssen, dass der Scholiast ebenso *μελίοισι* erklärt, nicht *μελίῃσι*, worauf doch wahrlich die Erklärung *ὅτι ἐκ Μελιῶν ἐγένοντο νυμφῶν* nicht passt. Zweitens ist die Behauptung durchaus unerwiesen, dass in dem homerischen Scholion K 480 mit *οἱ νεώτεροι* die Tragiker gemeint sind, da z. B. Schol. Theog. 338 den Beweis liefert, dass Aristarch auch gerade Hesiod im Gegensatz zu Homer *ὁ νεώτερος* genannt hat, was auch schon Mützell p. 74 aus den Homerscholien bemerkt hatte. Drittens hat H. Stephanus das ganze Scholion Theog. 563 genauer gelesen, als Th. Bergk, denn offenbar hat er *μελέοισι* verbessert, weil der Satz *οὐκ ἔδωκε τοῖς ἀνθρώποις τὸ πῦρ, ὥσπερ οὐδὲ τὸν εὐχερῆ βίον* ein

μελέοισι zur Voraussetzung hat (was auch Muetzell entgangen ist). Viertens ist damit auch die von Bergk gegebene Verbesserung des eigentlichen Scholions *ἤγουν* für *ἤτοι* unmöglich gemacht; denn es liegt auf der Hand, dass der Compositor der Scholien drei Erklärungen vorgefunden hat, von denen die älteste und beste *ἤτοι τοῖς ἀνθρώποις* die alte und richtige Lesart *μελέοισι*, welche unsere Codices nicht mehr haben, erklärt, während nach analogen Beispielen zu urtheilen, die beiden anderen erst durch neuplatonische Einflüsse entstanden sind. *μελίοισι* sowohl wie *μελίησι* sind entweder Verbesserungen oder Schreibfehler. Fünftens aber muss der Kenner der hesiodischen Theogonie fragen, wie die melischen Nymphen, die Ahnmütter des unter der Regierung des Kronos entstandenen Menschengeschlechts, im Zeitalter des Zeus vorkommen können. — Die Ausführlichkeit dieser Besprechung möge entschuldigt werden durch die Bedeutung des Namens, welchen jene Vorschläge an der Spitze tragen.

Theodor Bergk, Hesiodos und die Greife in »Lesefrüchte«, Jahrb. f. class. Philologie, 1873, S. 38—41.

Im Schol. Med. zu Aesch. Prom. 803 findet sich die kurze Bemerkung *πρῶτος Ἡσίοδος ἐτερατεύσατο τοὺς γρῦπας*, für welchen Namen Haupt nach einer Conjectur von Reiz und mit Rücksicht auf Herod. III 116, IV 13 und 27 *Ἡρόδοτος* verbessert hat. Da nun Herod. IV 13 als eine Quelle über die Greife seinen Gewährsmann Aristeas von Prokonnesos nennt, so zieht Bergk mit Recht den Schluss daraus, dass der Scholiast des Aeschylos in diesem Fall nicht Herodot, sondern Aristeas als die älteste Quelle vom Mythus der Greife genannt haben würde. Schwieriger ist die positive Lösung des Scholion's, wo Hesiod jenen Mythus berührt hatte. Auch hierbei ist die Vermuthung Bergk's geistreich und nicht unwahrscheinlich, dass auch nach Herod. IV 32 Hesiod die Hyperboreersage behandelt hatte, vermuthlich im dritten Buch des *κατάλογος γυναικῶν*, das wegen der zahlreichen geographischen Notizen *γῆς περίοδος* genannt wurde (v. Strabo VII 302), und dass die Greifensage mit jenem Mythus in Zusammenhang stand. Dabei wird der Möglichkeit Raum gelassen, dass die alten Grammatiker die hesiodischen Greife in dem Namen *Ἡμίκυνες* (Strabo I 43) zu erkennen glaubten, die mit *Μακροκέφαλοι*, *Πυγμαῖοι*, *Καταυδαῖοι* (s. Harpokration: *ὑπὸ τὴν γῆν οἰκοῦντες*) ein Vierblatt

fabelhafter Völker gebildet haben sollen, wobei freilich der von Bergk componirte Vers entbehrlich ist:

Πυγμαίους τε καὶ Ἡμίκυνας καὶ Μακροκεφάλλους
ἠδὲ Κατουδαίους·

Ganz unhaltbar aber und in keiner Beziehung beweisend scheint uns am Schluss des Aufsatzes der Versuch aus den Bruchstücken des Philodemos *περὶ εὐσεβείας* S. 10 die Erwähnung der Greife zu entwickeln durch folgende Herstellung: [*οὐ*]*δ' Ἡσιόδ*[*ῳ*] *μή τ*[*ις ἐ*]*ν*[*γ*]*ελᾷ, ὃς γ*[*ρυπῶν κ*]*αὶ* [*ὄνω*]*ν ἢ* [*καὶ τ*]*ῶν Κατουδα*[*ίων κ*]*αὶ τῶν Πυ*[*γμ*]*αί*[*ων μνημονεύει*], mit Rücksicht auf die Eselsopfer der Hyperboreer. Uebrigens glaubt Bergk, dass Pindar Pyth. X nicht Hesiod gefolgt sei, sondern einem jüngeren Dichterwerk, nämlich dem arimaspischen Epos des genannten Aristeas.

II. Spätere didaktische und epische Dichtungen.

J a c o b M ä h l y, Zu Theognis. Jahrbücher für Philol. 1873. S. 95—96.

Bergk schreibt Theognis 287 f. *ἐν γάρ τοι πόλει ὧδε κακοψόγῳ ἁνδάνει οὐδέν· | Ὡς δὲ τὸ σῶσαι οἱ πολλοὶ ἀνολβότεροι*, allerdings indem er für den zweiten, sinnlosen Vers einen Verbesserungsvorschlag macht, nämlich *δὶς δὲ τόσως αἰεὶ π. ἀ.* Mähly wendet sich gegen diesen Vorschlag und andere zu dieser Stelle, welche ihm in der Luft zu hängen scheinen, und verbessert selbst *ὡς δέ τις, ὣς αἰεὶ π. ἀ.* ut vero aliquis (placet) ita plerique sunt miseriores. »Unter dem *τις* versteht nämlich der Dichter den Alleinherrscher, den *μούναρχος*, von dem er sagt (V. 52): *μούναρχος δὲ πόλει μή ποτε τῇδε ἅδοι*«. Conjectur von sehr zweifelhaftem Werth.

V. 828 wird verbessert *ξανθῆς ἦσι κόμαις* für *ξανθῇσίν τε κόμαις*. Am besten scheint uns die Verbesserung in V. 898 zu sein *γινώσκων καὶ νοῦν* für *ὡς νοῦν*, was allerdings keinen Sinn giebt. Endlich verbessert Mähly V. 936 *χώρην οἰκοῦσιν* oder *χώρῃ ἐνοικοῦσιν* »und die als seine Altersgenossen im Lande wohnen« für *χώρης εἴκουσιν*. »Der Dichter classificiert die *πάντες* in die aus Homer bekannten *νέοι ἠδὲ παλαιοί*: dazwischen liegen die Zeitgenossen (*οἱ κατ' αὐτόν*) im eigentlichen Sinne, die wirklichen Altersgenossen«. Gegen diese Conjectur lässt sich Folgendes einwenden: 1) Heisst *οἱ κατ' αὐτὸν χώρην οἰκοῦσιν* niemals die Alters- sondern nur die Zeitgenossen. 2) Ist die Dreitheilung der Altersklassen mit Rücksicht auf Tyrtaios Fr. 12 V. 37 *πάντες μιν τιμῶ-*

σιν ὁμῶς νέοι ἠδὲ παλαιοί im höchsten Grade bedenklich. 3) Scheint desshalb der Fehler in den Worten *οἵ τε κατ' αὐτὸν* zu stecken, da *χώρης εἴκουσιν*, das nach Mähly's Ansicht keinen Sinn giebt, nicht so schwer zu erklären ist.

M. Haupt, Conjectanea. Hermes VII, S. 7f. S. 176f.

Theognis 1098 lautet: *ἐκ λίμνης μεγάλης, ἄνδρα κακὸν προφυγών.* Die ersten Worte haben verschiedene Conjecturen veranlasst, indem man bald *ἐκ λύμης μεγάλης*, bald *ἐκ λινέης μεγάλης*, bald *ἐκ λινέης νεφέλης* verbessert hat. Haupt benutzt die Conjectur G. Hermann's *ἐκ λόχμης*, hält aber *μεγάλης* für unnütz, und will statt dieses Attributs entweder *πυκινῆς* mit Rücksicht auf Od. XIX 439 oder noch lieber *μεσσάτης* = medio e fruticeto.

An derselben Stelle verbessert Haupt einen vom Scholiasten zu Ilias IV 147 erhaltenen Vers des Pisander. Die Ueberlieferung lautet *ξανθοκόμης, μέγας ἦν, γλαυκόμματος, ἄρτι παρειᾷ | Λοχμάζων, εὔκνημος,* wofür Meineke *Χνοιάζων.* Haupt dagegen schreibt *Λαχνάζων.*

S. 176 wird die ansprechende Vermuthung ausgesprochen, dass das Prooimion der Batrachomyomachie geschlossen habe mit V. 7 *γηγενέων ἀνδρῶν μιμούμενοι ἔργα Γιγάντων* und die Erzählung begonnen mit dem allgemein als Schlussvers betrachteten V. 8 *ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἔην. τοίην δ' ἔχεν ἀρχήν. Μῦς ποτε* u. s. w.

Die Sprache der ersten homerischen Hymnen verglichen mit derjenigen der Ilias und der Odyssee. I. Theil. Vom Gymnasiallehrer Dr. Eberhard. Programm von Husum. 1873. 4. 24 S.

In der Einleitung spricht der Verfasser von den Verdiensten Baumeister's um die Erklärung der homerischen Hymnen, der jedoch manches versäumt habe, wie die Nachweisung der zahlreichen homerischen Formeln, die sich in den Hymnen finden, ja sogar diejenigen ganzer der Ilias oder Odyssee entnommener Verse. Ferner aber hat Baumeister zu wenig handschriftliches Material gehabt, und dies z. B. bei den Pariser Handschriften zu ungenau behandelt, wie Aug. Guttmann, De hymnorum homericorum historia critica, Gryph. 1869, nachgewiesen hat. Die bedeutendsten italienischen Handschriften D und L hat Verfasser selbst genau verglichen und für die beiden ersten Hymnen ausserdem eine Colla-

tion des Dr. Hermann Hollander benutzt. Nachdem nun mit Anerkennung von den vorausgegangenen Arbeiten Fietkau's (1866) und Windisch's (1869) und der sorgfältigen Zusammenstellung homerischer Verse in Bücheler's Hymn. Cereris homericus (1869) gesprochen ist, geht der Verfasser zum Sprachgebrauch in den beiden ersten Hymnen über. Von den 178 Versen des ersten Hymnus sind den homerischen Gedichten unverändert 16 Verse entlehnt, mehrere sind den homerischen nachgebildet, haben aber grössere Veränderungen erfahren. Weit zahlreicher sind jedoch die entlehnten Verstheile, von denen als grössere aufgezählt werden *τόξα τιταίνει*, *πατρὸς ἑοῖο*, *εἶσεν ἄγουσα*, *δαίμονες ἄλλοι*, *υἱὸν ἔτικτεν* u. s. w. Dann folgen die entlehnten Substantiva am Ende des Verses, wie *φαρέτρην*, *ἀνέμοισιν*, *'Αθηνῶν*, einzelne Adjectiva und Pronomina, Participia, Verba und Adverbia. Auch solche Verse giebt es, deren erster Theil den homerischen Gedichten entnommen ist, z. B. V. 12 *ἔνθα καθίζουσιν*, V. 15 *'Απόλλωνα τ' ἄνακτα*, V. 52 *Φοίβου 'Απόλλωνος*, V. 58 *ἐνθάδ' ἀγειρόμενοι* u. s. w., ferner Substantiva, Adjectiva u. s. w. an erster Stelle des Verses. Hieran reihen sich Stellen in der Mitte des Verses, die an derselben Versstelle wie bei Homer sich finden, andrerseits aber auch Formen, die bei Homer stets an einer anderen Versstelle sich finden, und grössere Verstheile, die bei Homer an anderer Stelle erscheinen. Dann zählt der Verfasser die Epitheta auf, die bei Homer den betreffenden Personen und Gegenständen nicht beigelegt werden, und diejenigen Vocabeln, die sich bei Homer nicht finden, von denen zuerst Erwähnung finden die welche überhaupt sonst nicht vorkommen, dann die welche hesiodisch sind. In der Formenlehre wird constatirt, dass der Hymnus fast durchweg mit Homer übereinstimmt, in der Construktion finden sich vereinzelte Abweichungen. In Bezug auf das Princip der Entlehnung, welches Windisch und Eberhard in so ausgedehnter und detaillirter Weise annehmen, habe ich meine Ansicht in der Recension der vorstehenden Arbeit (Wissenschaftliche Monatsblätter II S. 99) und in der Vorbemerkung zu meiner Hesiod-Ausgabe (Weidmann 1874) dahin ausgesprochen, dass bei diesem Verfahren ein lebendiger, epischer Apparat, der besonders in den älteren Hymnen constatirt werden muss, vollständig negirt wird und Gedichte ersten Ranges auf eine Stufe gestellt werden mit Erzeugnissen

etwa der pisistrateischen Zeit, welche überhaupt nur todtes Formelwerk zeigen.

Anhangsweise werden metrische Fragen erörtert, worin wiederum meistens eine Uebereinstimmung mit den homerischen Gedichten stattfindet; einzelne Ausnahmen, z. B. dass in diesem Hymnus drei Verse mit vier Spondeen und einer mit fünf sich finden, sind unbedeutender Natur. Beim Digamma wird nachgewiesen, dass der Gebrauch auf homerische Formeln sich beschränkt und dass erhebliche Verletzungen desselben sich finden; beim Hiatus finden sich mehrere Beispiele, wo der lange vocalische Auslaut, der gewöhnlich beim Zusammentreffen mit vocalischem Anlaut verkürzt wird, die Länge beibehält; Synizesen finden sich sechs.

Im zweiten Hymnus auf Apollo sind der Ilias neun Verse, der Odyssee einundzwanzig Verse entlehnt; acht finden sich in beiden Gedichten. Sehr gross ist wiederum die Zahl der entlehnten Verstheile, der Substantiva, Adjectiva u. s. w. Unter den 368 Versen finden sich nur 25 Versschlüsse aus Homer, die Verse aber, die auf homerische Formeln ausgehen, bilden ungefähr die Hälfte. In derselben Reihenfolge, wie beim ersten Hymnus, werden dann einzelne Verstheile, Substantiva u. s. w. aufgezählt, die bei Homer sich finden, wobei kleinere Beobachtungen mitgetheilt werden. Ich bin nicht in der Lage, den Werth dieser Zusammenstellung, von welcher der Verfasser eine Fortsetzung verspricht, hoch anschlagen zu können, da blos constatirte Thatsachen ohne Folgerungen und ohne Bedeutung für die Textkritik, auch abgesehen von den fehlerhaften Prämissen, mir ziemlich werthlos zu sein scheinen.

Ueber das erste, zweite und elfte Buch der Sibyllinischen Weissagungen. Inaugural-Dissertation von H. Dechent. Frankfurt am Main. August Osterrieth. 1873. 8. 88 S.

Der Verfasser dieser nicht gerade übersichtlichen und durchweg klaren Abhandlung berührt zuerst kurz die Hypothesen Friedlieb's, Thorlacius', Bleek's, Ewald's u. s. w., um aus ihrem Widerspruch die Möglichkeit zu erklären, eine neue und richtige Ansicht über die Weissagungen aufzustellen, wobei als Hauptzweck der Abhandlung erklärt wird (S. 4) »nachzuweisen, dass auch in der zweiten Hälfte von B II sich noch Theile des von Friedlieb angenommenen ursprünglichen Sibyllenwerks finden«. So erklärt sich der Verfasser

dafür, dass B. I 1 — 323 von einem jüdischen Dichter herrührt, weil ein Christ manche Stellen in ganz anderer Weise behandelt und verwerthet hätte. Im Gegensatz zu dieser Partie, welche für die Priorität gegenüber den Parallelstellen aus dem siebenten Buche spricht (S. 12), zeigen die Verse 324—400 nicht nur einen christlichen Standpunkt, sondern sie haben Stellen der kanonischen Evangelien fast wörtlich eingeflochten. Noch übereinstimmend mit Friedlieb ist das Zugeständniss, dass B. II 6—33 denselben Charakter wie die erste Partie zeigt und desshalb als Schluss des älteren Orakels zu betrachten ist. Dagegen können B. II 34 — 55 und 149 — 153 nicht jüdischen Ursprungs sein. Scheidet man diese Stücke und 56—148 aus, welche Ermahnungen aus dem pseudo-phokylideischen Mahngedicht enthalten, so dass 154 an 33 anschliesst, so erhalten wir ein jüdisches Gedicht und die Fortsetzung der Weissagungen von B. I 1—323, B. II 6—33. S. 37 wendet sich der Verfasser zur Frage nach der Abfassungszeit des ursprünglichen Orakels und erklärt zunächst den Umstand, dass Lactantius diese älteste Weissagung niemals citirt, daraus, dass B. II Ideen enthält, die an Origenes erinnern und dieser Name schon durch Methodius († 311) in Verruf gebracht worden war. Im Ganzen ergiebt sich als negatives Resultat, dass die Gründe, die gewöhnlich für die späte Abfassungszeit der beiden ersten Bücher angeführt werden, nicht von grosser Bedeutung sind; als positives, dass sie wahrscheinlich in der Blüthezeit des alexandrinischen Judenthums und zwar zu Christus Zeit abgefasst sind, wofür auch später ungewöhnliche Combinationen heidnischer Mythen und alttestamentlicher Erzählungen sprechen und der Umstand, dass der Antichrist noch nicht in der Gestalt Nero's erscheint, wie in den Sibyllenschriften des zweiten und dritten Jahrhunderts. Die Ueberarbeitung aber und die Interpolationen dieser Bücher stammen wahrscheinlich aus der Zeit nach Lactantius, ausgenommen B. II 331—339, welche von einem Origenianer im dritten Jahrhundert beigefügt zu sein scheinen. S. 49—88 bespricht der Verfasser das durch Angelo Mai 1838 veröffentlichte elfte Buch. Von den Hauptgründen für die Bestimmung der Abfassungszeit dieses Buchs sind besonders anzuführen der, dass keine Beziehung darin vorhanden ist auf Nationen, die im dritten und vierten Jahrhundert mit den Römern in Streit geriethen, ferner dass jede feindliche und freundliche Beziehung auf das Christenthum fehlt, was bei einem Ju-

den des zweiten Jahrhunderts unbegreiflich wäre, und dass die Macht des römischen Staates mit einer Ruhe und Objectivität dargestellt wird, wie sie ein Jude nach dem Falle Jerusalem's, d. h. »nach der Vernichtung der glühendsten Hoffnungen des freiheitliebenden Volkes«, nicht besessen haben kann. Diese Gründe scheinen dem Autor zu beweisen, dass B. XI vor dem Jahr 70 n. Chr. verfasst ist, und zwar in der ersten Zeit des julianischen Kaiserhauses, obgleich der Dichter in seinen Weissagungen mit 29 vor Chr. abbricht. Dieser Umstand jedoch wird als Absicht erklärt, »weil der Dichter den Wunsch gehabt, dass seine Schrift für eine Weissagung der von Vergil erwähnten Seherin gehalten werde, die nach seiner Ansicht mit der delphischen identisch war«. Die Prophezeihungen aber in der Aeneis enden alle mit dem Siege des Augustus über Antonius. Auch die sprachlichen Untersuchungen beweisen ebenso wenig, wie bei der erst behandelten Partie, dass dieses Buch einer späteren Abfassungszeit zuzuschreiben ist.

Orpheus Argonautenzug im Versmasse der Urschrift übersetzt von Dr. Karl Seidenadel, Professor. Bruchsal, J. Grossmann, 1873. Beigabe zum Programm des Progymnasiums. 8. 61 S.

Der Verfasser bespricht in der Einleitung, S. 1—16, den Inhalt des orphischen Gedichts im Gegensatz zu den anderen Darstellungen des Argonautenmythus im Alterthum, führt dann kurz die Textverbesserungen an, denen er bei der Uebersetzung gefolgt ist, wobei ausser G. Hermann vorzugsweise Wiel, Observationes in Orph. Arg. Bonn. 1853 benutzt wird, und motivirt endlich einige Umstellungen (namentlich die Reihenfolge V. 1211, 1250 bis 1253, 1248—49, 1212 ff., die ohne Zwang durchgeführt wird) und einige ganz brauchbare eigene Conjecturen, von denen namentlich V. 24 *μαινομένου ϑ' Ἡρακλῆος* und V. 314 *πυρκαιῇ* [illegible] *ἧκα* Anerkennung verdienen. Dann folgt die Uebersetzung des Gedichts, mit welcher der Verfasser immer Dank einernten mag, wenn auch dem Gedicht selbst, das in kulturgeschichtlicher Beziehung von grosser Bedeutung ist, ein höherer poetischer Werth abgesprochen werden muss; doch da unseres Wissens dies seit Voss die erste deutsche Uebersetzung des Gedichts ist und mit ihr einem fühlbaren Mangel abgeholfen wird, so verdient sie eine kleine Besprechung. Dem Uebersetzer muss das Zeugniss gegeben werden, dass er mit

grösster Sorgfalt und Geschicklichkeit die oft, namentlich wo eine Häufung von Volks- oder Männernamen stattfindet, sehr schwierigen Partieen des Gedichts behandelt hat, so dass auch meistens eine gewisse Glätte und Anmuth der Sprache nicht vermisst wird. Auch genaues, wenn auch nicht pedantisches Anschliessen an den Urtext kann der ganzen Arbeit rühmend nachgesagt werden, wie auch kein Kritiker darüber rechten wird, dass bisweilen, z. B. V. 1099, eine Lücke in der Ueberlieferung durch einen passenden Vers in der Uebersetzung des Zusammenhangs wegen ausgefüllt ist. Sollte jedoch der Uebersetzer geneigt sein, später sämmtliche orphische Gedichte zu übersetzen und in irgend einer Sammlung erscheinen zu lassen, was gewiss eine dankenswerthe Aufgabe ist, so möchten wir ihn auf einige Einzelheiten aufmerksam machen, die uns bei der Lektüre aufgefallen sind. Es macht keinen guten Eindruck, wenn V. 57 und 282 gesagt wird »der Aesonide«, sonst aber immer »Aison«; Ausdrücke, wie »Lyrameister«, V. 7, oder »schmerzdurchraster Herakles«, V. 24, erscheinen uns schwerfällig und unpoetisch; metrische Unebenheiten sind unverkennbar in V. 32. »Auch der Aegyptier Klagen und heil'ge Osirisopfer«, V. 124 »von der Thespier Volk von Permessos' Wassern«, V. 135 »des Myrmidon Tochter«, V. 916 »Lorbeer und Kornelkirsch auch und schlanke Platanen«. Unschön ist die Schilderung V. 189 »den sie geschwängerten Leibes dem Herrscher Apollo geboren«, V. 196 »gebar die umarmete Jungfrau«, V. 477 »an Gestaltung die schönste der Weiber«; ungeschickt V. 651 »wär' unsterblich sowohl, als alle die Tage nicht alternd«; eigenthümlich, aber vielleicht dialektisch(?) der wiederkehrende Gebrauch von Geström für Strom, V. [illegible]112 »Gütergesegneten hin, die viel traun Jahre durchleben«, und V. 1356 »zur Syrtis verstürmet«. Von Interesse ist wohl schliesslich eine Probe der Uebersetzung. Die Schlussverse V. 1377 bis 138[illegible] [illegible]uten:

Nunmehr segelten sie sturmschnell nach der schönen Jolkos;
Doch ich selber begab mich zu luftigem Tainaron weiter,
Dass den erhabenen Herrschern ich darbrächt' blutige Opfer,
Welche die Schlüssel bewahren zu untersten Tiefen des Abgrunds.
Aber von hier aufbrechend durcheilt' ich die schneeige Thrake
Zu dem Gebiet Leibethra's hin nach der heimischen Erde;
Und nun trat ich hinein in die herrliche Grottenbehausung,
Wo mich die Mutter geboren im Lager des stolzen Oiagros. —

Arthur Ludwig, Beiträge zur Kritik des Nonnos von Panopolis. Gratulationsschrift des Königlichen Friedrichs-Collegs zum Lehrsjubiläum. Königsberg 1873. 4. 144 S.

Der fleissige Verfasser, der sich bereits durch mehrere Arbeiten auf dem Gebiet des griechischen nachchristlichen Epos bekannt gemacht hat, motivirt in einer kleinen Vorbemerkung sein Interesse für Nonnos, der für eine Reihe nachchristlicher Epiker ebenso als Vorbild gedient hat, wie Homer für die vorchristlichen; er betont dabei, dass, wenn auch das sachliche Interesse ein geringes sei, das sprachliche sehr in Vordergrund trete, denn z. B. ein Blick auf den Reichthum an emphatischen Beiwörtern errege unser Erstaunen über die wuchernde Ueppigkeit der Phantasie des Dichters. In der That, es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, dieser Mann an der Grenze der griechischen Epik, der es verstand nicht durch die Macht des poetischen Gehalts, sondern durch die originale Form seiner Dichtung keine geringe Anzahl bewundernder und nachstrebender Schüler zu erwerben. Nach einigen anerkennenden Worten über die hervorragenden Leistungen von Gräfe und namentlich von Koechly bringt der gelehrte Autor, S. 1—114, zahlreiche Verbesserungen zu den Dionysiaka, S. 114—133, zur Paraphrase des Evangelium Johannes. Dem Autor war es möglich durch eine ausgebreitete Beherrschung des ganzen, namentlich metrischen Materials, für das er ganz besonders bahnbrechende Untersuchungen angestellt hat, Conjecturen zu machen, von denen wohl die meisten zur Aufnahme in die Texte berechtigt sind und durch welche der Autor gewissermassen auf eine Warte gestellt wird, von der aus er alle gleichzeitigen Nonnoskritiker beherrschen und verfolgen kann. Wir gestehen, dass fast alle beigebrachten Gesetze dieser Art eine Feinheit der Beobachtung verrathen, welche einerseits für den beobachtenden Kritiker, andererseits für die litterarische Thätigkeit und sorgfältige Technik des Nonnos uns mit gerechtem Erstaunen erfüllt. So beweist der Autor, S. 9, im Gegensatz zum homerischen Gebrauch das nonnische Gesetz: bei zweisilbigen Wörtern, deren erste Silbe durch Position von Muta mit Liquida lang ist, fällt der Versaccent auf die erste, d. i. die positionslange Silbe, und widerlegt dadurch die Verbesserung Koechly's 2, 473 *οὐδ' ὑγρὸν σκοπιαί.* Von den sieben Beispielen im Nonnos, die dieser Regel im Wege stehen, werden drei zweifellos rich-

tig als absichtliche Malerei des Dichters erklärt, nämlich 1, 458, 2, 114 und 374; 34, 99 wird für ἐξ ὕπνου verbessert ἐξ εὐνῆς, und die übrigen drei Fälle werden unentschieden gelassen. Mit demselben Gesetz wird Koechly's Verbesserung zu 2, 387 und G. Hermann's zu 41, 97 zurückgewiesen. Ebenso scharf ist die gegen La Roche, Hom. Unters., gerichtete Bemerkung, dass kurze Silben in der Thesis vor einem zweisilbigen Wort, das mit Muta und Liquida anlautet, keine Positionslänge erleiden, dass die beiden Beispiele davon in den Dionysiaka homerisch sind, endlich dass das Wort Χριστός das einzige bei Nonnos ist, welches bald den kurzen Vocal der Thesis verlängert, bald nicht. Im Anschluss daran wird nun folgendes Gesetz für Nonnos aufgestellt: »die durch Muta und Liquida gebildete Positionslänge darf nicht in der Thesis stehen, sondern muss den Versaccent haben, sowohl vor ein- und zweisilbigen Wörtern, wie innerhalb derselben«. Sehr wichtig für die Textkritik sind ferner, S. 16, die scharfsinnigen Beobachtungen über die Elision der Pronomina, Substantiva, Adjectiva und der Verbalformen, welche bei Nonnos unzulässig ist; sie erscheint nur bei 27 Partikeln, wodurch das von Wernicke, Tryphiod. 261, aufgestellte Gesetz ergänzt und berichtigt wird; und dieselbe Erscheinung wird dann geprüft bei Tryphiodor, Koluthos, Musaios, Christodoros, Johannes von Gaza, Paulus Silentarius. Mit grosser Sorgfalt stellt der Verfasser ferner, S. 40, die nonnischen Verse zusammen, die nach homerischem Vorbild aus zwei auch sonst bei Nonnos vorkommenden Halbversen bestehen und betont dabei die schon von Naeke erkannte Wichtigkeit für die Kritik, wonach z. B. Koechly's Conjectur zu 14, 389 angefochten werden muss. Auch die eigenthümliche Art, wie der Dichter an sich selbst ein Plagiat zu verüben pflegt, wird dabei in Betracht gezogen, wofür namentlich das 29. Buch im Vergleich zum 14. einen glänzenden Beweis liefert. Mit erstaunlicher Fülle des Materials, bei dem es nur auffallend erscheinen kann, dass es von den Vorgängern unberücksichtigt gelassen ist, wird dann 20, 265 die Ueberlieferung ἔννεπε φωνήν und die Verbesserung Koechly's ἔπλεκε φωνήν als unmöglich dargestellt und aus dem Sprachgebrauch des Nonnos der Nachweis geführt, dass nur ἴαχε φωνήν dagestanden haben kann, ebenso wie 24, 220 nur φρικτὰ δρακοντείων für δρακοντοκόμων oder δρακοντοφόρων. Von Bedeutung sind ferner die, S. 79, mitgetheilten Beobachtungen, dass Nonnos von

den Wörtern der ersten Declination auf *α* und *αν* nur die Participia auf *ουσα*, *ουσαν* und *εισα* (Nom. und Acc. Sing.) zu der letzten Stelle des Verses zugelassen hat, und von diesen wiederum nur die Properispomena, dass kein neutrales Substantivum der dritten Declination auf *α* einen Vers schliessen darf (ausser der Formel *ὢ, μέγα θαῦμα*), sondern nur Accusativformen mit der Declinationsendung *α*, und auch nur Properispomena, wonach also Versschlüsse wie *ἄνακτα, θύγατρα, κακότητα, ἄπαντα* u. s. w. als verpönt anzusehen sind, dass ferner alle Verbalformen (Participia ausgenommen) auf *α* im Versausgang durchaus unstatthaft sind, wesshalb 18, 342 *ἀστράπτουσαν ἔασα* fehlerhaft ist, endlich überhaupt Adverbia, Conjunctionen oder andere auf *α* ausgehende Redetheile (ausgenommen *ἔνθα καὶ ἔνθα*) am Versende unstatthaft sind. Bei Gelegenheit des *ὑψιλόφοιο* 34, 223 wird 23, 191 das *ὑψιλόφων λοφίῃσιν*, das bei einzelnen Kritikern Anstoss erregt hat, durch eine Reihe von Beispielen solcher Wiederholungen desselben Wortstamms bei Nonnos erklärt und dadurch das schon von Bekker, Hom. Blät. I, 214 ff., angeführte Material beträchtlich vermehrt. Da der Verfasser aber selbst die absichtlichen etymologischen Spielereien davon wohl unterscheidet (S. 83), so möchten wir kaum das bei einigen der ersten Beispiele angenommene Princip der dichterischen Spitzfindigkeit gelten lassen, sondern eher eine dem Homer nachgeahmte »naive Sorglosigkeit« (v. Lehrs, Arist. 458). Schätzenswerth ist ferner, S. 85, die Sammlung der von Nonnos mit Vorliebe gebrauchten Formen und Lieblingsbildungen auf *δόν* bei Gelegenheit der Verbesserung zu 36, 438 *κτεινομένων* für *θεινομένων*. S. 89 macht der Autor einen mythologischen Excurs gegen Preller und gegen eine kindliche Erklärung von Otto Gilbert im Philologus XXXIII S. 190, indem er mit gutem Recht den schon von Hermann für orphisch erklärten achten homerischen Hymnus *εἰς Ἄρεα* darstellt als ein »spätes, aus nonnischem Wortgepränge und nonnischem Gedankenkreise entstandenes Machwerk«; dadurch werden die Einzelheiten darin, namentlich V. 6 *πυραυγέα κύκλον ἑλίσσων* und V. 8 *τριτάτης ὑπὲρ ἄντυγος αἰὲν ἔχουσι* mit Rücksicht auf Nonnos 38, 222 ff. überzeugend erklärt gegen die vagen Ungereimtheiten Gilberts, und schliesslich das Resultat erzielt, dass, wie bei Nonnos, so auch in diesem Hymnus nur vom Planeten Mars die Rede ist, aber nicht von einem »Sturm- und Wolkengott, der, indem er den Mond von

allen Seiten mit eilendem Gewölk umgiebt, ihn selbst in raschere wildere Bewegung zu versetzen scheint«. S. 99—105 wird eine Menge dactylischer Bildungen im Nonnos angeführt, welche der Autor mit folgenden Worten einleitet: »An gewissen Kategorien von Wörtern des Dichters Vorliebe für den dactylischen Rythmus zu beobachten und auch auf so begrenzten Gebieten sein grosses wortschöpferisches Talent zu prüfen, ist interessant und einer ausführlicheren Behandlung werth, als mir hier vergönnt ist. Gewisse Compositions- und Ableitungselemente, ganz besonders geeignet zur Bildung von Worten mit dactylischem Fall, ziehen sich durch beide Gedichte hin. Aus der vorhandenen reichen Fülle von Beispielen solcher Wortkategorieen greife ich nur einige von denen heraus, die der Dichter mit besonderer Vorliebe in seinen Sprachschatz gezogen und zum Theil durch völlig neue Bildungen bereichert hat«. Im Zusammenhang mit dieser Erscheinung, nämlich mit dem Streben nach dactylischem Wortfall, wird dann auch die grosse Anzahl der auf *άς*, *άδος*, auslautenden Wörter bei Nonnos erklärt, welche der Verfasser nach seiner sorgfältigen Sammlung alphabetisch geordnet aufzählt. Ebenso eingehend ist endlich die Untersuchung über die Declination von *υἱός*, wodurch wieder die Conjectur Koechly's 48, 81 *ἐπὶ χθονὸς υἷος ἀρούρης* für unmöglich erklärt wird, da dieser Genetiv bei Nonnos nicht vorkommt.

In den Verbesserungen zur Metaphrase giebt der Verfasser bei Gelegenheit der Conjectur Struve's zu *Δ* 155 *υἱοπάτωρ* für *φιλοπάτωρ* alle Composita bei Nonnos, die mit *φιλ* zusammengesetzt sind, um den Beweis zu liefern, dass allerdings diese Anfangssilbe dann stets kurz gebraucht wird. Freilich scheint er uns dann nicht consequent und namentlich nicht seiner durchgreifenden Methode gemäss zu handeln, wenn er, abgesehen von dem Verwerfen der unglücklichen Conjectur Struve's, trotzdem für die Ueberlieferung *φιλοπάτωρ* kämpft, weil 1) einem so eifrigem Nachahmer des Euripides, wie Nonnos es war, sehr wohl hier Orest. 1605 und Iphig. Aul. 638 als Vorbild dienen konnten, 2) weil der Dichter in der Metabole in der That etwas laxer seine Gesetze handhabt, als in den Dionysiaka, und 3) weil er an drei Stellen *ἐφίλατο* zuliess. Im Vergleich zu der »überwältigenden« Zahl jener Composita wo *φιλ* immer kurz gebraucht ist, scheinen diese Gründe keine Kraft zu haben, wenn man, wie Ludwig es stets

42*

thut, den Sprachgebrauch bis in die grössten Details hinein verfolgt und danach die Richtigkeit einer Ueberlieferung zu beurtheilen pflegt. Eine Conjectur zu *Eς* ὑφαύχενι für ὑφάντυγι veranlasst ihn ferner zur Zusammenstellung aller nonnischen Composita mit ὑφ u. ὑφι, wobei constatirt wird, dass das Adjectiv ὑψηλός selbst dem Dichter völlig fremd ist. Vortrefflich ist endlich die Verbesserung zu *Z* 186, wo statt der Ueberlieferung ὅτι λαὸς ὑποδρῆς ἔσχεν ἑταίρων und statt der geistvollen Verbesserung G. Hermann's ὑποδρήσσεσκεν, die auch Lobeck und Lehrs plausibel erschien, hergestellt wird ὑποτρύζεσκεν ἑταίρων mit Rücksicht auf die Worte des Evangelisten καὶ γογγυσμὸς περὶ αὐτοῦ ἦν πολὺς ἐν τοῖς ὄχλοις und die Glossen des Hesychios ὑποτρύζει, ὑποβάλλει, ὑποψιθυρίζει, γογγύζει u. s. w.

Der Eindruck des Fleisses, der Sorgfalt und der Genauigkeit, den die ganze Abhandlung macht, wird auch nicht bei den Stellenregistern vermisst, die von einem Sach- und Wortregister begleitet sind, welche die Arbeit schliessen. Im Ganzen liefert diese Arbeit einen neuen Beweis, wie viel dazu gehört, selbst bei einem einzigen Schriftsteller einzelne Punkte und Gesetze festzustellen, die bedeutungsvoll und bahnbrechend für die Kritik des Textes sind, und wie oft heute eine solche Kritik versucht wird von Nichteingeweihten, die nicht einmal im Stande sind, die kleinste Specialuntersuchung selbständig anzustellen.

Quaestionum Nonnianarum specimen. Dissertatio — Henricus Tiedke. Berolini, Gustavus Lange. 1873. 8. 58 S.

Die Abhandlung, die einen tüchtigen Eindruck macht und die Beobachtungen vervollständigt, welche von Lehrs, Plew und Rigler über den Hexameter bei Nonnos angestellt worden sind, enthält einige gelungene Beobachtungen über Cäsuren, die nicht trochäisch sind, und über die Diärese bei Nonnos, wobei der Autor unabhängig von Ludwig in der Paraphrase *Z* 186 auf dieselbe Conjectur ὑποτρύζεσκεν für ὑποδρῆς ἔσχεν aus metrischen Gründen verfällt, was ihm nur zum Lobe gereichen kann (S. 28). Ebenso betrachtet er *B* 36 die Verbesserung Wernicke's φυὴν für χροιὴν als nothwendig, wie Hermann, Lehrs und Ludwig, wogegen er *A* 202 die Anaphora σὺ Χριστὸς ὑπάρχεις (Hermann σὺ δὲ) für ausreichend hält, um eine Ausnahme zu gestatten von dem Gesetz, dass vor der bukolischen Diärese immer ein Dactylus steht. Der

Verfasser beweist ferner das Gesetz, dass Nonnos in der Cäsur kurze Silben nur dann verlängert hat, wenn sie mit einem Consonanten schliessen; ebenso sorgfältig ist die Beobachtung über die Hephtemimeres, bei der gezeigt wird, dass sie niemals mit folgendem Einschnitt erscheint, wenn nicht vorhergehen entweder die Partikeln *δέ*, *μέν*, *γάρ* oder Conjunctionen *ὅτι*, *ὅτε*, *ὅπως* u. s. w. oder Präpositionen und Adverbia oder Pronomina, Relative und Possessiva. Ausnahmen von diesem Gesetz zeigen entweder im letzten Fuss ein nomen proprium oder eine leichte Spielerei mit Wiederholung eines Wortstamms, wie IV, 125, 118, XXXVI, 124, XLII, 456 u. s. w. oder homerische Formeln. Weniger genau, wie öfters, ist auch hier dies Gesetz in der Paraphrase beobachtet. Auf Grund dieser metrischen Beobachtungen macht der Verfasser eine Reihe' vortrefflicher Verbesserungen und endet schliesslich mit dem schon von Ludwig behandelten Gesetz über die Wiederholung desselben Wortes in einem Verse cum quodam haud raro acumine, welches ihm zu einer gelungenen Conjectur Veranlassung giebt. Da nämlich diese Wiederholung meist in Verbindung mit *ἄλλος* oder *ἕτερος* auftritt, so wird Par. Σ 115 verbessert *ἀρχιερεὺς ἑτέρῳ* (für *ἑτάρῳ*) *ὑλαγμένον* (für *πεφορημένον*) *ἀρχιερῆι*. Die fleissige Schrift ist Hermann Bonitz gewidmet.

Jahresbericht zu den griechischen Grammatikern.

Von

Professor Dr. **O. Carnuth**
in Oldenburg.

Der Thatsache gegenüber, dass eine Geschichte der griechischen Grammatik, eine Geschichte der philologischen Studien im Alterthum erst dann möglich sein wird, wenn die colossale Literatur der griechischen Grammatiker in gründlicher Weise durchgearbeitet, wenn jenes äusserst umfangreiche Gebiet, das die Griechen bis in die spätesten Zeiten mit der grössten Vorliebe bebauten, in allen seinen Theilen erforscht worden ist, müssen wir leider eingestehen, dass wir mit den hierzu erforderlichen Arbeiten noch weit im Rückstande sind, ja dass noch Vieles ganz wüst daliegt und der Bearbeitung durch fleissige Hände harrt. Und doch sind der Arbeiter im Verhältniss zur Grösse der Aufgabe nur wenige!

Um so freudiger muss es uns berühren, dass wir von kundiger Meisterhand im vergangenen Jahre ein Buch erhalten haben, welches ebenso wie das vor 40 Jahren erschienene, epochemachende Werk desselben Verfassers für ganze Partien des in Rede stehenden Gebietes trotz der riesengrossen Schwierigkeiten Bahn gebrochen, Licht und Aufklärung gebracht und festen Boden geschaffen hat, von dem aus weiter fortgeschritten und fortgearbeitet werden kann. Mögen sich, wie der Verfasser in seiner Vorrede wünscht, bald Genossen finden, die durch die Schwierigkeiten weniger abgeschreckt als gereizt von der Nothwendigkeit und Reichhaltigkeit der Aufgabe sich herangezogen fühlen, der Aufgabe und der Aufgaben,

die für Erforschung der späteren und spätesten Jahrhunderte der griechischen Philologie, durch welche unsere Wege in die früheren Zeiten gehen, beiläufig sich ergeben haben, ja förmlich aus dem Boden spriessen; oder noch besser, möge der Mann, der diese Aufgabe als der am besten ihr gewachsene übernommen hat, sie auch noch vollenden können!

Das erwähnte Buch ist:

Die Pindarscholien. Eine kritische Untersuchung zur philologischen Quellenkunde von K. Lehrs, Professor in Königsberg. — Leipzig, S. Hirzel 1873. 6 M. 80 Pf.

Der Gang der mustergültigen Untersuchung ist kurz folgender:

Wie die Entstehung der älteren Pindarscholien zu denken sei, erläutert der Verfasser S. 16; er nimmt zuerst eine erklärende Arbeit über Pindar an, bestehend aus Paraphrase nebst Commentar, einem mit Angaben aus früheren bedeutenden Commentatoren gelehrt und reichlich versehenen Commentar. Eine Handschrift von dieser Arbeit existirt für uns nicht mehr. Es wurde aber daraus ein verkürzter, immer noch sehr reicher Auszug gemacht, auch noch immer reich an Citaten von jenen älteren Commentatoren, der die ununterbrochene Paraphrase beibehielt. Diese Arbeit ist die Grundlage der uns erhaltenen älteren Scholien. Die Ungleichmässigkeit, die sich in der Paraphrase sowohl, wie in dem Commentar zeigt, ist entweder auf Rechnung des die alte, grosse Arbeit abkürzenden Redactors oder Epitomators zu setzen, oder sie ist erst allmählich entstanden, indem jene Arbeit, die für uns die Grundschrift ist, wieder weiter abgeschrieben ward und theils durch Abschreiber, theils aber auch durch wieder absichtlich kürzende Redactoren oder Epitomatoren verkürzt wurde. Abgesehen von der Verschlechterung durch diese Art und Weise der Fortpflanzung ist ausserdem noch jede unserer jetzigen Handschriften durch Abschreibungen, Zuschreibungen, Einschreibungen aus anderen Handschriften wüster und wüster geworden und so eine ungemeine Verderbung und Verwirrung der pindarischen Scholien entstanden, von der uns der Verfasser in dem ersten Capitel ein lebendiges, anschauliches Bild giebt. Diese Confusion ist durch die Böckhsche Ausgabe zum Theil noch grösser geworden. Während nämlich die scholia vetera und recentiora in der editio Ro-

mana von Kalliergus ganz getrennt wurden, weil sie aus verschiedenen Handschriften geflossen sind, die nicht wieder zum Vorschein gekommen, sind jetzt jene beiden Arten von Scholien durch einander geschrieben und nur durch den jedesmaligen Zusatz Vet. und Rec. bezeichnet. Dies wurde von Beck eingeführt und von Heyne und Böckh nicht zweckmässig oder zum Vortheil der Sache beibehalten.

Schlimmer ward die Sache dadurch, dass Böckh aus dem Vrat. A., den er unter anderen als neuen Apparat benutzte, zuviel hinzufügte. Vor der Ueberschätzung dieser Handschrift wird vom Verfasser S. 6 dringend gewarnt. Aus ihr sind nicht nur überflüssige, sondern auch schlechte Zusätze recht viele gekommen; dadurch aber erhalten wir nur noch grösseren Wust, statt die Masse zu verringern. Denn der Vrat. A. ist in seinem Grundbestandtheile ein Codex, der aus demselben Commentar mit zugehöriger Paraphrase geflossen ist, wie jener Codex, aus welchem die römischen alten Scholien gedruckt sind. Nun ist das Werk der Abschreiber im Vrat. A. von der äussersten Verderblichkeit gewesen: er ist wohl noch schlechter geschrieben als der römische und als irgend einer der bekannten Codices. Dagegen hat er allein eine Anzahl guter Notizen erhalten, die in der Romana bei der Fortpflanzung bereits verschwunden waren. (Proben davon S. 7.) Es kann auch einmal aus Vrat. A. ein ausgefallenes Stückchen Paraphrase ergänzt werden. Leider haben aber auch diese wichtigen Bemerkungen unter dem Abschreiberelend wieder sehr gelitten, besonders die Autornamen. Es giebt Stellen im Vrat. A. und in der Romana, wo es mit ganzer Sicherheit noch möglich ist, den Inhalt herauszulesen, den Wortlaut aber herzustellen vernünftiger Weise aufgegeben werden muss. Es giebt andere, wo man sich vielleicht noch darauf einlassen kann, auf das eine oder das andere, aber nur mit dem Bekenntniss grosser Fraglichkeit. Aber wohl muss man sich hüten aus der grossen Verderbniss Verständniss oder gar Wortlaut forciren zu wollen, wie Böckh, der überdies mit seinen Scheidungs-Versuchen bei Scholien, die nicht zusammenzustimmen scheinen, nicht glücklich ist.

S. 12f. giebt der Verfasser Beispiele, wie massenhaft Worte, die aus grösserer oder kleinerer Nähe stammen, an falscher Stelle in unseren Texten zwischengeworfen sind, und warnt vor dem Glauben, dass ein *ἄλλως*, *ἢ οὕτως* die verschiedenen Ursprünge

der einzelnen Scholien anzeigen. Sie müssen als leitende Sterne aufgegeben werden, wir müssen uns vor ihnen vielmehr als missleitenden Irrlichtern hüten.

Der einzige untrügliche Halt ist der ursprüngliche Commentar mit der zugehörigen, durchgängigen Paraphrase, die sich durch allen Schutt hindurch erkennen lässt.

An den Scholien zur 9. olympischen Ode weist nun Lehrs durch hervorstechende sprachliche und stilistische Eigenthümlichkeiten drei Pindarparaphrasen nach, die Böckh verkannt und daher auseinandergerissen hat.

Der Verfasser der ersten Paraphrase will nicht eine vom poetischen Text unabhängig zu lesende Umsetzung des Pindar in Prosa geben, sondern eine dem Text parallel gehende, und zwar überwiegend so, dass er das pindarische Wort selbst hinschreibt und die Paraphrase dazu setzt. Aber auch gar nicht selten setzt er statt des pindarischen Wortes gleich ein anderes, gewöhnlicheres oder verständlicheres, das er dann aber auch oft wieder durch andere noch hinzugefügte weiter aufklärt. Das pindarische Wort wird fast immer gleich seiner dialektischen Form entkleidet. Die Partikeln und Redeformen, mit denen dieser Paraphrast die Paraphrasen an die pindarischen Wörter fügt und die appositionellen Zusätze, die bei Pindar selbst gegebenen oder seine eigenen, sind *ἀντὶ τοῦ*, *ἤγουν*, *τουτέστι*, verhältnissmässig seltener *ἤτοι*, ferner sehr häufig *δηλονότι*, *λέγω*. Das letzte in so sehr häufiger Anwendung, wie bei diesem Paraphrasten, ist auch sehr bezeichnend für ihn und unterscheidend von den übrigen auch pindarischen Scholien, in welchen man vielmehr *λέγω δή* finden wird und *λέγω δέ*. Gar selten findet sich statt *ἀντὶ τοῦ*, *ἤγουν* etc. *καί*.

Der zweite Paraphrast ist auffallend gleich dadurch unterschieden, dass das paraphrasirende Wort an das paraphrasirte statt des *ἀντὶ τοῦ*, *ἤγουν*, *τουτέστι* der ersten Paraphrase der Regel nach und ganz überwiegend angeschlossen wird durch *καί*, und eines von jenen dem *καί* gegenüber nur selten kommt, ohne namentlich bei zusätzlichen Erläuterungen ganz ausgeschlossen zu sein. Der zweite Paraphrast stellt fast regelmässig pindarisches Wort nach pindarischem und begleitet dasselbe mit einem und zwar durch *καί* verbundenen paraphrasirenden Wort. Er schliesst dabei die gewöhnlichsten Dialektformen und sonstige bekannteste Wörter und Wortformen nicht aus.

Auch die dritte Paraphrase bedient sich des *καί*. Sie geht den pindarischen Text entlang, führt grossentheils das pindarische Wort nicht mit auf, um es dann durch ein mit *καί* verbundenes zu bestimmen, sondern setzt, während sie bei einem gangbaren Worte des pindarischen Textes auch wohl, und nicht gar zu selten, dieses selbst beibehält, an Stelle des pindarischen Wortes gleich ein paraphrasirendes, verständlicheres, prosaischeres, zugänglicheres, oft ein dem pindarischen sich einigermassen noch anschmiegendes, auch wohl etymologisch anschmiegendes, und diesem fügt sie dann nicht selten noch ein zweites erläuterndes bei, und zwar überwiegend mit Anwendung des *καί*. Eigenthümlich ist dem dritten Paraphrasten gegenüber dem zweiten, dass er das pindarische Wort erst hinter dem *καί* folgen lässt, nachdem er sein paraphrasirendes Wort hat vorangehen lassen. Einen pindarischen Positiv giebt er öfter mit einem Superlativ.

Die dritte Paraphrase ist die hervortretende in den schol. vet., nicht bloss in den olymp., sondern auch in den übrigen. Sie hat der Verfasser zur 9. olymp. und zur 4. pyth. vollständig aufgewiesen und vorgelegt.

Die andere Paraphrase mit *καί* stellt sich nur stückweise ein; sie ist vielleicht nur stückweise, aber mitunter auch in recht langen Stücken, aus den Händen des Verfassers seinem Commentar eingefügt worden.

Zur Unterscheidung von 2 und 3 kommt noch ein äusseres Hülfsmittel: die erstgenannte Paraphrase mit *καί* steht, ebenso auch jene zu allererst besprochene mit *ἀντὶ τοῦ* in den schol. rec., diese andere mit *καί* dagegen in den schol. vet.

S. 25—32 folgt die Paraphrase von Olymp. IX; die bei dem Paraphrasten hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten sind durch Zeichen dem Leser vor die Augen geführt.

Im dritten Capitel zeigt Lehrs, wie Böckh's Unterscheidung und Scheidung der Scholien unzuverlässig ist. Er erkennt immerhin an, dass Böckh zu scheiden, zu trennen versuchte, aber wir haben uns klar zu werden, welches Vertrauen wir ihm schenken dürfen. Der Verfasser findet, dass Böckh uns keine einigermassen verlässliche Sicherheit bietet, weder in der Unterscheidung der Autoren, noch in der Scheidung und Trennung der einzelnen Stücke, sei es in den neueren, sei es in den älteren Scholien. Lehrs zeigt zu diesem Zwecke S. 35 f. unwiderleglich, wie durch die von Böckh

eingeführten Sonderungszeichen, den Paragraphen, das Kreuz, Ausdrücke wie ἄλλως, σύνταξις die Verwirrung nur immer noch grösser geworden ist, da diese Zeichen ausserordentlich häufig fehlen, wo sie stehen sollen, und häufig an ganz falschen Stellen sich finden. Mit Unrecht setzt ferner Böckh die älteren Scholien vor Plutarch. Es mag immer sein, dass die Namen angeführter Grammatiker und Historiker alle vor Plutarch fallen, aber dass die citirten Dichterstellen, dass eine Menge Erklärungen ihrer Beschaffenheit nach, dass Ausdrucksweise und Sprache überwiegend den Eindruck vorplutarchischer Zeit und der Berechnung für ein vorplutarchisches Publicum machen, das wird man nicht sagen. (Proben S. 46—47). Für das Sprachliche macht Lehrs auf den Gebrauch der 3. Person des Perfectums statt des Aoristus im Singularis wie im Pluralis aufmerksam, was sicher nicht auf vorplutarchische Zeit deutet. Auch die Anwendung des χ', des σημεῖον χ, welches in den Schol. vet., und nur in diesen, wiederholentlich vorkommt, als einziges Zeichen für alles, ist wohl ziemlich neu zu setzen. Böckh ist über dieses Zeichen im grossen Irrthum. Wo es einmal am Rande älterer Handschriften erscheinen sollte, ist es wohl von späterer Hand hinzugefügt. (cap. VII bei Lehrs.)

Im sechsten Capitel characterisirt der Verfasser die neueren Scholien und weist ihre Verfasser, Moschopulos und Triklinios, nach. Die eine Paraphrase der neueren Scholien ist nämlich vollkommen gleich, wie aus den Augen geschnitten, derjenigen, welche wir zu den Erga des Hesiod haben unter dem anerkannten Namen des Moschopulos. Und eben so unverkennbar sieht die andere gleich dem Triklinios zum Sophokles. Auch jene moschopuleischen Scholien zu den Erga enthalten die zusammenhängende Paraphrase des Gedichts, und jene sophokleischen enthalten zwar nicht eine zusammenhängende, aber doch häufig eintretende, nicht selten lange Stellen umfassende Paraphrase, gerade wie die pindarische. In beiden Paraphrasen erkennt man die oben aus den pindarischen beschriebenen Eigenthümlichkeiten völlig und einleuchtend wieder.

Moschopulos ist der nüchternste, im guten Sinne gesagt, und ungeachtet mancher ächt byzantinischer Wunderlichkeiten, die in mancher Erklärung oder Erklärungsart zur Erscheinung kommen, der vernünftigste. Er ist der am wenigsten geschwätzige, ja meistens sich ohne Längen an das für die Sache Nothwendige haltende, und derjenige, der nicht beflissen ist, seine Persönlichkeit

eitel hervorzuheben und dagegen die Verkehrtheit und Unwissenheit anderer Erklärer bemerklich zu machen.

Dagegen ist des Triklinios triviale Ausführlichkeit wie für ein schwer begreifendes Publikum nicht gering, seine Spitzfindigkeiten dem Moschopulos gegenüber sind viel hervortretender, sein Selbstbewusstsein und seine Selbsterhebung gegen Andere recht gross. »Die so construiren, verstehen weder die Syntax noch das Metrum. — Andere *ἀγνοοῦντες* oder *ἀμαθεῖς* nehmen es so: ich aber sage«. Dergleichen ist bei ihm recht beliebt.

Die Zuthaten des Moschopulos zur Paraphrase sind meistens kurz, und zwar im Pindar noch kürzer als im Hesiod. Seine Erklärungen sind zwischen die Paraphrase eingeschoben, bisweilen eine Notiz vorläufig vorangenommen oder nachträglich hinzugefügt, um nicht zu unterbrechen. Zu bemerken ist hierbei noch, dass Moschopulos sowohl zu Pindar als zu Hesiod ganze Stellen, grammatische Beigaben aus seiner Sylloge, in sonst in der Pindarerklärung ungebräuchlicher Ausführlichkeit, ja principieller Darlegung eingefügt hat. (Proben davon bei Lehrs S. 76—77, der in den Berichtigungen und Zusätzen S. 191 wie vorher schon Ritschl darauf aufmerksam macht, dass eine eingehende Untersuchung dieser Sylloge dringend zu wünschen und ein sehr zu empfehlendes Thema ist.)

Darauf folgen sprachliche Eigenthümlichkeiten des Triklinios S. 78—87, besonders über *ποταπός*, das auch häufig in den Aeschylosscholien B angetroffen wird, so dass man annehmen könnte, dass dies vielleicht die triklinianischen sind, da ja Triklinios auch den Aeschylos commentirt hat. Hierfür scheinen noch manche andere S. 85 angeführte Bemerkungen zu sprechen. Und doch gehören die Scholien B zum Aeschylos ihrem Hauptbestande nach nicht dem Triklinios. Aber das ist sehr möglich, dass ihr Autor den Triklinios bereits vor sich hatte und aus ihm einiges ganz aufnahm, anderes so, dass er, auch nur seine Ausdrucksweise etwas annehmend, sie dennoch afficirte.

Lehrs versichert beim Schluss dieses Capitels, dass in den neueren Scholien sehr selten ein Zweifel bleibt, was dem Moschopulos, was dem Triklinios gehöre. Auch traut er sich zu, wo einmal etwas hinzugekommen ist, was keinem von beiden ähnlich sieht, dies angeben zu können. Solche Zusätze sind ungemein selten. Zwei grössere Ol. VI, 27 und V, 14 sind die auffallendsten.

Die in den neueren Scholien enthaltenen ἱστορίαι, meistens mythologische, bisweilen historische oder antiquarische, mehr oder weniger ausführliche Darlegungen, gehören dem Triklinios. Sie sind meist aus den älteren Scholien mit geringer Aenderung selbst in den Worten entnommen. Doch kann es auch vorkommen, dass er die Mythen ausbessernde Bemerkungen, euemerisirend oder allegorisirend hin und wieder, wiewohl sehr selten, vorbringt. Ol. VIII, 1 haben wir ein Zeugniss von einem der Autoren der neueren Scholien über sich selbst. Schon Böckh vermuthete richtig darunter Triklinios, der II, 48 ausdrücklich genannt wird.

Es folgt die Besprechung der Schneiderschen und Mommsenschen Scholien. Schneider hat 1844 aus dem Cod. Vrat. E. herausgegeben Thomae Magistri et Demetrii Triclinii scholia in Pythia quatuor prima. Hier ist Thomas fälschlich genannt; er hat mit diesen Scholien gar nichts zu schaffen, dieselben sind vielmehr Trikliniosscholien, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Stellen, in welchen gesagt wird: hier wird das σημεῖον χ gesetzt deshalb etc., denn dies Zeichen kommt nur in den älteren Scholien vor. Und so steht nun auch bei den hier vorkommenden Stellen am Rande dabei παλαιόν, (an 7 Stellen, an den 4 übrigen ist es wohl nur allmählich fortgeblieben.)

Der Gelehrte, welcher sich die Trikliniosscholien abschrieb und excerpirte, setzte statt der griechischen oft lateinische Wörter.

Mommsen's Scholien, herausgegeben unter dem Titel: Scholia recentiora Thomasio-Tricliniana in Pindari Nemea et Isthmia e cod. antiq. hoc libro primum eduntur. Francof. 1865, sind bis Nem. III nichts weiter als ein Auszug aus den παλαιά, deren Sprache und Ausdrucksweise sogar beibehalten ist. Sie selbst wollen auch nichts anderes sein, wie ihre Ueberschrift zu Nem. I und II ἐκ τῶν παλαιῶν σχολίων beweist, und mit Recht darf man sich darüber wundern, dass der Herausgeber keine Silbe darüber verliert. Von Nem. III an finden wir in diesen Auszügen nur vereinzelte erkennbare Uebereinstimmung mit den edirten Scholien; überwiegend weichen sie in Paraphrase und Erklärung von denselben ab, theils in der Sache und besonders auch im Ausdruck. Was wir darin vor uns haben, trägt ein sehr neues Gepräge. An Moschopulos oder Triklinios erinnern sie kaum einmal. Auch für Thomas sind sie zu geringfügig.

Zum Schluss giebt der Verfasser, gleichsam als Probe für das gefundene Resultat seiner Untersuchungen, die ältere Paraphrase von Pyth. IV zusammenhängend aus dem damit verbundenen Commentar des Paraphrasten ausgezogen, und von Pyth. IX den ganzen Commentar des älteren Paraphrasten nebst seiner Paraphrase zusammenhängend, und die daran gefügten Auswüchse und Ansätze anderen Ursprungs davon geschieden S. 120—158. Links steht alles, was dem älteren Paraphrasten angehört, sein Commentar nebst seiner Paraphrase. Die Paraphrase ist jedesmal eingerückt. Rechts steht alles übrige aus den Scholien.

Es erscheint dem Referenten nicht unpassend, hier das Urtheil des Recensenten im Lit. Centralbl. S. 302 f. Jahrg. 1874 zu wiederholen: »Und sieht man nun die praktischen Ausführungen an, dann wird man wohl überrascht durch die lesbaren, von demselben Geiste getragenen, in einheitlicher Sprache verlaufenden Darstellungen, die nun an Stelle des wüsten Chaos getreten sind. J. man kann ein Erstaunen nicht unterdrücken, wie es doch gekommen, dass bisher kein Herausgeber den so evidenten Zusammenhang gefunden hat. Gewiss, erst wenn eine derartige Sonderung möglichst überall durchgeführt sein wird, werden die Leistungen der alten Grammatiker wahren Werth erlangen, und es wird sich die Spreu von dem Getreide sichten lassen.«

Eingefügt in die Untersuchungen über die Pindarscholien sind excursartige Ausführungen über *σύνταξις* (S. 39—45), über die Ausbreitung der Dichterparaphrase und ihre Verkennung (Rhetorische Paraphrase. Grammatische Paraphrase. Paraphrase durchflochten mit Commentar. Zerbröckelte Glossen aus ursprünglich zusammenhängender Paraphrase S. 49—72), über *ὄπισθεν*, *ἔμπροσθεν*, *πρώην* bei den Byzantinern (S. 101—104), über *τὸ σημεῖον χ*, über *ζητεῖται* (S. 104f.) und über den technisch-grammatischen Gebrauch von *λέγειν* und *γράφειν* (S. 191—197), alles vortreffliche und reife Früchte der umfassendsten Studien, die der Verfasser in freigebigster Weise mittheilt, überall anleitend und den Weg für fernere Untersuchungen zeigend. Ein ebenso trefflicher Beitrag zur philologischen Quellenkunde ist der Anhang über den falschen Hesychius Milesius und den falschen Philemon, von denen der erste Aufsatz bereits 1862, der andere 1872 erschienen waren.

Zu besprechen sind sodann zwei Arbeiten, die einzelne

Punkte in dem grossartigen Werke von August Lentz: Herodiani technici reliquiae zu berichtigen unternehmen. Je fester wir überzeugt sind, dass die Arbeit von Lentz allen neueren Forschungen über die Geschichte der alten Grammatik zu Grunde gelegt werden muss, und je mehr wir in Folge dessen hoffen, dass sein Werk immer fleissiger benutzt werden wird, um so sorgfältiger müssen wir von allem Akt nehmen, was den Anspruch erhebt diesen abschliessenden Leistungen gegenüber im Einzelnen als berichtigend oder weiter ausführend auftreten zu können. Die erste dieser Arbeiten ist:

Ob Arcadius oder Theodosius? von C. E. G e p p e r t. — Hermes. 7. Bd. (1873). S. 251—257.

Für die Wiederherstellung der *καθολικὴ προσῳδία* des Herodian ist ein Auszug aus dem vollständigen Werke desselben wichtig, der von einem Theile der Handschriften dem Theodosius, von andern dem Arcadius zugeschrieben wird. Bis vor Kurzem war es allgemeiner philologischer Gebrauch den Arcadius als den eigentlichen Verfasser dieser Epitome zu bezeichnen. Freilich hatte der neueste Herausgeber derselben, M. Schmidt, weil er sich weder für Theodosius, noch für Arcadius zu entscheiden wagte, die *ἐπιτομὴ τῆς καθολικῆς προσῳδίας Ἡρωδιανοῦ* ganz ohne jegliche Bezeichnung des Autors erscheinen lassen. Doch zeigte Lentz (S. CXXXIII), der Schmidt deswegen tadelt, nach sorgfältiger Erwägung aller Gründe, dass an Arcadius festzuhalten sei (quare optimum duco epitomen Catholicae, ut ab aliis compendiis velut Joannis Alexandrini discernatur, sub Arcadii nomine etiam in posterum venditari neque Arcadii nomen a Schmidtio in fronte libri omissum probo).

Gegen diese Ansicht trat zunächst E. Hiller in seiner sehr ausführlichen Recension des Lentzschen Herodian — Fleckeisen, Jahrbücher. 103. Bd. S. 516f. — auf und that dar, dass Theodosius als Verfasser der Epitome besser beglaubigt sei; seine Autorschaft werde nur durch die Ueberschriften der beiden Pariser Handschriften 2102 und 2603, der schlechtesten, welche wir von dem Auszuge haben, zweifelhaft gemacht.

Denselben Gegenstand behandelt nun noch einmal Geppert in dem zu besprechenden Aufsatze, ohne auf seinen Vorgänger Hiller, mit dessen Ansichten er mehrfach übereinstimmt, Rücksicht

zu nehmen. Es scheint, dass ihm die erwähnte Recension nicht bekannt geworden ist.

Geppert hat dem Streite über den Verfasser dadurch eine neue Wendung und nach der Meinung des Referenten einen genügenden Abschluss gegeben, dass er die Frage nicht stellt, ob Arcadius oder Theodosius der Verfasser der vorliegenden Schrift ist, sondern vielmehr, ob in der That diesen beiden genau derselbe Text zugeschrieben werden kann, oder ob der Inhalt ihrer Schriften wenigstens dem Umfange nach ein verschiedener war. Dies Letztere geht aus den Codices deutlich hervor. Die Handschriften der *ἐπιτομή* zerfallen nämlich in zwei Klassen. Zu der ersteren, welche die älteren und besseren codd. enthält, gehören der Hauniensis, Matritensis und Bodleianus. Alle drei erstrecken sich über alle Bücher des Herodian, das 20. ausgenommen, und führen den gemeinsamen Titel *κανόνες τῆς καθολικῆς προσῳδίας τοῦ σοφωτάτου Ἡρωδιανοῦ, οὓς περιέτεμε Θεοδόσιος ὁ γραμματικὸς φυλάξας τὸν ἀριθμὸν τῶν βιβλίων.* Vorher geht ein Inhaltsverzeichniss und vor diesem steht eine Vorrede des Epitomators: *πρόλογος οἶμαι Θεοδοσίου εἰς τοὺς κανόνας τῆς καθολικῆς προσῳδίας τοῦ σοφοῦ Ἡρωδιανοῦ.* Die zweite Classe, die schlechtere Textesüberlieferung, repräsentiren die beiden Parisini 2102 und 2603, von denen der erste allein von allen einen freilich nur sehr dürftigen Auszug auch aus dem 20. Buche des Herodian enthält. Hier wird die Epitome dem Arcadius zugeschrieben. Auch im Parisinus 2603 lautet der Titel *Ἀρκαδίου γραμματική*, doch enthält er nur, wie die drei zuerst genannten Handschriften, das 1.—19. Bnch.

Lentz stiess nun hauptsächlich an jenem *οἶμαι* im Prolog an; er glaubte hieraus offenbar abnehmen zu können, dass die ganze Epitome nur durch Vermuthung dem Theodosius beigelegt würde und hielt deshalb an dem durch die geringere Handschriften-Classe genannten Arcadius fest. Hiergegen machte Hiller zuerst darauf aufmerksam, wie der Umstand, dass in der besseren Textesüberlieferung das Vorwort nur mit einem unsicheren *οἶμαι* dem Theodosius zugeschrieben wird, von keinem Belang sei: in der vor dem ersten Buche stehenden Ueberschrift heisst es ganz bestimmt *οὓς περιέτεμε Θεοδόσιος*, und jenes *οἶμαι* habe der Schreiber der dem Hauniensis, Matritensis und Bodleianus zu Grunde liegenden Hand-

schrift wohl nur darum gesetzt, weil er das Vorwort ohne Titel fand.

Dasselbe thut Geppert, gleichzeitig hebt er aber den bereits vorhin erwähnten Unterschied in dem Umfange der Epitome bei den beiden Handschriften-Gruppen hervor und kommt dabei zu folgendem Resultate (S. 252): Theodosius verfasste einen Auszug aus der καθολικὴ προσῳδία des Herodian, von dem aber der zum 20. Buch entweder nicht von ihm angefertigt, oder vielleicht auch verloren gegangen ist. Arcadius, der den Herodian wahrscheinlich überhaupt nicht mehr gekannt hat, denn sonst hätte er jenen selbständig excerpirt und nicht die Arbeit des Theodosius mit buchstäblicher Abhängigkeit wiedergegeben, machte hiervon eine lückenhafte und incorrecte Abschrift, die er zunächst mit einem Abschnitt aus der Grammatik des Theodosius verband, worauf er dann den Auszug eines unbekannten Verfassers von dem 20. Buch des Herodian folgen liess, denn ein so berühmtes Werk ist im Alterthum von mehreren Grammatikern excerpirt worden, nicht allein vom Theodosius, wenn schon es auch nicht unmöglich ist, dass Arcadius noch die Epitome des 20. Buchs vom Theodosius in Händen gehabt und copirt hat, die in unseren Handschriften des Theodosius fehlt. Das Einzige, was dabei aus seiner Feder floss, war die überleitende Bemerkung, die die heterogenen Theile mit einander verknüpfte. Sein Verdienst war daher ein möglichst geringes und wir verdanken ihm allein nur die Abschrift des 20. Buchs der καθολικὴ προσῳδία. Man kann ihn daher, wenn es sich um die ihm zugeschriebene Schrift περὶ τόνων handelt, nur unter die Zahl der Compilatoren, nicht einmal unter die der Epitomatoren rechnen. Wenn er es aber wagte, an die Stelle des Theodosius, der in allen älteren und besseren Handschriften als Verfasser der ἐπιτομή angegeben wird, seinen eigenen Namen zu setzen, so liegt darin eine Fälschung.

Im Folgenden beweist der Verfasser seine Behauptung, dass des Arcadius Abschrift von der Epitome des Theodosius eine lückenhafte und incorrecte sei, durch eine Vergleichung der beiden Parisini mit dem Hauniensis, besonders aber mit dem Matritensis, der stellenweise sogar einen besseren Text bietet als der Hauniensis. Es ist sehr wünschenswerth, dass der Verfasser die anderen versprochenen Mittheilungen aus dem Matritensis bald folgen lasse.

Die zweite hier zu nennende Arbeit ist von

Benedictus Niese, De Stephani Byzantii auctoribus. Commentatio prima. Kiliae 1873. Schroeder & Co. 80 Pf.

Der Verfasser vorliegender mit eingehender Sachkenntniss und scharfsinnigem Fleisse gearbeiteter Abhandlung geht von demselben Gesichtspunkte aus, welchen Hiller in der oben bereits erwähnten Recension des Lentz'schen Herodian gehabt hat. Referent muss zunächst auf diesen mit einigen Worten eingehen.

Vor Lentz hatte bereits Ritschl (De Oro et Orione S. 51) bemerkt, dass in den Ethnika des Stephanus, dem nach seinem eigenen Zeugniss S. 463, 1 verschiedene Exemplare des Herodian vorlagen, die grammatischen Bemerkungen grössten Theils diesem Autor entnommen seien; Stephanus freilich hat seine Quelle, wie es scheint absichtlich, oft verschwiegen um mit der angeblich eigenen Gelehrsamkeit zu glänzen. Dieses Verhältniss hat dann Lentz S. CXXXXI sq. im einzelnen, besonders an den Regeln über die Bildung der Gentilia, an der Declination, der Orthographie, der Accentuation gründlich und überzeugend bewiesen.

Soweit hat Lentz keinen Widerspruch erfahren. Doch ging er viel weiter, indem er S. CXXXVII seine Ansicht über Stephanus kurz in die Worte zusammenfasste, dass dessen Ethnika fast ganz aus Herodian abgeschrieben seien. Stephanus habe die Schriften Herodian's, besonders die *καθολικὴ προσῳδία*, nach geographischen und sprachlichen Gesichtspuncten excerpirt, die Excerpte, die auf dasselbe Land, Volk etc. sich bezogen und die Herodian an ganz verschiedenen Stellen behandelt hatte, zu einem Artikel zusammengeschweisst und dann das Ganze alphabetisch geordnet.

Hiergegen richtete sich nun mit grosser Entschiedenheit Hiller, indem er hervorhebt, dass uns dann Stephanus als ein Plagiarius der kläglichsten Art erscheinen würde, und dass es kaum zu begreifen sei, wie er sich als ein solcher Plagiarius die Sache so ausserordentlich unbequem und mühselig gemacht hätte, während ihm doch die Ethnika des Oros, die er jedenfalls benutzte, ein so bequem und leicht zu benutzendes Material darboten. Ich übergehe, um nicht zu lang zu werden, alles das, was Hiller noch anführt, um zu zeigen, wie Lentz in der Herbeiziehung des Stephanus wohl zu weit gegangen sei. Das Resultat seiner Unter-

suchungen lautet a. a. O. S. 529 folgendermassen: Nach alle dem scheint mir die Beantwortung der Frage nach den Quellen des Stephanus keineswegs so einfach, wie sie es nach Lentz sein würde, und die Annahme, dass seine Ethnika fast nur auf Herodian beruhen, schwer haltbar. Stephanus war ein Compilator, dies wird Niemand in Abrede stellen, aber die Zahl der Werke, die er compilirte, war wohl nicht so klein, wie Lentz meint, und es scheint ihm bei seinen Ethnika, denen er *προτεχνολογήματα* wahrscheinlich speziell grammatischen Inhalts vorausschickte, in der That auf möglichst grosse Sorgfalt und Vollständigkeit angekommen zu sein.

Von dieser Ueberzeugung geht nun auch Niese in der vorliegenden Arbeit aus. Er zeigt in dem ersten Theile, dass ausser Herodian zunächst auch Hecataeus, Herodot, (S. 15) Polybius (S. 17) und Strabo (S. 21) im Original von Stephanus benutzt seien (S. 26: hanc opusculi mei partem finio, qua id demonstratum esse confido non paucos scriptores, imprimis Hecataeum, Herodotum, Polybium, Strabonem ab ipso Stephano non modo lectitatos esse, sed etiam excerptos, nominaque eorum geographica in litterarum seriem recepta). Ueber Strabo fasst er sich kürzer, weil Lentz selber S. CLXXIX einräumt, dass Stephanus direct manches aus ihm entnommen habe.

Weniger sicher ist sich der Verfasser über Theopompus, Phlegon, Charax, Alexander u. a.

Der zweite grössere Theil der Abhandlung beschäftigt sich von S. 26 ab bis gegen Ende mit Philo, dem praecipuus fons des Stephanus, de quo non minimam partem rivulum suum deduxit (S. 40). Zunächst berichtigt der Verfasser die chronologische Ueberlieferung über diesen Grammatiker, gestützt auf von Gutschmid und Huebner. Nach Suidas ist Philo *ἐπὶ τῶν χρόνων ἐγγὺς Νέρωνος* geboren und stand, als Herennius Severus Consul war, im 78. Lebensjahre. Clinton setzte dieses Consulat ins Jahr 119 p. Chr. und lässt demnach Philo 42 n. Chr. geboren sein, was doch der ausdrücklichen Bemerkung des Suidas, Philo sei geboren *ἐπὶ τῶν χρόνων ἐγγὺς Νέρωνος* direct widerspricht. Ueberdies ist 119 nicht Herennius Severus, sondern L. Catilius Severus Consul gewesen. Demnach hat sich Clinton offenbar versehen. Nun findet sich in einer Inschrift bei Gruter (182, 4) und bei Panvinius fast. S. 225.

T. HOENIO. SEVERO.

welche absurde Namensform Gutschmid in Herennius geändert hat, ein Verfahren, welches durch eine andere Inschrift bei Ligorius (Taur. vol. 15. fol. 15. 16) gestützt wird, wo derselbe Consulname so geschrieben ist

C. THOPHENIO. SEVERO.

Wenn man hier das C tilgt, so entsteht aus THOPHENIO viel leichter T. HERENNIO als T. HOENIO. In beiden Inschriften wird ein M. Peducaeus als College des Severus genannt. Diesem können wir mit Sicherheit das Jahr 141 p. Chr. zuweisen, also muss Philo 64 p. Chr. geboren sein, als Nero noch regierte.

Dieser Philo nun hat ein Buch *περὶ πόλεων καὶ οὓς ἑκάστη αὐτῶν ἐνδόξους ἤνεγκε* verfasst, welches von Stephanus in der ausgedehntesten Weise benutzt worden ist, wie der Verfasser meint. Darauf kommt auch Hiller S. 527 zu sprechen und hebt hervor, dass weder in der Schrift Herodian's *περὶ Ἰλιακῆς προσῳδίας, περὶ διχρόνων* und *περὶ μονήρους λέξεως*, noch bei Choeroboscus und Theognostus, noch in den Fragmenten *περὶ παθῶν* Philo jemals citirt wird. Es hätte auch wenig Wahrscheinlichkeit, dass Herodian das Werk eines so späten Autors in so ausgedehnter Weise sollte zu Rathe gezogen haben, da ihm, vielleicht die phönikischen Namen ausgenommen, dieselben Quellen zu Gebote gestanden hätten. Für Stephanus dagegen musste es ein äusserst erwünschtes Hülfsmittel sein. Man würde daher wohl alle diese Stellen der *καθολικὴ προσῳδία* entziehen müssen.

S. 30 meint Niese, dass über 100 Städte und deren berühmte Männer aus diesem Philo von Stephanus entnommen seien. Ebendaher stammen dann auch die Quellenangaben bei Stephanus, welche über diese *ἔνδοξοι* gemacht werden, so z. B. Eudoxus, Plato, Didymus, Philemon (Philon), Neanthes, Apion, Dionysius von Halicarnassus. Ferner sind auch die *πίνακες*, die bei Stephanus zuweilen erwähnt werden, dem Philo zuzuweisen (S. 31).

Was Stephanus an verschiedenen Stellen über die Demen der Athener giebt, ist stets in derselben Art und Weise abgefasst, und muss daher wohl von einem Grammatiker herrühren. Didymus hat zwar, wie M. Schmidt S. 352 meint, eine *ἀναγραφὴ δήμων* verfasst, doch ist es schwer glaublich, dass Stephanus den Didymus noch gelesen hat. Auch hier wird wohl nach des Verfassers Meinung Philo die Mittelsperson gewesen sein, aus welcher Stephanus seine Weisheit schöpfte.

Ja auch die oft bei Stephanus genannten Metonomasiai werden (S. 37) dem Philo zugeschrieben, der sie seinerseits wieder von einem Nicanor (wohl zu unterscheiden von dem bekannten alexandrinischen Grammatiker *ὁ Στιγματίας*) entnommen haben soll (S. 40), so dass also auch die scheinbaren Citate aus diesem dennoch aus Philo hergeleitet sind.

Zum Schluss stellt noch der Verfasser die Behauptung auf, Stephanus habe bei der Abfassung seiner Ethnika einen alphabetischen Städtecatalog benutzt, ganz ähnlich dem, welchen François Lenormant Philologus XXV S. 147 herausgegeben hat und der bei Müller Histor. graec. fr. V. S. LXVI abgedruckt ist. Bei der Gelegenheit macht Niese auch darauf aufmerksam, dass die Scholien zum Plato, wo sie Geographisches enthalten, gleichfalls einem solchen alphabetischen Index entnommen zu sein scheinen. Diesen Städtecatalog versetzte Stephanus noch mit allerlei sachlichen Notizen und Citaten aus anderen Quellen, so dass es öfter vorkommt, wenn gleichnamige Städte unter einem Lemma angeführt sind und gesagt wird, wie viel es deren giebt, dass der eigentliche Artikel über die genannte Zahl hinaus noch andere Städte enthält, eben die Zusätze des Stephanus aus anderen Quellen zu dem abgeschriebenen Städtecatalog. Die hinzugefügten Städte werden aber nicht weiter gezählt, sondern mit *ἔστι καὶ* angefügt, ein Verfahren, wie es eines Herodian völlig unwürdig sein würde.

Der Verfasser, welcher S. 50 das Resultat seiner Arbeit mit folgenden Worten zusammenfasst: hoc demonstrasse videor non eam viam ingrediendam esse, Lentzius qua praeivit, sed ita melius rem institui posse, ut collatis cum Stephano primum eis scriptoribus, qui aetatem tulerunt, deinde eis, quorum sola fragmenta extant, ad suos quaeque auctores referantur — bezeichnet seine Arbeit als eine Commentatio prima und verspricht auf dem eben bezeichneten Wege fernere Untersuchungen über Stephanus Byzantius, so dass wir ein endgültiges Urtheil über die durch manche noch zu bestätigende Hypothese gefundenen Resultate bis zum Abschluss und zur Vollendung des Ganzen aufschieben müssen. Hervorheben wollen wir aber hier zum Schluss noch einmal, wie alles, was bei der grossartigen Leistung von Lentz und bei den zahlreichen sicheren Resultaten seiner Arbeit ihn im Einzelnen berich-

tigen kann, von uns mit der grössten Dankbarkeit aufgenommen werden muss, und dass wir daher Niese's weiteren Arbeiten über Stephanus mit grossem Interesse entgegensehen. Besprochen ist die Abhandlung im Litterarischen Centralbl. Jahrg. 1873 S. 1511 von *δϑ*.

Einen weiteren Beitrag zur Erforschung unserer philologischen Quellen haben wir in der nachfolgenden kleinen Abhandlung, welche Lehrs zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum gewidmet wurde:

De Etymologici Magni fontibus. Scripsit Otto Carnuth, Dr. phil. Berolini 1873. Borntraeger. (E. Eggers.) 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser zeigt in diesem ersten Theil seiner Untersuchungen über die Quellen des Etym. M., wie von demselben des Aristonicus Schrift *περὶ Ἀριστάρχου σημείων Ὁμήρου* benutzt worden ist.

Das Etym. M. citirt den Aristonicus selber 5 mal; daran schliessen sich 2 Stellen, die nach dem Zeugniss des Etym. Gud. aus den *ὑπομνήματα* desselben Autors entnommen sind. Hiervon handelt der Verfasser im 1. Abschnitte; im 2. werden die Stellen angeführt, die wörtlich aus Aristonicus, ohne dass dieser genannt wird, abgeschrieben sind. Deren sind 15. Ihnen folgen im 3. Capitel 50 Stellen, in welchen aristoniceische Bemerkungen mit Notizen aus anderen Quellen zusammengeflossen sind. Doch hat der Verfasser jene durch sorgfältige Vergleichung mit dem sicher gestellten Eigenthum des Aristonicus von diesen überall wieder geschieden. Unter No. IV behandelt derselbe sodann 88 Stellen, in denen — bei weitem der schwierigste Theil der ganzen Untersuchung — dem Inhalte nach aristarchische Lehren enthalten sind, die wohl der Vermittelung des Aristonicus ihre Aufnahme in das Etym. M. verdanken, obgleich hier völlige Sicherheit in dem Beweise, dass dieselben gerade von Aristonicus herstammen, nicht überall möglich gewesen ist. Den Schluss der kleinen Abhandlung bilden 5 Stellen, die nach dem Zeugniss des Etym. M. dem Aristarch angehören, wohl aber dennoch demselben Buche des Aristonicus entnommen sind.

In den vier ersten Capiteln sind überall die in den Homerscholien enthaltenen ächten Fragmente des Aristonicus den einzelnen Artikeln des Etym. M. gegenübergestellt und dadurch der

Text des letzteren an mehreren Stellen verbessert; im 5. Capitel war dies nicht möglich, da die dort erwähnten Bemerkungen des Etym. M. in den Scholien keine Parallelen haben. Ein genauer Index über alle behandelten Wörter und Stellen schliesst das Ganze ab.

Dieser Untersuchung wird sich eine Reihe anderer anschliessen, worin zunächst das Verhältniss der übrigen Aristarcheer, besonders des Didymus und Herodian, zu dem Etym. M. klar gestellt und sodann eine Prüfung der anderen Quellen gegeben werden soll. Recensionen über diese Abhandlung sind erschienen in den Wissenschaftlichen Monatsblättern Jahrg. 1873 No. 3 von Lch., im Litterarischen Centralblatt Jahrg. 1873 S. 1166 von Cl. und im Philologischen Anzeiger Jahrg. 1874 S. 143 von Georg Schömann.

Zu nennen ist dann noch folgende Ausgabe des Ammonius:

Ἀμμωνίου περὶ ὁμοίων καὶ διαφόρων λέξεων. βιβλίον ἀναγκαιότατον πᾶσι τοῖς τὴν Ἑλληνικὴν παιδείαν σπουδάζουσι μετὰ προσθήκης λέξεων καὶ σημειώσεων ὑπὸ Ζωσίμα Ἐσφιγμενίτου. ἐν Ἀθήναις. τυπογρ. Ν. Ρουσσοπούλου 1873.

Dieselbe ist, wie der Verfasser in der sehr knappen Vorrede selber sagt, nichts weiter als ein Wiederabdruck der im Jahre 1813 in Venedig neu aufgelegten, jetzt selten gewordenen Aldina mit Zusätzen aus Herennius Philo und Thomas Magister. Ausserdem finden sich noch unter dem Texte eine Reihe biographischer Notizen über die citirten Schriftsteller, doch weiss man nicht recht, für wen dieselben bestimmt sind. Referent meint, dass jeder, der den Ammonius gebraucht, doch auch wohl wissen wird, wer Alkman, Menander, Diphilus, Callimachus, Sappho, Dinarch, Eubulus, Antiphon, um diese herauszugreifen, gewesen sind und wann sie ungefähr gelebt haben. Was soll man zu folgender Notiz (S. 49) sagen? *Δίδυμος ὁ ἐπονομασθεὶς Χαλκέντερος Ἀλεξανδρεὺς ἤκμασε τῷ* 15. *Μ. Χ. συνέγραψε πάμπολλα, ὡς λέγουσι, συγγράμματα. σώζονται δὲ μόνον τὰ μικρὰ λεγόμενα σχόλια εἰς τὴν τοῦ Ὁμ. Ἰλ. καὶ Ὀδυσσ.* Was der Verfasser sonst für Ammonius gethan, sagt er nicht; um andere Ausgaben, speziell die von Valckenaer, scheint er sich nicht gekümmert zu haben. Um ein Beispiel anzuführen, ist S. 67, 12 die evidente Correctur Valckenaer's: *Ἀριστόνικος ἐν ὑπομνήματι Ἑκάλης ἐπὶ στίχου »ὀλίγην νησῖδα Καλυ-*

φοῦς« φησὶν οὕτως, ὀλίγην μικράν etc. gar nicht berücksichtigt, dafür steht wieder der alte Unsinn der Aldina. Der Verfasser zieht es vor in der Einleitung zum Kaufen seines Buches, das nicht besonders ausgestattet ist, einzuladen *πρὸς ἀπότισιν τῶν ἐξόδων*. Referent konnte dasselbe nicht eingehender prüfen, da er es ganz kurz vor Abschluss dieses Jahresberichts erhielt, und ihm jene Venetische Ausgabe nicht zur Hand war; er behält sich aber vor eventuell auf dasselbe im nächsten Jahresberichte zurückzukommen.

Schliesslich sind noch einige Verbesserungsvorschläge zu den griechischen Grammatikern, zunächst zu den Homerscholien zu nennen:

1) Hercher zu griechischen Prosaikern (Hermes Jahrg. 1873 S. 468) schreibt in dem Scholion A D zu B 494 — S. 80b, 4 —: *ἡ δὲ* (die Kuh des Kadmos) *διεξιοῦσα πᾶσαν Βοιωτίαν ὀκνήσασα ἀνεκλίθη* statt *ὀκνήσασα ὀκλάσασα*.

2) In dem Scholion B L zu Δ 147 — S. 127b, 30 — werden aus Pisander folgende Verse citiert:

> »*ξανθοκόμης, μέγας ἦν, γλαυκόμματος, ἄρτι παρειᾷ*
> *λοχμάζων, εὔκνημος*«.

Da *ἄρτι* und *λοχμάζων* nicht gut zu einander passen, auch *λόχμη* sich vom Barte nur einmal im komischen Sinne bei Aristophanes findet, dem epischen Sprachgebrauch also fremd zu sein scheint, hatte Meineke zum Theokrit S. 318 vorgeschlagen *ἄρτι παρειὰς Χνοιάζων* zu lesen. Haupt Coniectanea LXIV (Hermes pro 1873 S. 7) corrigirt mit grösserer litteraler Aehnlichkeit *ἄρτι παρειὰν Λαχνάζων*.

3) Das Scholion Victor. zu Ξ 230:

**** ἔστι τις γείτων πόλις. ἀντὶ τοῦ νῆσος. οἱ δὲ ἀντὶ τοῦ χώρα. ἐν ψηφίσματι * * τίθεται Καρτερός ἐστιν Αἴγυπτον καὶ Λιβύην τὼ πόλεε.*

ergänzt Cobet in seinen Miscellanea philologica et critica — Mnemosyne, nova series vol. primum, pars III S. 234 — sehr schön aus einem Scholion des Aristophanes Byzantinus zu Aristoph. Pac. v. 250: *ὅτι πόλιν εἶπε τὴν Σικελίαν νῆσον οὖσαν, καὶ Ὅμηρος πολλάκις τὰς νήσους πόλεις καλεῖ, ὡς τὸ »Λῆμνον δ' εἰσαφίκανε πόλιν*

θείοιο Θόαντος« — Ξ 230 —. *καὶ Πίνδαρος δὲ περὶ τῆς Αἰγίνης »ά μὲν πόλις Αἰακιδᾶν« καὶ Εὐριπίδης* (Jon. 297) *»Εὔβοι' Ἀθήναις ἐστί τις γείτων πόλις«.* Den zweiten Theil des Scholions hat Meineke zum Stephanus Byzantius S. 718 geheilt: *ὡς ἐν ψηφίσματι, ὃ παρατίθεται Κρατερός· »ἐς τὴν Αἴγυπτον καὶ Λιβύην τὼ πόλεε«.*

4) Roemer zu den Odysseescholien (Fleckeisen's Jahrbücher Jahrg. 1873 3. u. 4. Heft) schlägt vor, in dem Scholion des cod. H zu λ 580 — S. 522, 24 —: *πόθεν ᾔδει τῶν κολάσεων τὰς αἰτίας* statt *τῶν κολάσεων* zu lesen *τῆς κολάσεως.* Diese Bemerkung kann sich nämlich nur auf die Strafe des Tityus beziehen V. 550 bis 551, weil in dem Folgenden die Ursachen für die Strafen des Tantalus und Sisyphus vom Dichter nicht angegeben werden.

5) In der Erklärung des apollinischen Beiwortes *λυκηγένης* steht bei Eustathius zu Δ 101 S. 448: *διὸ καὶ Ἀπόλλωνι κατὰ μῦθον ὁ λύκος αἰνεῖτο.* Da *αἰνεῖτο* hier keinen Sinn giebt, so hatte bereits O. Jahn in seiner Ausgabe der Soph. Electra, Bonn 1861, S. 24 *ἀνέκειτο* vermuthet, was dem Sinne nach jedenfalls richtig ist, aber von der Ueberlieferung zu sehr abweicht. Roscher (Fleckeisen's Jahrbücher Jahrg. 1873 Heft 5) schlägt daher das viel näher liegende *ἀνεῖτο* vor.

6) Haupt Coniectanea CXII — Hermes Jahrg. 1873 S. 371 — bemerkt, dass in dem Scholion zu Eurip. Hec. V. 100 — S. 244 Dind. — statt *χορὸς διαιρεῖται εἰς τρία, εἰς στάσιμα, εἰς παροδικὰ καὶ εἰς κωμικά* zu lesen ist *κομματικά* oder vielleicht *κομμικά. κομματικά* steht auch in der *ὑπόθεσις* der Perser des Aeschylus und bei Pollux IV, 33.

7) Handschriftliche Verbesserungen von C. E. Geppert. Hermes Jahrg. 1873 S. 365. In der vita des Herodian, welche aus dem Paris. 2603 Osann zum Phil. S. 306 hat abdrucken lassen, und die auch Lentz Herodian S. VI wiederholt hat, müssen die Worte *τῷ γένει δὲ ἦν Ἀλεξανδρεύς* bis *ἔνθα καὶ ἐτάφη* auf den Apollonius, nicht auf Herodian bezogen werden, wie der Cod. No. 97 der Nationalbibliothek in Madrid beweist.

8) Derselbe zu den griechischen Grammatikern l. c. S. 365. Meineke Comici graeci S. 1235. 2. Bd. hat ein Scholion aus Cramer's Anecdota Paris. abdrucken lassen über die alexandrinischen Grammatiker zur Zeit des Ptolemaeus Philadelphus und die von

ihnen verwaltete Bibliothek. In diesem hat Meineke einen Satz ausgelassen, der schon bei Cramer steht, und den auch Geppert im cod. Toletanus 102, 35 gelesen hat. Die Worte sind nach *καὶ Λυκόφρων διωρθώσαντο* ausgelassen und lauten: *τὰς δέ γε ποιητικὰς Ζηνόδοτος πρῶτον καὶ ὕστερον Ἀρίσταρχος διωρθώσαντο.* Ausserdem macht Geppert darauf aufmerksam, dass, wo es bei Cramer S. 1241 von der Ausstattung der Scene heisst *εἰς τόπον ὁρῶν*, und Meineke *ὀρῶν* geschrieben hat, der Toletanus *ὁδῶν* giebt.

Cobet's Verbesserungsvorschläge zum Suidas und zu den Scholien des Plato aus der Mnemosyne wird der nächste Jahresbericht bringen.

Bericht über die im Jahre 1873 veröffentlichten auf die lateinische Grammatik bezüglichen Arbeiten.

Von

Dr. H. Merguet

in Königsberg in Preussen.

Ueber die lateinische Formenlehre handeln folgende Schriften:

1) Genetive der 2. Declination auf -um; von E. Wölfflin (Philologus Bd. 33 S. 66).

Der Verfasser will an zwei Stellen, Sall. hist. 2, 22 und per. Liv. 21, aus handschriftlichen Varianten Saguntinum statt Saguntinorum herstellen, ebenso triarium in einem Fragment des Sempronius Asellio.

2) Umbrische Studien; von J. Savelsberg. (Zeitschr. für vergl. Sprachf. Bd. 21, S. 97—237).

In 16 Abschnitten ist eine Anzahl Lautwandlungen im Umbrischen erörtert, welche dem Verfasser Veranlassung zu mitunter recht weitgreifenden Form dafür und Worterklärungen geben. Es ist besprochen der Lautwandel von n in m, der Abfall von n und m, die Umwandlung von n in l, die Verdoppelung des n, die Schreibung einfacher Consonanten statt doppelter, die Krasis, die aus i und u entwickelten Hilfslaute j und v, der Vorschlag eines i vor andern Vocalen, hauptsächlich vor a und u, das Nachtönen eines i nach u, das Erscheinen von i statt ui, die Bezeichnung des v durch f, der Lautwandel von v in h. Namentlich dieser letztgenannte Abschnitt enthält eine Reihe neuer auch das Lateinische,

Griechische und andre Sprachen betreffender Erklärungen. Auf Grund der dialektischen Conjugationsformen mit v und h wie osk. tríbarakavum, sakahíter, umbr. stahu u. a. nimmt der Verfasser nämlich an, dass die Stämme sämmtlicher lateinischer Verba auf -are, -ēre, -ire, ebenso auch die der dialektischen und griechischen Analoga ursprünglich auf v endigten. Er sieht daher in dem umbrischen ah, eh, ih und aha, ehe, ihi nicht wie Aufrecht und Kirchhoff eine Längenbezeichnung oder Zerdehnung, sondern die ältere Gestalt der Stämme mit Umwandlung des ursprünglichen v in h. Auch in einer Anzahl griechischer Formen glaubt er noch dieses stammauslautende ϝ zu erkennen. Aus diesem v, das später freilich meistens geschwunden sei, habe sich dann auch das b der Imperfect- und Futurendung -bam, -bo und des Suffixes -bundus entwickelt. Da diese Annahme wegen ihrer weitgreifenden Bedeutung und wegen des umfassenden zu ihrer Begründung beigebrachten Materials eine eingehende Prüfung der Gründe, auf welche sie gestützt ist, erfordert, so kann hier nur kurz erwähnt werden, dass bei ihr der Vocal hinter dem h, den der Verfasser theils Binde-, theils Bildungsvocal nennt, unerklärt bleibt; dass ferner dann den verschiedensten Formen in älterer Zeit gleiche Gestalt zuzuschreiben sein würde, z. B. dem hier angenommenen Conj. Fut. I auf -verim und dem Conj. Perf. auf -verim. Restaverit aus Propertius und implicaverint aus Livius, die der Verfasser für solche Conj. Fut. I hält, sind doch wohl nur nach falscher Analogie gebildete Perfectformen. Ferner zeigt sich eine gewisse Inconsequenz darin, dass für Imperf. und Fut. I auf -bam, -bo die Zusammensetzung mit einem Hilfsverb als unerwiesen bezweifelt wird, worauf dann die Herleitung des b aus v folgt, bei den altlateinischen Futuren auf -so aber von ihrer »unbestrittenen Zusammensetzung mit dem Hülfsverb esse« gesprochen ist. Dass Referent wiederholt ausgeführt hat, wie j e d e Annahme einer solchen Zusammensetzung von Verbalstamm und Hilfsverbalform durchaus unhaltbar ist, bleibt dabei gänzlich unberücksichtigt. Besonders auffallend ist, dass trotz des angenommenen stammhaften v das -vi des Perfectums doch auch wieder aus fui hergeleitet wird; danach müsste denn also amavi aus *amavvi oder *amavivi oder dergleichen entstanden sein. Jedenfalls zu billigen ist es, dass die zu den abenteuerlichsten Annahmen führende Ableitung von faxo, faxim u. s. w. aus dem Perfectum aufgegeben ist und

die Formen als Bildungen vom Präsensstamm aufgefasst werden, nämlich faxo als Fut. I und faxim, faxem als dessen Conjunctiv. Referent muss jedoch dabei bemerken, dass er, was hier ebenfalls völlig unberücksichtigt geblieben ist, schon vor längerer Zeit (Entwickelung der latein. Formenbildung, 1870. S. 224) dieselben als Formen mit Präsensstamm erklärt hat, jedoch mit der Abweichung, dass faxim und faxem als differenzirte Nebenformen des Conjunctiv Aor. I angesehen wurden. — Den Schluss bilden Abschnitte über den Lautwandel von l in ṛ (rs), von s in r, in ṛ oder rs, der auch schon dem ältern Umbrisch zugeschrieben wird, und endlich über die Aphäresis des s. Neben dem vielen Beachtenswerthen, was die Abhandlung enthält, scheint der Verfasser doch zuweilen in seinen Combinationen zu weit zu gehen und namentlich die Consequenzen, welche sich daraus für andre Formen ergeben, nicht immer ausreichend zu berücksichtigen.

3) Miscellanea; von H. Kern (Zeitschrift für vergl. Sprachf. Bd. 21, S. 240—242). No. 2.

In der Endung -tte des oskischen Perfectums vermuthet der Verfasser die Contraction eines Imperfectums -tede, doch ist diese so wie jede andre Erklärung, welche ein Hilfsverb an den Verbalstamm treten lässt, bedeutungslos, so lange nicht die Möglichkeit einer solchen Composition selbst nachgewiesen ist. In No. 3 wird oskisch bratom = lateinisch gratum und cadeis = gothisch hatis erklärt.

4) Etruskische Studien; von Johann Gustav Cuno (Neue Jahrb. f. Philol. und Päd. Bd. 107. S. 649—695).

Der Verfasser führt zunächst aus, dass das Etruskische eine indogermanische Sprache sei und dem Keltischen und Umbrischen am nächsten stehe, wofür als Beweis eine Anzahl gleicher Bildungen in Ortsnamen und Flexionsformen, wie auch Uebereinstimmendes aus den Sitten und Gebräuchen dieser Völker beigebracht wird. Nach dieser Einleitung ist in 13 Abschnitten eine Reihe von etruskischen Wörtern und Formationen behandelt. Die grosse Schwierigkeit der Aufgabe, aus einzelnen sich zufällig darbietenden Spuren eine Handhabe für die Erklärung zu gewinnen, ist wohl als die Ursache davon anzusehen, dass der Verfasser zuweilen in seinen etymologischen Entwickelungen weiter geht, als

man ihm zu folgen vermag, und dass seine Ableitungen mitunter eine wenigstens sehr subjective Auffassung zeigen. Trotzdem gewinnt man aus der Abhandlung nicht nur eine Vorstellung von der Gestalt der etruskischen Inschriften, sondern auch ein allgemeines Bild von der Beschaffenheit der Sprache und von gewissen häufiger wiederkehrenden Wort- und Flexionsformen.

5) Quaestiuncula grammatica; von P. Langen. 6 S. 4. (Ind. lect. acad. Monast. Wintersemester 1873).

Der Verfasser hält Ritschl's Annahme, dass illius, istius auch als Tribrachys gelesen werden könne, nicht für statthaft; ebenso wenig will er die von Müller vorgeschlagene Aussprache illjus gelten lassen, sondern meint, dass nach Analogie der einsylbigen Aussprache von eius, huius, cuius eher zweisylbige Formen illis, istis, nullis für die betreffenden Stellen anzunehmen seien.*)

Ausserdem sind etymologische Fragen noch in den unter No. 8, 11, 14 angeführten Schriften behandelt.

Mit der Wortbildung beschäftigt sich:

6) Facere und fieri in ihrer Composition mit andern Verbis; von Dr. W. Deecke. 47 S. 8. (Programm des Lyceums zu Strassburg. 1873).

Wie bei ilicet, scilicet, videlicet findet der Verfasser auch im ersten Theil der meisten Composita von facio und fio einen verstümmelten Infinitiv. Der blosse Stamm könne es wegen der späten Entstehung dieser Zusammensetzungen nicht sein. Das Romanische zeige in seinen Conjugationsformen vielfach Verbindungen des Infinitiv mit andern Verben (die jedoch sämmtlich das r der Endung -re bewahrt haben) und im Lateinischen finde sich facio nicht selten mit dem Infinitiv construirt, ein Gebrauch, der sich wahrscheinlich aus der Volkssprache in das Romanische fortpflanzte. Es folgt ein Verzeichniss der Composita mit ihren Ableitungen und verwandten Wörtern, und zwar sind zunächst diejenigen angeführt, welche neben sich Stammverba auf -ēre haben (No. 1—44), dann solche, neben denen nur eins der 1. oder 3. Conjugation vorhanden ist (No. 45—57; dabei ist eine Reihe von Fällen eingefügt für die Ableitung von -ēre zu -idus zu -idere, die freilich zum grossen

*) [Vgl. oben S. 361 f.] Anm. der Red.

Theil nur aus verwandten Bildungen gefolgert werden); ferner solche, auf deren frühere Existenz der Verfasser aus den vorhandenen Adjectiven auf -ficus und Verben auf -ficare meint schliessen zu dürfen, obwohl er auch die Möglichkeit der unmittelbaren Analogiebildung mit Ueberspringung der Mittelstufen wenigstens für einen Theil derselben selbst zugiebt (No. 58—81). In mehreren andern äusserlich ähnlichen Bildungen sei dagegen der erste Theil vor -facere und -ficus ein Adverb oder Adjectiv; reine Missbildungen seien prodefacere und scarifieri. Durch Beispiele aus dem alten Latein und aus der Volkssprache werde die ursprüngliche Selbständigkeit beider Theile erwiesen. Bei ihrem spätern Zusammenwachsen sei das e in Stamm suē- stets lang geblieben (zugleich sind die Stämme, deren e nicht Conjugationscharakter, sondern Stammauslaut ist, zusammengestellt); für die übrigen Composita mit facere gelte das von Ritschl gefundene Gesetz, dass von den Dramatikern nur bei kurzer Stammsylbe das e gekürzt wird; bei den daktylischen Dichtern kann es aber auch lang bleiben, während es nach langer Stammsylbe nie verkürzt wird. Die Verschmelzung beider Theile erscheine endlich abgeschlossen durch die gänzliche Unterdrückung des e (arfacere, calfacere, olfacere). — Ein fühlbarer Mangel der Arbeit liegt darin, dass der Abfall der Infinitivendung -re (in einzelnen Fällen Passivum -ri) einfach angenommen ist, ohne dass auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer solchen Kürzung in formeller Hinsicht näher eingegangen wird. Es war dies aber um so nothwendiger, als die S. 8 angeführten romanischen Neubildungen mit dem Infinitiv durchweg gerade das r jener Endung bewahrt haben (über die Spuren von Infinitiven ohne -re im Lateinischen und im Sanskrit vergl. Ref. »Formenbildung«, S. 248 f.). Die angeführten vedischen Verbindungen der Wurzeln kar, dhā und bhū bieten zwar interessante Analogien, sind aber vom Lateinischen doch so unabhängig, dass sie keinen Beweis für dieses liefern können. Sehr dankenswerth dagegen ist die reichhaltige Sammlung aller dieser Composita sammt ihren Ableitungen, da man erst hieraus sowohl die weite Verbreitung solcher Bildungen zu übersehen, wie auch die Gebiete der Sprache, in welchen sie sich hauptsächlich finden, zu erkennen vermag.

Von den Arbeiten, welche die Syntax betreffen, ist zunächst anzuführen:

7) Historische Syntax der lateinischen Sprache; von Dr. A. Draeger. 2 Thle. Leipzig 1872—1874. XXXII u. 626 S. 8.

Das Vorwort giebt Auskunft über die Entstehung des Buches; die Einleitung enthält eine Uebersicht über die lexikalische und grammatische Entwickelung der lateinischen Sprache; der 1. Theil behandelt die Anwendung der einzelnen Redetheile, d. h. es sind bei den verschiedenen Wortarten die Erscheinungen durchgegangen, welche das einzelne Wort betreffen: so beim Substantiv 1) die appositionelle Verbindung des Plurals der Concreta mit dem Singular; 2) das Nomen steht statt eines gen. partit. im Appositionsverhältniss; 3) collectiver Singular der Concreta; 4) Plural der Concreta statt des Singular; 5) Plural der Concreta bei Dichtern; 6) genereller Plural der Concreta; 7) Plural der Abstracta; 8) abstractum pro concreto; 9) pluralis modestiae. In entsprechender Weise ist das Vorkommen der bezüglichen Erscheinungen bei den übrigen Redetheilen durchgegangen. Die für jeden Fall beigebrachten Beispiele sind zum Theil nach den einzelnen Schriftstellern mit Angabe der Stellen, zum Theil nur nach den Sprachperioden ohne Stellenangabe geordnet; am Schluss der einzelnen Abschnitte ist nicht selten eine aus den angeführten Beispielen entnommene Regel aufgestellt. Der 2. Theil behandelt sodann: A. Prädicat und Subject; B. Ellipse des Prädicats; C. Tempora und Modi; D. die Form der directen Frage; E. prädicatives Adjectiv; F. Casuslehre; G. die Präpositionen; H. das Attribut. Es ist dabei weniger auf eine schärfere Definition und ein innerlicheres Verständniss der Constructionen abgesehen, als auf eine äusserliche Darlegung, wann, bei welchen Schriftstellern und wie oft sich die bezüglichen Erscheinungen finden. Ebenso wenig ist im 1. Theil auf das Wesen der dort behandelten Formationen eingegangen, wo z. B. (S. 93) die im alten Latein so häufige Bildung der Adverbia auf -ter von Adjectiven auf -us kurzweg eine »unrichtige« genannt wird. Daher sind am Anfang der einzelnen Abschnitte meistens nur die zur Behandlung kommenden Erscheinungen nach Art der gewöhnlichen Grammatiken kurz angegeben und ist dann sofort zur Aufzählung der Beispiele übergegangen. In diesen letzteren liegt demnach der eigentliche Werth der Arbeit, so dass sich eine Beur-

theilung des Buches vorwiegend mit ihnen zu beschäftigen hat. Wenn die Kritik sich darüber bisher meistens nicht so günstig geäussert hat, wie man nach der Reichhaltigkeit der Sammlungen erwarten sollte, so hat hierzu ohne Zweifel auch der Verfasser selbst dadurch Veranlassung gegeben, dass er durch die Fassung seiner Darstellung Vollständigkeit und Abgeschlossenheit des Materials zu verbürgen scheint. So stellt er z. B. § 7 S. 9 seine Aufzählung der Plurale von Abstracten als sicher und erschöpfend dar; S. 107 heisst es: per an Adverbia gefügt »kommt nur vor« u. s. w. und noch häufig kehrt eine ähnliche auf Vollständigkeit Anspruch machende Ausdrucksweise wieder. Dass die Sammlungen jedoch keineswegs erschöpfend sind, sondern oft sogar recht bedeutende Lücken zeigen, ist zum Theil schon nachgewiesen (vgl. z. B. die Anzeige von F. Hoppe, Wissenschaftl. Monatsblätter 2. Jahrg. No. 10, S. 174—176), zum Theil lässt sich der Beweis mit Leichtigkeit führen. So giebt Draeger z. B. S. 367 für die Verbindung id, illud aetatis aus den Reden des Cicero die 4 Stellen an: Cluent. c. 51; Flacc. c. 41; Phil. VIII, c. 2 (illud aet.) und XI, c. 7; es fehlen die 5 Stellen: Sex. Rosc. § 64; Verr. I, § 66; II, § 37. 91; dom. § 118. So wichtig es nun für die richtige Benutzung des Buches ist, darüber orientirt zu sein, dass man nicht eine erschöpfende und in jeder Hinsicht zuverlässige Sammlung vor sich hat, sondern nur ein recht umfassendes Verzeichniss von Beispielen, und so unerlässlich daher für die Kritik die Forderung war, hierüber vollständige Klarheit zu schaffen, so wenig ist daraus dem Verfasser oder dem Buch ein absoluter Vorwurf zu machen. Dass bei so umfassenden Sammlungen manches übersehen wird, dürfte jedem leicht verständlich sein, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat; dass das Buch aber darum unbrauchbar sei, wird kaum jemand, der sich auch nur flüchtig mit dem trotzdem gebotenen Material bekannt gemacht hat, behaupten wollen. Sicherlich wäre eine absolut vollständige historische Syntax erwünschter; da sich eine solche jedoch erst dann zusammenstellen lässt, wenn eine genügende Anzahl specieller Vorarbeiten über die einzelnen Schriftsteller vorhanden sein wird, so wird man bei grammatischen Studien oft genug Veranlassung haben, es mit Dank anzuerkennen, dass inzwischen doch schon das hier gebotene reiche Material dem bequemen Gebrauch zugänglich gemacht worden ist.

Die folgenden Schriften beschäftigen sich mit einzelnen Abschnitten der Syntax, nämlich:

8) Der Dativ zur Bezeichnung der Richtung in der lateinischen Dichtersprache; von G. Schroeter. Sagan. 15 S. 4. (Jenaer Doctor Dissertation).

Nachdem der Verfasser die ihm nicht genügenden bisherigen Erklärungen dieses Dativs angeführt hat, stellt er zunächst die sämmtlichen Beispiele dieser Construction zusammen. Da er nun meint, dass sich dieser Gebrauch mit der sonstigen Anwendung des Dativ nicht vereinigen lasse, so erklärt er die angeführten Formen auf -ae, -o, -i als Locative, deren ursprüngliches -i ebenso wie in den Adverbien anf -o (eo, quo, huc, älter hoc u. s. w.) in der 2. Declination unterdrückt sei. Der Gegensatz derer auf -o zu den bekannten Locativen auf -i sei wohl so zu verstehen, dass -o mit der Bedeutung der Richtung in älterer Zeit entstand, bei häufig gebrauchten und bei manchen mit religiösen Vorstellungen zusammenhängenden Formen im Gebrauch blieb und dann von den epischen Dichtern als eine für ihre Stoffe passende Alterthümlichkeit namentlich bei Ausdrücken, welche Himmel, Erde, Meer, Unterwelt bezeichnen, wieder aufgenommen wurde, während sich die Form auf -i für die Bezeichnung der Ruhe durchbildete, die auch noch in einer Anzahl scheinbarer Dative der 3. Declination, ebenso in Formen auf -ae der 1. Declination vorliege. Denn es scheine der Locativ ursprünglich sowohl zur Angabe des Orts wie der Richtung gedient zu haben, so dass sich gesonderte Formen für beide Bedeutungen aus ihm entwickeln konnten. Eine Bestätigung seiner Ansicht findet der Verfasser in den Formen Cordubae und Romae bei Cäsar (jenes b. c. II, 19, dieses b. c. III, 108). Von den am Schluss angeführten Pluralformen dieser Art, die Schroeter für einfache Nachahmungen jener singularen hält, lassen sich manche wohl auch als gewöhnliche Dative erklären (z. B. sedibus hunc refer ante suis, Verg. Aen. VI, 152, nicht hunc refer suis sedibus, wie der Verfasser citirt); ebenso bedarf es für den Dativ des Zwecks wohl nicht erst einer zu Grunde liegenden Locativbedeutung.

So ansprechend die Erklärung jener Formen auf -ae, -o, -i als Locative mit der Bedeutung der Richtung auch sein mag, so scheint es doch fraglich, ob man dem Locativ trotz seines frühen

Absterbens in den classischen Sprachen eine solche Entwickelung zuschreiben darf, dass er sich noch in zwei Formen für die beiden Bedeutungen »wo« und »wohin« theilte. Auch fehlt der Nachweis der vom Verfasser angenommenen althergebrachten Formen, welche den Dichtern Veranlassung zur weitern Ausbildung dieses Gebrauchs gegeben haben sollen; denn die Adverbia wie quo, eo reichten doch wohl kaum hin, um sich nun auch caelo, Oceano u. s. w. zu gestatten.

9) Die Construction der lateinischen Zeitpartikeln; von Emanuel Hoffmann. 2. Auflage. Wien 1873. XVIII und 206 S. 8.

In der Vorrede weist der Verfasser den von E. Lübbert gegen ihn ausgesprochenen Tadel zurück und bemerkt, dass jetzt Caesar, Nepos, Sallustius, Velleius, Tacitus, Florus, Livius, Cicero, Horatius vollständig ausgebeutet, andere Schriftsteller gelegentlich benutzt seien. Der Gebrauch von cum mit dem Conjunctiv ist, wie aus den in der Einleitung hierüber aufgeführten Zahlen hervorgeht, um mehr als das Zehnfache ausgedehnter als der des Indicativ. Bevor jedoch der Verfasser auf die Erörterung dieses letzteren eingeht, untersucht er die Construction der übrigen Conjunctionen der Zeit, nämlich postquam (postea quam), ubi, ut, simul, simul ac, antequam, priusquam, dum, donec, quoad. Diesen allen sei es gemeinsam, dass sie sich nur mit dem Ind. der Hauptzeiten verbinden, von den Nebenzeiten aber nur den Conj. annehmen, d. h. »dass sie eigentlich nur dazu bestimmt seien, selbständiges und sich coordinirtes in temporale Beziehung zu einander zu stellen, dass sie dagegen für die Beziehung und Verknüpfung von nicht coordinirtem, also für die Verknüpfung eines Factums mit untergeordneten Umständen sich entweder gar nicht eignen, oder dass sie dann den Conjunctiv bedingen.« In der damit scheinbar in Widerspruch stehenden Verbindung einiger dieser Conjunctionen mit dem Ind. Imperf. und Plusquamperf. seien diese Tempora nicht relativ, sondern absolut, d. h. sie bezeichnen den Zustand. Das Imperf. erscheine hier also, und zwar nicht selten in Verbindung mit dem Perfect, ebenso gebraucht wie in selbständigen Sätzen. Nicht anders verhalte es sich hierbei mit dem Plusquamperfect. Dieses Tempus habe überhaupt dem Perfect ent-

sprechend eine aoristische und eine logische Bedeutung und in dieser letzteren finde es hier Anwendung, stehe also, namentlich von Verben, welche den Beginn einer Handlung bezeichnen, gleichsam mit Imperfectbedeutung (cognoverat = sciebat). Hiervon seien aber die Fälle, wo quam nach post mit einem Zeitcasus steht, streng zu scheiden. Das nämliche logische Plusquamperfect sei dann ferner auch dem logischen Perfect entsprechend bei Angabe der stetigen Wiederholung gebraucht. Dienen diese Tempora dagegen aoristisch zur Angabe eines der Haupthandlung subordinirten Factums, so stehe der Conjunctiv.

Diesem Ergebniss entspreche nun auch die Construction von cum: der Ind. kann nur stehen bei voller Selbständigkeit und voller Zeitgleichheit der auf einander bezogenen Glieder. Bei den Verbindungen ungleicher Tempora, nämlich von Präs. und Fut., Präs. und Perf. u. s. w. liege der scheinbare Widerspruch nur im grammatischen Ausdruck, nicht in der natürlichen Zeitlage der Thätigkeit. Es werden sodann die Fälle erörtert, in denen cum den Ind. hat bei scheinbar relativer Zeitgebung des Temporalsatzes, d. h. wo der Ind. Imperf. und Plusquamperf. gesetzt ist. Auch hier seien diese Tempora nicht Ausdruck der Unterordnung des Temporalsatzes unter den Hauptsatz, sondern sie bezeichnen den Zustand, der als coordinirt an den Hauptsatz angeschlossen ist. Hierauf wird die Bedeutung des indicativischen und conjunctivischen cum-Satzes entwickelt, wobei sich ergiebt, dass nur in gewissen Fällen der Ind. nothwendig ist, häufig dagegen die Wahl des Modus von der jedesmaligen Auffassung des Schriftstellers abhängt. Sodann sind die verschiedenen Gebrauchsarten von cum in der Nachstellung durchgegangen und endlich die hierher gehörigen Fälle des partitiven cum — tum besprochen.

Der Anhang enthält die gegen Lübbert's Buch »Die Syntax von quom« gerichteten Untersuchungen über den Ind. Imperf. und Plusquamperf. bei Plautus und Terentius, wobei sich das von Lübbert angenommene gänzliche Fehlen des Conj. bei cum für die ältere Zeit nicht bestätigt, und eine Begründung des Conj. bei relativer Zeitgebung im Temporalsatz.

Die aufgestellten Grundsätze stützen sich auf ein sehr umfassendes Material und die zum Theil schwierigen grammatischen Bestimmungen und Unterscheidungen sind mit Schärfe und Klarheit gegeben (vgl. S. 15 u. 114f.). Die Resultate dieser Unter-

suchungen sind zugleich für eine Anzahl Stellen kritisch verwerthet, deren Verzeichniss sich am Schluss befindet.

10) De syntaxi interrogationum obliquarum apud priscos scriptores Latinos scripsit Eduardus Becker (Studemund, Studien auf dem Gebiet des archaischen Latein. 1. Bd. Berlin, 1873. S. 112—314).*)

Im Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme, dass der Indicativ in indirecten Fragesätzen eine willkürliche Unregelmässigkeit sei, leitet der Verfasser diesen Gebrauch als einen berechtigten mit Haase aus der einfachern und mehr coordinirend als subordinirend verfahrenden Volkssprache her und unternimmt es dann, die Gesetze zu ermitteln, nach welchen der Ind. und der Conj. in dieser Art von Sätzen im ältern Latein Anwendung findet. Zu diesem Zweck sind sämmtliche Beispiele aus den Schriftstellern jener Zeit gesammelt und in folgende Kategorien getheilt:

Im 1. Capitel sind die eigentlichen Fragen besprochen: Man will entweder (A) selbst etwas erfahren und fragt (I) jemanden danach, dessen Antwort man erwartet, oder (II) man richtet diese Frage an keine bestimmte Person; oder (B) man führt eine zu andrer Zeit gestellte Frage an; oder (C) man giebt einem andern auf etwas zu fragen. Bei der ersten Art steht nun der Indicativ, wenn das regierende Verb gleich einer Interjection den Angeredeten gleichsam nur aufmerksam machen soll; so bei Imperativen wie dic, dic mihi, loquere, eloquere, cedo, responde, expedi u. a. und bei Verben, die einem solchen Imperativ gleichkommen, wie rogo, quaero, volo scire u. a. Scheinbare Ausnahmen beruhen darauf, dass der Conjunctiv nicht wegen des Fragesatzes, sondern selbständig gesetzt ist als iussivus, condicionalis, potentialis, optativus. Dagegen erfordert der Fragesatz den Conj., wenn eine engere Verbindung zwischen Haupt- und Nebensatz stattfindet, wenn nämlich das Subject des Nebensatzes proleptisch Object des Hauptsatzes ist, und wo der Hauptsatz nicht bloss die Aufmerksamkeit des Angeredeten hervorrufen soll, sondern für den Sinn dadurch bedeutsam ist, dass entweder in ihm ein Zweifel liegt, oder er mit einem andern Satz verbunden ist, oder der Gefragte den Sachverhalt erst kennen lernen muss, ehe er antworten kann.

*) [Vgl. oben S. 350ff.] Anmerk. der Red.

— Die unter A, II behandelten Fragen, welche nicht an eine andre Person gerichtet sind, sondern einen Zweifel des Redenden ausdrücken oder eine von diesem für später beabsichtigte Frage, haben den Conj. Derselbe Modus steht, wenn (B) die Frage eines andern angeführt wird, oder wenn (C) ein anderer eine Frage zu thun beauftragt wird, ohne dass der Redende die Antwort wissen will. Auch bei dieser Art von Fragen steht nicht selten der absolute Conjunctiv.

Im 2. Capitel sind die uneigentlichen Fragen behandelt, d. h. Objectivsätze mit Frageconstruction, welche von einem Aussage- oder Fragesatz oder Imperativ abhängen. Sie haben den Conj., jedoch steht der Ind. bei nescio quis, quid, wo beide Wörter gleichsam nur ein pronomen indefinitum bilden; ähnlich auch bei scio, obwohl hier der Gebrauch bei Plautus schon zu Gunsten des Conj. schwankend geworden und bei Terentius der Conj. bereits durchgedrungen ist. Unter den Fragen haben die unechten mit audin, viden, scin den Ind., d. h. wo diese Wörter nur den Sinn eines Ausrufs haben, so dass für sie auch häufig der Imperativ steht. In derselben Weise steht der Ind. denn auch bei dem Imperativ vide u. dgl.

Im 3. Capitel endlich sind diejenigen Ausnahmen behandelt, welche eigentlich als Relativsätze aufzufassen sind und daher den Ind. haben, in denen jedoch durch Auslassung des Demonstrativs oder durch Attraction des Substantivs, welches zugleich Object im Hauptsatz und Subject im Nebensatz ist, die Construction der Fragesätze entstanden ist.

Das Bestreben, das gesammelte Material möglichst genau zu ordnen und auch die feinern Unterschiede der Bedeutung klar darzulegen, verdient um so mehr Anerkennung, je schwieriger es war, eine so bedeutende Anzahl von Stellen, wie sie hier angeführt werden, gehörig zu übersehen und zu sondern. Zugleich ist der Verfasser bemüht, die gewonnenen Resultate auch für die Kritik zu verwerthen und die widerstreitendcn Stellen zu emendiren.

11) De infinitivi linguarum sanscritae, bactricae, persicae, graecae, oscae, umbricae, latinae, goticae forma et usu scripsit Eugenius Wilhelmus. Isenaci. VIII u. 96 S. 8.

Nachdem in der Einleitung die verschiedenen Ansichten über die Natur des Infinitivs kurz angeführt sind, handelt der Verfasser im

1. Theil von der Form des Infinitivs und führt die verschiedenen Gestaltungen desselben, die sämmtlich Casusformen sind, in der Weise vor, dass neben der sanskritischen jedesmal die entsprechenden der verwandten Sprachen angegeben werden; so die sanskr., umbr., latein. Formen auf -tum, daneben sanskr. -tave, -tavaí, -tos; ferner sanskr. -am, umbr., osk. -um, -om, -o; sanskr. -e, -ai, baktr. -e; skr. -she, griech. -σαι; sanskr. -ase von Substantiven auf -as, baktr. -aṅhe. An diese sind dann als analoge Bildungen die lat. Infinitive auf -e angeschlossen, nämlich die des Präs. auf -re nebst esse, velle, ferre, in denen der Mittelvocal ausgefallen sein soll, die des Perf. auf -isse mit Annahme eines speciell lateinischen Perfectthema's auf -is-, die alten Formen wie dixe, decesse, welche Wilhelm als synkopirt ansieht, und die Inf. des Fut. auf -assere. Hierbei ist jedoch nicht nur das Perfectthema auf -is- eine durchaus willkürliche und unhaltbare Voraussetzung, sondern man wird auch G. Meyer (Zeitschr. f. vgl. Sprf. XXII, 336) darin beistimmen, dass weder in esse, velle, ferre, noch in dixe, decesse die Annahme späterer Kürzung begründet ist (vgl. Ref. »Entwickelung d. lat. Formenbildung«, S. 228. 248). Bei der darauf folgenden Besprechung des lateinischen Inf. Pass. auf -ier versucht der Verfasser die bisher nicht überwundenen Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen, dass er dessen -ie- als das sanskr. Passivsuffix ya erklärt; er scheint jedoch dadurch die Reihe der bisherigen unwahrscheinlichen Erklärungen nur um eine ebensolche vermehrt zu haben. Es folgen die sanskr. Infinitive auf -mane, baktr. -mainê, griechisch -μεναι, -μεν; ferner -ναι, -ειν, -ην, -εν, die auf sanskr. -ane zurückgeführt werden; dann unter andern die vedischen auf -dhyai, baktr. dhyâi, denen die griech. auf -σθαι entsprechen. Wenn auch in diesen Ableitungen selbst meistens bereits bekanntes wiederholt ist, so sind doch namentlich den indischen und baktrischen Formen sehr umfassende Beispielsammlungen beigegeben.

In dem zweiten, dem Haupttheil der Arbeit, wird dann der Gebrauch des Infinitivs auf Grund seiner Form entwickelt. Die meisten Infinitive haben Dativform; die Grundbedeutung dieses Casus sei die Hinneigung oder Richtung nach etwas. Nachdem hierfür zahlreiche Beispiele aus den verschiedenen Sprachen angeführt sind, ist als verwandt die Bedeutung des Erfolges und Zwecks angeschlossen, die sich zeige im Inf. bei skr. kar und dhâ, lat.

facere, griech. ποιεῖν u. s. w., ferner bei skr. as und bhû, womit lat. usui sum, solvendo sum u. a. und est, ἐστί c. inf. verglichen ist. Es folgt der Inf. mit finaler Bedeutung bei einer grossen Anzahl Verba von verschiedenem Begriff, die zum Theil die intransitive oder transitive Bewegung, aber auch die Ruhe, das Beschaffen, Entstehen, Anregen, Verlangen u. a. bezeichnen. Sodann sind Adjectiva und Substantiva angeführt, deren Begriff durch den Inf. ergänzt wird. Das Supinum auf —u, welches sich in solcher Verbindung noch häufiger findet, erklärt der Verfasser für einen Dativ; vielleicht ist darin eher eine indifferent gewordene Vereinigung des Dat. mit dem Abl. zu sehen. Darauf folgt der Gebrauch der Infinitive mit Locativ- und Accusativform, wobei die erst später entstandene Construction des accusativus cum infinitivo wohl richtig in der Weise erklärt wird, dass der Accusativ ursprünglich Object gewesen sei, an den der Begriff der Handlung angefügt wurde.

Nachdem bis hier die Infinitive behandelt sind, deren Form mit ihrem Gebrauch übereinstimmt, geht der Verfasser zu den Verbindungen über, in welchen der Inf. ohne Rücksicht auf seine Form gesetzt ist; so als Accusativ bei den Hilfsverben »wollen, können, müssen, versuchen, pflegen, anfangen, thun, streben, aufhören, wünschen, verlangen, hoffen, fürchten, einsehen, sagen, lernen, befehlen, versprechen, erlauben, hindern« u. a.; ferner als Nominativ bei unpersönlichen Verben, als Locativ, Dativ und Genetiv nach Verben, Substantiven und Adjectiven. Den Gebrauch des infinitivus historicus erklärt der Verfasser für später entstanden, den imperativischen hält er für ursprünglich. Den Schluss bilden Bemerkungen über das Object beim Infinitiv.

Wie die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die beigegebenen sehr umfassenden Beispielsammlungen zeigen, dass der Verfasser mit grosser Sorgfalt gearbeitet hat, so wird man auch seinem Urtheil in wesentlichen Punkten beistimmen können; so z. B. darin, dass die der Casusform entsprechende Casusbedeutung in dem ältesten Gebrauch noch ausgeprägt war, später aber erloschen ist, so dass in diesen Formen nur der allgemeine Verbalbegriff übrig geblieben ist und sie sogar declinirt wurden. Ob man indess überall noch eine Empfindung der ursprünglichen Casusbedeutung anzunehmen hat, wo der Verfasser eine solche voraussetzt, scheint zweifelhaft; sicher ist sie im speciellen Griech. und Lat. nicht

mehr vorhanden und hat daher auch auf die fernere Entwickelung des Inf. in diesen Sondersprachen nach der Trennung keinerlei Einfluss mehr üben können. Auch ist die Reihenfolge der mit dem Inf. verbundenen Verba wenig übersichtlich.

Denselben Gegenstand behandelt

12) Die Syntax des Infinitivs; von Ernst Herzog (Neue Jahrb. für Phil. und Päd. Bd. 107, S. 1—33).

Nachdem die bisherigen verschiedenen Erklärungsweisen, die entweder vom Ursprung des Infinitivs oder von dem fertigen Sprachgebrauch ausgehen, erwähnt und ihre Mängel angegeben sind, handelt der Verfasser zunächst vom einfachen Infinitiv und geht dabei von der am meisten verbreiteten Form auf -tum aus. Als ältester Charakter des einfachen Inf. ergiebt sich seine vereinzelte Casusform, das spätere Erlöschen der Casusbedeutung, seine Indifferenz gegen den Unterschied der Tempora und des Activ und Passiv, seine mit dem Verb übereinstimmende Rection und seine adverbiale Stellung neben dem Verb. Viel weiter aber gehen die einzelnen Sondersprachen. Im Sanskrit, Germanischen und Slavischen erscheine er nur beim Präsens, die Spuren einzelner Ansätze, ihn von andern Tempora zu bilden, seien unsicher. Auch finde er seine eigentliche Verwendung nur in der Unterordnung unter das Verb; sein Gebrauch als Subject sei wohl im Gothischen Nachahmung des Griechischen, im Litauischen das Erzeugniss späterer Zeit. Dagegen haben die classischen Sprachen ihn schon in den ältesten bekannten Sprachdenkmälern sowohl über die verschiedensten Tempora ausgedehnt und ins Passiv übertragen, wie auch als Subject gebraucht, und im Griech. habe er durch Zutritt des Artikels die Bedeutung eines vollständigen Abstractums erhalten.

Auch die Verwendung des accusativus cum infinitivo, mit welchem sich der 2. Abschnitt beschäftigt, erscheine im Sanskrit, Germ., Slav. noch sehr beschränkt. Er hänge hier entweder von solchen Verben ab, welche ausser dem äussern Object den Inf. noch als zweites Object annehmen können, oder das regierende Verb nehme einen vermittelnden Begriff in sich auf, der die genannte Construction zulässt. Nie aber erscheine er als Subject. Ganz anders verfahren die classischen Sprachen: hier habe der acc. c. inf. schon in der ältesten Zeit den Charakter eines selbständig ge-

dachten Satzes, und dieser Umstand habe wohl auch das Bedürfniss nach Unterscheidung der Tempora und des Activ und Passiv hervorgerufen. Mithin sei die feinere syntaktische Ausbildung der Sprache die Ursache dieser bedeutenden Formvermehrung, ebenso wie sie die Vermehrung der Modusformen bewirkt habe. Die Bedeutung eines eignen Satzes beim acc. c. inf. rühre wohl daher, dass man diese ursprünglich aus doppeltem Accusativverhältniss entstandene Construction zunächst in einigen Fällen einem Satz mit »dass« (ὅτι, ὡς, quod) gleichbedeutend fand und dafür eintreten liess, später diese Substitution immer weiter ausdehnte und von den Objectsätzen dann auch auf die Subjectsätze übertrug.

Die Abhandlung ist mit Klarheit und besonnener Benutzung der durch die vergleichende Sprachforschung gewonnenen Ergebnisse geschrieben.

13) Ueber den Genetiv des Gerundiums und Gerundivums in der lateinischen Sprache; von Dr. Joh. Karl Witt. 1. Th. 30 S. 4 (Progr. d. Gymnasiums in Gumbinnen. 1873).

Bei der Erörterung des in diesem 1. Theil behandelten Gebrauchs des genetivus gerundii und gerundivi als gen. object. und bei der Anordnung der zahlreichen Beispiele theilt der Verf. zunächst die Substantiva, nach denen dieser Genetiv steht, in solche, deren zugehöriger Verbalbegriff den Gen., Dat., Abl. oder Acc. verlangt, und in solche, bei denen diese Construction auf einem erweiterten oder freien Gebrauch des gen. obj. beruht, d. h. wo er das Ziel, die Beziehung u. s. w. bezeichnet. Besonders gross ist die Classe der Substantiva, welche auf ein Verb mit dem Acc. zurückgehen. Die dieser Abtheilung beigegebenen Anmerkungen enthalten Beispiele für den gen. subject. neben dem gen. object. gerund., so wie für den dat. ger., ad c. acc. ger. und den infin. nach Redensarten, welche mit Substantiven gebildet sind, die für sich allein den gen. ger. annehmen. Die in entsprechender Reihenfolge aufgeführte Zahl der Adjectiva, mit welchen dieser Genetiv verbunden erscheint, ist bedeutend geringer, und für das Verb vermag der Verfasser nur drei Beispiele aus Tacitus beizubringen.

Obwohl man über die Zweckmässigkeit der Eintheilung, namentlich bei dem erweiterten und freien Gebrauch des Gen. bei Substantiven, verschieden urtheilen wird, auch zu wünschen gewesen wäre, dass der Verfasser angegeben hätte, ob und welche

Schriftsteller er vollständig berücksichtigt zu haben meint, so bietet doch die Sammlung so zahlreiche Belege für die Anwendung des gen. gerund. nach den verschiedenartigsten Wörtern, dass sie jedem, der sich darüber zu unterrichten wünscht, willkommen sein wird.

Syntax und Sprachbildung zusammen behandelt der Aufsatz

14) Erörterungen zur lateinischen Grammatik; von Anton Meiring. 25 S. 4. (Programm des Progymnasiums zu Siegburg. 1873).

Der Verfasser will eine Menge sprachwissenschaftlicher und grammatischer Probleme erklären. Wie er dabei zu Werke geht, mögen folgende Proben beweisen: Ueber die Construction des acc. c. infin. sagt er (S. 23): »Wie . . der Infinitiv, ich möchte sagen eine Negation der Aussageform ist, so ist der Accusativ der Gegencasus des Nominativs und tritt überall dort für den Nominativ ein, wo die Satzform aufgehoben wird.« Ferner (S. 9 ff.) über die Entstehung der 3 Pers. Sing.: »Der Urmensch sieht auf seinem Jagdzuge einen ruhig dahin fliessenden Waldbach. . . . Die lebhaft erfolgende Perception bringt sich zur Erscheinung in dem Laute »flu«, »fliess««. Er sieht dann das Blut aus der Wunde des erlegten Hirsches fliessen und wendet denselben Laut an: »Die Form der Prädicatsetzung ergiebt sich aus der den Erkenntnissakt begleitenden deiktischen Armbewegung, mit welcher sich der nah liegende Zungenlaut da verbindet. . . . Der Demonstrativlaut »da« . . . wurde unter verschiedenen Modificationen seiner Form (griechisch τι oder σι, lateinisch und germanisch t) zum blossen Zeichen des abgeschlossenen Erkenntnissaktes, zum Suffix; und so wurde allmählich aus dem formlosen »fliess — da« das formgerechte Verbum finitum (es) »fliesst.««

Die beiden folgenden Abhandlungen beschäftigen sich mit besonderen Schattirungen der Sprache:

15) Versuch einer Charakteristik der römischen Umgangssprache; von Dr. O. Rebling. 27 S. 4. (Jahresbericht der Kieler Gelehrtenschule. 1873.)*)

Der Verfasser giebt zunächst folgende Uebersicht: Die römische Umgangssprache hat einerseits die strenge Schriftsprache

*) [Vgl. oben S. 371 ff.] Anmerk. der Red.

neben sich, andrerseits sind von ihr einzelne individuelle Verwilderungen zu sondern. Formell ist sie von der classischen Sprache kaum verschieden, nur folgt sie freieren syntaktischen Gesetzen. Ausserdem gehört dazu eine Menge an sich erlaubter, aber in der Schriftsprache zurücktretender Ausdrücke. Vielfach hat sie Alterthümliches bewahrt, aber auch häufig Ausdrücke in das Romanische hinübergeleitet, so dass man aus diesen auf jene schliessen kann. Sodann aber zeigt sie eine grössere Freiheit in der Wortbildung, Kürze und Lockerheit in der syntaktischen Verbindung, die Präpositionen sind freier gebraucht, Begriffe durch demonstrative Pronomina und Partikeln wiederholt und verdeutlicht. Ebenso zeigt sich das Streben nach Lebendigkeit und Kraft der Rede in der Wahl starker und sogar übertreibender Ausdrücke; der sinnlichen Vorstellung entstammende Wörter finden vielfach Anwendung, ursprünglich auf Thiere bezügliche werden auf den Menschen übertragen; recht bekannte Wörter dienen zur Bildung zahlreicher Redensarten. Daneben bewirkt die Lebhaftigkeit der Rede aber auch elliptische Wendungen. Die Volkssprache hat häufig eigne Tropen, benutzt auch in gewissem Umfang technische und juristische Ausdrücke, und zwar zunächst in humoristischer Weise. Endlich finden die Fremdwörter bei ihr leichter Eingang als in der Schriftsprache.

Nachdem der Verfasser diese verschiedenen Gesichtspunkte durchgegangen ist und zu jedem einige Beispiele angeführt hat, wendet er sich, um etwas vollständiges zu bieten, zu den suasoriae und controversiae des ältern Seneca, aus welchen er unter Herbeiziehung von Analogien aus der übrigen Litteratur folgende Eigenthümlichkeiten als vermuthlich der Umgangssprache entnommen anführt: hortavit; ubertim; piissimus; indicina; mercedarius. — Aus der Syntax: Der freiere Gebrauch des Reflexiv, der Abl. und Gen. statt des Acc. der Zeit; ne metue; supplico c. acc.; bene habet statt se habet; interim = tamen und = interdum; ergo zur Hervorhebung eines Begriffs. — Lexikalisches: domi est; malum habere; eadem opera = »eben so gut«; sine gratia = ingratiis; dispendium; pati absolut; velim nolim; vis tu? pudorem habere; plena manu; habeo necesse; rivalis und redivivus, die ursprünglich technisch seien; defunctorie; communico cum ohne Object; id deerat ut; quid do ut oder ne nebst einigen an-

dern Verbindungen, über welche der Verfasser jedoch keine Entscheidung wagt.

16) Ausdrücke des Bauernlateins; von H. *Jordan* (Hermes, Bd. 7. S. 193—212).

Im ersten Abschnitt, »Drei Worte auf oberitalischen Inschriften« wird tegurium aus C. I. L. 5, 1, 5005 als lautliche Nebenform von tugurium aufgefasst, womit hier eine gemauerte Kapelle, ein Dach auf Pfeilern gemeint sei; ferner werden unter Anführung analoger Fälle conlustrium und haustrum als bäurische Nebenformen von conlustratio und haustus erklärt. Der 2. Abschnitt: »Das Statut des Tempels des Jupiter Liber zu Furfo« erläutert den Inhalt und Ausdruck einer Inschrift vom Jahre 696 (C. I. L. 1, 603). In dieser finden sich mehrere Wörter und Redensarten, welche der Verfasser der Bauernsprache zuschreibt: cumulare leges, endo als Adverb, tabulamenta, mandare (?); die Construction sei unbeholfen, uti mit dem Imperativ verbunden. Dagegen gehören die Formen und die Orthographie meistens jener Zeit an, nur finde sich huc als acc. neutr. und einzelnes (olleis, oetei) sei aus alten Formeln entlehnt.

Ein Nachtrag (ib. S. 367—368) behandelt die Wörter aqueductium aus dem Stadtplan von Anfang des 3. Jahrhunderts und terrimotium aus Probus; beide seien wohl durch Ableitung mit der bäurisch beliebten Neutralendung aus dem zunächst zusammengerückten aquae ductus, terrae motus entstanden.

Ueber *Metrik* handelt folgende Schrift:

17) Quaestiones metricae; scripsit *Augustus Luchs* (Studemund, Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins, 1. Bd. Berlin, 1873 (S. 1—75).*)

Diomedes sagt, dass im komischen Senar der vorletzte Fuss ein Spondeus sein *könne*, im tragischen sein *müsse*. Diese Regel sei wenigstens zum Theil richtig: in den Tragödien des Seneca finden sich nur 6 Verse mit dem Schluss ⏑ ́– ⏑ ́–, und zwar bei viersylbigen Wörtern; die übrigen Dichter von Livius Andronicus bis zum 2. Jahrh. n. Chr. lassen den Iambus im fünften Fuss zu: 1) wenn ein viersylbiges Wort, 2) wenn ein Wort mit der Messung – ⏑ – oder ⏑ ⏑ ⏑ – den Versschluss bildet. Dagegen

*) [Vgl. oben S. 362 ff.] *Anmerk. der Red.*

stehen nie zwei iambische Wörter oder ein cretisches und ein iambisches am Versende. Dies gelte sowohl für den iambischen Senar wie für den trochäischen Septenar und den iambischen Octonar, welche daher in der folgenden Untersuchung nicht geschieden sind. Indem die Dichter der Anthologie und die Nachahmer der Griechen wie Horatius, Catullus u. a. unberücksichtigt bleiben, werden die diesen Regeln widersprechenden Verse einer Prüfung unterzogen und ihre Verbesserung versucht; zunächst die des Publilius Syrus und des Lucilius; den überwiegend grössten Raum aber nehmen Plautus und Terentius ein. Für diese beiden gelte noch die Regel, dass der Iambus an der fünften Stelle erlaubt ist, wenn am Ende Wörter stehen mit der Messung ⏑́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ –́ und ⏑́ | ⏑ ⏑ –́ | ⏑ –́. Nachdem für dieselbe die vorhandenen Belege angeführt sind, wird zu der Prüfung der Verse übergegangen, welche den verbotenen Schluss ⏑ – | ⏑ – und – ⏑ – | ⏑ – aufweisen. Davon sind auszunehmen: 1) die Fälle, wo die fünftletzte Sylbe ein einsylbiges Wort mit Hiatus ist (si erás coquós); 2) der Schluss malám crucém, dessen häufige Wiederkehr beweist, dass man mala crux wie ein Wort auffasste; 3) mit boná fidé, womit es sich ebenso verhält. Dann sind zunächst die Verse durchgegangen, in welche der Schluss ⏑ – ⏑ – und – ⏑ – ⏑ – erst durch Conjectur gebracht ist (dabei S. 23 eine Bemerkung über den Hiatus vor der letzten Dipodie, wenn –́ | ⏑ –́ oder ⏑́ ⏑ | ⏑ –́ oder –́ ⏑ –́ vorhergeht); nicht selten bieten die Handschriften das Richtige. An diese schliesst sich die Reihe der Verse, in welchen jener Schluss auf Verderbniss der Handschriften beruht, wo oft schon der mangelhafte Sinn den Fehler andeute; mitunter genügen leichte Aenderungen zur Herstellung des Richtigen. Bei Terentius stehen ausser Heaut. 304 alle solche Ausgänge an handschriftlich verdorbenen Stellen; auch in die Fragmente der Sceniker sind sie erst durch Conjectur gekommen. Hiernach habe man auch in den widersprechenden Stellen des Varro entweder andre Versarten oder Prosa zu sehen.

Wenn auch, wie der Verfasser selbst zugiebt, unter der Menge versuchter Emendationen manche zweifelhaft erscheinen (so scheint z. B. littrarum statt litterarum durch Formen wie altra, dextra doch nicht genügend gestützt zu werden), so ist doch nicht nur das methodische Verfahren anzuerkennen, welches namentlich da hervortritt, wo Verbesserungen auf Grund eines durch eine Anzahl Beispiele belegten Sprachgebrauchs gemacht werden (z. B.

S. 52 póstideá statt póstidém, S. 53 nimiúm statt nimís, S. 56 fúrfuribús statt fúrfurí u. a.), sondern es finden sich zuweilen auch andre interessante Bemerkungen eingestreut, wie z. B. (S. 47) die durch eine grosse Zahl von Beispielen belegte Wahrnehmung, dass die Komiker beim Reflexiv nicht ipse, sondern ipsus gebrauchten.

Die folgenden Arbeiten beschäftigen sich mit der Textkritik:

18) Grammatische Bemerkungen; von Hermann Usener (Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. Bd. 107, S. 398—400).

Unter Berufuug auf den in älterer Zeit nur intransitiven Gebrauch von praecipitare werden zwei Stellen (Terent. Ad. 575 und Cato R. R. 32, 2) emendirt und die Richtigkeit von se praecipitaverunt bei Caesar (b. G. IV, 15) bezweifelt (also an einer Stelle, deren Verderbniss schon durch den in diesem Zusammenhang völlig unverständlichen Ausdruck reliqua fuga genügend bekundet wird).

II. Das unpersönliche est mit dem Plural des Relativs sei bei Plautus Pseud. 245 durchaus unstatthaft und dafür em zu lesen.

19) Zu den Tironischen Noten; von Wilhelm Schmitz (Rhein. Museum Bd. 28, S. 339).

No. 14 Anaxagoras, Anaxagorastes; die letztere Form wird aus den Varianten der Ueberlieferung erschlossen nach Analogie von *Πυθαγοριστής*.

No. 15 handelt über die Versetzung einzelner Noten, welche nicht in die Reihenfolge passen, über die wiederholte Hinweisung der Isidorischen Glossen auf die Tironischen Noten, und schlägt chama = dorisch *χήμη* als Bezeichnung eines Flüssigkeitsmasses für camea vor; doch könne es vielleicht auch von chama eine lat. Weiterbildung chamea gegeben haben.

Endlich sind noch zwei Schriften rein pädagogischen Inhalts anzuführen:

20) Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik von Dr. H. Menge. 2 Theile. VII und 400 S. 8. Braunschweig, 1873.

Das Buch ist, wie der Verfasser in der Vorrede mittheilt, unmittelbar aus der Erfahrung desselben beim lateinischen Unterricht hervorgegangen. Es behandelt im ersten Theil die Formen-

lehre, im zweiten die Syntax in der üblichen Reihenfolge der einzelnen Abschnitte, nur sind die Pronomina den Conjugationen nachgestellt. Die erste Hälfte jedes Theiles enthält die Fragen, die zweite die zugehörigen Antworten. Die ersteren bestehen theils aus Sätzen oder Constructionen, bei denen eine grammatische Regel zu befolgen ist und deren Uebersetzung man unter Hinzufügung dieser Regel in der zweiten Hälfte angegeben findet, theils ist nach der Regel selbst gefragt, theils sind fehlerhafte Sätze mit der Frage nach ihrer Richtigkeit vorgelegt, worauf die Antworten in der zweiten Hälfte ebenfalls erfolgen. Während im ersten Theil meistens kurze Antworten genügen, gestalten diese sich im zweiten Theil, wo die Frage oft einen ganzen Abschnitt der Syntax oder Stilistik umfasst (z. B. N. 605 Gebrauch des Imperfect; 613 Arten des Conjunctiv in Hauptsätzen; 639 Grundregeln der lat. Wortstellung), zu ausführlichen syntaktischen oder stilistischen Erörterungen, die jedoch beständig von einer Anzahl Beispielen zur Verdeutlichung des Gesagten begleitet sind. Fragen wie Antworten haben eine bestimmte und klare Fassung. Durch den beigegebenen genauen Index ist das schnelle Auffinden der gesuchten Nummer ermöglicht. Die Reichhaltigkeit der Sammlung ist schon aus der Zahl der 655 Nummern ersichtlich, welche grossentheils wieder nicht einfache Fragen, sondern Zusammenstellungen einer grössern Anzahl von Uebungssätzen enthalten. Wenn auch hauptsächlich für die Repetition in der Prima bestimmt, so werden die bezüglichen Abschnitte doch auch häufig schon in frühern Classen zur Einübung der gelernten Regeln verwendbar sein.

Mag man nun auch einen Theil des gebotenen Materials für weniger brauchbar halten — vielleicht dürften namentlich die zur Correctur gegebenen fehlerhaften Sätze mit Vorsicht zu benutzen sein, da Schüler bekanntlich das Falsche stets leichter behalten als das Richtige —, so wird doch jeder bei so reicher Auswahl trotz einzelner vom Verfasser selbst im Vorwort zum zweiten Theil erwähnter Lücken noch genug finden, was seinen Anforderungen entspricht.

21) Ueber lateinische Genusregeln; von Dr. Ferdinand Heerdegen. 22 S. 4. (Programm der Studienanstalt zu Erlangen, 1873.)

Der Verfasser vertheidigt den Gebrauch der Reimregeln zur Erlernung des Genus, und allerdings ist nicht abzusehen, warum

man diese so einfache Hilfe für das Gedächtniss beseitigen will, während man sonst oft mit Aengstlichkeit jedes Mittel zu benutzen bemüht ist, um den Lernstoff dem Schüler fasslicher zu gestalten. Auch darin wird man dem Verfasser beistimmen, dass trotz der erheblichen bereits erfolgten Einschränkung der frühern Weitschichtigkeit noch immer manches entbehrt werden kann. Ausserdem aber sucht derselbe sie auch noch durch zweckmässigere Gruppirung namentlich in der 3. Decl. zu vereinfachen und dürften seine Vorschläge wohl Beachtung verdienen. Angefügt ist ein Versuch, auch das griechische Genus in Versregeln zu bestimmen.

Jahresbericht über die exacten Wissenschaften bei den Griechen und Römern.

Von

Dr. B. Langkavel

in Berlin.

Wie durch die Entdeckungsreisen zahlreicher Forscher in diesem oder jenem speciellen Gebiete des Wissens die weissen Stellen auf unsern Landkarten mehr und mehr verschwinden, andere Partien verbessert oder genauer dargestellt werden, so wollen auch die jetzt üblichen Jahresberichte in Kürze nachweisen, was während eines Jahres in der betreffenden Wissenschaft oder Kunst geleistet wurde. Ein erster Bericht setzt gewöhnlich bei den Lesern gleichsam ein Bild voraus, das sie durch das letzte epochemachende Werk in der betreffenden Wissenschaft gewonnen haben. Der nachstehende Bericht aber kann, falls er nicht bis auf Humboldt oder Cuvier zurückgreifen will, solch ein Werk zu seiner Basis nicht voraussetzen; er muss hoffen, dass aus der grossen Anzahl von Werken specielleren Inhaltes der Leser sich ein solches Bild selber geschaffen habe. Die griechischen und römischen Autoren nebst den Erklärungsschriften, welche hier umfasst werden, gehören nicht zu den sogenannten Speculationspapieren (Schulausgaben etc.), aber für die Erkenntniss des Alterthums sind Ptolemaeus Athenaeus Galen u. a. doch gewiss gleichwerthig mit ihnen; sie erfordern zu ihrem Verständniss jenes Maass mathematischer und naturhistorischer Kenntnisse, ohne welches bedeutende Seiten des antiken Lebens und Webens nicht zu verstehen sind.

I. Mathematik und Astronomie.

Procli Diadochi in primum Euclidis Elementorum librum commentarii. Ex recognitione Godofredi Friedlein. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXXIII. 8. VIII, 507 S.*)

Der Ausspruch Semper's (Der Stil, Frankfurt 1860, I, 150, 219) über die hellenische Kunst, dass sie eine secundäre Schöpfung sei, dass nicht der Stoff neu sei, wohl aber die Idee, die sie belebt, dieser Ausspruch gilt jetzt auch wohl von der ganzen Kultur des griechischen Volkes, das nach jeder Richtung hin an das von den Barbaren Ueberlieferte anknüpfte. Auch die alten griechischen Mathematiker Thales, Oinopides, Pythagoras, Demokritos, Platon, Eudoxos hatten ihren Rohstoff der Fremde entlehnt, der alten ägyptischen Kultur. (Vgl. Röth, Geschichte der abendländischen Philosophie. Bd. 2. Cantor, Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker. Halle 1863 und Bretschneider, Beiträge zur Geschichte der griechischen Geometrie. Programm. Gotha 1869. S. 1.) Aber ausser einzelnen zerstreuten Notizen in den platonischen und aristotelischen Schriften sind wir für diesen Abschnitt der Geschichte der Mathematik bis auf Platon besonders hingewiesen auf Eudemos von Rhodos, von dem sich werthvolle Fragmente namentlich in diesem Werke des Proklos befinden. Dass Thales eine Methode gekannt habe zur Messung der Entfernung der Schiffe auf dem Meere vom Lande, finden wir (in dieser Ausgabe) S. 352, 14f., seinen Satz von der Gleichheit der Scheitelwinkel S. 299, 3, ebenso die Aufgaben des Oinopides, von einem Punkt auf eine Gerade eine Senkrechte zu fällen, und an eine Gerade in einem Punkte einen gegebenen Winkel abzutragen S. 283, 7. 333, 5, den Satz aus der pythagoraeischen Schule, dass die Winkelsumme in jedem Dreiecke gleich zwei Rechten S. 379, 2 (vgl. Apollonii conica ed. Halleji S. 9); über den sogenannten pythagoraeischen Lehrsatz (Vitruv. de archit. IX praef. Diog. VIII, 12, 22. Cicero de nat. Deor. III 36. Porphyr. de vit. Pyth. 36) S. 426, 6—9, aber absichtlich so unbestimmt; Eudemos' Nachricht über

*) [Vgl. oben S. 209f.] Anmerk. der Red.

die Namen Parabel, Hyperbel, Ellipse S. 419, 16—19, über die Lehre vom Irrationalen S. 65, 19, über den ausdrücklich dem Plato zugeschriebenen Satz in Arist. Topic. IV 11. 148ᵇ 29 Bek. auf S. 103f., über Platon als Erfinder der sogenannten analytischen Methode S. 199f. vgl. Diog. III 24, über die drei Kegelschnitte des Menaechmos S. 111, 21. Die geschichtlich sehr bedeutende Stelle S. 65, 7f. gab ausführlich schon Fabricius (Bibl. gr. ed. uet. II 385 sq.) »ueluti breuem quandam geometriae ante Euclidem historiam«. Ueberblicken wir ausserdem noch den von Fabricius ibid. 382 f. gegebenen Index scriptorum laudatorum, so können wir dem Verf. nur dankbar sein, dass er dies Werk des Proklos uns lesbar gemacht hat. In der Vorrede erhalten wir den Beweis dafür, dass omnes quos scimus codices, in quibus Procli commentarii leguntur, ex uno eodemque exemplari esse ortos. Die Notarum Explicatio gibt die Beschreibung der einzelnen Manuscripte, Aufführung der alten Ausgaben und die neuere Litteratur. Die verschiedenen Lesarten sind unten auf jeder Seite des Textes, der bis S. 436 reicht, verzeichnet. Sodann folgen 2 Seiten Addenda mit behutsamen, oft recht evidenten Conjecturen. Der Index nominum bis S. 442 liess uns bei wiederholtem Nachschlagen kein Wort vermissen. Der Index rerum et uerborum reicht bis S. 507. Wenn der Verfasser S. VII sagt: alius quoque peculiaris usus est dicendus seu Procli solius seu aeui sui, quod scilicet eadem littera duas res significat, so wollen wir als Schlussbemerkung nur noch hinzufügen, dass solche ungenaue Bezeichnung wir auch schon bei Aristoteles bemerken, der ausserdem bisweilen eine Linie in seinen Figuren mit nur einem Buchstaben bezeichnete.

Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit von Dr. I. H. v. Mädler. 2 Bde. Braunschweig, Westermann, 1873. 8. X und 528 und 590 S.

Bd. I, S. 48 spricht der bekannte Verfasser den Grundsatz aus: »Sollen die Worte eines Schriftstellers etwas gründlich beweisen, so muss nicht nur die bestimmte Absicht von dem fraglichen Gegenstande zu sprechen, sondern auch eine richtige Einsicht in das, was darzustellen war, vorausgesetzt werden können, und diejenigen, die einseitig vom Standpunkte der Philologie aus alte Autoren commentiren, vergessen nur gar zu häufig diese nothwendigen Bedingungen.«

Daher wird kurz behandelt die Astronomie der Griechen von S. 35—51, die der Alexandrinischen Schule bis S. 85. Im zweiten Bande beziehen sich auf das Alterthum besonders die Abschnitte über die Geschichte der Optik von S. 314 an. Hätte der Verfasser nur die verschiedenen griechischen Namen für die Farben bei Göthe Bd. 39, S. 49 oder Bd. 40, S. 22 f. aufgeschlagen, so hätte er nicht jenen schon öfter gethanen Ausspruch auf S. 315 wiederholen können: »Dass Pythagoras das Blau nicht erwähnt, hat er mit dem gesammten Alterthum gemein. Weder die Bibel, noch Homer und Hesiod, noch Virgil und Ovid haben eine Andeutung des Blau, und so hat es in der That den Anschein, als sei das Blau für das Auge der Alten gar nicht vorhanden gewesen.« Ueber die freilich schwankenden Ausdrücke für die Farben genügt es hier hinzuweisen auf S. 290 f. der Anmerkungen zu Plat. Timaeus, Griech. und Deutsch, Lpz. Engelmann 1853 und Prantl, Aristoteles über die Farben. Von Akyanoblepsie einzelner ist hier nicht die Rede. Vgl. Göthe B. 37, S. 49. Heimholtz Populäre wiss. Vorträge H. 2, S. 47. Nagel, Der Farbensinn, in Virchow und Holtzendorff Sammlung Serie IV, S. 25.

Ueber das für Hiero angefertigte Planetarium des Archimedes geht der Verf. viel zu kurz hinweg; seinem oben angeführten Grundsatz getreu sagt er I. S. 57: wir besitzen darüber nur zwei Aeusserungen der Dichter Ovid und Claudian, denen wir eine gründliche Kenntniss der Sache nicht zuschreiben dürfen. Hätte er die beiden Progr. Abhandl. von Schiek gekannt: Ueber die Himmelsgloben des Anaximander und Archimedes, Hanau 1843 und 1846, er hätte gründlicher diesen Gegenstand besprochen.

Das Verhältniss von Platon zu Philolaos hätte Verfasser I, 40 anders aufgefasst, hätte er berücksichtigt Simplic. Comm. ad Arist. de Coelo II, S. 120 oder von neueren Roudolf: Die astron. und kosmischen Anschauungen der ältern Zeit bis auf Arist. Neuss 1866. S. 15—19. Bei der Erdmessung des Eratosthenes finden wir nicht berücksichtigt Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde I, 259 f. und, den auch dieser unbeachtet liess, Abendroth, Darstellung und Kritik der ältesten Gradmessungen, Dresden, 1866, S. 19 f. Das Urtheil des Verfassers über Aratos I, 55 erinnert sehr an den Schluss des einseitigen Urtheils bei Quintil. inst. orat. X, 1, 55. Im ersten Bande S. 64 erwähnt Verfasser des Euripides; es fällt ihm aber nicht ein auf seine Vorliebe für astrono-

mische Kenntnisse einzugehen, und doch hatten der Schol. ad Alcest. 962 und Longin de subl. c. 15 darauf hingewiesen, der Schol. ad Phoen. V. 1 ohne weiteres eine Kenntniss der Ekliptik darin gefunden und Georg Hofmann in »Astron. der Griechen bis auf den Dichter Euripides und seine Zeitgenossen«, Triest 1865, ihm mehrere Seiten gewidmet. Bd. II, S. 450 bemerkt der Verfasser nur ganz kurz, dass bei Hiob und Homer Sternbilder erwähnt werden; bei Homer aber findet sich die einzige Stelle, in der sie vorkommen, in Ilias 18, und dies Buch schied schon Lachmann (Betrachtungen über Homers Ilias S. 80) von den andern. Sternbilder also fehlen auch bei Homer. Die Deutung der Sternbilder gibt er nach Ideler, er hätte aber neuere besonders mythologische und etymologische Forschungen dabei ausnutzen müssen. Es ist doch z. B. nicht anzunehmen, dass die der Natur und dem Leben der Thierwelt viel näher stehenden alten Bewohner Griechenlands den kurzgeschwänzten Bären als Sternbild mit unverhältnissmässig langem Schwanze sollten ausgestattet haben, ähnlich manchen modernen Dichtern, welche die Tanne auf einsamer Höhe trauern, den Löwen auf Giraffenrücken durch die Wüste reiten lassen. In der orientalischen Vorstellungsweise war wohl ein anderes Thier gemeint. Aber seltsamer Weise nannten die Irokesen zur Zeit der Entdeckung Amerikas dies Sternbild auch Okuari (Bär), vgl. Ausland 1873 S. 974: Das Sternbild des grossen Bären in Vergangenheit und Zukunft.

Ueber eine von Plutarch in seiner Schrift: De facie quae in orbe lunae appareat erwähnte Sonnenfinsterniss. Von Georg Hofmann. Programm des k. k. Gymnasiums in Triest. 1873. 8. 29 S.*)

Wenn gleich der Anfang dieser interessanten Plutarchischen Schrift verloren gegangen ist, so enthält das übrige doch so ziemlich alles, was die Alten über die Beschaffenheit des Mondes wussten oder vermutheten. Plutarch rühmt zwar seine mathematischen Studien (de εἰ delphico Cap. 7), ist überall des Lobes für Mathematik und Astronomie voll, aber astronomischen Fragen gegenüber bleibt er zu sehr Dilettant, um etwas anderes als eine Compilation fremder und manchmal unrichtig verstandener Meinungen

*) [Vergl. oben S. 325 f.] Anmerk. der Red.

bieten zu können. Bei aller Abhängigkeit jedoch von den Forschungen anderer und manchen einseitigen Urtheilen bleiben seine Werke doch immer eine Fundgrube des mannigfachsten Wissens, und gerade wegen solcher einzelnen Notizen ist auch diese Jugendarbeit Plutarchs den werthvollsten ihrer Art beizuzählen. Für unsere Schrift benutzte Plutarch besonders Aristarch von Samos und Hipparch; von wem aber die Angabe über die Entfernung des Mondes von der Erde, von allen ausserirdischen Dimensionen die genaueste, welche das Alterthum gefunden hat, herrührt, das sagt er uns nicht. Er spricht (Cap. 22) vom Durchmesser des Mondes und deutet den Weg an, auf dem die Alten zu diesen Zahlenwerthen gelangten. Diese Methode, die Zeit zu messen, welche der Mond bei einer totalen Verfinsterung braucht, um durch den Schattenkegel der Erde zu gehen, und durch welche sich bei wiederholten Beobachtungen ziemlich gute Resultate erzielen lassen, ist wenig bekannt und wird deshalb vom Verfasser genauer besprochen. Was Plutarch über die Entstehung von Sonnen- und Mondfinsternissen vorbringt, ist, vom Standpunkt des ptolemaeischen Systems betrachtet, meist richtig; dass er aber dem Aristoteles die Behauptung nachschreibt, Mondfinsternisse seien häufiger als Sonnenfinsternisse, ist ein Irrthum der Quellen, aus denen er schöpfte. Ebenso ist es mit der Angabe (cap. 20), dass von 465 Umläufen der ekliptischen Vollmonde 404 sechs Monate, die übrigen nur fünf Monate betragen. Cap. 21 spricht über die bei totalen Mondfinsternissen auftretenden Farben der verdunkelten Mondscheibe, Cap. 19 erwähnt schon der in neuester Zeit so fleissig beobachteten Corona. In diesem Capitel kommt auch die Stelle vor, welche den nächsten Anlass zu dieser Abhandlung gegeben hat: *ὅτι μὲν γὰρ οὐδὲν οὕτως τῶν περὶ τὸν ἥλιον γενομένων ὅμοιόν ἐστιν, ὡς ἔκλειψις ἡλίου δύσει κ. τ. λ.* Aus diesen Worten folgt, dass hier von einer totalen Sonnenfinsterniss die Rede, und dass der Beginn derselben in Griechenland bald nach Mittag beobachtet worden sei. Solche Anhaltpunkte genügen vollkommen, um über die Identität einer alten Finsterniss endgiltig urtheilen zu können. Durch eine langwierige und mühsame Rechnungsarbeit ist nun der Verfasser zu der Gewissheit gekommen, dass die von Plutarch gemeinte Finsterniss nur die vom 30. April 59 n. Chr. sein könne, weil bei ihr alle Umstände die obigen Bedingungen in einer Weise erfüllen, die nicht besser gewünscht werden kann.

Weder bei Petavius noch bei Zech noch bei den Herausgebern dieser plutarchischen Schrift ist über das Datum dieser Sonnenfinsterniss die geringste Notiz zu finden. Diese Finsterniss ist dieselbe, von welcher Tacitus (annal. XIV 12) und Cassius Dio (LXVII, 16) gelegentlich der Ermordung Agrippinas erzählen, und die nach Plinius (h. n. II 70) auch in Armenien beobachtet worden ist. Nach diesen Stellen hatten sie schon Petavius und Zech untersucht, doch nur für Campanien und Armenien, wo sie nur partial war, berechnet, ohne sich um die Curve der Centralität weiter zu bekümmern. Die Untersuchung in dieser Abhandlung liefert den Beweis, dass dies die dritte von obigen Autoren völlig unabhängige Erwähnung einer und derselben Sonnenfinsterniss ist, was bei keiner andern aus dem Alterthum überlieferten mehr der Fall ist. Von Seite 15 an wird sodann unter genauester Berücksichtigung aller Stellen bis Seite 29 untersucht, wie sich die gewöhnlichen Angaben über das Leben des Plutarch zu den Ergebnissen dieser Rechnungen verhalten. Wir können für ihn kein bestimmtes Geburtsjahr angeben; das willkürlich angenommene Jahr 50 ist es nicht gewesen; der Wahrheit wird man jedenfalls näher kommen, wenn man um 10 Jahre zurückgeht. Das letzte feststehende Datum im Leben des Plutarch ist wohl der Feldzug des Trajan nach Dacien in den ersten Jahren des 2. Jahrhunderts. Unzweifelhaft ausgesprochen ist jedoch in seinen Schriften kein späteres als der Tod des Domitian am 18. September 96.

Klinkerfues über einen glänzenden Sternschnuppenfall aus dem Jahre 524 p. Chr. in Göttinger Nachrichten 1873 No. 10.

Veranlassung zu dieser Abhandlung gab Theophanes Chronographia ad a. 524 S. 286 der Bonner Ausgabe der Scriptt. hist. Byz. über *ἀστέρων δρόμος πολύς* und Michael Glykas Annal. pars 4 p. 500 der Bonner Ausgabe.

Histoire de la Géographie et des Découvertes Géographiques depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours par M. Vivien de Saint-Martin. Accompagné d'un Atlas historique en douze feuilles. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1873. 8. 615 S.

Da Untersuchungen über die sogenannten alten Geographen nicht minder in das astronomische, geologische, naturhistorische

Gebiet gehören als in das speciell geographische, so können wir nicht unterlassen an dieser Stelle auf die ersten 220 Seiten dieses Werkes des bekannten Verfassers aufmerksam zu machen; die Ergebnisse seiner Forschungen über Herodot, Eratosthenes, Aristoteles, Strabon, Plinius, Ptolemaeos und alle andern hierher gehörigen Autoren sind zu wichtig, als dass sie nicht eindringliches Studium erfordern sollten.

Die astronomische Geographie der Griechen bis auf Eratosthenes. Von Oberlehrer Dr. H. W. Schäfer. Programm des Gymnasiums zu Flensburg. 1873. 4. 32 S.

Der erste Abschnitt behandelt die Himmelsbeobachtungen der vorgriechischen Zeit, der Chinesen, Inder, Babylonier und Aegypter und endet mit den seltsamen Anschauungen vom goldnen Zeitalter der Wissenschaften, wie es bekanntlich Letronne (Analyse critique des représentations zodiacales de Dendéra et d'Esné) in den Mémoires de l'Institut XVI 2, S. 106 so treffend charakterisirt hat. Der kurze zweite Abschnitt bespricht die mythischen Anschauungen des hellenischen Volksglaubens und wie beim Beginn des Mittelalters man zu diesen Anschauungen wieder zurückkehrte. Der dritte Abschnitt von S. 9—23 hat die speculativen Behauptungen der Philosophen zum Vorwurf. Ausführlich und mit vollständigem Literaturnachweis und erklärenden Noten bespricht der Verfasser zuerst die Kosmologieen der vorsokratischen Zeit und dann Sokrates und Platon. Der vierte Abschnitt führt uns auf die wissenschaftlichen Forschungen der Mathematiker, besonders des Eudoxos, Aristoteles, Dikaearchos, Timocharis, Aristyllus, Eukleides und Archimedes. Mit dem umfangreichen geographischen Werke des Eratosthenes, seiner verbesserten Erdkarte, seiner berühmten Gradmessung, welche die Ausgangspunkte für die weitere Entwickelung der astronomischen Geographie wurden, beschliesst der Verfasser seine lehrreiche mit Lust, Liebe und Verständniss geschriebene Abhandlung. An sie würde sich aus Müllenhoff's deutscher Alterthumskunde der Abshnitt über die Erdmessung des Eratosthenes anschliessen. Die darin S. 273 aufgestellte Behauptung, dass Eratosthenes auch eine Gradmessung zwischen Meroe und Syene ausgeführt habe, hält Verfasser für unbeweisbar und höchst unwahrscheinlich.

II. Physik.

Deux morceaux inédits de Georges Pachymère sur l'arc-en-ciel par Ch. Émile Ruelle. Prix: 1 franc 50 c. Paris. Adolphe Labitte, Libraire. 1873. (Extrait de l'Annuaire de l'Association pour l'encouragement des études grecques en France. — Année 1873).

Der Verfasser obiger Abhandlung von 32 Seiten ist dem Publikum schon vortheilhaft bekannt durch folgende Schriften: Étude sur un passage d'Aristote relatif à la Mécanique (Revue archéologique 1857), Étude sur Aristoxène et son École (ibid. 1858), Les Cimmériens d'Homère (Revue de l'Orient 1859), Le philosophe Damascius (Revue archéologique 1860—1861), Les Éléments harmoniques d'Aristoxène. Ouvrage couronné par l'Association pour l'encouragement des études grecques. Paris 1870, Notice d'un Manuscript grec relatif à la musique, qui a péri pendant le bombardement de Strasbourg (Compte-rendu de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 1871). Er fand in dem Manuscript No. 2450 der Bibliothéque Nationale unter Werken von Nikomachos, Theon Smyrnaeos, Ptolemaeos, Porphyrios, Proklos und Theophrastos als drittes die Abhandlung über den Regenbogen von Georgios Pachymeres und schloss, weil sie unter dessen Namen in Fabricius Bibl. Graeca nicht angeführt war, aus der grossen Aehnlichkeit mit Arist. Meteor. III anfänglich auf ein Bruchstück einer zweiten Recension dieses aristotelischen Werkes, wie es aus Stobaeos (eclog. phys. 1, 42) und Seneca (quaest. nat. 7, 5, 3) schon J. L. Ideler (praef. ad Meteor. S. XII) gefolgert hatte. Eine genauere Einsicht jedoch ergab, dass wir es hier mit einem Werke des Georgios Pachymeres zu thun haben. Der Verfasser führt auf den nächsten Seiten sodann die Werke des Georgios Pachymeres auf, die edirten, nicht edirten, verlornen und supponirten. In einer Anmerkung auf S. 13 bildet ein längeres Citat aus Kaemtz Meteorologie die Einleitung zu der demnächst angeführten Stelle aus Aristoteles. Dass Ruelle dann sogleich über Alhazen spricht, ist völlig gerechtfertigt; denn trotz seiner weitläufigen Besprechung des Regenbogens sind wir durch Seneca in der Erklärung dieser Erscheinung doch nicht um einen Schritt weiter gekommen, und seit der Aufstellung der zwei Grundgesetze bei Ptolemaeos schlummerten die Untersuchungen über Optik, bis Alhazen sie wieder

aufnahm. Der Pole Ciołek (lat. Vitellio oder Vitello) gab auf 474 enggedruckten Folioseiten ausser einer lichtvolleren und geordneteren Darstellung der Lehre des schwer verständlichen Alhazen auch ausführlich alles, was Ptolemaeos und Euklid hierüber enthalten. Ruelle führt von diesem Werke aber nur die Ausgabe von 1572 an, und doch ist die erste Ausgabe, welche Georgius Tanstetter 1535 veranstaltete, wichtig wegen der Inschrift desselben und wegen der Widmung an Wilhelm de Morbeta oder Morbeka. Von neueren historischen Untersuchungen über den Regenbogen vermissen wir ausser Mädler, Geschichte der Himmelskunde II 320 u. a. Kunze, Zur Geschichte der Theorie des Regenbogens. Programm. Eisenach 1870 und die lichtvolle mathematische Abhandlung des Prof. Kolomann Resch, Wien 1869. In dem nun folgenden Texte des Aristoteles (Meteor. III 5. S. 375ᵇ 16—29 ed. Bk.) sind von neueren Lesarten unberücksichtigt geblieben l. 24 *ὑπὸ* für *ἐπὶ τὴν*, l. 27 *τὸ* om. ε, l. 28 *ὑπὲρ γῆς* für *γῆν* (vgl. Eucken, Sprachgebrauch des Aristoteles über Praepositionen, S. 48). Der vier Seiten langen Paraphrase des G. Pachymeres folgt dann eine gute, erklärende Uebersetzung, und ebenso für die zweite aristotelische Stelle (Meteor. III, 5, S. 376ᵇ 12—22 Bk.) die Paraphrase von einer Seite nebst Uebersetzung. *ἐπιχειλόω* und *ἐπιχειλίς* werden richtig erklärt in der Anmerkung auf S. 30 und ebenso *ἐπεντράνησις* für das bekanntere *ἐπεντράνισις*. Den Schluss der lehrreichen Abhandlung bilden zehn den Manuscripten entnommene mathematische Figuren auf drei Tafeln.

Sandreczki, Ueber die Nacht- und Feuer-Telegraphie der alten Griechen, in Globus 1873. Bd. 24. No. 18. S. 278—281 mit 2 Abbildungen.

Der reine, nur selten durch Nebel verdüsterte Himmel Griechenland's, meint der Verfasser, war für diese Art von Telegraphie besonders günstig, und Polybios, der selbst in diese Kunst mit Erfolg eingriff und wohl schon bei den Hirtenvölkern seiner Heimath Beobachtungen angestellt hatte, gibt darüber genauen Aufschluss. Sodann liefert der Verfasser eine wörtliche Uebersetzung des betreffenden Abschnittes über *πυρσεία* X, 42 f. mit guten Erklärungen und zwei recht instructiven Abbildungen des ganzen Apparates. Ohne Wiedergabe dieser Abbildungen ist ein speciellerer Auszug nicht möglich.

In der Abhandlung über

Sprengmittel und deren Anwendung auf Torpedo's von Dr. Schellbach, Programm der Andreas-Schule, Berlin 1873

finden sich auf den ersten zwei Seiten einige historische Notizen über Erfindung und Alter des Schiesspulvers, über eine Stelle in Philostratos Leben des Apoll. Tyan. über den sogenannten Marcus Graecus, den Kallinikos, die aber unmittelbar oder durch einige Media entnommen sind aus Beckmann's Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen Bd. V S. 569 f. und deshalb hier als selbständige Forschungen nicht weiter beachtet zu werden brauchen.

III. Geologie.

Die geologischen Anschauungen des Philosophen Seneca von Dr. Nehring. Programm des Gymnasiums zu Wolfenbüttel, Ostern 1873. 4. 40 S.*)

Die als Motto seiner Abhandlung vorgesetzte Sentenz aus Seneca (nat. quaest. VII, 30, 5): Multa uenientis aeui populus ignota nobis sciet. Multa seculis tunc futuris, cum memoria nostri exoleuerit, reseruantur führt der Verfasser in der Einleitung weiter aus. Die Leistungen des Alterthums in den Naturwissenschaften würden uns noch bedeutender erscheinen, wenn nicht gerade die naturwissenschaftlichen Schriften wegen der Vernachlässigung, welche sie im Mittelalter erfahren haben, meistens sehr unvollständig auf uns gekommen wären. Das Mittelalter war am wenigsten dazu angethan, die Naturwissenschaften weiter zu fördern. Viele wissenschaftliche Resultate, welche die Alten auf dem Gebiete der Astronomie, Geographie, Geologie u. s. w. längst errungen hatten, gingen wieder vollständig verloren. Unter denen, welche nach dem Wiedererwachen der classischen Studien mit Vorliebe der Geologie sich zuwandten, ragt besonders Georg Agricola hervor. Auch die Nachfolger Agricola's verschmähten nicht zu den antiken Quellen hinabzusteigen. Humboldt's Hinweisungen im Kosmos I 443 auf die Leistungen der Alten sind zu zerstreut, als dass man dadurch ein vollständiges Bild von den geologischen Kenntnissen der Alten gewinnen könnte, im zweiten Bande (S. 170 f.)

*) [Vergl. oben S. 197 f.] Anmerk. der Red.

aber die zusammenhängende Schilderung über die Naturforschung der Alten zu allgemein gehalten, die geologischen Anschauungen nur nebenbei berücksichtigt. Aehnlich steht es mit den Schallerschen Briefen über diese Abschnitte des Kosmos. In dem gediegenen Werke K. E. A. von Hoff's, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche, sind viele Belegstellen aus alten Autoren, die sich auf geologische Phänomene beziehen, angeführt, aber wir gewinnen daraus kein zusammenhängendes Bild von den geologischen Anschauungen eines einzelnen Schriftstellers, weil die Stellen nach anderen Gesichtspunkten geordnet wurden. Für die wichtigsten griechischen Autoren genügt allenfalls Fr. Hoffmann's Geschichte der Geognosie S. 25—33, aber Lucretius und Seneca sind fast gar nicht berücksichtigt. Von den verschiedenen Ausgaben des Seneca ist nach der Ruhkopfschen die Kölersche die einzige, welche den Inhalt der Nat. Quaest. mit Liebe und Verständniss vom Standpunkt der Naturwissenschaften in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts behandelt. Plerique omnes in Nat. Quaest. minore cura uersati esse uidentur, argumenti credo natura deterriti (Hase Vol. II praef. V).

Von Seite 13 an beschäftigt sich der Verfasser mit grosser Umsicht und gewissenhafter Benutzung des vorhandenen Materials vorzugsweise mit dem dritten und sechsten Buche Seneca's; er bespricht die Vorboten der Erdbeben, die Haupterscheinungen und Wirkungen, die Eintheilung der Erdbeben, Verbreitung, Dauer, Häufigkeit, Ursachen derselben. Die Alten haben sich besonders mit der dynamischen Geologie beschäftigt; Seneca scheint neben Strabo die gründlichsten Beobachtungen über Erdbeben gemacht und die richtigsten Schlüsse daraus gezogen zu haben, er lebt der Hoffnung (VII, 25, 4): ueniet tempus, quo ista, quae nunc latent, in lucem dies extrahat et longioris aeui diligentia.

Zum Schluss können wir nicht umhin zu wünschen, dass der Verfasser recht bald mit dem zweiten Theile, Seneca's Beobachtungen und Untersuchungen über die Vulkane und über die Thätigkeit des Wassers auf der Erde, das philologische und naturwissenschaftliche Publikum beschenken möge.

Anlässlich der Sturmflut in der Ostsee las Prof. Haakh (Sitzung der württemb. Ges. für Anthropologie u. s. w. vom 28. Decbr. 1872) über alle ihm bekannten zahlreichen Besprechungen der von

Strabon (VII S. 292) für mythisch erklärten Sturmflut, welche den Anstoss gab, dass die Cimbern ihre Wohnsitze verliessen und sich über Europa verbreiteten. (Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte No. 2. Februar 1873).

Der Timaeus wurde im Alterthum als Naturwunder angestaunt; wir brauchen nur Vergil Aen. I, 244 f. und Eclog. VIII 6 mit den Erklärern nachzuschlagen. Schon vor mehr als 20 Jahren wurde in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift 1851 Heft 3 S. 62 über den Karst eine im ganzen befriedigende Erklärung vom naturhistorischem Standpunkte aus gegeben. In dem neuen Werke von

C. Frhr. v. Czörnig: Das Land Görz und Gradisca. Geographisch-statistisch-historisch dargestellt. 8. 1010 S. mit 1 Karte. Wien, Braumüller 1873. 8 Thlr.

werden aber besonders eingehend die merkwürdigen Veränderungen im Laufe des Flusses und in der Gestalt der Lagune erörtert und naturwissenschaftlich erklärt, weshalb wir uns erlauben die Philologen auf diese Schrift besonders aufmerksam zu machen. Die Tiefebene bei Görz und Gradisca zeigt trotz aller Zerstörungen und Stürme der Völkerwogen noch heute denselben lachenden Anblick, dieselbe unerschöpfliche Fruchtbarkeit, wie sie schon Herodian bewunderte und beschrieb.

Wiebel, Die Insel Kephalonia und die Meermühlen von Argostoli. Hamburg 1873.

Der Schwerpunkt und das Hauptverdienst dieser Abhandlung besteht darin, für das so überaus merkwürdige Phaenomen der Meermühlen eine einfache physicalische Erklärung gefunden zu haben, welche ausserdem den Reiz der Erscheinung noch erhöht.

Das Salz. Eine kultur-historische Studie von Victor Hehn. Berlin 1873. Gebr. Bornträger. Ed. Eggers. 8. 74 S. 12 Sgr.

Ebenbürtig reiht sich diese Abhandlung dem früheren Werke des Verf. »Kulturpflanzen u. Hausthiere« an. Im gleichen Maasse wie das Werkchen belehrend ist, regt es bei jedem neuen Lesen zu neuen Forschungen an. Zu den historischen Notizen über die uralte Salzfactorei im Salzkammergut stellen sich dem Leser unwillkürlich von natur-

historischer Seite die Schilderungen von Geisberger, Simony und besonders des Freiherrn von Sacken, von denen in: Wilhelm Baer, Der vorgeschichtliche Mensch S. 387—396 ein guter Auszug nebst Abbildungen sich findet. Salzmangel hat die stärksten Festen in die Hände des belagernden Feindes geliefert; durch Entziehung von Salz wurden im Mittelalter Gefangene qualvollem Tode entgegengeführt, wie man heut zu Tage durch eine süsse Tortur (Cedrat, Cacao, Zucker, Goyavapasteten) schon am vierten Tage die in der Kathedrale zu Cali eingesperrten Reichen zum Oeffnen ihrer Börsen zwang (vgl. Zeitschr. Globus 1874 Bd. XXVI S. 114). Der Inhalt der Schrift, nach Auslassung der zahlreichen Citate aus den alten Autoren, ist folgender: Mit der Entwicklung der Civilisation wurde der tägliche Genuss des Salzes um so unentbehrlicher; Salz und Brod gilt für die einfachste, gleichsam die Urspeise. Beides darf man keinem verweigern. Bald verwob sich hiermit der Begriff alter Sitte, Treue, Gastlichkeit, Freundschaft. Erklärung des sprichwörtlichen Scheffels Salz. Der Salzbund im Alten Testamente. Das so wohlthätig empfundene Naturprodukt erhielt das Prädikat *θεῖος*, ebenso das salinum. Das Salz ist heilsam; nihil esse utilius sale et sole. Belege für den Gebrauch bei den alten Aegyptern und Semiten, für ihre Bezugsquellen. Auch die über die Küsten und Inseln des westlichen Mittelmeers verbreiteten Libyer und Iberer machten vom Wüsten- und Lagunensalz zu ihrer Nahrung Gebrauch. Die Finnen haben die Namen für Salz erst von den Indogermanen und zwar den Slaven, also in später Zeit, erborgt. Aber in ihrem Ursitz am Bolur-Tagh wussten allen Anzeichen nach die Indogermanen noch nichts vom Salz, erst auf der Wanderung lernten sie es kennen. Parenthetisch wird hier ausführlich Plin. 31 (nicht wie gedruckt 41), 74 und 75 besprochen und die Bedeutungen von sal, *σάλος*, *ἅλς*, druska. Die alten Bewohner an der Nord- und Ostsee gewannen kümmerlich unreines Material durch eine Art roher Abdampfung, ähnlich die Hermunduren und Chatten. Die Celten waren diesen Völkern auch in der Salzgewinnung überlegen. Seite 40 beginnt die Geschichte des Salzes bei den Germanen und Erklärung des Wortes Halle, Seite 58 bei den europäischen Russen. Den Schluss bildet die Geschichte und der Name des eigentlichen Salzfisches, des Herings. Eine ausführliche Besprechung des Schriftchens findet sich im Ausland 1873. S. 409—414.

L'Océan des Anciens et les peuples préhistoriques par A. C. Moreau de Jonnès. Paris, librairie académique, 1873.

Mehr als ein Jongleur leisten kann, leistet der Verfasser. Die Mythologie der Aegypter, Griechen, Römer, Skandinavier u. a. wird auf geographische und historische Data zurückgeführt. Herodot, Homer, Strabon, Plinius, Diodor und die Geographi minores sind seine breite Grundlage, aber (S. 108) ils ne visitaient guère les lieux dont ils parlaient. Auf den Werth der Quellen kommt es nicht an. Den Trojanern kam die Amazonenkönigin Penthesileia zu Hülfe, Homer hat dies wichtige historische Factum vergessen, Vergil aber nicht. Auf Grund seiner historischen Autoritäten, des Josephus, des Propheten Ezechiel und des heiligen Hieronymus kommt der Verf. »avec pleine confiance« zu dem Schluss, dass im Kaukasus die Wohnsitze der Aegypter, Libyer, Aethiopier viele Jahrhunderte hindurch gewesen seien (S. 88). Sein »Océan des Anciens« mag ungefähr so ausgesehen haben, wie zur Zeit des Diluviums oder der ihm unmittelbar vorhergehenden Periode. S. 243 belehrt uns, dass zwischen der ogygischen Flut und der deukalionischen 248 Jahre verflossen, erstere ins Jahr 2576 vor Chr. falle. S. 57 beweist uns, dass die Pyramiden durch Umgestaltung kleiner Berge entstanden. S. 274 charakterisirt die »archéologues allemands« und zeigt dabei die chauvinistische Selbstüberhebung des Verfassers.

IV. Zoologie.

Histoire de la Zoologie depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours par Ferdinand Hoefer. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1873. 8. 412 S.

Das Buch ist gerade so angelegt wie die 1872 erschienene Geschichte der Botanik, Mineralogie und Geologie desselben Verfassers. Eigene Forschungen finden sich nicht darin. Das erste Capitel bis S. 43 handelt von den Hausthieren, und eine halbe bis anderthalb Seiten genügen, um ein Thier nach wenigen, zufällig erhaschten Notizen zu besprechen. Cap. II. bis S. 51 bespricht die Zoologie der Griechen, Aristoteles mit einbegriffen, Cap. III die der Römer, des Plinius, Aelian, Oppian und Athenaeus, Cap. IV

nimmt bis S. 152 verschiedene Notizen der Alten über die wilden Thiere auf, die natürlich ebenso kurz und oberflächlich als die Hausthiere behandelt werden. Das 2. Buch handelt vom Mittelalter, das 3. von der Neuzeit, zwar etwas ausführlicher, aber nicht gründlicher als das erste Buch.

Aristoteles Naturgeschichte der Thiere. Zehn Bücher. Deutsch von A. Karsch. Stuttgart. Krais & Hoffmann.

Bis jetzt ist erst das erste bis fünfte Buch erschienen, im Jahre 1873 so viel wir wissen nur ein Heft. Wenn wir ausnahmsweise dieser Uebersetzung hier erwähnen, so geschieht es besonders wegen der zahlreichen und recht gründlichen Anmerkungen. Auch hat der Verfasser manche ansprechende und von genauer Kenntniss des Aristoteles zeugende Emendationen den Anmerkungen eingestreut. Zu bedauern ist nur, dass die 1866 begonnene Uebersetzung so langsam vorschreitet.

Dr. A. Praetorius, Die Elephanten. Abhandl. in der Zeitschrift »Der Zoologische Garten«. 1873. S. 444 f.

Die Seite 448 gegebenen historischen Bemerkungen über Erwähnung der Elephanten bei den Klassikern sind unbedeutend, ebenso die Seite 452 über die indischen speciell. Die statistischen Nachrichten über Verbrauch des africanischen Elfenbeines von Homers Zeiten an sind entnommen aus Globus VI 32f. Seite 455f. womit die Abhandlung schliesst, enthalten einige historische Notizen über Elephas africanus.

M. v. Reitschütz. Studien zur Entwickelungs-Geschichte des Schafes. Ein Beitrag zur allgemeinen Culturgeschichte. Zweites Heft. Danzig. Kafemann. 1873. IV und 214 S. 8.

Von diesem Hefte, das die Germanen und ihr Schaf bis zur Entdeckung Amerikas behandelt, gehören nur die ersten zwanzig Seiten in diesen Bericht, und erwähnen wir das Werk nur deshalb, weil darin anders als in Müllenhoffs Alterthumskunde (d. h. nicht gut) Pytheas, die Cassiteriden und Britannien zu Cäesars Zeit besprochen werden.

Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen. Ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indogermanischen Urvolkes von Dr. Carl Pauli. Münden. 1873. 8. 21 S.

Gegen die Zurückführung der Indogermanen auf Asien hatte man geltend gomacht, dass in der Sprache der in Europa wohnenden indogermanischen Völker sich nicht die Spur eines Urnamens für die bedeutendsten asiatischen Raubthiere, Löwe uud Tiger (Benfey, Einleit. zu Fick, indogerm. Wb. [1] IX) fände. Dem Verfasser scheint diese Behauptung in Bezug auf den Löwen nicht haltbar, er stellt sich gegen Benfey (griech. W. L. II, 1), Geiger (Urspr. des Spr. I, 464) u. a. auf die Seite von Curtius (vergl. Grundzüge der griech. Etym. [4], S. 369). Die Wurzel liv (lu) »graugelb sein« hat sich sonst noch erhalten in lat. lūtum, lūror, lūridus (ob λευρός, λεῖος, lēvis?), in līvor, līveo, līvidus, in ob-līvio; wo aber eine Wortgruppe ihr evidentes Etymon findet, da ist auch ihre Heimat und deshalb eine Entlehnung aus den semitischen Sprachen (vergl. Hehn, Kulturpfl. [2], S. 61) nicht glaublich. Die Herausbildung eines Ausdrucks für den Löwen, so schliesst der Verfasser, fällt in eine Zeit, die der ersten Spaltung der Indogermanen weit vorausliegt. Es wäre Sache der Gegner nachzuweisen, sei es auf palaeontologischem, sei es auf historischem Wege, dass es in Podolien, Wolhynien, in Deutschland oder Frankreich Löwen gegeben zu einer Zeit, die ungefähr mit derjenigen stimmte, die man als die Zeit vor der ersten Trennung der Indogermanen anzusetzen hätte. — Referent bezweifelt, dass für die Urheimat hierdurch etwas gefolgert werden könne. Denn die Verbreitungszone des Löwen noch in historischer Zeit war so gross, wie sie von wenig andern Thieren nachgewiesen werden kann. Ausser meinen Notizen im Index Aristotelicus s. h. v. und Ritters Abhandlung in seiner Erdkunde verweise ich auf Cuvier (Hist. des sciences nat. I, 123 f.), Humboldt (Asien I, 82, II, 56), Carus (Gesch. der Zool. 41), Schmarda (Geogr. Verbreitung der Thiere I, 210), in denen ausführlich (und besser als bei Lenz) die Stellen der griechischen und römischen Schriftsteller besprochen sind, dann auf v. Martens und Weinland (Zool. Garten X, 309 f. und II, 175 f.). Dass winterliche Kälte und Schnee dem Löwen nicht hinderlich sind, bewies Jules Gérard in einem Briefe an Humboldt (Zeitschrift für

allg. Erdkunde, Berlin, III 42). Er kam in der Steinzeit in Deutschland vor (Höhle bei Blaubeuern, vergl. Bär, Der vorgeschichtliche Mensch S. 128), zur Zeit der Höhlenmenschen (Virchow und v. Holtzendorff Sammlung, Serie VII, S. 834), er verschwand hier wie aus einem grossen Theile Asiens (Zeitschr. f. allg. Erdkunde, neue Folge XII, 41. Zeitschr. d. Ges. für Erdkunde, Berlin, IX, Verhandlungen S. 35, 36). Zum Schluss wollen wir noch den Verf. verweisen auf Peschels Völkerkunde S. 545 f. und Diefenbach, Vorschule der Völkerkunde, Frankfurt, 1864, S. 334. Eine kurze Anzeige der Schrift findet sich Ausland 1873, S. 439.

Venantius Fortunatus schwerfällige und gedrechselte Verse sind reich an Kenntnissen, für die Culturgeschichte aber in vielen Beziehungen eine bedeutende Fundgrube.

Seine Verse:

> Ardennae an Vosagi cerui, caprae, helicis, ursi
> caede sagittifera sylua fragore tonat,
> seu validi bubali ferit inter cornua campum,
> nec mortem differt ursus, onager, aper

gaben Gérard zu gründlichen historischen Untersuchungen Veranlassung und aus dem

> Rapport sur les recherches de Mr. Gérard sur la faune historique des mammifères sauvages de l'Alsace, presenté à la société d'histoire naturelle de Colmar par M. Charles Grad in Bulletin de la soc. d'hist. de Colmar 12me et 14me année 1872 p. 224

gab Dr. Stricker in der Zeitschrift Zool. Garten, 1873, S. 423f. ein ausführliches Referat. Der Onager, welchen der Hausmeier von Austrasien jagte, ist nach der Ansicht des Verfassers und des Referenten das wilde Pferd. Die Riesenochsen der Vorwelt konnten dort nur leben als noch das Wasgaugebirge ein einziger wohnungsloser Waldstreifen war, wie das Jtinerarium Antonini und die Peutingersche Tafel es darstellt. Die Alten unterschieden die beiden Arten: 1. βόνασος (Aristoteles), bison (Seneca), jubatos bisontes (Plin. VIII 15), Wisent (Nibelungen). Bos priscus (Bojanus), Bos bison (Brandt). 2. Urus (Caesar b. g. VI, 28, Plin. Seneca), Bos primigenius (Bojanus), Auerochs (Brandt). Die Chronisten des Mittelalters,

sogar noch Cuvier, Lartet, Gervais haben beide Thiere mit einander verwechselt. Als bubalus bezeichnet Venantius Fortunatus den Ochsen, welchen Gogon jagte, so auch nennt Gregorius Turon. (hist. franc. X, 10) das Thier, wegen dessen unbefugter Erlegung im Wasgau-Walde ein Kämmerer des Königs Guntram gehangen und gesteinigt wurde.

Zur Geschichte des Haushuhns, von L. H. Jeitteles, Prof. in Salzburg. In: Zoologischer Garten, 1873, S. 55—63, 88 bis 97, 130—138.

Aus dieser lesenswerthen Abhandlung geben wir im folgenden nur das, was in diesen philologischen Jahresbericht gehört; wir übergehen, was darin in Anschluss an die epochemachenden Werke Darwins über Gallus-Arten der Tertiär-, der ältern und jüngern Quarternär-Zeit berichtet wird. In dem Abschnitte: »Darstellung des Haushuhns auf alten Sculpturen, Gemälden, Münzen« erwähnt Jeitteles nach dem sogenannten Harpyien-Monument der Akropolis von Xanthos eines dem ältesten Stil angehörigen zierlichen Skyphos im Wiener Antiken-Cabinet mit 2 Hähnen aus Aegina (Sacken und Kenner, Die Samml. des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes, Wien, 1866, S. 245). In demselben Cabinet ist eine edel stilisirte Schale alten Stils (also sicher älter als 432 v. Chr.) mit einer Darstellung von Hahn und Henne (Sacken und Kenner, S. 162. Laborde, description de la Coll. de Vases grecs de Mr. le comte de Lamberg, Paris, 1812, T. I, p. 83, vign. XVI) und eine Lekythos mit 2 Streithähnen aus derselben Periode (Sacken und Kenner, S. 226. Laborde, I, 79, XV, II, 45, No. 36). In der Vasensammlung der kaiserlichen Eremitage zu Petersburg befinden sich 4 Vasen ältesten Stils (No. 180, 185, 186, 187) aus Nola mit Darstellungen von Hähnen (Stephani, I, S. 96, 98, 99), eine aus Campanien (5. Jahrh. v. Chr.), auf der ein fliehender Jüngling dargestellt ist, der einen Hahn in der Hand hält (Stephani, II, S. 199). Im Museum der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich ist ein griechisches Thongefäss, auf dem zwei um eine Schlange kämpfende Hähne dargestellt sind (nach briefl. Mittheilungen des Prof. Bursian etwa aus dem 5. Jahrh. v. Chr.).*)

---

*) [Das Gefäss, eine runde Lekythos mit schwarzen Figuren (mit aufgesetztem Braunroth) auf gelbem Grund, ist von dem Redacteur dieses Jahres-

Münzen von Himera mit einer Henne aus dem 6. Jahrh. v. Chr. in der Sammlung des Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur; daselbst auch eine Münze aus Selinus mit dem Flussgotte Hypsas und einem Hahn als Weihgeschenk, eine von Solus Siciliae mit einem Hahn und punischer Inschrift auf dem Revers (abgebildet in Berliner Blätter für Münz-, Siegel-, Wappenkunde, H. VIII, 1869, Tafel LIV, No. 17), eine Abbildung eines gegossenen Aes grave von Hatria mit einem Hahn. Die Münzsammlung der Stadtbibliothek in Zürich besitzt 3 aus dem 4. Jahrh. v. Chr. stammende süditalienische Klein-Bronzen mit sehr schönen Darstellungen hochbeiniger Hühner (Carelli, Numi veteris Italiae, Leipzig, 1850, Tafel 65 und 68; ebenda sind auch abgebildet Münzen mit Hühnern von Teanum). Dr. Heinrich Meyer in Zürich machte dem Verfasser die briefliche Mittheilung, dass der Kopf eines Hahnes auch als Militärzeichen auf Goldmünzen der Helvetier vorzukommen scheine. Hähne aus gebranntem Thon und aus Bronze aus römischen Gräbern der Umgebung von Trier befinden sich im dortigen Gymnasial-Museum. Das Baseler Museum besitzt aus den Ruinen von Augusta Rauracorum einen Hahn und eine Henne aus Bronze (Schmidt'sche Samml.), einen Hahn aus Bronze mit Stift (Haarnadel?) und ein ehernes Hahnbild. Reich an Hahn-Terracotten ist das Museum zu Salzburg (aus der keltisch-röm. Begräbnissstätte am Birglstein); ähnliche Hahnbilder, eben daher, aus »weisser, kreideartiger Masse« sind in den Sammlungen des k. Antiquariums in München (W. Christ und Lauth, Führer durch das k. Antiquarium in München, 1870, S. 81). In dem zweiten Abschnitte: »Erwähnung des Haushuhns in alten Schriftwerken«, vermissen wir die zahlreichen Stellen bei Fabricius Bibl. gr. ed. vet. aus Nicander, aus Athenaeus, der noch nie, weder zoologisch noch botanisch, genau untersucht ist, und aus den griechischen und römischen Aerzten. Bei Erwähnung der paleae bei Varro und Columella (die sogen. Glocken) vermissen wir die Erklärung von Michaelis (Die Paliken, Progamm des Vitzthumschen Gymnasiums. Dresden, 1856, S. 66). Curtius, Grundzüge der griech. Etym., S. 289, übergeht die Bedeutung gleichfalls. Zeuss Gram.

---

berichts im Jahre 1854 in Korinth erworben worden. Siehe »Die Antiken von Zürich«, beschrieben von Otto Benndorf, in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XVII, Heft 7, S. 153 (31), No. 319.] Anmerk. der Red.

Celtica (S. 1074 ed. Ebel) finden wir gleichfalls nicht citirt. Die nächsten Abschnitte über die Namen des Haushuhns in Mittel-Europa, seine Verbreitung in Africa etc. übergehen wir als ausserhalb des Bereiches dieses Berichtes liegend. Ausführliche Besprechung mit neuen Notizen auch im Ausland, 1873, S. 573 bis 576, 589 bis 594.

Geschichtliche Mittheilungen über den Handel mit Papageien und die Zähmung derselben in Europa bis zum Ende des Mittelalters von Dr. W. Stricker in der Zeitschrift: Zoologischer Garten, 1873, S. 266 f.

Nach dem geschichtlichen Ueberblick des bekannten Werkes von Otto Finsch: Die Papageien, 3 Bde., Leyden, 1867, und den historischen Notizen in der Isis von Oken, 1830, S. 832, nach Vigors im Zoological Journal, 1825, Bd. 2, Heft 5, S. 37 gab der Verfasser dieses Aufsatzes culturhistorische Mittheilungen über diese Vögel und Ergänzungen aus einigen andern Quellen. Nach ausführlicher Besprechung der aristotelichen Stelle (vgl. meine Notizen im Index Aristotelicus, S. 862[b], 48—56 und Zeitschr. Zool. Garten VI, 470), geht er zu Diodorus Siculus über und hält den dort (III 4) erwähnten Papagei für Palaeornis torquatus; auf ihn passe auch die Beschreibung bei Plinius: India hanc auem mittit uiridem toto corpore torque tantum miniato in ceruice distinctam. Unter den andern Stellen aus Aelian, Ovid, Perius, Martial, Apicius, Aelius Lampridius vermisst man das hübsche Gedicht bei Statius (silu. II, 4) und Fabricius, Bibl. Gr. II, 689 ed. vet.

Aristoteles (de generat. IV, 3, 770[a] 24) berichtet: *ἤδη δὲ καὶ ὄφις ὦπται δικέφαλος*, dem ich im Index Aristotelicus 550[a] 39 gegenüber stellte eine andere Stelle aus hist. an. V, 4, 550[b] 3 *οὕτω δὲ σφόδρα οἱ ὄφεις περιελίττονται ἀλλήλοις, ὥστε δοκεῖν ἑνὸς ὄφεως δικεφάλου εἶναι τὸ σῶμα ἅπαν.* Dass eine solche Missbildung bei Schlangen seltener, war auch der Beobachtung des Stagiriten nicht entgangen. In einer Abhandlung von

Dr. Dorner: Eine Kreuzotter mit 2 Köpfen, in der Zeitschrift Zoologischer Garten, 1873, S. 407 f.

wird dieser aristotelischen Stelle rühmend gedacht; Aldrovandi, Redi, Isid. Geoffrey führt der Verfasser als Beobachter ähnlicher Fälle auf.

Dr. W. Kobelt: Von den italienischen Muschelmärkten, Abhandlung in der Zeitschrift der Zoolog. Garten, 1873, S. 201f.

glaubt, dass die von den Römern so hochgeschätzte Cochlea maxima illyrica (Varro de re rustica III, 14) nicht die grosse Helix Pouzolzi aus Dalmatien sei, wie Cantraine behauptet, sondern die noch jetzt dort für einen Leckerbissen gehaltene, noch grössere Helix secernenda Rossm. — Für die essbaren Seeconchylien, die frutte di mare, ist Taranto ein klassischer Boden; schon Horaz spricht von den pectinibus patulis des molle Tarentum und meint damit ohne Zweifel die grosse Jacobskammmuschel, Pecten jacobaeus, die auch Ulysses von Salis als Leckerbissen rühmt. — In der Meerenge von Messina finden sich wegen des groben Kiesbodens und der heftigen und rasch wechselnden Strömungen nur wenig Conchylien. Aber in den beiden Salzseen, die am Eingange der Meerenge in der Nähe des Fischerdorfes Faro liegen, ist seit alten Zeiten die Wohnstätte der schöngefärbten Psammobia vespertina L., die zwar überall an den italienischen Küsten vorkommt, aber wohl nur hier häufig genug ist, um als regelmässiges Jagdobject zu dienen. Schon die Römer kannten diese Muschel aus den Lagunen am Cap Pelorum und schätzten sie wegen ihrer Farbenpracht und ihres Wohlgeschmacks. Hier ist also das merkwürdige Beispiel eines häufigen Lokalvorkommens, das sich schon über zwei Jahrtausende erhalten hat, obwohl durchaus nichts für ihre Hegung und Fortpflanzung geschieht.

Die von Aristoteles (de generat. I, 18, S. 724^{a}, 5) als Degeneration aufgefasste Erscheinung: *γίνεται δὲ καὶ οὐ κολοβὰ ἐκ κολοβῶν* (vergl. Lewes, Arist. übersetzt von Carus, S. 351), die autonomische Entwickelung, bestätigte Dr. Richarz in: vierte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. zu Wiesbaden 15.—17. September 1873, S. 41.

Zur Geschichte der Wörter: *ποντικοί* (vgl. *οἱ μύες οἱ Ποντικοί* Index Arist. S. 478^{b}, 29—37, Zeitschrift Zoolog. Garten VIII, 221), und *κάτα* vergl. Theodori Prodromi Catomyomachia ex rec. Rudolfi Hercheri, Leipzig 1873, welches sprachwichtige Werkchen V. Hehn in der neuen Auflage seiner Kulturpflanzen und

Hausthiere bei der Abhandlung über die Katze nicht berücksichtigt hat.

Die Homerischen Realien von Dr. E. Buchholz. Erster Band: Welt und Natur. Zweite Abtheilung: die drei Naturreiche (Homerische Zoologie, Botanik und Mineralogie). Voran geht eine Abhandlung über die homerische Naturanschauung. Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1873. 8. XII und 376 S.

Referent glaubt aus mehrfachem Nachschlagen und Gebrauch schliessen zu dürfen, dass das Buch eigentlich nur für Philologen geschrieben sei, obwohl doch andererseits die neuern bahnbrechenden etymologischen Werke nicht in den Kreis der Untersuchnng gezogen sind. Für die erste Abtheilung, der Mensch, hätten unserer Ansicht nach überall vornemlich benutzt werden sollen Daremberg's La médecine dans Homère und État de la médecine entre Homère et Hippocrate, ohne deren gründliches Studium wir uns nur einbilden zahlreiche Stellen im Homer zu verstehen. In den Abtheilungen über Thiere, Pflanzen, Mineralien hat der Verfasser gewiss unter den einzelnen Artikeln alles dahin gehörende vereinigt; aber wir vermissen, und das ist eben ein Hauptvorzug in den homerischen Citaten bei Victor Hehn, strenge Sonderung der verdächtigen Verse, Beachtung der einzelnen Bücher, Rücksicht auf die Lokalität. Wollten wir z. B., und der Vergleich hinkt wegen der Verfasser und der Zeit, nach unsern Notizen aus Göthes Werken (in 40 Bänden, Cotta) nur einfach aufführen, was er über die Nelke sagt, wann er das Wort gebraucht (1, 153, 248, 306. 6, 154. 20, 41. 24, 74. 36, 32, 44. 36, 56 f., 68, 89), oder über das Veilchen (1, 37, 92, 143, 153, 305. 2, 106, 342. 6, 81. 8, 92, 93. 34, 222), oder über den Löwen (2, 295. 4, 165, 228. 19, 403. 36, 247, 260, 300, 301, 316, 360, 361, 367), mehrt sich dadurch unsere Kenntniss dieses oder jenes Thieres oder Pflanze, wenn nur die Stellen an einander gereiht werden? Müsste nicht jede Stelle, in der *μύκης*, *σέλινον*, *πέπερι* bei Athenaeus vorkommt, genau nach Zeit und Ort geprüft werden? Der Verfasser hat gewiss anderes beabsichtigt, wir aber hätten gern in dem fleissigen Buche noch anderes gefunden.

V. Anthropologie.

Präsident Mantegazza las in der Decembersitzung der anthropologischen Gesellschaft in Florenz eine Abhandlung Niccolucci's über die anthropologischen Charactere der Latiner. Die schon öfter geäusserte Ansicht, dass die heutigen Römer ein heruntergekommener Stamm seien, ist nicht begründet, die Schädelform der jetzigen Bewohner Latiums ist in nichts von der der alten verschieden, die Charactere, welche die antiken Bildwerke der Römer zeigen, kommen im Ganzen auch noch den heutigen zu. Vergl. Ausland, 1873, S. 120.

Das alte Etrurien. Ausland, 1873, S. 454—458.

Wegen des eben erschienenen Werkes Corssens wollen wir auf diese Abhandlung aufmerksam machen, welche für das Factum, dass der Mensch in Italien mit ausgestorbenen Thierarten zusammenlebte und zwar vor den letzten Ausbrüchen der ausgebrannten Vulkane Latiums, aus anthropologischen neuern Werken und Zeitschriften das Erforderliche gesichtet zusammenstellt und ebenso über die verschiedenen Völkerstämme der Halbinsel.

Nach einem Programme von Dr. K. Eichhof zu Duisburg gab der Herausgeber vom Ausland, 1873, S. 511 f. historische Notizen über die Blutrache. Den Römern scheint sie fremd gewesen zu sein; sie wird sogar für dieselben ausdrücklich geleugnet von Cicero (pro Lig. 4, 11: externi isti mores usque ad sanguinem incitari odio aut leuium Graecorum aut immanium barbarorum). Bei Homer findet eine religiöse Mordsühne noch nicht statt; der Mord gilt nur für ein Verbrechen gegen die Menschen. Zuerst zeige sich das religiöse Moment in der Aethiopis des Kyklikers Arktinos von Milet. Dann folgt eine Erklärung der verschiedenen griechischen hierher gehörigen Wörter: *μασχαλίζειν*, *μίασμα*, *κάθαρσις*, *λύματα*, *πρόρρησις*, *ἀνάκρισις*. Mit Plato (leg. IX, 8) schliesst die Abhandlung. Plato hebt die Selbstrache gänzlich auf, legt die Vergeltung für Mord ganz in die Hände der Staatsgewalt. Das ist auch die höchste Beschränkung und Ueberwindung des rohen Naturtriebes der Blutrache, zu welcher sich das griechische Alterthum erhoben hat.

Mit dem bekannten Ausdrucke bei Aristoteles (Meteor. II, 9. Seite 369ᵃ, 32) *῞Ηφαιστον γελᾶν*, über den ausser Ideler zu dieser Stelle Lobeck Aglaoph. II, 895 und Brandis Handb. der Geschichte der Griech. Röm. Phil. III, 1, 121 nachzulesen sind, verglich äusserst treffend Felix Liebrecht (Zur Culturgeschichte, in Zeitschr. für Ethnologie B. V, 1873, S. 82) das Räthsel der südafricanischen Zulus (angeführt von Edw. B. Taylor, Die Anfänge der Cultur, S. 91): Errathet einen Mann, welchen die Menschen nicht gern lachen sehen, weil man weiss, dass sein Gelächter ein sehr grosses Uebel ist, welchem Jammer folgt und ein Ende der Freude.

Ausland, 1873, S. 939:

In den Scholien zu Pindar Ol. IX, 150 ed. Boeckh heisst es: *ἐν Ἐλευσῖνι ἄγεται τὰ Δημήτρια. τοῦτον δὲ πρῶτον ἀγώνων φασὶν εἶναι. μετὰ γὰρ τὸ εὑρεθῆναι τὸν Δημήτριον καρπὸν εὐρωστίας ἐπίδειξιν ἐπιδειξάμενοι ἠγωνίζοντο καὶ τετραποδιστὶ τοπάλαι περιπατοῦντες ἀνέστησαν καὶ δρόμον ἠγωνίζοντο.* Dies letzte hängt wahrscheinlich in irgend welcher Weise mit den eleusinischen Mysterien zusammen; es wurde gelehrt, wie die Menschen in Folge des Ackerbaues unter andern Fortschritten auch zum aufrechten Gange gekommen seien, eine im Munde der Hellenen gewiss merkwürdige Ansicht.

In einem Vortrage über das Zwergvolk der Akká im Innern Afrikas sprach Dr. Schweinfurth über die durch die Schöpfungen griechischer und römischer Poesie und Wissenschaft gehende geheimnissvolle Rede von Pygmaeenvölkern in diesem Welttheile; er erklärt die Wahrheit dieser Sage und dass schon Aristoteles ihre Wohnsitze richtig an die Quellen des Nils verlegte (vgl. Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin. B. VIII, S. 102).

Frederik Schiern, Prof. Ueber den Ursprung der Sage von den goldgrabenden Ameisen. Vortrag in der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften vom 2. December 1870. Aus den Verhandlungen der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften übersetzt. 8. 53 S. mit 1 Karte. Kopenhagen, Ursin (Leipzig, Alfred Lorentz) 1873.

Das bedeutende literarische Material über die goldgrabenden Ameisen stellt Schiern recht dankenswerth zusammen, sichtet

die verschiedenen Deutungen bei Herodot, Strabo, Plinius und Späteren und findet die Lösung dieser offenen Frage in Tibet; denn die Schilderung der vom Major Montgomerie ausgesandten Pandits von den Goldfeldern, den Goldgräbern, ihren Wohnungen und ihrer Lebensweise stimmt auffallend mit den Andeutungen der alten Schriftsteller überein. Fast alle scheinbar widersprechenden und widersinnigen Nachrichten erklärt der Verfasser in höchst scharfsinniger Weise. Unter den Ameisen wären seiner Ansicht nach die goldgrabenden Tibetaner selber zu verstehen, manches über sie ausgesagte bezöge sich auf ihre grossen Hunde. Vergl. Petermanns Geogr. Mittheilungen 1873, S. 396, Globus 1873 B. 24 S. 233—236. Ausland 1873, S. 765—769. Ueber einige Bemerkungen, welche Felix Liebrecht in der Zeitschr. für Ethnologie, Bd. VI, S. 100 f. giebt, wird der nächste Jahresbericht zu referiren haben. v. Bär in dem sogleich zu besprechenden Werke: Historische Fragen S. 216 deutet die Ameisen auf die Schädel des fossilen Nashorns, die man zuweilen in den Goldsanden findet.

Cuningham, Antiquities of India. London, 1873.

In diesem Werke, das eine Zusammenfassung der ausgedehnten Arbeiten ist, die die Lebensaufgabe dieses thätigen Forschers bildeten (vergl. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. V, S. 116) werden in Betreff der Ethnologie der Indo-Scythen folgende wichtige Sätze aufgestellt: The Dahae Scythians were essentially the same people as the Massagetae and Sacae Scythians. All three belonged to the widely spread race of Sus or Abars. The Sacae and Massagetae Scythians were the Sus of the Chinese, who occupied Sogdiana in 163 b. C. The Dahae, and specially the two tribes of Medi and Mandruceni, and Jatii or Zanthii, must have accompanied the Sacae and Massagetae on their forced migration to Ariana. The bulk of the Sacae or Sakas most probably remained in Ariana, and gave their name to the province of Sakastene, white the great body of the Dahae, or Medii and Jatii continued their march to the valley of the Indus, where they settled and gave their name to the colony of Indo-Scythia.

Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaften beantwortet von Dr. K. E. v. Baer, mit einem Kärtchen in Kupferstich und drei in den Text gedruckten Holzschnitten. St. Peters-

burg, 1873. Verlag der kais. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff. 8. XIV und 385 S. 3 Thlr.

Obiges Werk bildet den dritten Theil der: »Reden gehalten in wissensch. Versamml. und kl. Aufsätze vermischten Inhalts« des bekannten Nestors der russischen Gelehrten. Mit einem Grundsatze, der schon längst bei zahlreichen Emendationsversuchen in griechischen und römischen Autoren hätte beherzigt werden sollen, beginnt das Vorwort: »Wenn in irgend einem historischen Bericht naturhistorische Verhältnisse vorkommen, sollte man bei einer zweifelhaften Deutung auf diese naturhistorischen Angaben besonders Gewicht legen; denn die historischen Ueberlieferungen können von dem Berichterstatter falsch aufgefasst, ihm falsch hinterbracht oder sonst corrumpirt sein, und es giebt dann keine Möglichkeit, einen treuen Bericht des Vorgangs herzustellen. Er kann nur mit andern Berichten verglichen werden, und stimmen diese nicht mit ihm, so ist selten mit Sicherheit zu entscheiden, auf welcher Seite der Irrthum sich findet. Die Natur bleibt aber immer controllirbar. Ist in Bezug auf diese eine Angabe falsch, so ist wenigstens der Fehler erkennbar.« Als eins der bekanntesten Beispiele führt dann der Verf. die Erzählung bei Plinius (IX, 58, § 119sq.) an von den Perlen der Kleopatra, die in Essig sich sollten aufgelöst haben wie ein Stück Zucker im Kaffe. Wie K. Müllenhoff seine deutsche Alterthumskunde mit der Untersuchung über den Schwanengesang beginnt, so ist auch in diesem Buche die erste historische Frage die, was von den Nachrichten der Griechen über den Schwanengesang zu halten ist. Aus übergrosser Achtung vor den griechischen Autoritäten hatte J. H. Voss in seinen mythologischen Briefen 1794 alle Stellen sorgfältig zusammengetragen, welche den Schwanengesang verherrlichen und auch die andern, die ihn bespötteln wie Lucian und Aristophanes. J. H. Voss aber blieb zweifelhaft in seinem Urtheil; erst während der 2. Auflage der Briefe 1817 fragte er zwei Naturforscher nach dem, was jeder Landmann dort ihm hätte sagen können. Schon um 1650 hatte der dänische Naturforscher Bartholin einen Singschwan zergliedert und nachgewiesen, dass seine Luftröhre in das Brustbein hineinsteigt, was bei den gewöhnlichen Schwänen des westlichen Europa man nicht fand. Diese letztern sind die stummen Schwäne, Cygnus olor, mit rothem Schnabel und schwarzem Höcker auf

der Schnabelwurzel; der Singschwan, Cygnus musicus, hat einen vorn schwarzen hinten gelben Schnabel. Er bringt nur einen höhern und einen tiefern Ton hervor, und deshalb ist der Schwanengesang stets ein Concert von mehreren. Der Singschwan ist im höhern Norden der häufigere, ebenso in Ost-Europa und Sibirien, beim Beginn des Winters zieht er bis in unsere Gegenden, die aus Ost-Europa nach dem schwarzen Meere und auch nach Griechenland. Lindermayer (Die Vögel Griechenlands, Passau, 1860, S. 156) fand ihn brütend auf dem Kopais- und Likari-See, auf den Seen Euboeas und Akarnaniens. Dieses Factums ist weder bei Baer noch bei Müllenhof Erwähnung gethan; es fehlt auch in den meisten ornithologischen Handbüchern.

Zu der zweiten Frage, von S. 13—61, »wo ist der Schauplatz der Fahrten des Odysseus zu finden« gehört der Stahlstich, welcher die Fahrten veranschaulicht, und drei Holzschnitte: die Bucht von Balaklava, Gaëta, am Caput Lilybaeum.

Der Inhalt ist in der Kürze folgender: Der Geologe Dubois de Montpereux hatte S. 111, Bd. VI seiner Voyage autour du Caucase et en Crimée die Aeusserung gethan: Wenn ich eine Beschreibung der Bucht von Balaklava zu geben hätte, so würde ich kaum eine mehr wahre und mehr klare Schilderung derselben geben können, als die Schilderung im Homer (Odyss. X, 80—133) ist. Baer, der 1863 dort war, fand alle Angaben vollkommen zutreffend. Die Laestrygonen könnten nur hier gehaust haben; noch Strabo (VII, 4, 2) spräche so von den Skythen am *Συμβόλων λιμήν*. Die Bucht von Gaëta, wohin man später diese homerische Localität verlegt hat, habe einen 4 Meilen weiten Eingang; was wolle man da mit Steinwürfen ausrichten? wo bleibe die Felsmauer, über die Odysseus klettert? die Bucht von Marsala passe noch viel weniger (vgl. aber Schubring in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, IX, 380). Weil die Kirke eine Schwester des Aeetes, dieser aber in Mingrelien wohnte, so wäre ihre Insel auch dorthin zu verlegen; nur dort kämen so grosse Hirsche vor. Auch Dubois (Voyage III, 52—61) bestätige dies in allen Einzelheiten; der Hippos-Fluss bei Plin. u. Steph. v. Byz. sei der jetzige Zcheni-Zcheli (= Pferdefluss, vgl. S. 187). Aus den zahlreichen Schlammvulkanen auf beiden Seiten der Meerenge von Kertsch entnahm die Phantasie der Griechen die Bilder von den schwarzen Fluthen des Styx, Kokytos, Acheron, Pyriphlege-

thon. Der Asphodelus auf der Wiese, die Weiden und Pappeln sprechen gleichfalls für diese Gegend. In der Episode von den Sirenen ist so wenig Natur, dass man keinen Anhalt finden kann, sie irgend wohin zu versetzen. Die Irrfelsen liegen wahrscheinlich rechts zur Seite der Hauptströmung der Meerenge von Konstantinopel; in diese 5 Meilen lange Meerenge hat man auch wol die Sage von der Skylla und Charybdis zu verlegen. Thrinakia bei Homer wäre nicht Sicilien, was schon Völcker (Homerische Geographie S. 119) bewiesen, sondern wahrscheinlich Imbros. Der Schauplatz für das 10., 11., 12. Buch der Odyssee ist also Baers Ansicht nach das schware Meer (über diese Bücher vgl. Kirchhof, Die Composition der Odyssee, 1869). Schon Neumann, Die Hellenen im Skythenlande I, 336—338, fand die Nachweisungen von Dubois »sachlich« sehr treffend (anders natürlich bei Müllenhoff Deut. Alterthumsk. I, 46—58. Wegen der Kimmerier verweisen wir auf die musterhaften kritischen Untersuchungen des Baron de Belloguet im 4. Bande seiner Ethnogénie gauloise). Der dritte Abschnitt bespricht den Handelsweg, der im 5. Jahrhundert v. Chr. durch einen grossen Theil des jetzt russischen Gebietes ging. (Die Bemerkungen des Referenten stehen für diesen Abschnitt in Klammern). In Herodots 4. Buch sind nach Ansicht des Verfassers die naturhistorischen Angaben noch nicht richtig gedeutet, das Ziel des Weges, den der Handel nahm, deshalb auch nicht richtig erkannt. In Herodots Angabe über den Gerrus muss sich ein Missverständniss eingeschlichen haben, falls dort nicht eine sehr bedeutende geologische Veränderung vorgegangen ist. Auf der östlichen Seite des Borysthenes ist ἡ Ὑλαίη (vergl. Humboldts Reise in die Aeq. Geg. III, 270, Ausland 1872, S. 65). Früher war die Waldregion weiter ausgedehnt, vergl. den Bericht des Reisenden Rubruquis aus dem 12. Jahrhundert, Bergeron, voyage en Asie 1735, Rubruquis S. 27; davon spricht auch schon Constant. Porphyr. de administr. imp. S. 180 Bk.; für die Waldlosigkeit der Nordgestade des Pontus spricht aber als ältestes Zeugniss, dass in den Wäldern der Südküste der Krym keine Eichhörnchen vorkommen (vergl. Petermanns Geogr. Mittheil. 1874, S. 37). Das Gebiet der ackerbauenden Skythen ging bis an den Fluss Panticapes, jetzt Konskaja; der untere Theil des Gerrus ist der jetzige Molotschnaja. *Κρημνοί*, jetzt Taganrog; russisch nennt man solche Abstürze »Jar«; das

deutsche Wort »Klippe« giebt nicht den richtigen Begriff. Die Alten waren geneigt in höheren Breiten das östlich Gelegene nach Norden zu verrücken, weil es nach Osten immer kälter wird; daher hat auch noch bei Ptol. das Asowssche Meer seine Spitze nach Norden. In der Richtung nach NNO. von der Mündung des Don hat die südrussische Steppe ihre grösste Breite; sie durchschnitt der Handelsweg in 15 Tagereisen = 75 geogr. Meilen. Die Sauromaten (vergl. auch Cap. 110—117 und Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1874, S. 38, Ausland 1871, S. 723), die es bewohnten, sind mit den Sarmaten späterer Zeit identisch. Dass die Filiale der Griechen, Gelonos, im Lande der Budiner, nicht die von Herod. Cap. 108 angegebene Grösse gehabt haben könne, beweist der Verfasser S. 79 f. Die *λίμνη μεγάλη τε καὶ πολλὴ καὶ ἕλος καὶ κάλαμος περὶ αὐτὴν* Cap. 109 ed. Stein mit den Thieren darin kann nur bei Nishne-Nowgorod gewesen sein, wie geologische Untersuchungen verdeutlichen. Die waldreiche Gegend sind wol die Muromschen Wälder. Die Phtheirophagen erklärt v. Baer gerade so wie Ritter, Vorhalle Europ. Völk. S. 154, 459, 460 (vergl. meine Botanik der späteren Griechen S. 99, Oberdieck Etym. von Obstnamen Progr. Breslau 1866 S. 8, 17, 19); sie assen Zirbelnüsse, aber jene bei Strabon XI, 499 erwähnten genossen die Früchte einer Fichtenart, weil sie in engen Gebirgsschluchten wohnten. Ungefähr 40 Meilen hinter den Budinern wohnten die Thyssageten (vergl. Grimm Gesch. der deut. Spr. S. 156. Diefenbach Origines Europ. S. 84 f.), dann die Jyrken (Diefenbach S. 208); dann kam man zu einem Stammsitz der Skythen, dann zu den kahlköpfigen Argippaeern, wahrscheinlich mongolischen oder kalmückischen Priestern, die in einer Art Kloster, kalmück. Churul, wohnten; dann zu ziegenfüssigen Menschen, dann zu den sechsmonatlichen Schläfern (vgl. Müllenhoff, Deut. Alt. I, 5 und 493). Die Beschreibung des *ποντικόν* bei Herod. IV, 23 spricht nicht für Heerens Deutung in allen Punkten, für Prunus Padus; es passt in jeder Beziehung mehr auf Elaeagnus angustifolia, wie der Verfasser von S. 95 an ausführlich beweist. Deshalb stand diese Kolonie der Argippaeer vielleicht an den obern Zuflüssen des Syr-Darja (nicht am westl. Abhang des Ural, wie Bähr Herod. II, 430 neue Aufl. vermuthet). Die vorhin erwähnten Jyrken haben vielleicht Bezug auf das jetzige Jarkend im chin. Turkestan und sind vielleicht für ein tür-

kisches Volk zu halten (Ueber die Jagd der Jyrken mit Pferd und Hund vergl. Middendorffs Schilderung der Barabinskischen Steppe in Mém. de St. Pétersbourg, VII. Serie, Tom. XIV).

Aus dem vierten Abschnitte (S. 112–385) »wo ist das Salomonische Ophir zu suchen« können wir als hierher gehörig nur kurze Notizen geben.

Herod. 4, 42 über die Umschiffung Afrikas wird S. 132 und 144 eingehend besprochen; aber Junker, Die Umschiffung Libyens durch die Phoeniker Leipzig 1863 finden wir nicht berücksichtigt. Der Verfasser ist auch der Ansicht (vgl. Herod. 7, 89) dass die Phoenizier ursprünglich am erythraeischen Meer gewohnt, dann erst später nach der syrischen Küste Colonien entsendet hätten, S. 141, 325 f. — § 3 dieses Abschnittes behandelt, die von Ophir mitgebrachten Naturproducte (vergl. Vinson; Sur l'origine du mot thuki-im, »paons« de la Bible, in Revue de Linguistique par Hovelacque 1873 Tom. 6. Fasc. 2), § 4 wie viel Gold die Ophirfahrt heimbrachte und welchen Werth es hatte. Die meisten Ausleger hätten in der grossen Masse keine Schwierigkeiten gefunden und doch schienen sie fast unüberwindlich. Boeckh gab das Gewicht eines hebräischen kikkar zu 87½ Zollpfund, zieht man $^1/_{10}$ vom ganzen als Beimischung ab, so blieben 33,000 Zollpfund, wovon beim Schmelzen (in Russland im Verhältniss von 5 : 6) so viel verloren geht, dass 27,500 Zollpfund = 12,900,000 Thlr. bleiben. Durch Berücksichtigung der Untersuchungen von Brandis (Münz-, Maass- und Gewichtswesen in Vorder-Asien bis Alexander d. Gr. S. 97; vgl. Ewald, Eintheilung der babylonischen Mine in Sékel, Nachr. von der kgl. Ges. der Wissensch. in Göttingen 1873 No. 21, 22) würde sich diese Summe noch auf circa $^3/_5$ reduciren. § 5 beweist, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass das heimgebrachte Gold durch Handel erworben worden sei, dass man es durch eigene Gewinnung an seiner Lagerstätte erhalten habe. Die folgenden Paragraphen suchen zu beweisen, dass Ophir nicht in Spanien, nicht in Arabien gelegen haben könne (auch hierbei bleibt Junker's Abhandlung unberücksichtigt), auch nicht in Süd-ost-Africa (vgl. Mauch in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1872 S. 121 f.). Auch Alex. Cunninghams Ansicht (The ancient geography of India I 1871 S. 6 und 497—499), dass Ophir in Central-Indien gelegen, ist zu verwerfen. Mit Hülfe von Emmerson Tennent's Ceylon verlegt der Verfasser das älteste Tarsis der

Phoenizier nach Ceylon. (Tennent hat in diesem Werke I S. 332 und 334 auch das Sanscrit-Epos Ramayana mit Stellen aus Homer verglichen; die Episode mit der Kirke, mit den Sirenen sei so auffallend ähnlich erzählt, dass man kaum an einer Uebertragung zweifeln könnte, möge die Sage durch die Phoenizier von den Griechen nach Ceylon gebracht sein oder umgekehrt. Als Seitenstück wollen wir noch hinzufügen, dass H. Jacobi, De astrologiae indicae horâ appellatae originibus Bonn 1872, nachwies, dass die Beziehungen der indischen zu den griechischen Astrologen nicht durch Bekanntschaft mit den Werken derselben, sondern nur durch mündlichen Verkehr mit ihnen vermittelt zu denken sind.) § 15 gibt Beweise von uralten Handelsverbindungen der westlichen Welt mit der östlichen unter Berücksichtigung von Arrians Periplus, dann eine ausführliche Besprechung über das Zinn im Alterthum, seine Gewinnung, den Ort der Gewinnung, über die Cassiteriden (Müllenhoff, Deutsche Alterthumsk., nicht berücksichtigt). § 16 sucht zu beweisen, dass die Halbinsel Malakka (Malaga in Spanien darnach vielleicht benannt) nach ihren Naturverhältnissen den meisten Anspruch habe, das Hiram-Salomonische Ophir zu sein. Die Fahrt des Annius Plocamus wird wiederholt in die Untersuchung gezogen, ebenso die Angaben des Josephus, und schliesslich Beispiele aufgezählt, wie öfter sehr weite Reisen ohne Compass und mit geringen Mitteln gemacht worden seien.

VI. Medicin.

Wir beginnen diese Abtheilung mit der Erwähnung des letzten grösseren Werkes über Geschichte der Medicin, obgleich dasselbe eigentlich ausserhalb der Gränzen dieses Jahresberichts liegt:

Dunglison History of medicine from the earliest ages to the commencement of the 19. century, arranged and edited by Richard D. Philadelphia 1872.

Cap. 2 behandelt die Medicin der ältesten Griechen, Cap. 3 die der Römer bis Cato, Cap. 6 die Medicin der Skythen, Cap. 7 des Hippokrates und seiner Nachfolger, Aristoteles, Theophrast, die alexandrinische Medicin, die römische nach Cato bis Celsus, Aretaeus und Galen.

C. Pauckeri Emendationes in Plinio Valeriano. Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. Tome XIX. No. 1, S. 76—83.

Ueber diese medicinisch-diätetische Excerptensammlung aus verschiedenen Schriften stellten ausser Choulant, Geschichte und Literatur der älteren Medicin S. 218, 219, 430, in letzterer Zeit besonders E. Meyer, Geschichte der Botanik II S. 398f. und Rose, Anecdota graeca et graecolatina II S. 105f. Untersuchungen an. C. Paucker gibt auf den vorbezeichneten Seiten eine Reihe von Emendationen, wodurch der Text in vieler Beziehung lesbarer wird. Ob Otto Sperling's Commentar aus der Kopenhagener Bibliothek benutzt wurde habe ich nicht notirt gefunden.

Oeuvres d'Oribase, texte grec, en grande partie inédit, collationné sur les manuscrits, traduit pour la première fois en français, avec une introduction, des notes, des tables et des planches, par les docteurs Bussemaker et Ch. Daremberg. Tome cinquième. Paris, imprimé par autorisation du gouvernement à l'imprimerie nationale. MDCCCLXXIII. 8. VII et 956 S. Preis 4 Thlr.

Vielleicht ist bei keinem Schriftsteller aus dem Alterthume eine genaue Kenntniss der wichtigeren Ausgaben und Uebersetzungen nöthiger als gerade bei Oribasios, weil keine ihn bis jetzt ganz erhielt, immer nur ein Bruchstück nach dem andern, oft sogar nur in lateinischer Uebersetzung veröffentlicht wurde. Eine neue, sorgfältig nach den Handschriften gearbeitete Ausgabe erschien erst von diesen beiden gründlichen Kennern der alten Aerzte, aber leider in sehr grossen Zwischenräumen. Der erste Band wurde herausgegeben 1851, der zweite 1854, der dritte 1858, der vierte 1862. Die enggedruckten Noten nebst Scholien dieser 4 Bände, in jeder Beziehung eine wichtige Fundgrube für die Philologie, umfassen gegen 350 Seiten. Seit 1862 ruhte die Herausgabe; Bussemaker und Daremberg sind gestorben, hatten aber für die noch übrigen 2 Bände eine grosse Menge von Bemerkungen, Auszügen, Abschriften und Beschreibungen der Codices fast druckfertig hinterlassen.

Auf Veranlassung der Verleger, MM. J. B. Baillière et fils, sichtete sie M. Auguste Molinier und gab zum ersten Male grie-

chisch in diesem 5. Bande heraus die Synopsis, jenen von Oribasios für seinen Sohn Eustathios bestimmten Auszug aus den *συναγωγαὶ ἰατρικαί*, den er wahrscheinlich 20 Jahre später als die ärztlichen Sammlungen veröffentlichte, weil er ja, wie bekannt, erst nach der Rückkehr aus der Verbannung sich verheirathete. Auf die Synopsis folgen von Seite 557 an die Euporista ad Eunapium, gleichfalls zum ersten Male griechisch, in 4 Büchern bis S. 797; wo bestimmte Capitel, und das kommt ziemlich oft vor, mit den bebetreffenden aus der Synopsis oder Coll. med. völlig übereinstimmen, ist auf diese einfach verwiesen worden, Abweichungen irgend welcher Art aber wurden genau notirt. Von Seite 799 an beginnen in zwei Columnen die alten Uebersetzungen, welche auch den 6. Band ausfüllen werden; in diesem fünften sind 3 Bücher der Synopsis enthalten. Ueber das hohe Alter dieser Uebersetzungen gibt die Vorrede ausführlichen Bericht. Ganz abgesehen von den bedeutenden Bereicherungen für die Geschichte der Naturwissenschaften und besonders der Medicin ist auch dieser Band sehr ausgiebig für griechische Lexikologie; ich unterlasse Belege zu geben, weil bald nach Erscheinen des sechsten Bandes ich ein schon lange angefangenes ausführliches Lexicon zu Oribasios herauszugeben gedenke.

Diese alten lateinischen Uebersetzungen und Umschreibungen sind auch für die Lehre von der Aussprache der Vocale, für die regelmässige und unregelmässige Lautvertretung von ganz besonderer Bedeutung. Besonderheiten bekannterer Art, wie sie z. B. Zeuss, Gram. Celt. ed. Ebel S. XVI Anm. aufführt, übergehe ich; auf jeder Seite sind davon reichliche Sammlungen zu veranstalten. Von anderem zum Schlusse noch weniges: flevotomiae, flevotomus flevotomare S. 812 [a]22. 813 [a]10, 16, 21. vgl. Curtius, Grundzüge der griechischen Etym. 1873 S. 303. anc für hanc 800 [a]1 (das h fehlt oft bei diesem Pronomen) Curtius S. 672. hutilis, hutiliter, hutilissima 866, 21. 867, 8, 14. habundat, habundantius 811 [a]14, 821 [b]32. etadte (aetate) 801 [b]9. muccos, moccos 806, 21. epaferesin, apoferisis (*ἐπαφαιρέσεως*) 813 [a]24, [b]28. linogusten, lynugusteos (*λινοζώστεως*) 817 [a] 26, [b]25 vgl. Steph. Magnet. 13. B. Lobeck Paralip. 450. Fabr. Bibl. gr. ed. vet. XII 589. fycionia id est coloquenteda (*σικυωνία*) 818 [b] 3. itracoco ytropicis 819 [b] 2. frigdore, infrigdatoria 824 [a] 11. 866, 15. remaccinare 867, 18. galvanu (*χαλβάνης*) 866, 12. aer[v]us id est hervu, aerus (*ἐρεγμός*) 891 [a]19, [b]14.

Dr. Friedr. Wilh. Müller, Die venerischen Krankheiten im Alterthum. Quellenmässige Erörterungen zur Geschichte der Syphilis. Erlangen 1873. Enke. XVI, 148 S. 8.

Rosenbaum (Die Lustseuche im Alterthum, Halle 1849 S. 341) hatte schon mit vielem Scharfsinn die Stelle bei Hippocr. (Aphor. IV 82) *ὁκόσοισιν ἐν τῇ οὐρήθρῃ φύματα φύεται, τουτέοισι διαπυήσαντος καὶ ἐκραγέντος λύσις*, von der Celsus (II 8) eine genaue Uebersetzung gibt, auf die Blennorhagie bezogen, Littré (Bemerkungen über die Syphilis im 13. Jahrhundert in Janus Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin I 1846, S. 585—598) stimmte ihm darin vollkommen bei und verglich noch aus den Praenotiones coacae (V 463) die Stelle über *φῦμα περὶ τὴν κύστην*. So ist auch wohl ohne Zweifel die Dysurie auf den Tripper zu beziehen, die Cicero (ad familiares 7, 26) mit der aus der Schwelgerei hervorgegangenen Ruhr zusammenstellt und die der ekelhaftesten Unmässigkeit zugeschrieben wurde. In obigem Werke hat nun der sehr belesene Verfasser sich gegen die von Simon und Geigel vertretene Ansicht sehr bestimmt ausgesprochen und aus zahlreichen Stellen nachgewiesen, dass die Meinung, die Syphilis sei erst mit dem Jahre 1495 in Europa aufgetreten, eine irrige sei.

Dr. Ackermann, Ueber die Ursachen epidemischer Krankheiten, in Sammlung gemeinverständl. wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff. VIII. Serie. Heft 177. Berlin 1873.

In »Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin, Berlin 1849« hatte Virchow S. 46 gesagt: »Lange Zeit hat das Gewaltige und Grässliche in den Erscheinungen der Seuchen die Geister gelähmt, und in dem vernichtenden Gefühl der Kraftlosigkeit hat sich der Sinn der Menschen zur Transcendenz gewandt«. So wird, erklärt der Verfasser obiger trefflich geschriebenen Abhandlung, in der Ilias Apollon der Bringer der Seuche, er vernichtet die Marpessa mit ihrer ganzen Nachkommenschaft, er erlegt mit seiner Schwester Artemis die blühende Kinderschaar der Niobe. Bei Sophokles fleht der Chor den Apollon Lykeios an, die Pest von Theben zu wenden; bei der athenischen Pest hiess das delphische Orakel die Kleonaeer einen Bock dem aufgehenden Helios opfern (Welcker, Griechische Götterlehre I, S. 539), ein Ora-

kelspruch die Athener die dem Apollon geheiligte Insel sühnen (Thukyd. III 104). Im Verlauf der Abhandlung wird sodann die Beschreibung der Seuche bei Thukydides und Diodor genauer erörtert. Referent erlaubt sich am Schluss dieser Anzeige auf eine etwas ältere Abhandlung aufmerksam zu machen: Ueber die in Attika zur Zeit des peloponnesischen Krieges herrschende Pest, von Dr. Landsberg, in Janus, Central-Magazin für Geschichte der Medicin. Bd. II S. 257, weil sie, selbst streng philologisch gehalten, von Philologen zur Erklärung des Thukydides noch nie durchgehends benutzt wurde.

Index scholarum hibernarum publ. et priv. in uniuersitate lit. Jenensi 1873 — 1874 habendarum. Praemissum est fragmentum medicum graecum a Conrado Bursian editum. 4. 14 P.

Blatt 17 des Codex Lipsiensis No. 175 enthält uaria praecepta ad artem medendi pertinentia. Zu dem Satze des Verf.: »quamuis autem mihi persuasum sit fore ut gratiosus medicorum ordo omnia haec praecepta flocci non faciat, tamen ea in usum et eorum hominum qui linguam uolgarem Graecorum neglegendam non esse existimant et eorum qui uel ineptissimas uolgi opiniones cognitione non omnino indignas esse censent, quantum fieri potuit emendata e codicis tenebris in lucem proferre uisum est« können wir aber mit bestem Fug und Recht hinzufügen, dass auch für die Geschichte der Botanik recht Werthvolles und manches Neue die wenigen Seiten des Textes, sehr Beachtenswerthes die 9 Seiten Erklärungen enthalten.

VII. Botanik.

Rheinisches Museum für Philologie. Neue Folge XXVIII 1873. Aelius Promotus — (Archigenes) von Erwin Rohde. S. 264 bis 290.

Nicht allein literarhistorisch wichtig ist diese Abhandlung, sondern auch für die betreffenden Abschnitte der Geschichte der Zoologie und besonders der Botanik von grosser Bedeutung. Einzelnes hier anzuführen ist nicht möglich, ohne dem Ganzen zu schaden.

Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Ein Versuch von M. J. Schleiden, Dr. Leipzig 1873. 8. VI und 322 S.

Bei den Worten des Horaz: mitte sectari, rosa quo locorum sera moretur wird gewiss niemand, der die Natur der Länder um das Mittelmeer kennt, die prosaische Erklärung Orelli's gutheissen können; auch der kann es nicht, der selbst ohne naturhistorische Kenntnisse die treffliche dritte Abhandlung Ernst Friedrich Wüstemann's in seinen Unterhaltungen aus der alten Welt für Garten- und Blumenfreunde, Gotha 1854, gründlich studirt hat. In noch höherem Grade wird obiges Werk des bekannten Verfassers gründlichere Kenntniss der alten Schriftsteller zumal der Dichter schaffen. Der Werth von Monographien solcher Art ist ein überaus grosser, fördernd nach den verschiedensten Richtungen hin. Der erste Abschnitt: Einleitung und Urzeit der Rose, schliesst mit der ältesten Kunde von der Rose bei den Griechen und der Rose im Volksmunde. Der zweite Abschnitt: das Alterthum und naiver Genuss, handelt von der Rose bei Griechen und Römern, der dritte über die römische Kaiserzeit und das Christenthum, der vierte von der Rose bei den Germanen (die anderen Abschnitte berühren diesen Jahresbericht nicht). Am Schluss eines jeden Abschnittes befinden sich ausführliche Anmerkungen und genaue literarische Nachweise oft von grossem Werthe. Wir können das mit grosser Liebe zur Sache geschriebene Werk nur aufs angelegentlichste empfehlen. Zum Schluss wollen wir noch verweisen auf H. Christ, Zur Rosenflora Italiens in Flora, redigirt von Singer 1873 No. 22 bis 24.

Kleine Beiträge zur lateinischen Lexicographie und Wortbildungslehre von C. Paucker in Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. Tom. XIX No. 2. S. 100 bis 112.

Aus diesen allen Philologen bekannten Beiträgen heben wir hier für die Botanik nur zwei Stellen heraus: calthula (demin. a caltha): [Fulg.] serm. 69 (solent infantuli coronam sibi facere ex floribus rubentem) et croceis calthulis innocua capita coronare. Es ist auch damit Calendula arvensis L. gemeint (vergl. Fraas, Synopsis S. 216 und meine Botanik der späteren Griechen S. 75),

aber nicht Caltha palustris, wie Heyer und Rossmann vermutheten im Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde No. 8, 9, 10. — diacalaminthes: Plin. Val. (A. S. 20), Dynam. II 38 ex ea (nepeta) fit antidotum, quod diacalamtis dicitur (sic calamtis pro calaminthe ib. »calamtis hoc est nepetae folia«, 37). Zu den von Fraas angeführten Stellen lässt sich noch hinzufügen: Fabr. Bibl. Gr. ed. vet. XII 612. Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale XXIII Paris 1872 S. 534. Schneider Nicandrea II, 9. Albertus magnus ed. Jessen S. 453. Lobeck Phryn. 458. Paralip. 373.

Histoire du chêne dans l'antiquité et dans la nature, ses applications à l'Industrie, aux Constructions navales, aux Sciences et aux Arts, etc. par A. Coutange, Pharmacien-Professeur de la Marine, Professeur d'histoire naturelle à l'école de médecine navale de Brest. Paris, Baillière et fils. 1873. 8. 555 S.

Wegen des Abschnittes »le chêne dans l'antiquité« brauchten wir in diesem Berichte das Buch nicht besonders aufzuführen, denn er ist im höchsten Grade mangelhaft; es finden sich aber an den verschiedensten Stellen so mannigfache Citate aus Griechen und Römern darin, so zahlreiche sprachliche und etymologische Bemerkungen, dass wir deshalb einiges zu notiren haben.

Der Verfasser stellt folgende sechs Wurzeln auf, die wir, mit einigen Umstellungen der Kürze halber, hier anführen.

I. Anglo-Saxon: ac.
davon: Swed. — ek.
Engl. — oak.
(Ossian) — erse.
Deutsch — eiche.
Holländ. — eiken.
Dän. — ege-tree.

II. Celtique: quer.
davon: Lat. — quercus.
quernus, casnus.[1])
Altfranz. — chesne, chaine.

---

[1]) Lepelletier will quercus ableiten vom Celt.: cuez oder Breton. gwez. Noch jetzt heisst Eichenwald in Frankreich: la forêt de Cuise. Eugène Fournier leitet es her vom sanskrit. arka, Nahrung.

Franz. — chêne.
Türk. — chascha[2]).
Ital. — quercia.
Berber. — kerou.
Span. — encina.
Armen. — gazni.
Portug. — carvalho.
Japan. — cacino-qui.

III. Sanscrit: dâru, dru.
davon: Griech. — δρῦς[3]).
Kimro-Breton. — deru, dero.
Kimro-Gall. — derw, dervennie[4]).
Gaël-Irland. — daire.
Gaël-Schott. — dair, dear.
Pers. — diracht[5]).
Russ. — dub.

IV. Celt.: rove[6]).
davon: Span. — roble.
Lat. — robur.

V. Dän. — ballut.
Arab. — beluth.

VI. Sanscrit: bhug.
davon: Pers. — buk.

Worauf ist breton. tann, plur. tannen Eiche zurückzuführen? tân breton. noch heutigen Tags = feu de bois. Von celt. tacuzen, grüne Eiche, kommt tauzin, Quercus toza (bei Nantes und Angers s. S. 71). Aus der ältern Abhandlung von Ahrens »δρῦς und seine Sippe« Hannover 1866, aus Heldreich Nutzpflanzen Griechenlands S. 16 f. und Curtius Grundzüge der griechischen Etymologie hätte der Verfasser leicht obige Tabelle vervollständigen und verbessern

---

2) kerasti S. 336.

3) Allgemein Baum, daher φελλόδρυς ähnlich wie unten deva — daru. Vgl. auch S. 486. Holzhauer in der Provence bezeichnen mit: drouis die Species: Quercus pseudo-suber.

4) Junger Baum.

5) Allgemein Baum, z. B. deva-daru, devdar Cypresse, jul — daru Aprikose, aze — diracht azederach nach Lajard; ähnlich heisst annamitisch der Baum cay, daraus cay-dé Eiche.

6) quer und rove vielleicht von einer sanskritischen Wurzel.

können. Ueber daur, daru, deru, derw, daurauch, deruce geben wir aus Zeuss Gramm. Celt. ed. Ebel die Hinweise, welche in seinen Indices fehlen: S. 7, 8, 68, 259, 261, 295, 296, 791, 850, 855, 1077.

Die folgenden Capitel behandeln kurz, aber nicht ohne französischen Geschmack, die Eiche bei den Juden und Griechen, bei den alten Galliern und Germanen, bei den (französischen) Dichtern, in Emblemen und Wappen. Aus dem bedeutend grösseren Abschnitte le chêne dans la nature nur noch folgende Bemerkungen: S. 76 heisst die Anmerkung: le mot charronnage vient du grec σάρον un des noms du chêne; les Druides étaient aussi désignés sous le nom de saronides (ähnlich S. 324). S. 86 Quercus ilex, chêne yeuse; le mot yeuse vient du celtique iw qui signifie vert. S. 324: le gui (Viscum sp.), appelé en kimrique gwydd ou wydd (c'est-à-dire plante par excellence). S. 335: In mehreren Sprachen kommen die Wörter für Schiffsbauholz her vom sanskrit. deru oder slavischem drev, so bulgarisch und wallachisch dereck, russisch derevo, polnisch drzewo; ähnlich illyrisch drjëvo, ungarisch dereck-hajo.

S. 90. Die bei Theophrast (h. pl. 3, 8, 2 ed. Wim.) erwähnte Eiche ἡμερίς hält Verfasser für die ballota Desf. Sollte es nicht eher, nach dem jetzigen Namen ἡμεράδι, Dalechampii Ten. sein?

Seite 95 bespricht die Verbreitung der Quercus coccifera in den Ländern am Mittelmeere, das Thier selbst, der Coccus infectorius des Plin. Theophr. Dioskor., wird behandelt S. 312f., 474, 504f. Die Anmerkung auf S. 412 über farnia, ischia, vera quercia, cerro würde ganz anders ausgefallen sein, hätte der Verfasser beachtet, was Anguillara in seinen Semplici über die italienischen Eichen S. 68 sagt.

In Ausland 1873 S. 637f. gibt Dr. Sandreczki ausführliche naturhistorische besonders botanische Skizzen über Pantelaria (Cosyra Plin. 3 § 92. 5 § 42), Lampedosa (Lopadusa Plin. ibid.) und Linosa.

Antike Landwirthschaft. Ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Archaeologie von Paul Oemler. Hamburg 1872. 59 S.

Wenngleich die Erforschung des wirthschaftlichen antiken Lebens sehr interessant ist, so ist doch die Zahl der Forscher auf

auf diesem Gebiete im Verhältniss zu den andern Seiten des antiken Lebens eine geringe. Seit den meisterhaften Leistungen Wilh. Roscher's (über die Landwirthschaft der ältesten Deutschen. 2. Auflage. Leipzig 1861) ist wenig nur auf dem noch immer sehr dunklem Gebiete geleistet worden; eben deshalb heben wir eine ausführliche und gründliche Besprechung obigen Werkes hervor, die im Ausland 1873. S. 293—297 sich findet. Vergl. eben daselbst S. 754.







